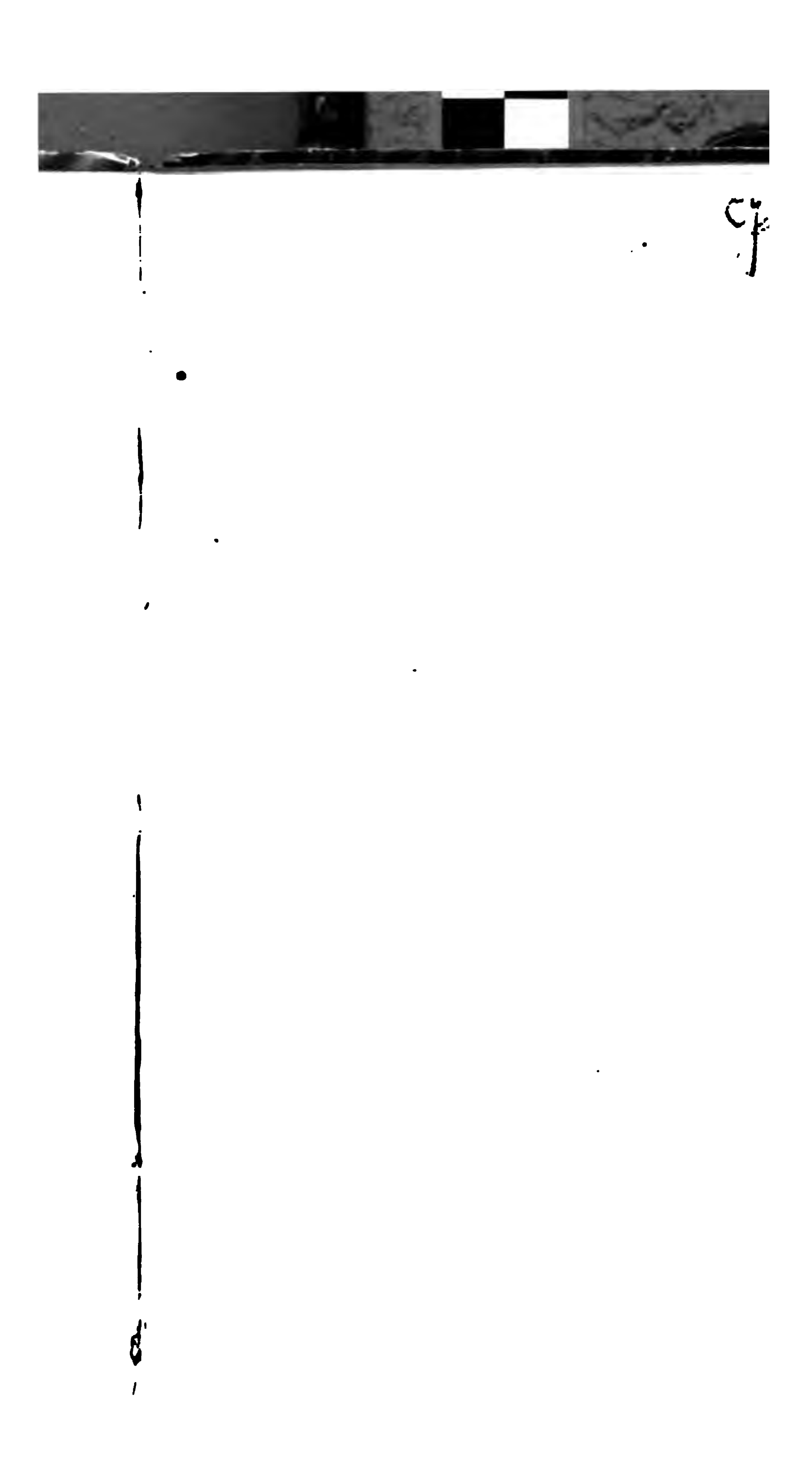

B 1,074,472









Historisch-politische Blätt

für das

katholische Deutsch

Des Jahrgangs 1851

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

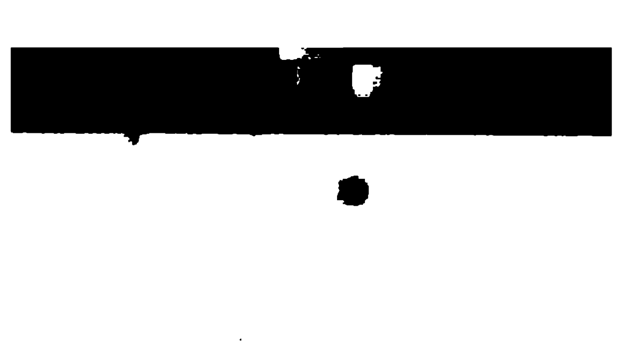
Guido Görres.



Achtundzwanzigster Band.

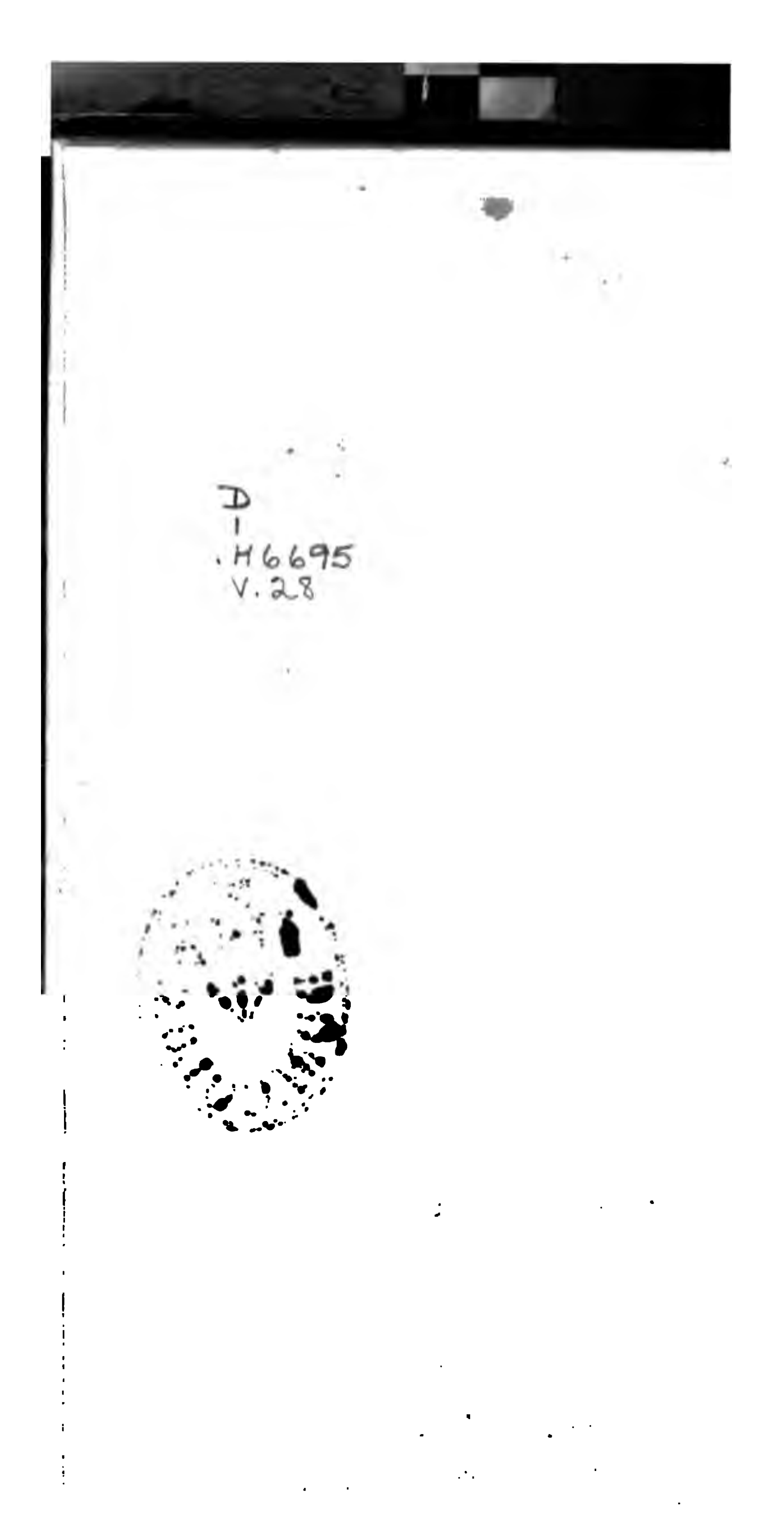
München, 1851.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



[redacted]

Inhaltsverzeichniß.



Inhaltsverzeichniß.

[redacted]

Seite

I.

Ueber den Geschichtsunterricht.

Einer der empfindlichsten Mängel in dem Unterrichtswesen unserer Zeit, die sich so viel auf ihre Intelligenz und Wissenschaftlichkeit zu Gute thut, ist die Art und Weise, wie an den verschiedenen Bildungsanstalten die Geschichte behandelt, oder vielmehr vernachlässigt wird. Kirche und Staat müssen aber beide wollen, daß ihre Diener die gegenwärtigen Zustände dadurch richtig beurtheilen lernen, daß ihnen eine hinlängliche Einsicht in deren Entstehung und Ausbildung verschafft werde. Dazu dient aber gerade die Geschichte, die in dem schönen Bunde der Wissenschaften ein vorzüglich wichtiges Glied bildet, so zwar, daß ohne sie kaum eine derselben bestehen kann. Sehr treffend ist in dieser Hinsicht eine Bemerkung, welche die in Leipzig erscheinende „akademische Monatschrift" bei Gelegenheit einer Anzeige von J. Grimms Vorlesung über „Schule, Universität, Akademie" macht; sie sagt: „Wir erinnern uns, wie einmal dem Bewunderer einer herrlichen Landschaft ein Opponent, der diese Bewunderung nicht theilen zu können versicherte, sagte: „„Um Gott, was wollt Ihr mit dieser Gegend? Nehmt die Berge, den Fluß

und die Vegetation hinweg, so bleibt von der ganzen Herrlichkeit nichts übrig!"" Eine Theologie ohne Kirchengeschichte, orientalische und classische Sprachstudien und Moral, eine Rechtswissenschaft ohne Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie — wären sie wirklich noch eine Wissenschaft? So gewiß jene Landschaft ohne Berge, Fluß und Vegetation keine Gegend, sondern ein Chaos wäre, so gewiß läßt sich eine theologische und juristische Wissenschaft nicht denken ohne Geschichte, Exegese und Philosophie; ja noch mehr, die Wissenschaft, die dann übrig bliebe, wäre gegenstandlos, wie ein Messer ohne Heft und Klinge." Wir glauben, daß dieß vorzugsweise auf den Mangel der Geschichte anwendbar ist; gerade daß es hieran so häufig fehlt, hängt aber mit sehr tief liegenden Ursachen zusammen, zunächst auch damit, daß der Staat die Kirche von dem Unterrichte verdrängt und die Schule fast ausschließlich in sein Bereich gezogen hat, so daß jene selbst an den ihr noch übrig gebliebenen Lehranstalten doch nur solche Lehrer haben kann, die selbst eine, von Staatswegen vorgeschriebene Bildung empfangen haben. Doch wir wollen von diesem Umstande ganz absehen, und vielmehr auf den allgemeinen Gesichtspunkt hindeuten, in welchem nahen und innigen Zusammenhange die Geschichte, als „die Zeugin der Zeiten, die Leuchte der Wahrheit, die Lehrmeisterin des Lebens, die Verkünderin des Alterthums" *), wie Cicero sie nennt, mit den göttlichen, dem Menschengeschlechte offenbarten Wahrheiten steht, die eben durch historische Ueberlieferung von Lehren und Thaten zu den ferneren Geschlechtern gelangen. Dieser Zusammenhang der Geschichte mit dem Glauben und mit der Kirche, überhaupt mit Allem, was einen positiven, gesetzlichen Bestand erlangt hat, dieser ist es, der ihr eine so unendliche Wichtigkeit verleiht. Aber eben darum will

*) Vergl. das unter diesem Motto erschienene Programm zum Münchener Vorlese-Catalog für das Sommersemester 1846.

die glaubensfeindliche Richtung unserer Zeit so wenig von der Geschichte wissen.

Die unrichtigen Standpunkte, auf welchen man sich heutigen Tages der Geschichte gegenüber befindet, sind indessen sehr verschieden. In manchen Unterrichtssystemen ist nämlich die Geschichtswissenschaft nichts Anderes, als ein trocknes Auswendigwissen von Jahreszahlen und eine Kenntniß mancher besonders wichtiger Thatsachen, oder eine vereinzelte, genauere Bekanntschaft mit verhältnißmäßig unerheblichen historischen Ereignissen, ohne irgend eine höhere Auffassung der Universalität der Geschichte. Aber so geistlos eine solche Beschäftigung mit dieser Wissenschaft auch seyn mag, so ist sie doch immer noch jenem hochmüthigen Ignoriren aller Geschichte, welches sich in neuerer Zeit Geltung verschafft hat, vorzuziehen. So bald dieses eintritt, so hat es nicht mehr bloß sein Bewenden bei Dem, was Cicero sagt: „daß wir stets Kinder bleiben, wenn wir Dasjenige nicht wissen, was sich vor uns zugetragen hat", sondern diese Kinder, welche „der Metropole der Philosophie", wie Diodor von Sicilien die Geschichte nennt, in ihrer Hoffahrt den Rücken wenden, halten sich für berechtigt, die Hirngespinnste ihrer Speculation den Menschen für göttliche Weisheit zu verkaufen. Rechnet man dazu, welchen Zwang man der Wahrheit der Geschichte aus religiösen Parteiinteressen angethan, und wie man sie oft völlig verdreht hat, so möchte damit ein dritter, höchst bedenklicher Standpunkt für die Auffassung dieser Wissenschaft bezeichnet seyn.

Da aber das Wesen der Geschichte darin besteht, daß sie in den Ereignissen die Wahrheit darstellt, in ihnen das Walten Gottes erkennen lehrt und den menschlichen Geist eben dazu heranbilden soll, um gleichsam in Uebereinstimmung mit Gott, die überlieferten Thatsachen nach dem überlieferten höchsten Sittengesetz zu beurtheilen, so ist ersichtlich, auf welche Irrwege jene verschiedenen Richtungen führen können. Die

zuerst angegebene geistlose Behandlung der Geschichte stumpft durch Langeweile und Oberflächlichkeit den historischen Sinn ab; sie nimmt eben nur das Gedächtniß und nicht andere Seelenkräfte in Anspruch, die Geschichte ist aber aus den angegebenen Gründen nicht bloß Sache des Kopfes, sondern auch des Herzens, nicht bloß des Verstandes, sondern auch des Glaubens. Um so mehr muß die gänzliche Emancipation der andern Wissenschaften von der Geschichte und deren Richtachtung zuletzt zu völliger Glaubenslosigkeit, die Verfälschung der Geschichte aber zu Verblendung und Vorurtheilen führen.

Insbesondere wird man auf den beiden letzten Wegen eines kostbaren Gutes beraubt; die „Leuchte der Wahrheit“ erlischt, oder sie wird zu einer diebischen Blendlaterne umgewandelt. Beides aber liegt gerade wegen jenes Zusammenhanges der Geschichte mit der göttlichen Wahrheit in dem Plane des Geistes der Lüge und der Empörung, Beides in dem Gange der kirchlichen und der politischen Revolution. Jene mußte die historische Ueberlieferung der göttlichen Wahrheiten, um sich Geltung zu verschaffen, zum größten Theile zerstören, und darum auch die von Gott bestellten Träger dieser Tradition in ein falsches Licht stellen, diese aber überhaupt darnach streben, die gegenwärtig lebende Generation von allem Boden der Geschichte zu trennen, um sie dann um so leichter in ihre Bande schlagen und zur Zertrümmerung alles Positiven benützen zu können. Zu jenen Zwecken der kirchlichen Revolution hat aber in deren weiterem Fortgange nicht etwa bloß die Geschichte des Mittelalters oder der neuen Zeit, sondern, und zwar mit weit größerem Erfolge, die des Alterthums dienen müssen. Auch bei ihr schlug man eine Behandlungsweise ein, die bei dem immer zunehmenden Unglauben ein um so wirksameres Mittel wurde, um viele der Grundwahrheiten des Christenthums in den Gemüthern der lernenden Jugend ersticken, oder ihrem Eingange schon von vornherein die Herzen zu verschließen. Alle Schmach und aller

Hohn, die man auf die glänzendsten Erscheinungen des christlichen Mittelalters häufte, alle Verdrehungen und Entstellungen, durch welche man sich an dieser oder der neueren Zeit schuldig machte, haben bei weitem nicht den zerstörenden Einfluß geübt, als die mehr denn heidnische Behandlung, welche die alte Geschichte erfahren mußte, ja noch erfährt. Man kommt unstreitig am Sichersten zu seinem Zwecke, wenn man die heiligen Offenbarungen über die Anfänge und die ältesten Schicksale des Menschengeschlechts als fabelhaft und gänzlich unglaublich darstellt, denn alsdann muß auch das ganze Erlösungswerk und die Gründung der Kirche als überflüssig erscheinen; wenn der erste Adam eine Mythe ist, wozu bedarf es des zweiten, wenn keine Eva durch die Schlange verführt wurde, wozu bedarf es des Samens des Weibes, daß sie der Schlange den Kopf zertrete? Um also zu diesem Ziele zu gelangen, wurden die göttlichen Offenbarungen von den Ungläubigen aller Disciplinen, insbesondere von den Historikern, im Bunde mit den Naturforschern, als völlig unhaltbar darstellt. Es gab sich ein wahrer Haß gegen die heiligen Schriften kund, und es läßt sich diese Opposition wohl nur allein, wie A. Wagner in seinem vortrefflichen Werke über die „Geschichte der Urwelt" *) bemerkt, aus dem „ethischen und dogmatischen Gegensatze" erklären, „in dem sich die heiligen Schriften mit den subjectiven Ansichten ihrer Gegner befinden."

*) Wir können es nachträglich nur bedauern, daß dieses Werk in der Bd. 18, S. 435 u. ff. gemachten Anzeige nicht eine viel ausführlichere Besprechung gefunden hat; wir empfehlen dieses Buch, in welchem sich gründliche Wissenschaft, ein gläubiges Herz und ein trefflicher Humor zu der Darstellung der Schöpfungsgeschichte und zu der Widerlegung der Anfeindungen der göttlichen Offenbarung vereinigt haben, Allen, die sich für diesen Gegenstand interessiren. Den Fragmentisten hat dieser Ehrenmann nicht erst bei den letzten Auftritten in der Akademie, sondern damals schon zu würdigen gewußt.

„Dieser Zwiespalt ist es zuvörderst“, fährt der genannte geistvolle Schriftsteller fort, „der es letzteren wünschenswerth machen muß, der bindenden Autorität der heiligen Urkunden sich zu entledigen, und diesen Zweck können deren Gegner am sichersten dadurch erreichen, wenn es ihnen gelingt, solche als Werk voll Irrthümer und Widersprüche darzustellen, und sie hiermit ihres göttlichen, normgebenden Charakters zu entkleiden. Wenn solche Kritiker mit Unbefangenheit an die Prüfung aller andern Urkunden der ältesten Völkergeschichten gehen können, so sind sie dieß nicht mehr im Stande bei der mosaischen, und ihre innere Dissonanz sucht und findet dann in der heiligen Schrift Widersprüche und Irrthümer, die doch nicht hier, sondern nur in der eigenen Stimmung und Gesinnung begründet sind. Die Resultate, welche die sogenannte höhere Kritik, wie sie sich vornehmer Weise nennt, erreicht hat, liegen jetzt klar und deutlich aller Welt vor Augen: Die völlige Negation des wesentlichsten Inhalts der heiligen Schrift.“ Wenn also der Unterricht in der Geschichte damit anhebt, die ersten göttlichen Wahrheiten zu läugnen, und dadurch das Fundament für die gesammte Darstellung der Geschicke des Menschengeschlechts zu zertrümmern, wohin kann dieß anders führen, als zu einer immer zunehmenden Entfremdung des Menschen von der Wahrheit selbst.

So aber ist der Geschichtsunterricht auf den meisten protestantischen Bildungsanstalten beschaffen, und leider hat dieß anderwärts Nachahmung gefunden; die Autorität des Pentateuchs wird geläugnet, und somit nächst dem Sündenfall, der allgemeinen Fluth, dem Thurmbau von Babel, der Sprachverwirrung auch die Nachricht der Genesis über die Verbreitung der Völker über den Erdkreis in Abrede gestellt. Aber indem man dieß Capitel der Genesis, von welchem, wie Johannes von Müller sagt: alle Völkergeschichte ausgehen muß, beseitigt, drängt man den Sinn der Lernenden gerade zu in's Heidenthum hinein; dann bleibt zuletzt nur die Au-

tochthonie im crassesten Sinne des Wortes übrig, und man kommt zu solchen Verirrungen, daß man den von Gott zu seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen für eine Affengattung hält, die sich allmählig veredelt und von andern Thieren die ersten Elemente der Sprache gelernt hat. Man erinnere sich nur, wie der gemeine Rationalismus, der seinen würdigen Repräsentanten in dem Gothaischen General-Superintendenten Bretschneider fand, und wie der Jung-Hegelianismus mit seinem Vorfechter Strauß an jenen Grundwahrheiten gerüttelt hat, und einen wie nachhaltigen Einfluß diese gottesläugnerische Richtung auf die Erziehung der Jugend übt.

Obgleich nun bei dieser, auf dem Boden des Protestantismus erwachsenen Behandlungsweise der Geschichte Dasjenige, was der mehrerwähnte Classiker als das erste Gesetz dieser Wissenschaft bezeichnet, verletzt wird, das Gesetz nämlich: „daß man nichts Falsches zu sagen wage, und etwas Wahres zu sagen sich nicht scheue", obgleich auf diesem Wege eine Menge schwer zu überwindender Vorurtheile eingepflanzt, und viele Thatsachen aus ganz falschen Ursachen erklärt werden, so bleibt hier doch noch immer ein Anknüpfungspunkt übrig. Unvermeidlich nämlich ist es, daß eine solche Betreibung der Geschichte sich nicht selbst in eine Menge von Widersprüchen verwickelte, und daß der menschliche Verstand nicht nach einer Lösung derselben ringen sollte. Es zeigt sich in dieser Hinsicht auch wiederum eine sehr tröstliche Richtung in unserer Zeit. Auf dem Gebiete verschiedener Wissenschaften, welche sich wie die Völker bei Babel in ihrer Auflehnung gegen die Wahrheit einen Thurm gebaut und in verwirrter Sprache die Wahrheit verlassen hatten, kehrt man jetzt zum Theil doch wiederum von den Irrfahrten heim; insbesondere ist die alte Völkertafel der Genesis merkwürdiger Weise zu Ehren gekommen, und bezeichnete Böckh schon längst den Javan als Jon, den Stammvater der Griechen, so hat J. Grimm, durch seine sprachlichen Forschungen unterstützt, auch wiederum As-

kenas als einen Stammvater der Germanen aufleben lassen. Wenn nun aber die Lösung aller Widersprüche, in deren Labyrinth eine falsche Geschichtslehre geführt hat, da gesucht wird, wo sie allein zu finden ist, so ist es möglich, daß ein Mensch, unter dem Beistande der göttlichen Gnade, überhaupt zur Erkenntniß der historischen Wahrheit, die ihm zuletzt auch über sich selbst Aufschluß gibt, geführt wird.

Ganz anders aber steht die Sache da, wo man sich von aller Geschichte losgesagt hat, wo der vermeintlich wissenschaftliche Unterricht selbst darauf ausgegangen ist, sie zu ignoriren, und sich für berechtigt hält, die luftigen Gewebe subjectiver Speculation statt der objectiven, historisch-gegebenen Wahrheit, als Fundamente für alles menschliche Denken und Wissen hinzustellen. In welche Irre ist auf diesem Wege die Philosophie gerathen? wohin hat dieß bei andern Wissenschaften, die unter die Herrschaft dieser glaubensleeren Philosophie gestellt worden sind, geführt? wohin ist namentlich die von der Geschichte losgetrennte Rechtswissenschaft gekommen, und welche unendlich nachtheilige praktische Folgen haben sich daran angeschlossen?! Wie nur im höchsten Grade ungünstig muß es auf alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, der Kirche und auf die gesammte wissenschaftliche Bildung der Menschen einwirken, wenn eine Gesetzgebung auf einem solchen Boden einer antihistorischen Pseudo-Philosophie erwächst; auf einem Boden, wo Kirche und Staat, beide göttlichen Ursprunges, aus dem bloßen Menschenwitz construirt werden, und wo begreiflicher Weise die Stellung beider zu einander eine durchaus falsche werden muß. Wenn nun nach solchen Principien auch der Unterricht normirt wird, so ist es unausbleiblich, daß in den Gemüthern der Sinn für alle historische Anschauung, ja für alle Wissenschaft überhaupt erstirbt. Dieser Sinn aber ist ein ganz köstliches Gut, an welches sich zugleich alle Schätze der Wahrheit knüpfen; ist er dahin, so wird zuletzt doch nur ein glaubensloses Ge-

schlecht herangebildet, und da ist es schwer, ja fast unmöglich, noch irgend Etwas anzubauen. Es ist daher ein großes Unglück, wenn der Gymnasialunterricht so beschaffen ist, daß er in dem Knaben den Sinn für die Wissenschaft, und insbesondere für die Geschichte nicht weckt, und ihn in dem heranreifenden Jünglinge nicht nährt; was soll nachher die best-organisirte Universität anfangen, wenn sie bei Denen, deren Beruf es seyn soll, sich der Wissenschaft zu widmen, auf völlige Gleichgültigkeit, oder gar auf einen der Wissenschaft feindlichen Sinn stößt? Wie soll sie aus ihnen taugliche Diener für die Kirche und den Staat erziehen? Die Universität selbst verliert dadurch ihre Bedeutung, und es muß dann eintreten, was die obenerwähnte akademische Monatsschrift bemerkt: „der Professor muß darauf verzichten, die Wissenschaft wissenschaftlich zu behandeln.“ Leider ist dieß nur zu oft der Fall.

Doch kehren wir von der Wahrnehmung der allgemein überhand nehmenden Unwissenschaftlichkeit zu der besondern Frage in Betreff des Geschichtsunterrichts zurück. Wie muß also ein solcher beschaffen seyn, wenn er seinem Zwecke entsprechen soll? Es versteht sich von selbst, daß wir hier an keinen isolirten Geschichtsunterricht, sondern an einen solchen denken, mit welchem die übrigen, je nach der Sphäre der Lernenden erforderlichen Wissenschaften in eine gehörige Verbindung gebracht sind, wohl aber glauben wir, daß demselben etwas mehr Zeit, als gewöhnlich geschieht, gewidmet werden sollte. Eben so ist es eine wesentliche Bedingung für einen guten Geschichtsunterricht, der eben durchaus der Wahrheit entsprechen soll, daß derselbe ein katholischer sei; wie dieß sich auch auf die alte Geschichte beziehe, ist oben bereits angegeben worden. Eine katholische Mathematik gibt es nicht, aber die Geschichte muß katholisch seyn, denn sie schildert in den Thatsachen das Walten Gottes, desselben Gottes, der das Menschengeschlecht erschaffen, es erlöst, zu dessen Heile

die Kirche gegründet hat und dereinst kommen wird, die Menschen nach ihren Thaten zu richten. Es muß daher jeder Geschichtsunterricht, man mag im Uebrigen den Stoff eintheilen, wie man will, die merkwürdigen, aus ihren Ursachen zu erklärenden Thatsachen nach dem Gesichtspunkte entwickeln, daß das Erlösungswerk Christi die ganze Weltgeschichte in zwei Hauptabschnitte zerlegt: in die Zeit vor und nach Gründung der Kirche. Ein Lehrer der Geschichte muß an den Inhalt der heiligen Schrift in dem Sinne glauben, in welchem die Kirche, die Lehrerin der Wahrheit, sie auslegt; er muß glauben, daß Christus seine Kirche auf den Apostel Petrus gegründet hat, und daß diese Kirche zum Heile des Menschengeschlechts unumgänglich nothwendig sei. Glaubt er an diese Wahrheiten nicht, sagt er sich von dem einfachen katholischen Katechismus los, so mag er sonst ein sehr gelehrter und aufgeweckter Mann seyn, sein Geschichtsunterricht wird aber des Fundamentes der Wahrheit entbehren; er kann nützlich seyn und über Vieles belehren, aber vom unrichtigen Standpunkte ausgehend, wird er das eigentliche Ziel verfehlen.

Was nun den Gang des Unterrichts anbetrifft, so scheinen für denselben vorzüglich zwei Regeln empfehlenswerth zu seyn: Erstens muß bei den ersten Anfängen neben dem Einführen in das allerdings nothwendige Außenwerk der Jahreszahlen und der hervorzuhebenden Thatsachen gleich von vorn herein ein eigentliches Erzählen Statt finden; jenes ist Gedächtnißsache, und muß eben, wie das Ein mal Eins von den Schülern auswendig gelernt werden. Aber es muß sogleich auch durch die Erzählung das Gemüth in Anspruch genommen, und durch sie das über die Thatsachen zu fällende sittliche Urtheil dem Lernenden unmittelbar gegeben, oder doch so nahe gelegt werden, daß er es von selbst findet. Es wird hier freilich sehr auf die Individualität des Lehrers ankommen, und bei seiner Bestellung zu seinem Amte vorzüglich darauf Rücksicht genommen werden müssen, ob er diese Gabe

der erzählenden Mittheilung besitze, damit nicht, wenn sie ihm fehlt, den Knaben von vornherein die Geschichte verleidet wird. Zweitens ist es ein wesentliches Erforderniß eines guten Geschichtsunterrichts, daß eine wohlberechnete Aufeinanderfolge der Vorträge Statt findet. In dieser Hinsicht erscheint es zweckmäßig, zuvörderst dafür zu sorgen, daß die Schüler eine klare, allgemeine Uebersicht über das Ganze der Geschichte gewinnen und unzweckmäßig, wenn ihnen auf den untern Classen der Gymnasien bloß griechische und römische Geschichte vorgetragen wird. Allerdings ist es richtig, daß diese mit dem Betreiben der classischen Philologie in dem nächsten Zusammenhange steht, aber so hoch wir auch diese schätzen, so halten wir es für einen Fehler, wenn sie fast als der ausschließliche Zweck der Gymnasialstudien angesehen wird. Weder griechische noch römische Geschichte soll vernachlässigt werden, sie sollen aber nicht gegen die ganze übrige Geschichte in den Vordergrund gestellt werden. Unsere Meinung ist aber diese, daß den Schülern, sobald einmal die hinlängliche Vorbereitung in Betreff der Gegenstände, welche Gedächtnißsache sind, getroffen, und ihre für historische Erzählungen von Hause aus empfänglichen Gemüther durch Mittheilung und nähere Beschreibung einzelner merkwürdiger Thatsachen gewonnen sind, nun auch eine etwas vollständigere Uebersicht über die ganze Weltgeschichte vorgetragen werde; nur dann stehen sie auf festen Füßen, nur dann ist eine Harmonie in ihrem historischen Wissen; wo hingegen jene ausschließliche Beschäftigung mit der Geschichte der Griechen und Römer den doppelten Nachtheil hat, daß diese beiden Völker aus dem Zusammenhange, in welchem sie mit der alten Welt stehen, herausgerissen werden, und daß ihre Geschichte den Lernenden für alle Zukunft als die wichtigste erscheint, und diese so im Geiste des Alterthums befangen werden, daß sie ihren Blick viel zu wenig auf die spätere Zeit und die Gegenwart richten. Ein solcher Unterricht würde, in drei wöchentlichen

Stunden*), in der Zeit zweier Jahre, die Geschichte bis zu der unmittelbaren Gegenwart zu führen haben; die Historie jener beiden Völker der alten Welt wird um so weniger dadurch unbillig verkürzt, weil ja ohnedieß in jeder der höheren Gymnasialclassen stets ein griechischer und ein römischer Geschichtschreiber gelesen wird und für den Philologen, der selbst tüchtig in der Geschichte gebildet seyn soll, sich eine sehr gute Gelegenheit bietet, alles in dieser Beziehung Erforderliche seinen Schülern mitzutheilen. Ist durch ein so gelegtes Fundament, der Einseitigkeit in Betreff der Auffassung der Geschichte vorgebeugt, hat der Geist der Lernenden sich daran gewöhnt, die Geschicke des Menschengeschlechtes als ein Ganzes zu betrachten, und sich in dieser Hinsicht bereits ein solides Wissen angeschafft, dann — nun dann fange man wieder von vorne an. Das klingt paradox, ohne es zu seyn. Die beste Lehr- und Lernmethode ist immer die von dem Allgemeinsten zu dem Allgemeinen, von diesem zu dem Besondern, und von da zu dem ganz Speciellen überzugehen. Wenn aber der Cursus der Geschichte von Neuem auf den oberen Classen begonnen werden soll, so handelt es sich nicht bloß darum, daß einzelne Parthien in dem Bilde der Weltgeschichte, das die Lernenden in sich aufgenommen haben, weiter ausgezeichnet werden, sondern auch und zwar wesentlich darum, daß diese noch tiefer als es bisher geschehen konnte, in den gesammten Geist der Geschichte hineingeführt werden. Zu diesem Zwecke hat K. A. Menzel in seinem neuesten Werke: „Historische Lehrstücke für Religionsunterricht und Staatenthumskunde", wovon der erste Band erschienen ist, begonnen, ein vortreffliches Material zu sammeln. Seine Worte, mit welchen er sich in der Vorrede zu diesem Buche über den Zweck des Geschichtsunterrichts ausspricht, verdienen gewiß alle Anerkennung; er ist nämlich von der sehr richtigen Ansicht ausgegangen, „daß der Geschichtsunterricht sich die Aufgabe zu

*) Die wöchentliche Stundenzahl dürfte aber nicht im Ganzen bloß 20 bis 22, sondern müßte doch wenigstens 24 bis 28 betragen.

stellen hat, wenn auf den unteren und mittleren Lehrstufen vermittelst der Phantasie und des Gedächtnisses für die materielle Geschichtskunde ein haltbarer Boden gewonnen und das Urtheil über den sittlichen Werth der geschichtlichen Personen und Handlungen geschärft worden ist, auf der obern nicht nur die weltgeschichtlichen Staatsthümer, Religionen und Literaturen nach ihren äußern Bestandtheilen zu veranschaulichen, sondern auch die Aufmerksamkeit auf die das Leben der Menschheit tragenden und durchdringenden Ideen zu richten, und Anleitung oder mindestens Anregung zu ertheilen, die letztern in den Gestalten ihrer Erscheinung wahrzunehmen, und das Verhältniß der sichtbaren Träger des geistigen Lebens zu dem Urquell und Inhaber desselben in's Auge zu fassen."

Wir sind demgemäß der Meinung, daß auf den Gymnasien, mit einer nachher noch näher zu bezeichnenden Ausnahme, nur Weltgeschichte gelehrt werden solle, über deren Bedeutung als allgemeines Bildungsmittel wir uns nicht versagen können, Menzels Worte hier aufzunehmen. Wir bemerken jedoch zuvor, daß wir es dahin gestellt seyn lassen, ob der gelehrte Verfasser, der in seiner Geschichte der Deutschen (I. 265) sogar den heiligen Augustinus die Gegenwart Christi im Altarssacramente läugnen läßt *), die nachstehenden Aeußerungen nicht in einem von der Kirchenlehre sich entfernenden rationalistischen Sinne gemeint hat, den wir bei einem gläubigen katholischen Autor nicht suchen würden. Menzel sagt: „Durch sein Nachdenken über sich selbst hat sich der menschliche Geist im Laufe der Jahrtausende in der Ueberzeugung befestigt, daß bei aller Verkehrtheit und Schwäche des Herzens doch jenes (göttliche, das Gute gebietende)

*) Wie entschieden der heil. Augustinus die Lehre von der Gegenwart Christi vertrat, erhellt aus Serm. I. in Psalm. XXXIII. — In gleicher Weise, wie ihn, hätte Menzel auch den heil. Bernhard (Serm. 3. in Psalm.) des nämlichen Irrthums zeihen können. — Vgl. auch *Maldonat* Comment. in Joan. VI. 54.

Urgesetz die menschliche Vernunft mit der göttlichen verbindet, und daß der letzte Zweck alles Daseyns in dessen vollständiger Erfüllung und Verwirklichung besteht. Obwohl aber die Idee der von der höchsten Vernunft eingesetzten und geleiteten göttlichen Ordnung des Weltlaufs der menschlichen Vernunft, als der ebenbürtigen Tochter der göttlichen, eingeprägt ist, steht die erscheinende Wirklichkeit der Dinge mit dem vernünftigen Bewußtseyn des Geistes nicht immer im Einklange, weil die Erkenntnißkraft des letzteren zum völligen Durchschauen und Erfassen des göttlichen Weltplanes nicht ausreicht. Als allgemeines Bildungsmittel hat die Weltgeschichte die Aufgabe zu lösen, das für diesen Weltplan in der menschlichen Seele zeugende Gefühl dadurch zum vollen Selbstbewußtseyn zu bringen, daß sie das Verhältniß verdeutlicht, in welchem die Ereignisse und Zustände der Vergangenheit als Ausdrücke der göttlichen Wirksamkeit zu den Gesetzen stehen, in welchen die menschliche Vernunft ihr eigenes Wesen als Abdruck oder Nachbild der göttlichen Vernunft erkennt. Wäre ein solches Verhältniß nicht zu finden, erhielte der Glaube des Menschenherzens an dasselbe durch die Betrachtung des Weltlaufes keine Bestätigung, und wäre der letztere nichts als das Kommen und Gehen, das Drängen und das Verdrängtwerden der Geschehnisse; so würde die Darstellung derselben nur dazu dienen, dem Wissenstriebe Nahrung zu liefern, und den Berichterstattern Stoff an die Hand zu geben, die Eitelkeiten, Schlechtigkeiten, Thorheiten und Widersprüche der menschlichen Dinge, nach Maßgabe ihrer eigenen Stimmung, entweder zu beklagen oder zu belachen. — Ist es hingegen Aufgabe der Weltgeschichte, das vom Gefühl verkündigte Verhältniß der menschlichen Vernunft zur göttlichen Weltordnung in der oben bezeichneten Weise zum deutlichen Bewußtseyn zu bringen und zur festen Ueberzeugung auszubilden, so kann darüber kein Zweifel obwalten, daß ihr — unter den Mitteln der höheren Geistesbildung eine der ersten Stellen gebührt, wenn sie der Aufgabe zu genügen sich an-

gelegen seyn läßt, aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehen, in dem Vorübergehenden das Bleibende finden und unter scheinbaren Verdunkelungen die unwandelbaren Leitsterne und Zeugen der göttlichen Ordnung festhalten zu lehren."

Aber wie weit ist im Allgemeinen das Unterrichtswesen davon entfernt, der Geschichte die ihr gebührende Stelle einzuräumen. Wir gestehen es offen, wir wollen zwar nicht in das Extrem übergehen, daß wir die Geschichte geradezu als die Hauptwissenschaft, auf welche insbesondere der Gymnasialunterricht hingewendet seyn soll, in der Weise erklären wollten, als ob alle übrigen Disciplinen eben nur als Hülfswissenschaften für sie dienen sollen; allein das ist unsere entschiedene Ansicht, daß man dem Geschichtsunterrichte eine viel größere Wichtigkeit beilegen, und allerdings bei jenen andern Wissenschaften, so weit ihre Natur es gestattet, auf ihre Beziehung zur Geschichte weit mehr Rücksicht genommen werden sollte, als es bisher geschieht. Wir sind daher auch der Meinung, daß auf den höheren Classen der Gymnasien mehr Zeit auf die Geschichte zu verwenden wäre, die unsers Erachtens nicht selten auf Gegenstände zersplittert wird, welche zu nichts weniger als zu einer allgemein vorbereitenden Bildung gehören, wie zum Beispiel, wenn auf der obersten Classe die Lehre von den Kegelschnitten in ihrer ganzen Ausführlichkeit, oder die Integral- und Differentialrechnung vorgetragen wird. Würde hier gespart, so bliebe eben auch noch die Zeit, im letzten oder vorletzten Gymnasialcursus die Specialgeschichte desjenigen Landes zu lehren, in welchem sich die Unterrichtsanstalt befindet.

Wenn nun ein Jüngling nach bestandener Maturitätsprüfung, und insbesondere in der angegebenen Weise mit einer tüchtigen Kenntniß der Weltgeschichte ausgerüstet, die Universität bezieht, dann ist er auch wohlvorbereitet für die speciellen Wissenschaften, welche hier in den einzelnen Facultäten gelehrt werden. Doch ehe wir uns über die Betreibung der Geschichtsstudien auf

den Hochschulen näher erklären, müssen wir im Vorübergehen noch ein Paar Worte über die Maturitätsprüfungen und über die Stellung der philosophischen zu den übrigen Facultäten voranschicken. Grimm sagt in seiner oben angegebenen Schrift, daß von jenen Prüfungen Pedanterie entfernt gehalten werden solle. Damit kann man ganz einverstanden seyn, wird aber doch dem Recensenten jener Schrift darin Recht geben müssen, daß „auch für die Universität selbst ihr Wohl und Wehe in's Auge gefaßt werden muß, wenn es sich um die Maturitätsfrage handelt; die Rückwirkung darf nicht unberücksichtigt bleiben, welche das Eindringen unvorbereiteter, unreifer, ungebildeter Jünglinge in ihre Hallen auf die ganze Anstalt übt.“ Nirgends scheint uns daher die Strenge besser an ihrer Stelle zu seyn, als bei dem Uebertritte vom Gymnasium zur Universität; ja schon früher sollte diese Strenge Statt finden, man sollte Knaben, die sich weder durch Fähigkeiten, noch durch Fleiß qualificiren, sobald als möglich von den Studien ausschließen und einem anderen Berufe zuweisen. Was sodann die Stellung der philosophischen Facultät zu den übrigen betrifft, so verdient diese gewiß eine besondere Berücksichtigung; diejenige, die sie auf den manchen süddeutschen Universitäten einnimmt, ist durchaus nicht eine, wie sie der Würde der Wissenschaft entspricht; eine Erscheinung, die aber wiederum mit der Beschaffenheit der Gymnasien zusammenhängt. Wir halten dafür, alle Vorbereitung für die Specialstudien gehört auf die Gymnasien oder Lyceen, die Universität sollte damit gar nichts zu thun haben, sie wird dadurch von der ihr gebührenden Höhe herabgezogen. Aber, möchte man vielleicht sagen, was hätte dann die philosophische Facultät zu thun? die Professoren derselben verlören ja fast alle ihre Zuhörer. Der letztere Umstand ist nicht so gefährlich; man braucht nur nach dem Beispiele der übrigen Universitäten hinzusehen, so wird man wahrnehmen, daß selbst in dieser Beziehung gar keine Ursache zur Besorgniß vorhanden ist. Die Hörsäle der Professoren der philosophischen Facultät werden angefüllt

durch alle Diejenigen, welche sich zu Gymnasiallehrern und Universitätsprofessoren ausbilden wollen, und durch die Studirenden der übrigen Facultäten, denen man, damit sie nicht eben bloß ausschließlich und einseitig ihrem Fache sich hingeben, die Pflicht auferlegt hat, eine bestimmte Zahl von philosophischen Collegien zu hören. Nur dadurch ist es möglich, daß die vierte Facultät eine wahrhaft wissenschaftliche Stellung einnimmt; nur dann können die Professoren in derselben ihr Fach wissenschaftlich betreiben, was gar nicht möglich ist, wenn sie als Facultät eine bloße Vorbereitungsanstalt bilden sollen. Hieher gehört es, daß der Mathematiker Diejenigen, welche diesem Fache sich widmen, bis zu der höchsten Entwicklung dieser Disciplin hinleite; hieher gehört es, daß der Sprachforscher seine Zuhörer in die ganze Tiefe seiner herrlichen Wissenschaft einführe; hieher gehört es, daß der Philosoph, im engern Sinne des Wortes, seinen Schülern den Saft aus der Frucht der gesammten menschlichen Erfahrung reicht, und ihnen den Weg zu dem Gipfel der Weisheit zeigt; hieher gehört es, daß der Naturforscher, so weit es dem menschlichen Geiste vergönnt ist, eingedrungen in die Geheimnisse der schaffenden und erhaltenden Kräfte, welche Gott der Natur verliehen, diese der wißbegierigen Schaar seiner Zöglinge enthülle; hieher gehört es, daß der Historiker in großartiger Auffassung nicht bloß Weltgeschichte lehre, sondern auch die Geschichte einzelner Völker als Zeitabschnitte vortrage, so wie daß die historischen Hülfswissenschaften, insbesondere die Geographie ihre Vertretung finden. Die philosophische Facultät soll Philosophen, Historiker, Mathematiker, Philologen, Naturforscher bilden, so gut wie die theologische Priester, die juristische Rechtskundige und die medizinische Aerzte. und soll außerdem noch in den künftigen Priestern, Rechtsgelehrten und Aerzten die allgemeine Bildung, die sie vorbereitend auf den Gymnasien empfangen haben, erhalten, nähren und fördern. So lange aber die philosophische Facultät au niveau mit Gymnasien und Lyceen

steht, wird die wahre Cultur der Wissenschaft gehemmt, und es reicht dann ein Uebel dem andern die Hand. Da in ihr keine Wissenschaft in ihrem vollkommenen Umfange, keine so gründlich gelehrt werden kann, als es seyn sollte, sondern, wie vielseitige Erfahrungen beweisen, meistens nur sehr oberflächlich tendirt wird, so dient dieß auch dazu, um den etwa noch vorhandenen wissenschaftlichen Sinn, den der Jüngling vom Gymnasium mitbringt, zu ersticken, was nur den allernachtheiligsten Einfluß auf seine Auffassung der späterhin von ihm zu betreibenden Fachstudien üben kann. Aber nicht allein das, sondern ein anderes, nicht minderes Uebel ist es, daß auf diese Weise auch keine tüchtigen Gymnasiallehrer erzogen werden können, und das weitere, daß auch keine rechte Gelegenheit vorhanden ist, für die Zukunft tüchtige Professoren eben der philosophischen Facultät selbst zu bilden. Wie will man denn, um gerade in dieser Hinsicht die Geschichte, als das uns zunächst liegende Beispiel zu wählen, einen Professor für die Geschichte ausbilden, dem in den bloß zur Vorbereitung für die Fachstudien berechneten, oft wegen den Semestralprüfungen auf wenige Monate beschränkten, natürlicher Weise nur sehr oberflächlichen Geschichtsvorträgen gar keine Gelegenheit geboten wurde, auch nur sein Interesse für diesen Gegenstand zu nähren. In dieser Hinsicht muß eine Universität das leisten können, daß einestheils durch einen auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Mann die Geschichte nach den drei üblichen Abtheilungen: alte, mittlere und neuere Zeit gelehrt, außerdem aber auch noch, wie oben angegeben, die Specialgeschichte einzelner Völker und alle historischen Hülfswissenschaften vorgetragen werden, so daß derjenige, welcher sich gerade für dieses Fach ausbilden will, während der drei Jahre seiner Universitätsstudien im Stande ist, wirklich ein Historiker zu werden, und jeder Andere eine beliebige Auswahl hat, sich mit denjenigen Parthien der Geschichte zu beschäftigen, deren Kenntniß für ihn besonders wünschenswerth oder anziehend ist.

[redacted]

Zum Schluße erlauben wir uns nochmals auf das obenerwähnte Werk von Menzel zurückzukommen, weil dasselbe nicht bloß für den Lehrer der Geschichte ein sehr schönes Material gesammelt hat, sondern weil es zugleich auch für jeden wahrhaft Gebildeten eine sehr willkommene Gabe seyn muß, da es eine eben so belehrende, als zugleich unterhaltende Lectüre bietet. Meister des Styls hat Menzel es verstanden, die — wie er sie nennt — „Großgeister" vergangener Zeiten selbst redend auf eine äußerst geschickte Weise in seine Darstellung aufzunehmen. Der vorliegende erste Band enthält neun und zwanzig historische Lehrstücke, von denen das erste über „Maß und Ziel des Geschichtsunterrichtes handelt", das zweite aber mit der Darstellung der mosaischen Schöpfungsgeschichte den Beginn der historischen Entwicklung macht, die in den folgenden, durch die Schöpfungssagen verschiedener Völker, die philosophische Speculation der Griechen, die historischen Beziehungen der modernen Geologie und Petrefactenkunde, die Entwicklung der Frage nach Stammeinheit oder Stammesverschiedenheit des Menschengeschlechtes, die Ursprünge und Grundverhältnisse des staatlichen Lebens, und durch die Schicksale der ältesten Völker, insbesondere der Hebräer, bis zu dem Tode des ersten Königs der Juden durchgeführt wird.

Wir beabsichtigen nicht eine weitere Kritik dieses schönen Buches, welches in vieler Beziehung uns sehr befriedigt hat; nur eine Bemerkung möge hier noch ihre Stelle finden. Wie in seinem großen Werke über die „Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" hat der Verfasser auch in seiner neuesten Arbeit eine so strenge Objectivität der Darstellung einzuhalten gewußt, daß man in der That Schwierigkeit hat, seine individuelle Meinung über manche Verhältnisse deutlich zu erkennen, sondern eben nur durchfühlen kann. Es läßt sich nicht läugnen, daß dadurch diese Darstellung eine große Würde erhält, die gerade

durch die schöne Sprache noch mehr gel
dennoch befriedigt dieß den Leser nicht;
Recht, mehr zu fordern. Er muß vo
Autor ihn für richtige Ansichten, für ein
des Geschehenen überzeugen wolle, es k
genügen, wenn dieser mit einer gewiss
schiedenes zur beliebigen Auswahl neben
von unserm Standpunkte aus sind also n
der Verfasser die mosaische Schöpfung
Nachrichten, welche der Pentateuch über
Menschengeschlechtes in einer noch so s
stellt, sondern es entsteht die Frage in un
fasser daran? Die Genesis erzählt uns
Sündfluth außer den in der Arche befind
Thieren alles, was Odem hatte, vertilgt
auch, daß das Wasser fünfzehn Ellen
Bergen gestanden habe. Dagegen sagt
„Von den Japhetiden und Chamiten lief
Urkunde) nur Namen; die im Osten v
welche von der großen Fluth unberührt
scheinen, und später durch ganz andere U
den, von den Hochflächen des Himalaya
Süden und Westen zu wenden, läßt sie
nung." Vielleicht bietet sich ein andere
auf Menzels Schrift zurückzukommen.

). Allein
gewisses
daß der
luffassung
ılso nicht
:nz Ver-
:llt. Wir
ıt, wenn
und die
ung des
ng hin-
>er Ver-
urch die
ıen und
so wie
höchsten
te 29):
osaische
tämme,
ıu seyn
ıt wur-
ch nach
Erwäh-
ıenheit,

II.

Ueber Missionen und kirchliche Zuständ Diöcese Limburg.

Was das Volk zu Tausenden in die Pre Missionäre führt, es ist ein ähnliches Gefühl, wie welches den Kranken zum Arzte, den Armen vor des Reichen treibt; es ist das Gefühl der Armuth, heit und Leere, die in allen Gebieten der Wisse wohl, als des Lebens herrscht, das zum großen ist das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit einer bis in's Gebeine hinein kranken Zeit, das zum großen, ein treibt; es ist das natürliche Hindrängen zahlloser chiger von, vor und nach dem Märzsturm, zu jene das allein allen Stürmen trotzt; — es ist der A jenem Gotte wieder umzukehren, der seither die in ihrem Götzendienst verlassen hat. Und, Dank hung! es sind Viele auf diesem Wege, es hat bei schen Volke, trotz der angestrengten Versuche, welc rum zu betrügen, die Hölle durch ihre Presse gem mer noch ein bedeutender Kapitalstock von Religi Glaube sich erhalten, der, gut angelegt und nicht verschachert, vielleicht noch einmal ausreichen wir nächsten Abrechnung, welche mit uns die Geschicht nem allgemeinen Bankerotte zu steuern. Das W

durch die schöne Sprache noch mehr gehoben wird. Allein dennoch befriedigt dieß den Leser nicht; er hat ein gewisses Recht, mehr zu fordern. Er muß voraussetzen, daß der Autor ihn für richtige Ansichten, für eine wahre Auffassung des Geschehenen überzeugen wolle, es kann ihm also nicht genügen, wenn dieser mit einer gewissen Indifferenz Verschiedenes zur beliebigen Auswahl neben einander stellt. Wir von unserm Standpunkte aus sind also nicht befriedigt, wenn der Verfasser die mosaische Schöpfungsgeschichte und die Nachrichten, welche der Pentateuch über die Verbreitung des Menschengeschlechtes in einer noch so schönen Fassung hinstellt, sondern es entsteht die Frage in uns: Glaubt der Verfasser daran? Die Genesis erzählt uns aber, daß durch die Sündfluth außer den in der Arche befindlichen Menschen und Thieren alles, was Odem hatte, vertilgt worden sei, so wie auch, daß das Wasser fünfzehn Ellen über den höchsten Bergen gestanden habe. Dagegen sagt Menzel (Seite 29): „Von den Japhetiden und Chamiten liefert sie (die mosaische Urkunde) nur Namen; die im Osten verbliebenen Stämme, welche von der großen Fluth unberührt geblieben zu seyn scheinen, und später durch ganz andere Ursache bestimmt wurden, von den Hochflächen des Himalaya-Gebirges sich nach Süden und Westen zu wenden, läßt sie ganz außer Erwähnung.“ Vielleicht bietet sich ein anderes Mal Gelegenheit, auf Menzels Schrift zurückzukommen.

II.

Ueber Missionen und kirchliche Zustände in der Diöcese Limburg.

Was das Volk zu Tausenden in die Predigten der Missionäre führt, es ist ein ähnliches Gefühl, wie dasjenige, welches den Kranken zum Arzte, den Armen vor die Thüre des Reichen treibt; es ist das Gefühl der Armuth, der Hohlheit und Leere, die in allen Gebieten der Wissenschaft sowohl, als des Lebens herrscht, das zum großen Geber, es ist das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit einer bis in's Mark der Gebeine hinein kranken Zeit, das zum großen, einzigen Arzte treibt; es ist das natürliche Hindrängen zahlloser Schiffbrüchiger von, vor und nach dem Märzsturm, zu jenem Schiffe, das allein allen Stürmen trotzt; — es ist der Anfang, zu jenem Gotte wieder umzukehren, der seither die Menschheit in ihrem Götzendienst verlassen hat. Und, Dank der Vorsehung! es sind Viele auf diesem Wege, es hat bei dem deutschen Volke, trotz der angestrengten Versuche, welche, es darum zu betrügen, die Hölle durch ihre Presse gemacht, immer noch ein bedeutender Kapitalstock von Religiosität und Glaube sich erhalten, der, gut angelegt und nicht an Juden verschachert, vielleicht noch einmal ausreichen wird, bei der nächsten Abrechnung, welche mit uns die Geschichte hält, einem allgemeinen Bankerotte zu steuern. Daß Alles auf ein-

denkt; wenn man hört, wie der Schiffer sein „die Welt ist allzu eingeengt, darum werden die Fürsten und Pfaffen gehängt" aus voller Kehle singt, während seine Mitbürger in der Kirche das Miserere beten; wie zur Zeit der Missionen auf offener Straße ein Demokrat die Hand gegen einen greisen Priester aufhebt, dann könnte man fast an dem Glauben der Rheingauer verzweifeln. Vollends irr müßte man an den Rheingauern werden, wer von ihrem Vertreter in der Nassauischen Ständekammer auf seine Wähler schließen wollte, der da meinte, „es gäbe nicht eher Ruhe, bis die Regierung dem revolutionären Treiben der katholischen Geistlichen ein Ende mache." Daß dieser Ritter von Rüdesheim, der freilich nicht von dem alten Geschlechte dieses Namens seine Abstammung herleitet, sondern dieselbe wahrscheinlich in einem andern westeuropäischen Lande hat, nicht auch bei Gelegenheit der Missionen noch vor Verendung der berühmten Constituante einen Ritt durch das Thor seiner Unvernunft unternommen und gegen dieses revolutionäre Treiben zu Felde gezogen ist, hat mich wirklich gewundert. Es läßt sich in der That nicht läugnen, daß der pharisäische Sauerteig von Scheinbildung, Scheinfreiheit, Scheinaufklärung u. dgl. einen nicht ganz unbedeutenden Theil der dortigen Masse durchsäuert, daß Indifferentismus und Frivolität, Unglaube und demokratische Ideen dort mannigfach Eingang gefunden, und es findet das etwa in dem Folgenden seine natürlichen Erklärungsgründe. Wie zur Zeit des Bauernkrieges der rebellische Mönch durch Emissäre das Rheingau bearbeiten und ihm sagen ließ, „jetzt sei keine Zeit zu verlieren, sich vom Pfaffenregimente los zu machen" und es wirklich zum Aufruhr gebracht hat, so haben die Demagogen der benachbarten Städte in unsern Tagen ein Gleiches versucht. Daß sie nicht wie damals an einer verkommenen Geistlichkeit, welche, wie der Chronikschreiber sagt, „nur deßhalb nicht weiter ging, weil ihr der Erzbischof zu nah auf der Haut saß", ein hilfreiches Werkzeug, vielmehr einen Widerstand gefunden, ist

der Ursachen eine, daß es nicht schlimmer aussieht, zugleich der tröstlichen Zeichen eines, daß die Mehrzahl des Volkes immer noch auf die Stimme seiner Hirten hört. Wohl aber fand der Radikalismus einen nicht ungünstigen Boden an folgenden Elementen: an einzelnen Gliedern, des wie ein Krebsübel am heutigen gesellschaftlichen Körper fressenden, demokratischen Schulmeisterthums, ältern Lehrern sowohl aus der Zeit, wo man ihnen beim Abgange vom Seminare gesagt: „ihr werdet zu Pfarrern kommen, die ihr weit übersehet", als jüngeren, die, sonst gutmüthige Leute, vor dem 4ten März religiöse Gedichte zu machen, wie nach demselben demokratische Reden zu halten versuchten, nur in den Taumelbecher irrer Freiheitsideen zu tief geguckt, und sich die jugendlichen Köpfe verrückt haben; an einigen, die zu Crawallern sich geboren wähnen, weil sie Namen tragen, die in den polenfreundlichen Dreißigerjahren und den Zeiten des Domänenstreites einen liberalen Klang gehabt; an mehrern Reichen, die entweder aus Klugheit sich der Demokratie annahmen, weil sie wissen, daß alle derartigen Strebungen auf das agrarische Gesetz hinauslaufen, oder aus Dummheit, weil sie sich für aufgeklärter halten; an einer Art literarischen Proletariates, Leuten, die „einige Schulen studirt haben", nun kümmerlich leben und dafür unsern Herrgott, Fürsten und Pfaffen verantwortlich machen möchten; ganz besonders aber an einem wirklichen Proletariate, an dem in bedenklichem Grade zunehmenden Pauperismus und der täglich sich mehrenden Anzahl solcher, die Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben. Das ist der tiefgehendsten Schäden einer, von dem noch betrübtere Folgen nicht mit Unrecht gefürchtet werden. Der Grund davon ist, außer der Ueberzahl der Bevölkerung, die der Boden unmöglich mehr ernähren kann, außer einer Reihe von Mißjahren und niedrigen Weinpreisen, vor allem der Luxus. Jener unselige Hang, es in Allem den Städtern gleich zu thun, ist die Wunde, an der schon Jahrhunderte hindurch das Herzblut dieses Volkes sich verzehrt;

ist der Wurm, der seinen ehemaligen Wohlstand, wie seine Tugend und Sittlichkeit angefressen. Was vor langen Jahren beim Anblick der schönen Häuser und Kleider und der um sich greifenden Modesucht ein Rheingauer Biedermann seinen Landsleuten mit dem Dichter zugerufen:

„Vom Bart der alten Zeit, und von der alten Treu
Ist unser glattes Kinn, und unsre Seele frei",

ist mir dieser Jahre öfter beim Anblick des Heckerunfugs eingefallen. Endlich ist eine Eigenthümlichkeit dieses Rheingauischen Volkes zu nennen, die es erklärt, daß auch gutgesinnte und sonst brave Leute ein bischen miträsonniren und mitkrakelen helfen; das ist ein gewisser Stolz auf ihr Land, eine Freiheitslust und Liebe zur Selbstständigkeit, Nachklänge aus jenen Zeiten, wo der Rheingauer Freiheiten besaß, wie sein überrheinischer oder überhöhischer Nachbar sich ihrer nicht erfreute, wo er seine eigene Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Militärverfassung hatte, Bürger von Mainz und das Schooßkind des Churfürsten war. Es ist das jedoch nicht jene rohe Empörungslust, wie sie vielfach anderwärts sich des Volkes bemächtigt, nicht jener Radikalismus, wie er in einzelnen Gemeinden des gegenüber liegenden linken Rheinufers, auch in mehrern altnaßauischen Orten sein Unwesen treibt; die Rheingauer sind am 4. März nicht mit Sensen und Aexten nach Wiesbaden gezogen, sie haben zu aller Zeit mit einer Liebe zur Freiheit auch Gehorsam und Treue gegen ihre Fürsten verbunden; terra libera, sagt Otto v. Freisingen hist. L. II. c. 5 „obediens, permagnifica Ecclesiae Mogonciensis." Man hat sie mit Unrecht von Seiten des Nassauischen Gouvernements, wie das Preußische seine Rheinlande für halbe Rebellen gehalten und mit mißtrauischen Augen angesehen. Obgleich die ältern Leute noch recht gut wissen, daß unter dem Krumstab gut wohnen ist, obgleich die Rheingauer von ihrer neuen Regierung nichts weniger als einer sehr rücksichtsvollen Behandlung sich zu erfreuen gehabt, bei Gründung von Schulen und andern Anstalten schlecht bedacht wur-

den, in Beziehung auf eingezogenes Kirchenvermögen oft an das ungeheure Mißverhältniß von geben und nehmen zu erinnern sich gedrungen fühlten, haben sie doch niemals zu offener Empörung oder zu gemeinen Handlungen gegen ihren Herzog sich hinreißen lassen, und sollte es in der Zukunft einmal zur Republik kommen, es würden dort höchstens Mitglieder eines zahmen, nicht aber eines wilden Convents, wie diese Unterscheidung einmal Hr. Buß in der Nationalversammlung gemacht, sich finden lassen. „Die schönste Zierde des Rheingaues aber", sagt Bodmann, „war immer eine hohe Religiosität", und was wir von diesem Capitale des deutschen Volkes überhaupt gesagt, gilt zumal von dem rheinischen, es ist noch ein bedeutender Stock, es ist noch Liebe zur Religion und Anhänglichkeit an die Kirche vorhanden. Und hier liegt außer den negativen der trostlosen Zeitverhältnisse auch ein positiver Punkt, der für die Missionen zum segenversprechenden Anknüpfungspunkte dient. — Aus diesen historischen Bemerkungen erklärt sich, daß das Volk nicht bloß des Reizes der Neuheit wegen den Missionen so große Theilname geschenkt, daß der ungeheure Zudrang nicht in einer künstlichen, von den Geistlichen hervorgebrachten Aufregung seinen Grund gehabt; eben so aber auch, daß es sanguinische Hoffnungen sind, alle Dinge nun auf einmal zum Bessern gewendet, die altbewährte Religiosität in integrum restituirt, alle schädlichen Einflüsse für beseitigt zu halten. Was Herr C. de G. von dem Volke überhaupt gesagt, daß „der Hauptzug seines Charakters ein leidendes, durchaus bloß empfangendes Wesen sei, eine Richtungslosigkeit und schwankende Unsicherheit, in der es hinvegetirt, bis eine äußere Selbstthätigkeit es ergreift, und in ihrem Strome auf's Ungewisse mit sich fortreißt; daß es dann ohne klare Besinnung in gutmüthigem Vertrauen sich hingibt und sich freut, dem von außen her zu begegnen, was es nicht in sich selber findet", das gilt im Besondern von den Rheingauern, sie sind leichter, als andere, erregbar, für Gutes sowohl, als für Schlim-

mes. Wir haben darum die Missionen nicht minder mit Freuden begrüßt, und noch mehr über ihren Erfolg uns gefreut. „Diese Thatsachen", um mit dem deutsch-katholischen Pfarrer Flos zu reden, „beurkunden den Geist, der einen großen Theil des Volkes am Rhein beseelt; und es wird das moderne Heidenthum noch lange Zeit brauchen, diesen schönen Boden zu unterwühlen. Denn", sagt der obengenannte Freiherr von G., „das sollt ihr wissen, daß am Rheine ein Volk lebt, welches die Grundzüge seines Charakters in einer ältern, rechtlichern, frömmern Zeit empfing, als es die letzte (er spricht von der Zeit nach der ersten französischen Revolution) in dem Wuste alles Lasters untergegangen gewesen ist. Es wohnt in den Herzen der Mehrzahl noch viel Liebe für altes Recht und deutsche Treue, die auf dem redlichen Sinne und sichern Glauben der Vorzeit ruhen, die das betäubende, schmeichelnde Gift des Verderbnisses nicht so leicht zerstören konnte. Es ist die Hoffnung immer noch nicht geschwunden, daß des Leidens genug und man mehr zu der guten, alten Ordnung zurückkehren wird; und es hat diese Hoffnung unendlich mehr Kraft, als alle schönen Vorspiegelungen, alle trüglich geredeten Worte, die man als Lockspeise über die Gruben legt, in welchen die Opfer zum andernmale gefangen werden sollen. Die Welt kennt leider zu gut diese Blumen, über Moder und Verwesung gestreut, und darum kann man wohl am allgemeinen Abscheu vor diesen Kränzen nicht zweifeln."

III.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

Das Manifest des Revolutionscomités in London.

Der günstige Bericht, welchen der nimmermüde Revolutionschef, Jos. Mazzini, an das demokratische Centralcomité in London jüngst erstattete (Hist.-polit. Blätter Bd. XXVI, Heft XI) hatte wahrscheinlich seinen Einfluß auf den Erlaß des jüngsten, von dieser Centralrevolutionsbehörde aus London nach dem Continente geschleuderten Manifests. Ideen und Sprache, Inhalt und äußere Form desselben, sind in beiden Actenstücken so ähnlich und sich verwandt, daß dieselben den Ursprung aus einer und derselben Quelle nicht verläugnen können.

In dem vertraulichen, übrigens immerhin mit kluger Berechnung einer möglichen unbefugten Veröffentlichung abgefaßten Rechenschaftsberichte, wird über den Stand der Revolution in allen Hauptstaaten Europas, mit einziger Ausnahme Englands, ein kurzes Referat erstattet. Das vorliegende Manifest ist nun weiter nichts, als eine Schlußfolgerung aus den dort aufgestellten Vordersätzen, das Facit der mazzinischen Revolutionsrechnung. „Die Idee", so wird in

dem Manifeste gefolgert, „schreitet also vorwärts, die thätigen Revolutionskräfte vermehren, gruppiren, organisiren sich. Der europäische Gedanke, der bei der Bildung des demokratischen Centralcomités präsidirt hat, wird jeden Tag bei den verschiedensten Völkern größer. Von dem unteren Donaubecken bis zur iberischen Halbinsel bereitet sich eine kostbare Arbeit der inneren Einigung und der internationalen Sympathien vor; die nämlichen Ueberzeugungen bilden sich, der Wunsch zur Bildung der vereinigten Staaten Europas formulirt sich und setzt sich fest. Aus allen diesen Wünschen, aus allen diesen vorbereitenden Arbeiten wird, wenn die Stunde des Erwachens geschlagen, die heilige Allianz der Nationen, Zweck unserer Bemühungen, höchste Synthese der Zeit, deren Losungswort seyn muß: Freiheit, Association, Arbeit, hervorgehen."

Das Manifest belehrt dann die verschiedenen Völker über die Ursachen des Mißlingens der in den verflossenen Jahren bei ihnen zum Ausbruche gekommenen Revolution. Sie liegen in der Vereinzelung der Völker, ihren von einander abweichenden Revolutionszwecken, in dem Mangel einer großen Revolutionsvereinigung. Diesem Mangel abzuhelfen, ist nun die große Aufgabe des Centralcomités. Es sagt darum das Manifest: „die Mission des Centralcomités ist eine europäische; sein Werk ist ein internationales, die Bemühungen der Völker in einer Quelle, in einem Wunsche vereinigen; die Solidarität, welche zwischen der Emancipation eines Jeden und der Aller besteht, faktisch repräsentiren; die Reihen der Kämpfer für die heilige Sache des Rechts, überall, wo sie sich finden, zusammenhalten; das Terrain zu einer Allianz der Völker vorbereiten, die diejenige der Könige zu besiegen im Stande ist; auf einem Congresse der Nationen, der denjenigen von Wien welcher noch besteht und handelt, ersetzen kann, und nach dem Wunsche der Völker die Karte von Europa neu anfertigen; die Hindernisse wegräumen, welche die Vorurtheile der Racen, die Erinnerungen an die monarchi-

schen Kriege und die Hinterlist der Regierungen dieser Zukunft entgegenstellen: dieses ist der Zweck unserer gemeinsamen Arbeit.

Es versteht sich von selbst, daß nach einer solchen Belehrung eine kräftige Aufforderung zum Kampfe, jedoch zu einem Kampfe für gemeinsame Interessen, in dem Manifeste nicht fehlen durfte.

Als vor siebzehn Jahren Mazzini in Bern das „junge Europa der Völker" gründete, mochte manchem der höheren Kreise das Verfangen dieses neuen Gebietsvertheilens und Kartenmachens in Europa als ungefährliches Spiel eines überspannten Kopfes erschienen seyn; wenigstens fand sich die Diplomatie erst zu einem Notenkriege mit den schweizerischen Behörden veranlaßt, als die Umtriebe der aus allen Staaten in die Schweiz hineingewürfelten Demokratenklique gefährlich für die Ruhe aller dieselbe begränzenden Nachbarstaaten wurde. Erst im Jahre 1836 wurde kategorisch ein Einschreiten gegen diese Umtriebe verlangt. — Jetzt sind wir so weit, daß wir ihre Manifeste als die einer Macht von großer europäischer Bedeutung zu würdigen haben. Die Revolution lebt als politische Macht mitten unter uns; sie hat mehr oder minder in allen Staaten Europas eine ihrem Winke unbedingt gehorchende, bewaffnete Macht, der zu einem hartnäckigen Kampfe mit den stehenden Heeren nichts als eine bessere Organisation gebricht; sie hat in allen Ländern eine speziell mit der Leitung der revolutionären Bewegung beauftragte Behörde, die dort existirt, mag die Polizei darum wissen oder nicht; sie hat in dem Centralcomité in London eine Centralregierung, die, was Vertrauen und Gehorsam von Seite der von ihr Regierten betrifft, jeder anderen europäischen Regierung wohl an die Seite gestellt werden darf. Die Revolution besitzt Geld, wenigstens so viel, daß sie bequem alle Auslagen ihres ganzen, weitverzweigten, wühlerischen Treibens damit bestreiten kann; sie besitzt endlich etwas, das die sogenannte Partei der Ordnung kaum dem

Namen nach kennt, wenigstens noch selten geübt hat, sie besitzt eine Opferbereitwilligkeit von Seite ihrer Anhänger, die eine Perle auch in der Krone einer edlen Sache seyn würde, dankbare Anerkennung des von Einzelnen in ihrem Interesse Geleisteten, Sympathie für ihre Leiden und Freuden. Wer ihr dient, für den sorgt sie, wer für sie arbeitet, den belohnt sie, wer für sie leidet, den entschädigt sie; der stets offene Beutel aller Revolutionsanhänger ist eine große, unerschöpfliche Pensionskasse für alle, die für die Revolution etwas eingebüßt haben. Wie armselig steht die sogenannte Partei der Ordnung dieser Partei der Revolution in diesem Punkte gegenüber!

Das Manifest, namentlich in dem Punkte, wo es sich darum handelt, den eigentlichen Zweck der Revolution anzugeben, bewegt sich in allgemeinen Phrasen; allein man weiß, was man aus diesen Phrasen von Solidarität, Allianz, einem großen Congresse der Völker herauszulesen hat, was man mit den Schlagworten Freiheit, Association, Arbeit will; was die neue Karte von Europa bedeutet, deren Anfertigung Aufgabe für die siegende Revolution seyn soll. Sturz der ganzen gesellschaftlichen Ordnung von Europa, und zwar gewaltsamer Sturz ist das Ziel der geheimen und offenen Thaten der Revolutionspartei. Wenn das Centralcomité seine Anhänger in dem Manifeste zum gemeinsamen Handeln, zum Kampfe auffordert, so versteht es darunter nicht bloß den sogenannten geistigen Kampf der Ideen, sondern den Kampf mit dem Schwerte, mit Gift und Dolch sogar, wenn's Noth thut, und wenn die Stunde der Entscheidung schlägt.

In sofern ist das Manifest, als ausgegangen von einer vorhandenen politischen Macht und als Ankündigung einer Anwendung von offener Gewalt, bei Zeit und Gelegenheit, nicht nur gegen alle Monarchen des europäischen Continents, sondern sogar gegen die gesammte gesellschaftliche Ordnung desselben gerichtet. Es ist eine Verläugnung aller Pflichten, die durch

das Völkerrecht einer Regierung und einem Volke auferlegt werden, wenn sie im Zustande des Friedens den regierenden Häuptern einer so gefährlichen und so verzweifelten Macht einen ungestörten Aufenthalt auf ihrem Gebiete gestatten, und von da die Einleitungen, die vorbereitenden Arbeiten, wie sich das Manifest ausdrückt, zur Ausführung ihrer verabscheuungswürdigen Pläne in Sicherheit und Ruhe treffen lassen; es ist aber auch ein Zeichen der Schwäche von Seite der Bedrohten, wenn sie es nicht einmal wagen, der gewissenlosen Regierung gegenüber das Völkerrecht anzurufen und im Falle einer fortdauernden Nichtbeachtung desselben solche Maßregeln zu treffen, welche der aus elendem Fabrik- und Handelsinteresse Hand in Hand mit der Revolution gehenden Insularregierung den thatsächlichen und augenscheinlichen Beweis leisten, daß der europäische Continent noch Mittel genug besitzt, dem Hohne und den Folgen einer, wenn auch von England her kommenden, und unter englischem Schutze stehenden Revolutionspropaganda sich zu entziehen, die Pflichten der Selbsterhaltung und die Gebote der Ehre zu erfüllen.

Nachdem wir Obiges geschrieben, sind uns die beiden interessanten communistischen Documente zu Gesicht gekommen, welche man in Sachsen bei einem Emmissär der Communistenpartei aufgefunden hatte, nämlich ein Schreiben der in Köln aufgestellten Centralbehörde an den Bund, und die Statuten des communistischen Bundes. — Man kann vermuthen, was der Inhalt des letzteren Actenstückes seyn wird: als Zweck des Bundes wird Zertrümmerung der alten Gesellschaft durch alle Mittel der Propaganda und des politischen Kampfes und Durchführung der communistischen Revolution angegeben. Als eine Haupteigenschaft der Mitglieder des Bundes wird von jedem Eintretenden: Freiheit von aller Religion, praktische Lossagung von jedem kirchlichen

Verbande und allen nicht durch die bürgerlichen Gesetze gebotenen Ceremonien verlangt.

Diese Statuten sind in sofern nicht die Aufdeckung eines Geheimnisses, als man seit längerer Zeit, namentlich aus den durch die Regierungen von Neuenburg und Zürich, allerdings vor der Revolution von 1847, in der Schweiz aufgegriffenen Schriften dortiger zahlreicher communistischen Vereine und den cynisch freimüthigen Aeußerungen Marr's über seine Theilnahme an dem Unfuge dieser Vereine, über das Bestreben und Endziel der Communisten vollständig im Klaren seyn mußte.

Von mehr Interesse erscheint uns das letztere Actenstück, das Ausschreiben der communistischen Centralbehörde an den Bund. Es geht aus demselben hervor, daß die Partei der Communisten bisher ebenfalls eine Centralbehörde in London hatte, daß schon voriges Jahr, am 15. September, in Folge ausgebrochenen Zwistes im Schooße dieser Behörde, deren Verlegung nach Köln beschlossen worden und die Konstituirung derselben, wofür eben das erwähnte, vom 15. December 1850 datirte, Actenstück Zeugniß ablegt, wirklich erfolgt war. Das Rundschreiben bespricht mit großer, langweilender Weitläufigkeit die Ursache des ausgebrochenen Zwistes, welcher dem Wesen nach sich darum zu drehen schien, daß die einen, unter dem Vorwande, die Interessen des „armen Proletariats" zu vertreten, desselben als eines Mittels zu ihren besonderen Revolutionsplänen sich bedienen wollten, während im Gegensatze die Rundschreiber, die neue Centralbehörde in Köln, die Revolution nur als ein Mittel zum Siege des communistischen Proletariats ansahen. Mit jener, verächtlich von ihnen genannten „kleinbürgerlichen Demokratenpartei" wollten darum diese letztern keine Gemeinschaft mehr haben.

Für Deutschland hat dieser Fund darin ein besonderes Interesse, daß man aus den verschiedenen, über die Thätigkeit dieser Communistenpropaganda daselbst angeführten That-

sachen ersieht, wie wenig Boden dieselbe dort bisher zu fassen vermochte. Es wird dieses als Hauptgrund angeführt, warum man sich bis jetzt zur Einberufung eines Congresses der Abgeordneten aller Zweigvereine nicht entschließen konnte.

Gänzlich im Unklaren bleibt man über das Verhältniß dieser Revolutionspartei zu der allgemeinen Revolutionspropaganda. Es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß die Minderheit in der communistischen Londoner Centralbehörde die Pläne derselben besser kannte, und zu deren Ausführung Hand zu bieten mehr geneigt war; es dürfte daher der wegwerfende Name einer „kleinbürgerlichen Demokratenpartei“ auf die Häupter der großen Revolutionspropaganda, und nicht bloß auf die Mitglieder der Minderheit im communistischen Centralausschusse Bezug haben. Mazzini und seine Gehülfen besitzen zu viel Intelligenz, um sofort den krassen Communismus als Endziel ihrer Pläne zu predigen; ihr Bestreben muß daher dahin gehen, durch einigen Köder, wie dieses durch die Worte des Manifestes „Freiheit, Association, Arbeit“ geschehen ist, die Communistenpartei als Werkzeug zu ihrem Revolutionsbau sich zu gewinnen, keineswegs aber deren Grundsätze in ihrer krassen Ausbildung auf ihre eigene Standarte zu schreiben. Wir sind darum auch überzeugt, daß die Chefs dieser Communistenpartei in London nicht zu den vollständig Eingeweihten der großen Revolutionspropaganda gehörten, daher uns die Erscheinung nicht befremden kann, daß in London zu gleicher Zeit zwei revolutinäre Centralbehörden existirten. Die eigentliche Revolutionspropaganda, die wir als eine europäische Macht betitelten, hat so große geistige Kräfte in allen Ländern zu Gebot, daß sie wahrlich die Intelligenz der Proletarierchefs in ihrer Rathsstube nicht bedarf; das Proletariat, das arbeitende besonders, ist das Heer, mit welchem sie gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung von Europa kämpfen will, seine Offiziere aber, oder die leitenden Revolutionskräfte sucht sie in einer andern Schichte der Gesellschaft, und findet sie da überreichlich unter Leuten,

die der Blouse am eigenen Körper sich schämen würden, weil diese den Eintritt in Kammern, zu dem Staatsdienste, den Zutritt oft zu Ordenssternen versperren würde.

Nächste Aussichten in Frankreich.

Die Revisionsverhandlungen in Frankreich nehmen mit Recht die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch, welche mit besorgter Miene auf unsere nächste und die weiter hinaus liegende Zukunft hinblicken. Frankreich hat in der neueren Zeit von der Vorsehung die verhängnißvolle Rolle eines Schicksallandes für den größten Theil der übrigen Staaten und Völker des Continents in dem großen, unheilvollen europäischen Revolutionsdrama erhalten; es dürfte diese Rolle behalten, bis das Trauerspiel, vielleicht in schaudervollen Auftritten, zu Ende gekommen ist, eine neue Macht im Vordergrunde der Bühne der Weltgeschichte auftritt, und sie für längere Zeit, als Vollzieherin eines strengen göttlichen Strafgerichts, mit ihren Handlungen ausfüllt. Wir sind nicht die Einzigen, die sie bereits im Osten erblicken.

Noch vor wenigen Wochen glaubte Alles an die Unvermeidlichkeit eines neuen revolutionären Ausbruchs nach Ablauf der gegenwärtigen Präsidentschaftsperiode in Frankreich; man nahm es als eine ausgemachte Thatsache an, daß die Nationalversammlung durch Beschluß einer Total-Revision der Verfassung die Brücke schlagen werde, über welche die verdrängte aber für das Land nothwendige Monarchie später in dasselbe wieder ihren Einzug halten werde. Man traute der Nationalversammlung mehr Kraft zu als sie wirklich hat; die Revisionsverhandlungen, wenn auch erst in ihrem Beginne, liefern bereits jetzt schon den Beweis, daß von diesem siebenhundertköpfigen obersten Regenten, in dessen

Körper alle Elemente der Anarchie und der Ordnung, welche das Land in sich trägt, aufgenommen sind, ein entscheidender Schritt zur Entreißung Frankreichs aus seinem Provisorium nicht geschehen werde. In kritischen Lagen besonders bedürfen Völker und Staaten zu ihrer Rettung der Einheit und der Kraft eines Einzelwillens, nie ist darum für dieselben eine zahlreiche, an Widerspruch Haß und Feindschaft der Einzelnen unter sich reiche, an Uebereinstimmung arme Regierung für ein Land gefährlicher als in Zeiten innerer und äußerer Gefahr. Wenn die Anarchie im Haupte des Staatskörpers vorhanden ist, wie soll man von demselben aus eine Bändigung der Anarchie erwarten können, welche unter den übrigen Gliedern und Lebenskräften herrscht. Augenzeugen haben uns versichert, daß gerade gegenwärtig die Nationalversammlung auf einen ruhigen Beobachter den allerungünstigsten Eindruck mache. Die Parteien in der Versammlung stehen sich wie schlagfertige Heere immer einander gegenüber; wer auf die Rednerbühne tritt, muß gewärtigen jeden Augenblick bei jeder schneidenden Wahrheit, bei jeder den Gegnern nicht genehmen Behauptung mit Zischen, Lärmen, persönlichen Beleidigungen unterbrochen zu werden. Es wagt sich daher beinahe Niemand mehr auf die Rednerbühne, der nicht diesem wüsten Treiben gegenüber eine eiserne Stirne zu setzen vermag, der nicht durch seinen parlamentarischen Ruf zum Voraus gegen einen solchen Kammerscandal unverwundbar sich gerüstet glaubt. Die Versammlung bietet deßwegen mit beständiger, man möchte sagen monotoner Wiederholung immer dasselbe doppelte Bild dar; tritt ein minder bekannter Redner auf, so löst sich die ganze Versammlung sofort in einzelne Gruppen auf, welche unbekümmert um das, was der Redner oftmals mit fürchterlicher Anstrengung seiner Lungen in den Saal hinausdonnert, laut und mit französischer Geschwätzigkeit, meistens über Politik, oft über andere gleichgiltige Sachen sich unterhalten; das Lokal der Nationalversammlung ist dann weiter nichts als ein Conversationssaal.

Tritt ein gekannter Redner auf, dann lassen sich kampffertig die Parteien auf ihre Sitze nieder, und beim ersten Anlasse bricht der Tumult los, stillt sich wieder, erhebt sich dann nach einiger Zeit mit neuer Gewalt, und sofort, bis es dem Redner mit der ungeheuersten Anstrengung gelungen ist, an's Ende zu kommen.

Das ist das Bild der obersten Gewalt in einem Lande, das von dem Fieber der Revolution an allen Gliedern geschüttelt wird und sich dem verheerenden Einbruch einer alle Fugen der Gesellschaft auseinander reissenden, alle Grundlagen derselben zertrümmernden Anarchie ausgesetzt sieht. Wie kann sie die Aufgabe erfüllen, das Land vor dieser Anarchie zu retten?

Die ersten französischen Staatsmänner, die hervorragendsten Mitglieder der Nationalversammlung, wenn man sie mit der Frage angeht, wie dieses von Bekannten, die sie zu sprechen Gelegenheit hatten, geschehen ist, was aus den Revisionsdebatten herauskommen, was die nächste Zukunft Frankreichs seyn werde, zucken immer die Achseln und geben zur Antwort, „wir wissen es nicht.“ Niemand also, nicht einmal der siebenhundertköpfige Regent, weiß oder ahndet, was nun die nächste Zukunft des Landes seyn werde. Daß das Provisorium einmal aufhören müsse, liegt im Gesetze der Natur, was aber nach ihm kommen, durch welche vielleicht gräßliche Uebergänge man zu einem Definitivum gelangen werde, darüber ist vor Aller Augen eine finstere Nacht ausgebreitet. Wahrlich ein unheimlicher, ja ein qualvoller Zustand!

Die sogenannte Fusion der beiden monarchischen Parteien, oder richtiger gesagt, der monarchischen und der quasimonarchischen Partei, soll, nach den Versicherungen vieler Legitimisten wenigstens, vor der Hand gescheitert seyn; sie schreiben dieses Scheitern den bisherigen Unterhandlungen, dem ränkesüchtigen Ehrgeize, so wie dem, wenn auch sehr verborgen gehaltenen protestantisirenden Eifer der Herzogin von Or-

leans, und dem bösen Spiele des sie unterstützenden Thiers, des Geschichtschreibers der Revolution und des Kaiserreiches zu. Man hat daher die jüngste Reise des Letzteren nach England, obwohl er selbst allenthalben heilig und theuer versicherte, daß er nur wegen der Industrieausstellung nach London gegangen sei, als eine mit der Herzogin von Orleans, mit der er daselbst zusammentraf, verabredete, allgemein betrachtet. — Diese Uneinigkeit der beiden monarchischen Parteien verhindert natürlich jedes gemeinsame Handeln im Interesse der Monarchie, und lähmt vollständig ein vereinzeltes von der einen oder anderen.

Bei dieser ganz trostlosen Aussicht auf Herbeiführung eines definitiven Zustandes für Frankreich, bleibt der Nationalversammlung nur ein einziger Weg als Ausgangspunkt ihrer Revisionsdebatten übrig; es ist der Weg der Beibehaltung des gegenwärtigen provisorischen Staatzustandes. Sie hat nur zu wählen zwischen diesem Provisorium, oder einer gräuelvollen Anarchie, — einer Anarchie, wo die oberste Gewalt sich als des Regierens unfähig erklärt, und wo die Parteien, mit den Waffen in der Hand, sich zu bekämpfen und zu vernichten trachten. Die bedeutendsten Männer sehen diese Alternative, und haben bereits ihren Entschluß gefaßt. Wir sehen Montalembert für Napoleon, d. h. die Verlängerung seiner Präsidentschaft sich aussprechen; der Kammerpräsident Dupin hatte bei einem Diner bei Lord Granville in London, in Gegenwart mehrerer Fremden, ganz unumwunden eingestanden, daß für jetzt keine andere Wahl, als die Verlängerung der Präsidentschaft von Louis Napoleon zu treffen sei. Dupin gilt in Frankreich für einen ziemlich sicheren politischen Barometer; diese seine Aeußerung ist daher mehr als eine vereinzelte subjective Ansicht desselben.

Auf diese Art, durch die Fortdauer des gegenwärtigen Provisoriums, glaubt man sich ziemlich gesichert gegen einen neuen revolutionären Ausbruch. Die Furcht vor einem sol-

chen soll in Paris, unter den Führern der verschiedenen, antirevolutionären Parteien, bei weitem nicht so groß seyn, als wir uns hier in Deutschland und anderwärts vorstellen. In dieser Beziehung aber könnte man sich leicht täuschen; die Propaganda hat ihr besonderes Augenmerk auf Frankreich gerichtet; möglich ist es nun, daß sie mit dem Ausbruche kluger Weise zurückhält, sofern sie von der Fortdauer des Provisoriums, einer dahin abzielenden Verfassungsrevision, wirklich eine weitere Vermehrung ihrer eigenen Kräfte zu erwarten hat, wenn sie gegenwärtig sich noch nicht stark genug glaubt, und in dem Provisorium eine Gelegenheit zur Verstärkung und besseren Organisation ihrer Macht erblickt; es ist aber anderseits eben so wahrscheinlich, daß sie in dem Provisorium einen starken Schritt zur Wiederherstellung der Monarchie, in der Fortdauer der Präsidentschaft eines Mannes, welcher Beweise genug gegeben, daß er den Präsidententitel nur als Stufe zum Kaiserthrone betrachtet, bereits die wirkliche Aufstellung einer monarchischen Gewalt erblickt, und keine Zeit mehr verlieren zu dürfen glaubt, den Kampf aufzunehmen. Allzusehr, so will es uns wenigstens bedünken, darf man auf die Ruhe des Landes sich nicht verlassen.

[redacted]

IV.

Ueber englische Zustände.

Wenn unsere Zeit voll von Erscheinungen ist, die von einem mächtigen Eingreifen des bösen Princips in unsere Tagesereignisse zeugen, so zeigen sich dagegen in vielen Ländern andere Erscheinungen, welche noch klarer für die sichtbare Einwirkung göttlicher Gnade Zeugniß ablegen und es gleichsam zu einer Sünde in den heiligen Geist machen, wenn man unsere nächste Zukunft als eine solche ansieht, wo Gott nur noch seine strafende Hand und nicht auch die seiner Liebe das Menschengeschlecht wird fühlen lassen.

England ist der Boden, der besonders für diese letztere ein herrliches Zeugniß gibt. — Man wird uns Dank wissen, wenn wir über die religiöse Bewegung in diesem Lande aus neuen zuverlässigen Erfahrungen einige Mittheilungen machen.

Das Schicksal der Titelbill — wir wollen zuerst von dieser sprechen, weil sie das Tagesgespräch bildet — darf als festgestellt angenommen werden. Im Unterhause wird sich eine große Mehrheit für dieselbe in der Form, wie sie vorliegt, ergeben; sie wird auch vom Oberhaus die Sanction erhalten, ja es dürfte leicht der Fall seyn, daß von den Lords noch einige Verschärfungen angebracht würden. Da

ihre Annahme einmal feststeht und von Niemanden, der nur einigermassen mit der parlamentarischen Stimmung vertraut ist, bezweifelt wird, so sind Viele, welche das Benehmen einiger Gegner der Bill in dem Unterhause nicht recht billigen wollen, indem sie in der endlosen Rednerei, den haufenweise eingebrachten Amendements, in der offen zu Tag tretenden Absicht, den Abschluß der Debate zu verzögern, eine Taktik erblicken, die zu Nichts helfe, sondern den immerhin an Zahl weit überlegenen Gegner nur noch reize. Es liegt jedoch oft hinter diesem Tadel noch etwas Anderes verborgen; man fühlt nämlich das Unwürdige, Beschämende, das in dieser Billsache für das sonst so stolze, auf den fieberzerrütteten Continent mit Uebermuth und Kälte hinblickende Albion liegt, man möchte im Fluge im Parlamente darüber hinwegeilen; allein da sind die zähen Irländer, welche die stolze Inselkönigin Wochen, Monatelang am Pfahl der Schande festhalten. — Ein bedeutender englischer Staatsmann hat dieses ganz offen eingestanden; indem er bei einer Gelegenheit sich äußerte: „ich habe nie ein so beschämendes Gefühl von England gehabt, als in dieser Titelbillangelegenheit; tief habe es sich durch dieselbe in den Augen der Welt herabgewürdiget."

Die Bill ist, trotz ihrer gegenwärtigen milderen Form, eine flagrante Verletzung der Grundsätze, welche sonst das Ministerium der Whigs als Grundlage seiner Politik aufzustellen gewohnt war.

Wer ein wenig mit den englischen Verhältnissen vertraut ist, wird übrigens diese Inkonsequenz einigermassen begreiflich finden.

In dem englischen Mittelstande hat nämlich die Whigpartei ihre Haupt- so zu sagen ausschließliche Stütze, hauptsächlich in der industriellen, wohlhabenden, zum Theil reichen Bevölkerung der Städte, angefangen vom großen Fabrikanten und dem Großhändler bis zum Detailverkäufer hinab, und dann in einem großen Theile der Gentry, der Grundbesitzer,

des englischen Landadels. Diese Klassen sind gegenwärtig die herrschenden in England, in ihren Händen liegen die Wahlen, von ihrer Gunst oder Ungunst hängt daher auch der Fortbestand oder der Sturz des Whigministeriums ab.

Sie sind es auch, welche vorzüglich feindlich gegen die katholische Kirche gestimmt sind; die Krämerwelt, aus in materiellem Interesse beinahe gänzlich versumpften Sinne, aus innerer Unfähigkeit zum Spiritualismus des Katholicismus sich zu erheben; sie war es, welche das lauteste Nopoperygeschrei anfing und Maßregeln gegen die Papalagression verlangte.

Der Haß des Landadels gegen die katholische Kirche hat einen anderen Grund. Der englische Landadel, worunter alle größeren Güterbesitzer zu verstehen sind, ist durch eine Jahrhundert alte Praxis gewohnt, die der katholischen Kirche geraubten Kirchengüter als eine gute Beute für sich anzusehen; die reiche Hochkirche ist in seinen Augen nicht mehr und nicht weniger als eine Versorgungsanstalt für seine Kinder. Allgemein steht nun unter demselben die Ueberzeugung fest, daß die großartige katholische Bewegung nichts Geringeres bezwecke, als dieser Reichthümer der Hochkirche sich mit der Zeit zu bemächtigen; das böse Gewissen, das nur zu gut an den großen Kirchenraub, den man an der katholischen Kirche begangen, sich erinnert, trägt begreiflicherweise das Seinige zu der Furcht bei, daß die vom hl. Stuhle ausgegangene Wiedereinsetzung der kirchlichen Hierarchie nichts Geringeres als ein Versuch sei, die Hochkirche aus dem Genusse ihres immensen Reichthums zu verdrängen und sich selbst an ihrer Stelle in deren Besitz zu setzen. Von der erhabenen geistigen, nur nach dem Höchsten, der wahren Religion, ringenden Bewegung, welche um irdische Güter sich nicht kümmert, sondern für jene diese sogar bereitwillig opfert, haben diese im Reichthume katholischen Kirchengutes schlemmenden Klassen, trotzdem daß sie beinahe täglich Beispiele jener edeln

Entsagung vor sich sehen, keinen Begriff. Für sie daher ist die Feindschaft gegen die katholische Kirche und die katholische Bewegung in England eine Art von Familienangelegenheit. Unkluge in zu großem Eifer und allzusanguinischer Hoffnung ausgestoßene Aeußerungen einzelner Convertiten mögen in gewissen Kreisen zu dieser Ansicht ebenfalls das ihrige beigetragen haben.

Das von diesen beiden Klassen gänzlich abhängige, ohnehin auf schwachen Füßen stehende, und durch manchen Stoß, den es im Parlamente erlitten hat, zum Schwanken gebrachte Ministerium mußte mit oder ohne Willen, gleichviel ob in Uebereinstimmung oder im Widerspruche mit seinen bisherigen Grundsätzen zu einem feindlichen Acte gegen die verhaßten päpstlichen Maßregeln sich herbeilassen. Es war dieses eine Existenzfrage für dasselbe.

Es begreift sich, daß zu diesen zwei Klassen katholischer Kirchenfeinde auch die großen Würdeträger der Kirche hinzukommen, welche für sich, ihre Stellung, Rechte, Reichthümer, in der Wiederherstellung der katholischen Hierarchie die größte Gefährde erblicken und kein anderes Mittel zur Unterdrückung der geistig sie weit überflügelnden katholischen Bewegung kennen, als — die Gewalt des protestantischen Staats. Religiöser Eifer mag bei diesen sehr oft mitlaufen, während dieses bei dem Landadel und der Krämer- und Industriebourgeoisie nicht der Fall ist. Es kann von diesen durchaus nicht behauptet werden, daß sie wahrhaft religiös gesinnt sind; so ist es z. B. Thatsache, daß in London, wo die letztere Klasse der Bevölkerung überwiegend vorherrscht, von mehr als zwei Millionen Einwohner nicht über zweimalhunderttausend die Kirchen besuchen. Bei den einen, dem Landadel, ist, wie ich bemerkte, das krasse materielle Interesse, bei den anderen, den Shopkeepers, eine aus einer ebenfalls ganz materiellen antireligiösen, darum der wahren Religion besonders feindlichen Richtung herrührende, sogenannte antipapistische Gesinnung die wahre Ursache der Feindschaft.

Unter dem Mittelstande kommen deßwegen auch die Conversionen viel seltener als unter anderen Klassen der Bevölkerung vor. Diese finden am häufigsten unter den oberen gebildeten Ständen der Gesellschaft, dann in deren untersten Schichten, sowohl in den Städten als auf dem Lande, statt. Unter jenen ist sie meistens die Folge einer von edlem Triebe nach Wahrheit geleiteten Forschung, bei diesen einer von den Genüssen der Welt nicht erstickten, gegentheils von den Mühen und Drangsalen des Lebens gestärkten Empfänglichkeit für die Wahrheit. Das Christenthum ist ja das Evangelium der Armen; wir müssen uns nicht wundern, wenn wir in England das Schauspiel sehen, daß gerade in den ärmeren Volksklassen ein Drang zur Rückkehr in den Schoos der katholischen Kirche sich kundgibt. Wenn wir von der ärmeren Landbevölkerung sprechen, so verstehen wir — etwa im Gegensatze zu den eigentlichen großen Grundbesitzern, dem Landadel — keineswegs darunter auch die sogenannten Farmers; diese sind in Beziehung auf Abneigung gegen die katholische Kirche und alles katholische Leben dem Landadel an die Seite zu stellen, stehen aber hinsichtlich ihres sittlichen Werthes noch tief unter demselben. Sie gehören auch nicht zur Klasse derjenigen, auf die man nur von ferne das Wort arm anwenden dürfte. Die ärmere Landbevölkerung besteht aus jenen Landbewohnern, die eines wenigstens namhaften Grundbesitzes entbehren, meistens aus Landarbeitern — Labourers — und kleinen Pächtern. Es ist die Hauptbevölkerung in England so gut wie in allen anderen Staaten.

Besonders in London sind in neuerer Zeit aus dem Stande der Rechtsgelehrten einige Conversionen vorgekommen, welche schon des großen Rufes wegen, den diese Männer in ihrem Fache durch ganz England genießen, allgemeines Aufsehen erregen mußten. Wir führen bloß die Namen der zwei hervorragendsten, Bowyer und James Hope, an.

Am zahlreichsten endlich sind die Uebertritte unter dem Clerus. Diese Uebertritte sind es nun besonders, welche die

Gereiztheit und Erbitterung gegen die katholische Bewegung vielfach gesteigert haben. — Alle anderen Uebertritte, selbst die aus den höchsten Klassen der Gesellschaft, läßt man sich viel eher gefallen; man schweigt dazu still oder zuckt die Achseln, oder beruhiget sich mit allerlei, natürlich meistens nicht sehr löblichen immer unwahren Erklärungsgründen. Allein daß das Verderben unter den Hirten der eigenen Heerde, unter dem anglikanischen Clerus selbst eingerissen, daß die verhaßte Popery bis dahin ihre Verführungskünste auszudehnen vermocht hat, das muß erbittern. Was soll aus der Heerde werden, wenn die Hirten davon laufen? So urtheilt man und nicht mit Unrecht; denn der große Triumph, den die katholische Kirche in England feiert, besteht gerade darin, daß ein namhafter Theil des anglikanischen Clerus reif zum Uebertritte in die Hallen der katholischen Kirche ist. Ohne ein vorhandenes großes Hinderniß würden ohne Zweifel die Conversionen unter dem Clerus Schlag auf Schlag und massenweise erfolgen; dieses Hinderniß liegt in der Verheirathung, der oft mehr oder minder zahlreichen Familie der Geistlichen. Treten sie hinüber zu der Kirche, die sie schon jetzt als die allein wahre anerkennen, so ist die erste Folge dieses Schrittes der Verzicht auf die bisherige ökonomische Existenz, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Familie, und ohne Vermögen steht ihnen kein anderes Loos als das der bittersten Brodlosigkeit und Armuth bevor. Die Lage eines großen Theiles solcher Convertiten und ihrer Familien würde eine wahrhaft verzweifelte werden, ein Martyrium, dem sich zu unterziehen es mehr als menschlicher Kräfte, eines Stromes der göttlichen Gnade bedarf. Man braucht in England nur in einige Berührung mit solchen Männern zu kommen, so wird man bald Gelegenheit haben, Geständnisse aus dem Munde derselben zu hören, welche das offene Bekenntniß der Anerkennung der katholischen Kirche als der allein wahren enthalten, zugleich aber als Ursache eines verzögereen Uebertrittes die verzweifelte Lage angeben, in welche ein solcher

Schritt die Betreffenden und ihre Familien stürzen würde. Viele unter den Laien kennen nun diese Stimmung eines namhaften Theiles des Clerus, daher ein bitterer Argwohn gegen denselben, und eine gereizte Stimmung gegen alles, was mit dem katholischen Leben in Berührung kommt, sich in ihre Herzen eingeschlichen hat.

Die Puseyiten, welche eben diesen Theil des anglikanischen Clerus bilden, von dem wir sagten, daß er reif zum Uebertritte in die katholische Kirche sei, machen kein Geheimniß daraus, daß sie in allen Hauptstücken, von dem Dogma der katholischen Kirche angefangen bis zu den Entscheidungen des Conciliums von Trient mit der Lehre der katholischen Kirche einverstanden sind. In Beziehung auf die Lehre kennen sie keine Opposition mehr und geben zu, daß in der katholischen Kirche die Wahrheit liege. Ihre Einwendungen beschränken sich nur auf Nebenanstehendes, sie behaupten, daß in einigen katholischen Ländern wie Italien, Spanien vom gemeinen Volke, namentlich in Beziehung auf Verehrung der Mutter des Herrn, der Heiligen, der Reliquien, die eigentliche Lehre der Kirche weit überschritten und verunstaltet werde, sie behaupten ferner, daß von dem päpstlichen Stuhle selbst, in Beziehung auf Indulgenzen das Maß nicht inne gehalten werde, welches die Lehre der Kirche vorschreibe. Das sind häufig die Waffen, mit welchen sie sich vertheidigen, wenn man ihnen mit der Frage auf den Leib rückt, warum sie bei der Uebereinstimmung mit der Lehre der katholischen Kirche nicht offen in deren Schoos eintreten. Diese Waffen reichen nicht immer aus, sie sind entlehnt und passen nicht mehr zum Kämpfer; der Tag muß ankommen, wo er auch sie noch wegwirft.

Der vorhandene Unmuth wird begreiflicherweise noch durch den Umstand gesteigert, daß an den Personen der bereits Uebergetretenen, ihrem bisherigen sittlichen Wandel, ihrer geistigen Tüchtigkeit, trotz aller Mühe, die man sich gibt,

durchaus keine Flecken aufgefunden werden können; es sind lauter Männer des besten Rufes, für deren Uebertritt in den Schoos der katholischen Kirche kein anderer Erklärungsgrund, als reine, innere heilige Ueberzeugung übrig bleibt. Man begreift, daß ein Gegner, der mit einem so reinen Panzer seine Brust bedeckt hält, daß das Auge seines bittersten Feindes auch nicht den leisesten Flecken daran zu entdecken vermag, am meisten den Grimm desselben reizen muß; man begreift aber auch aus dem Gesagten, daß die meisten Uebertritte unter dem anglikanisch-puseyitischen Clerus aus der Zahl derjenigen bisher stattgefunden haben, welche entweder eigenes Vermögen besitzen, oder unverheirathet oder Wittwer sind. — Es ist wahr, der katholische Adel bringt große Opfer für die katholische Sache seines Vaterlandes, allein die katholischen Familien, die englischen Reichthum besitzen, sind bald gezählt, und die Opfer, die erforderlich wären, um die Uebertretenden vor Armuth zu sichern, gehen weit über alle ihre Kräfte. Die helfende Hand kann hier nur im beschränkten Maße wirken.

Wenn in letzter Zeit im Parlamente, den öffentlichen Blättern und unter dem Volke viel von einer sogenannten Papalagression die Rede war, so darf man als sicher annehmen, daß die Meisten, die von ihr sprechen, darunter nicht mehr oder weniger als die vielen Uebertritte zur katholischen Kirche, namentlich unter dem Clerus verstehen.

Ein großer Uebelstand, der nicht wenig die rasche Verbreitung der katholischen Bewegung hemmt, liegt in dem Mangel an katholischen Geistlichen. Es mangelt vorzüglich an geistlichen Bildungs- und Erziehungsanstalten. Früher bildete sich der katholische englische Clerus in Frankreich in besonders hiefür gestifteten Erziehungshäusern aus; die französische Revolution hat aber diese wie tausend andere wohlthätige Institute weggefegt. Der englisch-katholische Clerus mußte von da an im Lande selbst erzogen und gebildet wer-

den. Das war aber keine leichte Aufgabe, da die katholische Kirche in England bekanntermassen ganz arm ist. Man hat seither einige Seminarien gegründet, allein diese können den großen Ansprüchen nicht genügen, die an sie gemacht werden. Die Beisteuer des Staates ist so gering, daß sie dießfalls nicht in Betracht gezogen werden kann. — Geistliche aber aus anderen Ländern sind der Schwierigkeiten wegen, welche die Sprache darbietet, nicht in den Städten, sondern nur auf dem Lande und dieses erst nach einiger Zeit zu verwenden. Ein bedeutender englischer katholischer Geistlicher, dem Scharfblick und Kenntniß der englischen Zustände nicht abgesprochen werden kann, soll sich bei einer Gelegenheit einmal dahin geäußert haben, „daß, wenn man hinreichend und tüchtige Geistliche in England hätte, bald der größte Theil desselben katholisch werden würde."

Die Katholiken wissen aus Gottvertrauen und aus allen Blättern der Geschichte, daß die Kirche die größten Triumphe feiert, wenn sie am meisten bedrängt ist. Die Worte ecclesia pressa verdienen die ersten in einem Triumphhymnus der katholischen Kirche zu seyn. Von der Wahrheit des Gesagten gibt England in diesem Augenblicke ein lebendiges Zeugniß; man rief die Gewalt des Staates gegen die Kirche in der Titelbill auf, man suchte die Massen zu fanatisiren, die Presse, da die Kanzel nicht immer zu Gebot stand, mußte den Hetzerdienst übernehmen, und hat auf giftige Art ihn vollzogen; die Feinde der Kirche, die den göttlichen Zauber nicht kennen, der in den Worten ecclesia pressa liegt, glaubten die mit Macht vorwärts strömende katholische Bewegung zu einer rückgängigen Wendung bringen zu können; schwache Katholiken selbst fürchteten sich vor dem Sturme, der unheilbringend auf das katholische Kirchengebäude in England niederzustürzen drohte; allein gerade dieser Sturm der Feinde, der in seiner Ohnmacht sich selber brach, hat zur Stärkung der katholischen Kirche in England mehr beigetragen, als der

Eifer der Freunde je zu Stande zu bringen vermocht hätte, ja dieser Sturm gerade wird ihren Triumph vorbereiten. Noch nie sind die Conversionen häufiger gewesen, als gerade jetzt, und sie gehen ununterbrochen fort, wenn auch öffentliche Blätter keine Meldung davon machen.

Wenn es übrigens der Hetze öffentlicher Blätter gelungen ist, ein no Popory Geschrei durch einen großen Theil von England zum Ausbruch zu bringen, wenn namentlich die kirchenfeindlichen Mittelstände, die in den Städten ihren Sitz haben, der Aufforderung mit einer gewissen Hast entgegen kamen und in Verbrennung von Strohpuppen, gewöhnlich zwei, von welchen die eine den Papst, die andere den Cardinal Wismann darstellte, sich weidlich ergötzten, wenn jauchzende Volksbanden das Strohfeuer umtanzten, so würde man doch sehr irre gehen, wenn man auf innere, antikatholische Abneigung derjenigen Leute, die zu diesem Skandal gewöhnlich mißbraucht wurden und sich mißbrauchen ließen, schließen wollte. Diese Leute waren bezahlt, und hätten für Bezahlung an sehr vielen Orten wahrscheinlich eben so für das Gegentheil sich gebrauchen lassen. Es wurde uns aus ganz zuverlässigem Munde in dieser Beziehung eine Anekdote erzählt, die wir zum Ergötzen unserer Leser hier erwähnen wollen.

In einer Stadt des mittleren Englands im Monat Januar fand ebenfalls der gewöhnliche Strohunfug statt; unter obligatem no Popory Geschrei wurden zwei Strohpuppen, die eine den Papst, die andere den Cardinal Wismann vorstellend, verbrannt. Wie allenthalben ergötzte sich der Pöbel an dem Unfuge und spielte die Hauptrolle bei dem Spektakel. Einige Stunden nach Beendigung desselben, nachdem die Leute ihren Lohn, sei es in Geld oder Getränke, empfangen, meldeten sich die Gleichen, welche das Ganze geleitet hatten, bei dem dortigen katholischen Geistlichen und der Vorsteherin eines dortigen Klosters, und erklärten denselben mit englischer

Naivetät: sie hätten auftragsgemäß den Papst und den Cardinal Wisman verbrannt, sie seien nun eben so bereit, gegen Bezahlung den Erzbischof von Canterbury zu verbrennen, die Strohpuppe sei von ihnen schon angefertigt.

Das ist ein einzelner Zug, er wirft aber Licht auf die ganze Agitation, welche anfänglich so großes Aufsehen erregt hat. Man würde in der That irre gehen, wenn man aus der Nopopery-Agitation, einer aus begreiflichen von uns erwähnten Gründen sich ergebenden, darum natürlichen, zum Theil aber künstlich hervorgerufenen momentanen Aufwallung auf einen gegenwärtig noch im englischen Volke vorhandenen religiösen Verfolgungsgeist schließen wollte. Die frühere Geschichte Englands weiß uns allerdings sehr viel von solchem zu erzählen, die Verfolgung der katholischen Irländer, und der katholischen Engländer ist ein schwarzes Blatt in derselben. Seither aber hat sich durch den Verlauf der Zeit, das gezwungene Nebeneinanderwohnen verschiedener Confessionen, durch die politischen Verhältnisse des Landes ein milderer Sinn unter dem Volke eingefunden und es darf behauptet werden, daß gegenwärtig in demselben eher eine Abneigung gegen als eine Zuneigung für religiöse Bedrückung vorhanden sei. Das Interesse ist das bestimmende Element im englischen Nationalleben geworden; dasselbe ist allerdings eine schlimme Macht, im vorliegenden Falle aber zu Gunsten der religiösen Freiheit. Für das englische Volk nämlich in seiner Gesammtheit hat eine Katholikenbedrückung und Verfolgung kein Interesse, sie hätte solches nur für gewisse Klassen, welche keineswegs das englische Volk repräsentiren, wenn sie auch im gegenwärtigen Staatsorganismus von großer Bedeutung sind; sie wäre im Gegentheil vielmehr gegen das Interesse der Gesammtheit, und würde zu einer staatlichen Krisis führen, welche die unheilvollsten Folgen für das ganze Land hervorbringen müßte. Eine solche zu verhüten, wird sich daher das Whigministerium noch mehr angelegen seyn lassen als es sich bestrebte, das Geschrei derjenigen Klassen der Bevölkerung,

auf welche es sich besonders stützt, durch einen, wenn auch mageren Brocken, denn es in der Titelbill zu finden glaubte, zu stillen. Das fernere Schicksal der Titelbill kann darum kaum für Jemanden zweifelhaft seyn, welcher die wahre Volksstimmung in England kennt; man nimmt so ziemlich allgemein an, daß das Gesetz kaum je zu einer strengen Anwendung komme, später aber gänzlich und absichtlich in Vergessenheit gerathen werde.

Es gereicht übrigens dem englischen Volke zur Ehre, daß es in der ganzen Nopoperyagitation sogar in dem Momente der größten Aufwallung nie bis zu persönlichen Angriffen und Beleidigungen gegen die verhaßteste Person, den Cardinal Wisman, sich vergaß. Man belustigte sich mit Verbrennung ihn vorstellender Strohpuppen, ließ seine Galle in Carricaturen hineinfließen, welche allerdings mit den Regeln der Höflichkeit und des Anstandes nicht zusammenpaßten; so wurde z. B. auf einer solchen der Cardinal mit grinsendem Gesichte, über welches er eine mit dem Bilde des Erlösers geschmückte Larve hält, vorgestellt. Aber persönliche Beleidigungen hat der Cardinal nie erfahren, wie uns Männer versicherten, die es aus seinem Munde haben, er konnte zu jeder Zeit frei und ruhig auf den Straßen umherwandeln. Wir Deutsche stehen in diesem Punkte heut zu Tage weit hinter dem Engländer zurück; unsere religiösen und politischen Kämpfe sind eine stete Wiederholung von Haß, Verfolgung, rohen Beleidigungen, ja wenn möglich von Vernichtung mißbeliebiger Persönlichkeiten; der Name eines verhaßten Gegners genügt zur Legitimation von jedweder Maßregel, auch wenn sie allen Gesetzen der Moral und des Rechtes widerspricht. Man denke sich die englisch-kirchlichen Verhältnisse nach Deutschland hinverpflanzt und dann den Cardinal Wisman in eine unserer Residenz- oder größeren Städte, z. B. nach Wien oder Leipzig, was würde da der edle Kirchenfürst von dem Gesindel der politischen und religiösen Aufklärer zu dulden gehabt haben? Ihre

Wuth würde sich nicht nur an seiner Person, sondern an den unschuldigen Glasscheiben seiner Wohnung alsbald ausgelassen haben. Deutschland birgt in dieser Hinsicht ein gutes Stück Barbarei in sich. Die Barbarei aber liegt vor, liegt auch hinter der sogenannten Civilisation; die erstere Art ist ein Angebinde roher, noch ungezügelter Naturkraft, die letztere die Folge von Vergeudung der geistigen und sittlichen Kraft eines Volkes. Von jener ist auf dem europäischen Continente mit Ausnahme des Ostens, wenig mehr sichtbar; desto mehr Erscheinungen aber kommen von dieser in unseren Tagen zum Vorschein. Sie ist eine Schwester der überall eingedrungenen Revolution, häufig deren Vorgängerin, immer deren Begleiterin und Nachfolgerin.

Wir sind vom Kirchlichen auf das Politische hinübergekommen. Wir wollen mit dieser hingeworfenen politischen Bemerkung nicht abbrechen, sondern noch einige politische Betrachtungen über England folgen lassen.

Die Franzosen geben den Ton an in der Kleider-, die Engländer in der Verfassungsmacherei. Gerade in dieser aber sind die Nachahmer am unglücklichsten gewesen; es zeigt sich dieses schon in dem einzigen Punkte, den wir herausheben wollen, daß die englische Constitution in ihrer vollen gegenwärtigen Ausbildung der Schluß einer Revolution war, während bei den nachäffenden Völkern mit der Aufstellung einer Constitution der Anfang der Revolution gemacht wird.

Die englische Constitution ist ein Gebäude mit aristokratischen Grundlagen und Stützpfeilern, wo das Königthum bloß als ein, das Ganze überziehender Glanzfirniß erscheint.

Sie hat eine solche Festigkeit erhalten, weil sie n
unten herauf, durch eine wühlerische Demagogenpart
ner Barrikadennacht, und auch nicht von oben herab
schwülen Mittags= oder Abendstunde der Nation
worden, sondern nach und nach unmittelbar aus der
leben herausgewachsen ist. Wenn aber die englisch
sung äußerlich bis zur Stunde unerschüttert die g
blieben ist, so läßt sich dagegen nicht läugnen, daß
lische Volks= und Staatsleben große Veränderunge
hat, namentlich hat die Aristokratie jenes große Ueb
verloren, mittelst dessen sie lange Zeit die Richtung
tionalpolitik bestimmte. Die herrschende Volksklasse in
ist gegenwärtig die Handelswelt, ihr Interesse die
lage und das Endziel der englischen Politik. Gerad
seren Tagen hat sich diese Richtung der englischen
ihrer vollsten Ausdehnung geltend gemacht.

Es liegt auf der Hand, daß Handel und
nur in demjenigen Lande zum Aufschwung komme
welches der Segnungen der Ruhe und des Friede
nern und nach Außen genießt; innere Unruhen
bringen sie sofort zum Stocken und ruiniren sie
bei längerer Dauer. Der europäische Continent
Handels= und Fabrikrivale von Großbritannien
und friedlicher er dasteht, desto gefährlicher wird
currenz dem Inselreiche werden; je mehr es i
und seine staatlichen und gesellschaftlichen Zust
ander gerüttelt werden, desto größer der Flor
von dem gefährlichen Nebenbuhler nicht mehr
dustrie. Die Revolution des Continents liegt
teresse Englands: sie dort auszubreiten, zu be
zu beschützen, wo sie zum Ausbruche gekomm
gabe, welche das gegenwärtige Ministerium
Wir sehen daher, daß überall, wo Unruh
sind, in Sizilien, Neapel, in der Lombardei,
Frankreich und Ungarn 2c. England seine off

Hand dabei hatte, wir treffen auf seinem Boden, von ihm beschützt, die Häupter der Propaganda an, gleichsam als eine Geißel in der Hand der gewissenlosen Inselregierung für den Continent, und damit gleichzeitig als ein reiches Interesse gebendes Capital für das eigene Land. So ist die auswärtige englische Politik zu einem bloßen Interessespiel herabgesunken, einem Spiele jedoch von verruchter Art, welches in vollendeter Gewissenlosigkeit und Abstumpfung gegen alle höheren Ideen und Errungenschaften der Menschheit, auf deren Ruin mit der kalten Berechnung einer unter Geldsäcken verdorrten Mäcklerseele losgeht.

Wenn man einem Engländer dieses Schandbild der Politik seines Landes vor Augen hält, so wird derselbe sich damit zu entschuldigen suchen, daß diese Ausartung allein dem gegenwärtigen Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, zuzumessen sei, das Land aber, ja nach Behauptung Vieler, sogar das übrige Ministerium keinen Theil daran habe. Es ist nun allerdings wahr, daß die englischen Minister gewohnt sind, jeder in seinem Fache mit einer Art Souverainetät zu handeln, so daß der Eine in dem, was er thut, um seine Collegen nicht im Mindesten sich bekümmert, dafür aber auch sie in ihrem Geschäftskreise ganz unbedingt schalten und walten läßt. Es ist Jedem bekannt, daß dieses gegenwärtig insbesonders mit dem Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, der Fall ist, daß alle übrigen Minister um seine Geschäftsbesorgung sich gar nicht bekümmern, und gar gern bei gegebenen Anlässen, namentlich in Privatunterredungen diese Versicherung geben. Allein dieses spricht weder sie, noch das Land von der ungeheuren Verantwortlichkeit los, welche die Handlungsweise jenes Mannes mit sich bringt; es ist dieses um so weniger der Fall, als wir vor kurzer Zeit den übrigen Theil des Ministeriums bei einem auf die palmerston'sche Politik in dem Parlamente erfolgten Angriffe, für dieselbe in die Schranken treten sahen und das Schauspiel erlebten, daß durch Beseitigung jenes tadelnden Angriffs von dem Unter-

hause diese unheilvolle Politik im Namen des Landes förmlich gebilliget wurde.

Wie lange die Partei der Whigs, und zwar auf diese keineswegs zur Ehre der Nation gereichende Art, das Staatsruder führen werde, ist nicht leicht vorauszusagen. An Achtung ist sie unter dem besseren Theile der Bevölkerung des Landes selbst tief gesunken; sie hat namentlich durch die Titelbill viel an solcher eingebüßt, weil ihr ganzes Benehmen in dieser Angelegenheit den Beweis leistete, daß sie ihre zumeist gepredigten Grundsätze der Convenienz unbedenklich zu opfern bereit, und sie selbst daher weiter nichts als ein Spielball in den Händen gewisser Volksklassen ist. Sie wäre schon gestürzt, wenn eine der zwei anderen großen politischen Parteien, der Protectionisten und der Peeliten, in diesem Momente im Stande wäre, das Staatsruder zu führen.

Den Protectionisten, unter Anführung von Lord Stanley, gebricht es an zweierlei für Leitung des englischen Staatsschiffes nothwendigen Erforderniſſen, an einer hinreichenden Zahl von Anhängern im Parlamente und an talentvollen Chefs. Sie haben an Stanley einen tüchtigen Führer; er ist aber beinahe der einzige, der der Mann für ein Portefeuille wäre. Ihre Anhänger sind zwar im Parlamente ziemlich zahlreich, bilden aber doch eine Minderheit, die ohne Zuwachs von einer andern Seite durchaus keinen sichern Rückhalt einem aus ihrer Mitte hervorgegangenen Ministerium zu geben vermöchte.

Die Peeliten, unter Anführung Lord Aberdeens im Oberhause und James Graham, Gladstone und Sidney Herbert im Unterhause sind die Partei, welche an Talent, Kenntnissen, Festigkeit der Grundsätze die beiden anderen weit überragt. Sie genießen darum unter der denkenden Bevölkerung Englands weitaus das meiste Ansehen; man nennt sie Puristen, weil sie nur nach unwandelbaren, auf sittlicher Grundlage ruhenden Grundsätzen, und nicht nach Interessen

handeln. Man könnte sie auch Doctrinärs nennen, wenn dieser Name aus der Folgezeit der französischen Julirevolution nicht eine Bedeutung gewonnen hätte, der denselben wegen dem traurigen Justemilieu, mit welchem er identificirt wurde, etwas anrüchig machte. — Um jedoch in England gegenwärtig zu regieren, bedarf eine Partei mehr als bloß der Achtung des denkenden, auch sittlich höher gestellten Theils der Bevölkerung, sie muß entweder im gegenwärtigen Parlamente so viele Freunde zählen, daß sie auf eine Mehrheit für die von ihr einzuschlagende Politik rechnen kann, oder dann in dem Theile des Volkes, welcher zu den Wahlen berechtigt ist, einen solchen Halt haben, daß sie eine Parlamentsauflösung wagen darf. Die Partei der Peeliten besitzt gegenwärtig weder das eine noch das andere; es ist das der Grund, warum sie bei der letzten Abdankung des Ministeriums Russel nicht selbst das Staatsruder in die Hände genommen hat. Dieselbe hat aber nichts destoweniger eine Zukunft vor sich, indem es nicht denkbar ist, daß England fort und fort den Protector der Revolution macht, ohne am Ende selbst von ihren Fangarmen ergriffen zu werden. Diese Einsicht dürfte später in England doch einmal sich Bahn brechen, und dann wäre auch der Zeitpunkt der Herrschaft der Peeliten gekommen. — Wir bemerken übrigens, daß der älteste Sohn Peels, der bekanntlich eine so unwürdige Rolle in den revolutionären Auftritten der Schweiz vom Jahre 1847 gespielt hat, nicht zu dieser, von seinem Vater gegründeten und nach ihm benannten Partei gehört; er würde übrigens nach seinem bisherigen öffentlichen und privaten Leben derselben eben zu keiner besonderen Zierde gereichen. Der jüngere dagegen hat, treu den Fußtapfen seines großen Vaters folgend, sich derselben mit der größten Ergebenheit angeschlossen.

In der Titelbillangelegenheit sind die Peeliten offen als Gegner derselben aufgetreten, und haben auf eine überaus würdige Weise sich benommen. Die ganze Protektionistenpartei dagegen schloß sich in dieser Frage an die Whigs an,

deren erbittertste Gegnerin sie sonst in den Angelegenheiten ist.

Man hat in vielen Kreisen auf dem C Furcht, oder bisweilen auch der schadenfrohe gegeben, daß für die große Zahl der Flü nachdem der Boden auf dem Continente überall unsicher geworden war, nach den sich warfen, dort ein ähnlicher Erfolg ihre in der Schweiz, welche von ihnen in kurz Gifte der Revolution durchfurcht worden stehe. — Hierin täuscht man sich aber au daß diese Flüchtlinge meistens der englische genug mächtig sind, um in Volksversamml allerdings in England sehr leicht zu Stan wo man aber gewohnt ist, gute Redner zu wirklich gute Redner Eindruck machen, auf Zudem ist der Engländer zu praktisch und v leicht den unsinnigen Theorien des Sociali munismus zugänglich zu seyn. Als jüngsthin Flüchtling es einmal wagte, einer Versamm tern in London eine socialistische Predigt n Modegeschmack zu halten, drohten ihm dies Prügeln, daß er es vorzog, still zu schweige irischen Bevölkerung in England herrscht große Armuth, und bisweilen eine Noth, w oder nur höchst selten auf dem Continente s wäre da Boden zur socialistischen Wühlerei diese Bevölkerung ist sehr religiös gesinnt Geistlichkeit hat einen überwiegenden Einfl und ist daher im Stande, leicht alle Verfü Revolutionspartei zu paralisiren.

In nächster Zukunft kann also Englan ren Gäste so ziemlich ohne Gefährde für sich auf eine treulose Art, ihr für den Continen Revolutionsspiel treiben lassen. Allein ohne

Zukunft sind sie denn doch nicht; das Hinderniß der
kann beseitigt werden, die Revolutionspartei kennt zud
gar viele Mittel der Wühlerei, die zwar nicht so
wie donnernde Revolutionsreden in einer Volksversan
dafür aber nachhaltiger wirken. Der Boden, auf
der englische Staatskoloß ruht, ist gar nicht so felsen
man auf den ersten Augenblick glauben möchte und
rühmend hervorheben. England birgt ein ungeheures
tariat in seinem Schooße, das allerdings so lange
Krankheit, die überall auf dem Continente unter d
eingerissen, nicht ergriffen wird, als die englischen
im Flor sind. Wenn aber einmal die Zeit kömmt,
selben eine wirksame Concurrenz, sei es vom Continen
von den schlauen Yankees, gemacht zu werden vermag
dürfte der Moment nicht fern seyn, wo es, von inner
vulsionen ergriffen, vielleicht plötzlich mit einem furcht
Krachen zusammenbricht. Die Zeit kann kommen, fü
andere Staaten und Völker auch gekommen, wo di
herrschaft zur See und im Handel für England verlor

Wir haben in kurzen Zügen die kirchlichen, u
einem ganz flüchtigen Blicke die politischen Zustände E
in der Gegenwart betrachtet; wir könnten nun noc
Blick auf die Vergangenheit werfen, und mit unsere
in einigen Umrissen ein Charakterbild der „englische
ranz“ zeichnen. — Wir ziehen aber vor, unsere L
zwei Schriften hinzuweisen, welche in jüngster Zeit e
sind, und diesen Gegenstand ausführlich behandelt ha
Die eine Schrift ist von Hrn. Dr. Buß in Frei
Breisgau und führt den Titel:
„Die Geschichte der Bedrückung der katholischen
Englands und die Wiederherstellung der

Hierarchie in ihr. — Ein Gutachte
Russel. Schaffhausen, Verlag der H
handlung. 1851.

Die andere ist eine Uebersetzung eine
Sprache abgefaßten Flugschrift des bekannt
novics mit dem Titel:

„Die englische Toleranz. Wien, Sall
1851."

Der Gegenstand wird auf eine erschöpfe
Schriften behandelt, namentlich in der ziemli
von Herrn Dr. Buß. Sie ist eine getreu
und unwidersprechlichen Thatsachen belegte
Verfolgung der katholischen Kirche in Engl
gierung des englischen Reformators, des W
VIII., bis auf unsere Zeit, und bietet wege
lichen Haltung ein besonderes historisches
Wir wollen in einigen kurzen Zügen den
selben unseren Lesern vor Augen führen.

Der Ehescheidungsprozeß Heinrichs VIII.
massen die Ursache der Losreißung England'
mit Rom und der katholischen Kirche. Pa
hatte es gewagt, der unrechtmäßiger Weise
nigin Katharina sich anzunehmen, das Bege
Retzen der Anna Boleyn liegenden Wüstlin
dung abzuweisen, die Ehe als eine giltige
so den unreinen Gelüsten des königlichen Ty
zutreten. Mit einem servilen Parlamente
Seite und den furchtbaren Werkzeugen der
Hand schritt der gewaltthätige Herrscher mit
auf der verderblichen Bahn dem vorgesteckte
kein geringeres war, als sich selbst zum Obe
lischen Kirche zu machen. Er fand ein willfä
an Erzbischof Cranmer. Wenn auch König
lich so wenig als Luther daran dachte, eine
mation durchzuführen, so wurde er doch dur

b John
Buch-
arisher
ofs Lo-
Comp.
t beiden
igreichen
lrkunden
ing der
der Re-
Heinrich
urkund-
bar. —
alt der-
kannter-
Verbande
ns VII.
ten Kö-
in den
Ehescheì-
n, und
ntgegen-
ball zur
l in der
Schritten
zu, das
der eng-
Werkzeug
anfäng-
ie Refor-
nsequenz

seiner ersten Schritte zu einer solchen hingedrängt. Di
gegengesetzten Bestrebungen des edlen Bischofes Gardin
schwanden spurlos unter der nachfolgenden Regierung
Eduard's, welcher in seinen reformatorischen Bestre
seinen Vorgänger zu überholen suchte. — Wie weni
diese unter dem Volke Anklang gefunden hatten, bew
Regierung der Königin Maria, welche es sich zur A
gesetzt hatte, die englische Kirche wieder zur römischen
zuführen. Das Volk begrüßte ihre daherigen Maßrege
Freude, und das Parlament fügte sich mit gleicher Ser
mit welcher es zum Gegentheil Hand geboten hatte. —
fromme Werk der Königin Maria wurde aber dur
Schwester Elisabeth, welche ihr auf dem Throne folgte
stört; unter ihrer Regierung, in Folge der von ihr ergr
gewaltthätigen und blutigen Maßregeln gegen die Aus
der katholischen Religion, gedieh die Reformation zur
endung. Der katholische Clerus hatte gegenüber de
ihn verhängten, mit greuelvollen Martern drohenden
folgung keine andere Wahl, als sich in's Ausland zu f
Die katholische Kirche in England war nun länger
ziemlich verwaist; Dr. Allen, welcher später zum C
gewählt wurde, nahm zuerst darauf Bedacht, aus de
ihm zu Douay in Frankreich gestifteten englischen Mi
hause die in England trotz aller Verfolgung ihrem G
treu gebliebene Bevölkerung mit katholischen Priestern z
sehen. Man fühlte schon damals das Bedürfniß ein
schöflichen Leitung im Lande, besonders nachdem der le
tholische Bischof, Dr. Watson von Lincoln, im Jahre 15
storben war; die römische Curie glaubte jedoch den
der Aufstellung einer bischöflichen Gewalt im Lande
nicht wagen zu dürfen und griff zu dem Auskunftsmitt
nen Erzpriester in der Person des Georg Backwell
nennen.

Die Katholikenverfolgung nahm ihren Fortgang
König Jakob I.; unter diesem Monarchen wurden

barbarische Verfolgungsgesetze erlassen und mit eben so barbarischer Strenge gehandhabt; sie waren darauf berechnet, die ihrem Glauben treu bleibenden Katholiken ihres gesammten Hab und Gutes zu berauben. Diese Gesetze wurden unter der Regierung von Karl II., Maria und Wilhelm noch vermehrt und die Katholiken von der Thronfolge sogar ausgeschlossen. — Es ist interessant zu vernehmen, wie schon frühe unter dem englischen Clerus das Gefühl der Nothwendigkeit einer bischöflichen Leitung sich geltend machte. Im Jahre 1610 hatten 180 Priester, drei Viertheile der englischen Weltgeistlichkeit in einer Petition die Bitte um Wiederaufrichtung eines bischöflichen Stuhles in England an den heil. Stuhl gerichtet; im folgenden Jahre petitionirten 200 um das Gleiche. Die römische Curie, welche endlich ihren Bedenklichkeiten sich entwand, entsprach dem allgemeinen Wunsche und 1623 wurde Dr. Bishop als bischöflicher Ober der englischen Kirche gewählt und derselbe ermächtiget, ein Generalvicar zu bestellen. Der neugewählte Bischof gab fort der katholischen Kirche Englands eine neue Organis nachdem er eine kirchliche Verwaltung durch Genera Archidiaconen und Landdekanate eingeführt hatte, erri noch ein Domkapitel. — Papst Innocenz XI. traf 1685 die Aenderung, daß er die bischöfliche Ge Jurisdiktion einem apostolischen Vicar für England welchem er später 1688 drei andere apostolische gesellte, so daß von da an England in vier B zirke, den Londoner-, West-, den Central- und N getheilt war; Papst Benedikt XIV. bestätigte di in seiner Constitution vom 30. Mai 1753, w hältnisse der Welt- und Ordensgeistlichkeit E

Nach langen Leiden, Unterdrückungen u blutigen Verfolgung kam endlich eine besse tholiken in England an; die Unmöglichke der barbarischen Gesetze stellte sich von heraus und so nach verschiedenen V

Jahre 1829 zur Emanzipation der Katholiken, welche allerdings nichts weniger als eine vollständige zu nennen ist, weil sie an allerlei unwürdige Bedingungen geknüpft ist. Papst Gregor XVI. theilte im Jahre 1840 England in 8 apostolische Vicariate ab; die volle bischöfliche Hierarchie aber stellte der jetzige heilige Vater Pius IX. durch die Bulle Universalis ecclesiae vom 29. September 1850 her, wodurch in England ein Erzbisthum von Westminster und 12 Suffraganbisthümer errichtet wurden.

Interessant ist der Nachweis der außerordentlichen Zunahme des Katholicismus in England. Im Jahre 1792 besaß die katholische Kirche in England nur 35 Kapellen; im Jahre 1844 aber standen auf englischem Boden bereits 499 Kirchen und Kapellen, 9 Collegien, 27 Klöster und Convente. Der Stand im Anfange des Jahres 1851 ist folgender: katholische Kirchen und Kapellen in England und Wales 597; in Schottland 97; ferner in Schottland 26 Bethäuser, 10 katholische Collegien in England, eines in Schottland. Mannsklöster in England 17, Frauenklöster 53. Priester in England und Schottland 944, Bischöfe, apostolische Vicare, die englischen Colonien und Besitzungen mitbegriffen, 45.

Die Schrift von Lonovics ist mehr übersichtlich gehalten; sie geht nicht, wie die Schrift von Herrn Professor Buß, auf eine urkundliche Geschichte aus, sie ist ein mit frischem Pinsel aufgetragenes Gemälde, und hält sich daher, unter Anlehnung an bekannte Thatsachen, durchweg im Tone historischen Raisonnements. Ihre Absicht, der Welt ein Bild englischer Intoleranz vor Augen zu führen, hat sie erreicht. Sie greift mit scharfen Waffen die englische Nation an, welche Macauley hochmüthig den erblichen Adel der Welt zu nennen beliebte. Der ungarische Bischof hat volles Recht, wenn er behauptet, daß alle innerhalb der Gränzen des ungeheuren brittischen Reiches wohnenden Anhänger Mahomets, die Anbeter Dalai Lama's, Budha's lange vor der Katholikenemancipation einer vollständigen religiösen Freiheit genoß-

fen, daß jene erst und nach langen Berathungen, unter allerlei drückenden Klauseln, gewährt wurde, nachdem lange vorher die vornehmsten englischen Beamten in Indien den mörderischen Zug des furchtbaren Wagens von Dschaggernauth jährlich mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegten, und schon längst in Ceylon die englischen Soldaten den dort üblichen feierlichen Umzug der Einwohner zu Ehren des Teufels mit Ehrengeleit und Salven verherrlichten. — Die Anklage unseres Verfassers gegen England geht noch weiter; er schuldiget es an, den Räubereien der algierischen Corsaren, als in seinem Interesse gelegen, ruhig zugesehen, in dem Kriege mit China nur seine Handelsinteressen, mit keiner Silbe aber die Interessen der Civilisation und des Christenthums dort bedacht zu haben, er legt die Entsetzung der christlichen maronitischen Fürsten, die rechtlose Ueberlieferung dieses christlichen Volkes an türkische Willkürherrschaft der treulosen englischen Politik zur Last und nennt sie, gegenüber dem Islam, eine Verrätherin am Christenthum.

Man sieht, es wird eine bittere Sprache geführt; allein es ist nur zu wahr, daß wenn auch der religiöse Verfolgungsgeist gegen die Katholiken aus England zu einem guten Theil gewichen, ein anderes Uebel sich dort eingenistet hat — die englische Politik ist zu einem unsauberen Götzendienst des Mammons herabgesunken, dessen Anbetung unter dem Namen des Nationalinteresses und auf den Trümmern der politischen Moral und des öffentlichen Rechts statt findet.

V.

Joseph's II. Reise nach den österreichischen Niederlanden und Frankreich im Jahre 1781.

Schon unter Maria Theresia und der Statthalterschaft ihrer Schwester, der Erzherzogin Maria Anna, und ihres Schwagers, des Herzogs Karl von Lothringen, war, wie ich früher bemerkt, die Regierung der Niederlande in den Händen solcher, die mehr oder minder den neuen französischen Zeitideen huldigten. Wie in Wien an der Seite der Kaiserin Fürst Kaunitz, der ihnen im Herzen selbst zugethan war, den ungestümen Eifer Josephs mäßigend und den scharfen Gegensatz zwischen Mutter und Sohn vermittelnd, ihnen diente, und ihnen, trotz dem christlichen Sinne der Kaiserin, in allen Zweigen der Verwaltung vorbereitend zum Siege verhalf: so hatten sie sich auch in Brüssel unter den Ministern Kobenzl und Stahremberg der eifrigen Förderung von oben zu erfreuen. Hatte ja diese sogenannte Aufklärung, von den Höfen ausgehend, bereits den Beamtenstand, einen Theil des reichsten und vornehmsten Adels und die höheren Offiziere ergriffen.

Als daher der Wiener Kaiserhof, lange vor Joseph's Thronbesteigung, um das Jahr 1760, in der Absicht den künftigen

Thronfolger, den zwanzigjährigen Erzherzog Joseph, mit dem Zustande der Niederlande bekannt zu machen, von der Regierung in Brüssel drei Memoiren verlangt hatte, nämlich eines über ihre politischen Verhältnisse, ein zweites über ihre kirchliche Verfassung und ein drittes über ihre finanziellen Hülfsmittel: da waren es vier Männer, nicht des alten, katholisch-niederländischen Geistes, sondern des modernen, kosmopolitischen, zeitgemäßen Fortschrittes, welche Graf Kobenzl mit ihrer Abfassung beauftragt hatte: den Grafen Neny *) und Wavrans, Mitglieder des geheimen Ra-

*) Eines dieser Gutachten wurde fünfundzwanzig Jahre später von seinem Verfasser als ein eigenes Werk herausgegeben, und zwar erschien die zweite Auflage davon in zwei Bänden unter dem Titel: „**Mémoires historiques et politiques des Pays-Bas Autrichiennes**. Par S. E. M. le Comte de **Neny**, Chef et Président du Conseil-Privé, Commandeur de l'Ordre Royal de Saint-Etienne, Conseiller d'Etat intime Actuel de Sa Majesté l'Empereur et Roi, etc. etc. Seconde édition corrigée et augmentée. A Bruxelles M.DCC.LXXXV." Gleichzeitig erschien davon auch eine deutsche Uebersetzung: „Historische und politische Nachrichten von den österreichischen Niederlanden. Sr. Majestät dem Kaiser zugeeignet. Aus dem Französischen. Frankfurt und Leipzig 1784." Da der Verfasser sich hierin nach der nüchternen, positiven Weise der alten Schule an den festen Boden der Thatsachen, der bestehenden Verträge und Rechte hält, und sich nicht in den luftigen Räumen der Theorien und Phantastereien der neuen Philosophie ergeht, sondern einfach das Vorhandene aufzeichnete, so kann dieß Werk auch jetzt noch als ein nützliches Handbuch zur Belehrung über den Zustand der österreichischen Niederlande vor der Revolution dienen. Eingenommen von den Ideen der Zeit und als einen leidenschaftlichen Bewunderer und Lobredner Joseph's II. und seiner Neuerungen dagegen zeigt sich dieser Präsident Neny in einer späteren Schrift, worin er dem unglücklichen Steuersysteme Joseph's II., das in den Erblanden mit vielen Unkosten kaum eingeführt, sogleich wieder von Leopold II. wegen der Klagen aller Stände abgeschafft wurde, in den Niederlanden Eingang zu verschaffen suchte. Diese zweite Schrift erschien

thes, Brenaert, geistlichen Rath beim großen Rath und den Baron von Cazier.

Wünschten übrigens die Niederländer zu einer Zeit, da die neuen Ideen die Probe der Erfahrung noch nicht bestanden hatten, und noch durch ihren ungetrübten, verlockenden Schimmer Aller Augen blendeten, auch mancherlei Verbesserungen und Reformen im Geiste der neuen Zeit: so waren sie doch, schon wegen ihrer Ehrfurcht vor dem hergebrachten Rechte und ihrer Anhänglichkeit an die heimische Sitte, durchweg gegen jede gewaltthätige, dem Lande von außen aufgedrungene, seinem Charakter und seinen Sitten widersprechende, gewaltsam sich überstürzende Neuerung im Sinne jenes Alles centralisirenden Uniformitäts-Despotismus, wie er früher schon dem absolutistischen Militärgeiste Joseph's als das höchste Ideal aller Staatsweisheit erschien.

Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte bestätigte Kaiser Joseph unter dem 12. Januar 1781 seine zweitälteste

---

unter dem Titel: „Oeuvres posthumes de M. Le P. De N. Auteur des Mémoires etc. contenant la Reforme du Conseil des Domaines et Finances des Pays-Bas, avec un Plan d'un changement de perception, et d'une augmentation de produit sur le papier Timbré dans les Etats de Sa Majesté l'Empereur et Roi. Neu-Chatel M.DCC.LXXXIV." Als Gegner der alten Verfassung seines Landes redet er darin der neuen gleichmäßigen Grundsteuer das Wort, er entwirft darin Mustertabellen für Einkommen- und Ausgabensteuern, worin er neben den „Domestiques, Chevaux et chiens excedens" auch die „maitresses, par individu" à 110 fl. bedenkt. Er verhehlt seinen Haß gegen die Geistlichkeit nicht im mindesten, kündigt den Mönchen ihren Untergang an, und nennt den Kaiser einen „Monarque admiré par sa splendeur, envoyé du Ciel et venu pour saper l'autorité des moines, et limiter celle du Clergé", und am Schluß S. 77 sagt er: „je n'attends pour toute récompense de mes travaux assidus, qu'un bouleversement total, une révolution étonnante dans la constitution actuelle, pour placer le tout dans l'assiette de la constitution équitable."

Schwester, die Erzherzogin Maria Christina, und ihren Gemahl, den Fürsten Albert von Sachsen Teschen, in der Statthalterwürde über die Niederlande, welche Maria Theresia ihnen noch kurz vor ihrem Tode verliehen hatte.

Maria Christina war die zweite und geliebteste Tochter der verstorbenen Kaiserin, die Erbin ihrer Schönheit. „Sie war", sagt ein niederländischer Augenzeuge, Rapsaet, „eine schöne Frau, voll Geist und Beredsamkeit, von einer majestätischen Haltung und einem großen Charakter. Ihr Gemahl, Fürst Albert, war sehr unterrichtet, liebte nicht nur Künste und Wissenschaften, sondern betrieb sie auch selbst; dabei war er von einer Milde und Leutseligkeit, die ihm die Liebe der Belgier gewannen und zuweilen die kleinen Aufwallungen dämpften, welche die Fürstin in jenen dornvollen Gelegenheiten nicht zu verbergen wußte, wie sie von bürgerlichen Unruhen unzertrennlich sind; abgesehen hievon war auch sie leutselig, aber mit Würde. Herzog Albert war sehr reich, und die Statthalterwürde brachte der Fürstin jährlich fünfmalhunderttausend Gulden brabanter Geldes ein; sie besaß außerdem noch große Güter in Ungarn; ihr Hof war glänzend und wahrhaft königlich, und beide gefielen sich in den Niederlanden" *).

Dieser Albert von Sachsen Teschen war ein Sohn August's III., Königs von Polen und Sachsen, und der Maria Josepha, ältesten Tochter Kaiser Joseph's I., mithin ein Bruder des Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus. Durch diese verwandtschaftlichen Beziehungen wurden die Niederlande, dieß ferne, gänzlich getrennte Vorwerk, mit dem Hauptkörper der Monarchie einiger Maßen verbunden, indem sich so ein Band von Tirol aus und den schwäbischen Vorlanden, durch das Breisgau und das Churfürstenthum Trier, hinab nach dem alten reichen Köln zog, auf dessen

*) Messager des sciences historiques T. IV.

Stuhl gleichfalls ein Sohn der Maria Theresia, Churfürst Maximilian, Coadjutor von Münster, saß, der seinem Vetter in Trier und der Schwester in Brüssel die Hand bot, die ihrer Seits wieder mit ihrer schwesterlichen Friedenshand nach Paris hinüberreichte, wo Maria Antonia den Königsthron mit Ludwig XVI. theilte. Das Churfürstenthum Mainz und die übrigen geistlichen Reichsstände, Bischöfe und Prälaten, die diese Kette unterbrachen, waren ohnehin an das katholische Kaiserhaus, wenn dieses seine Stellung begriff, gegen protestantische Säcularisations- und Unterdrückungsgelüste gewiesen, und daher seine natürlichen Bundesgenossen.

Auf diese Weise lag Brüssel damals nicht so fern und losgetrennt von Wien, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte; nur wußte der neuerungssüchtige, gewaltthätige Ehrgeiz Joseph's II. diese natürlichen, altbegründeten geschichtlichen Verhältnisse durchaus nicht zu würdigen; indem er sich um alles Vertrauen brachte, und seinem gefährlichsten Feinde, Friedrich II. von Preußen, selbst in die Hand arbeitete.

Maria Christina und Herzog Albert hatten seit vierzehn Jahren die königliche Statthalterwürde in Ungarn bekleidet. Preßburg und das nahgelegene Schloßhof war ihre Sommerresidenz gewesen, den Winter hatten sie in Wien zugebracht *). Jetzt, wo sie im Begriffe standen, aus dem Lande „roßtummelnder“ Magyaren, mit seiner wild-üppigen Kraft, Fruchtbarkeit und Tapferkeit, nach dem blühenden Lande

*) Der Franzose Guibert, der Ungarn im Sommer 1773 durchreiste, sagt von dem Fürsten Albert und seiner Gemahlin in seinem Journal d'un voyage en Allemagne tome II. p. 5: „Caractère decidé de sa femme: — s'est mariée contre la volonté de l'Impératrice: — est sa fille chérie. On dit son mari un Prince brave et mediocre. L'Impératrice lui a fait un sort considérable: indépendamment de plusieurs fiefs, elle lui achète tous les ans quelques terres, et elle lui a assigné les revenus de la vacance de l'archevêché de Grane.“

der Wallonen und Flamänder, mit ihren sorgsam bebauten Fluren und ihren kunstreichen, gewerbfleißigen Städten überzusiedeln, schrieb Joseph an seine Schwester folgendes Glückwunschschreiben:

Madame!

„Mit dem größten Vergnügen entlade ich mich der Verbindlichkeit, die mir die Zusage Sr. Maj. der verstorbenen Kaiserin auferlegt hat, indem ich Eurer Hoheit und Ihrem theuren Gemahl die Statthalterwürde der österreichischen Niederlande übertrage."

„Die Ufer der Sambre, Marimont, und die reizenden Gegenden von Brüssel sollen Ihnen ein angenehmeres Schauspiel als Panonien seyn; das Land, welches einstens Hunen und Avaren bewohnten, und das, troß allen Bemühungen der Regierung, immer Spuren von dem Aufenthalt der Barbaren trägt."

„Niederlanden hat Vorzüge vor manchem andern Land in Europa, hat reiche Bürger, einen hohen Adel und ein blühendes Kommerz, das Volk Anhänglichkeit an unser Haus, und Karl von Lothringen erhielt vielfache Beweise der Zuneigung der Belgier."

„Ich wünsche, daß Sie alle Zufriedenheit mit der Verfügung haben möchten, die ich in Ansehung Ihrer getroffen habe, und daß Ihnen Brüssel eben so angenehm seie, wie es unserm verewigten Oheim gewesen."

„Zu Erleichterung der Regierungssorgen habe ich Ihnen den Fürsten von Stahremberg zugeordnet, der die Kunst, einen Minister zu machen, vollkommen besitzt, und der Euer Hoheit in allem an die Hände gehen wird."

„Adieu, Prinzessinn! ich umarme Sie mit der größten Freundschaft, und bin mit der vollkommensten Hochachtung

Dero

Wien, im Jänner 1781.

gehorsamster Bruder
Joseph."

Am 28. Dec. 1780 schon hatte Herzog Albert zu Preßburg in seiner letzten Sitzung seine Abschiedsrede gehalten, um sofort nach seiner Bestimmung abzugehen; indessen aber wurde ihm von dem Kaiser eröffnet, seine Abreise von Wien noch auszusetzen, da Joseph selbst vorher die Städte und Lande seiner Krone an Maas und Schelde in Augenschein nehmen wollte.

Durch den Tod seiner Mutter nämlich war für Joseph, der jetzt vierzig Jahre zählte und also in der blühenden Reife der männlichen Jahre stand, endlich der ersehnte Augenblick erschienen, alle die Reformen, die er mit fieberhafter Ungeduld in seinem Innern getragen, ungehindert als Alleinherrscher in's Leben zu führen. „Bisher", so hatte er kurz nach dem Tode der Mutter an Kaunitz geschrieben, „wußt' ich bloß gehorsamer Sohn zu seyn; und das war beinah Alles, was ich wußte." Seine überstürzende Hast und seine kein Recht achtende, revolutionär-despotische Neuerungssucht hatte sich ja durch den frommen Rechtssinn der Kaiserin bei jedem Schritt gehemmt gesehen; wollte er etwas durchsetzen, so mußte es auf dem verdeckten Wege der Vermittelung geschehen, wobei der Kaiserin die eigentliche Absicht und Tragweite der vorgeschlagenen Maßregeln verhüllt, oder unter einem beschönigenden Lichte dargestellt wurde. Und so hatten sich, so lange Maria Theresia das Scepter führte, an dem Kaiserhofe drei Parteien, bald offener, bald verdeckter, fort und fort bekämpft: die katholische des alten Oesterreichs nämlich, die den alten Glauben, das alte Recht, die alte ständische Freiheit, das conservative Band der Corporationen und des großen Grundbesitzes, und Zucht und Sitte und die Eigenthümlichkeiten der Nationalitäten aufrecht erhalten und geachtet wissen wollte; dann ihr gegenüber die der Neuerer, die der Förderer der materiellen Interessen denen Finanzen, Militär, Industrie, vermehrte Population das Einzige und Höchste sind, mit ihrem atheistischen, indifferenten, omnipotenten Polizeistaat und ihrer kosmopolitischen, abstrakten Gleichheit nach

dem Sinne der Patriarchen der französischen Revolution, der Encyclopädisten; zwischen beiden endlich in der Mitte das Justemilieu unter Kaunitz, der scheinbar vermittelte, was nicht zu vermitteln war: Glaube und Unglaube, Recht und Unrecht, Christenthum und Atheismus.

Diesen Kampf der drei Parteien, der unter anderen Formen und Namen sich noch bis auf den heutigen Tag fort streitet, schildert uns ein Zeitgenosse der Kaiserin, ein Anhänger des kirchenfeindlichen, aufgeklärten Despotismus, mit den einseitigen Farben seiner Partei in folgender Weise:

„Die erste und stärkste Partei am Wiener Hofe ist jene der Kaiserin. Sie besteht, nebst der Hauptperson, aus dem Kardinal Migazzi, aus einigen Mönchen, besonders Kapuzinern, und einigen alten, frommen Damen, die der Monarchin, sogar mit Nachahmung ihrer Trauerkleider, schmeicheln. Diese Partei geht immerfort mit Keuschheits-Commissionen, Bücherverboten, Vertreibung gefährlicher Lehrer und Prediger, Beförderung von Heuchlern, Aufrechthaltung der päpstlichen Monarchie und Verfolgung der sogenannten neuen Philosophie schwanger. Ein großer Theil des alten Adels, dessen Rechte mit jenen der Pfaffen auch wirklich in Verbindung stehen, dient dieser Partei zum Rückhalt.“

„Die zweite Partei ist jene des Kaisers. Diese liegt mit der ersten in einem unaufhörlichen Kampfe. Sie ist mit Verbesserung der Gesetzgebung, mit Beförderung des Ackerbaues, der Handlung und Industrie überhaupt, mit Untergrabung der Gewalt der Dummheit und ihrer Trabanten, mit Verbreitung der Philosophie und des Geschmackes, mit Beschneidung der ungegründeten Rechte des Adels, mit Beschützung der Niederen gegen die Unterdrückung der Großen, und mit alle dem beschäftigt, was Erdengötter thun können. Eine Hauptstütze dieser Partei ist der Feldmarschall Lascy, dessen Art, die Mönche und ihren Anhang zu bekriegen, gerade die nämliche ist, womit er vor einigen Jahren dem Könige von Preußen die Spitze bot; nämlich es ist die verthei-

digende Art, Krieg zu führen, die auch der Graf von Sachsen wohl kannte. Er legt dem Kaiser die Pläne von verschanzten Lagern, Zickzackmärschen und vortheilhaften Retiraden vor; und der General Migazzi mit seinen braunen, schwarzen, weißen, halbschwarzen und halbbraunen Truppen mußte oft schon das Feld räumen und das Winterquartier beziehen, ohne schlagen zu können. Diese zwei Parteien, die offenbar Feinde sind, pflegen durch Vermittelung der dritten unabläßig Unterhandlungen mit einander."

„An der Spitze derselben steht Fürst Kaunitz, einer der größten Staatsmänner unserer Zeit, der sich durch seine Verdienste um das kaiserliche Haus in das Vertrauen der Kaiserin und ihres Sohnes gesetzt hat und würdig ist, der Vermittler zwischen beiden zu seyn. Im Herzen mag er mehr der Partei des Kaisers anhängen, als den Grundsätzen seiner Frau Mutter; aber es ist jener selbst daran gelegen, an ihm einen Vermittler zu haben, der bei der Monarchin Ansehen genug hat, um bei derselben ihren philosophischen Operationen die Farbe von Religiosität zu geben, ohne welche sie ihren Zweck nie erreichen könnte. Er maskirte die Märsche des Kaisers und seines großen Feldmarschalls; und so wachsam auch der Kardinal mit allen seinen vortrefflichen Spionen ist, so mußte er doch öfters kapitulieren, ehe er noch wußte, daß der Feind im Anmarsch sei *)."

---

*) Siehe „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris. Uebersetzt von K. R. Zweite beträchtlich verbesserte Ausgabe MDCCLXXXV." Band II. S. 232. Dieser reisende Franzose, der Verfasser der Briefe, ist ein maskirter Deutscher, Namens Johann Kaspar Risbeck, von dem bald darauf auch, 1788 in Zürich, der erste Band einer deutschen Geschichte erschien, die Milbiller, Professor in Passau, fortsetzte. Die Briefe fanden ihrer Zeit Beifall, es erschien davon eine englische und eine französische Uebersetzung. Risbek war ein „aufgeklärter" Protestant, dessen Urtheil von den Hoffartsdünsten

Eine gewisse Härte des Gemüthes, einen widerspenstigen Starrsinn hatte Maria Theresia schon an dem heranwachsenden Knaben mit Verdruß bemerkt. „Mein Joseph ist nicht folgsam“, pflegte sie oft zu sagen“ *). Und zu einem berühmten Musiker sagte sie eines Tages: „Ich bemühe mich, meinem Sohne Liebe zu jenen Künsten einzuflößen, die seinen Sinn zu sänftigen vermögen, denn er hat ein hartes Herz.“

---

der neuen Philosophie stark umnebelt wurde. So beginnt er einen Brief von Köln am Rhein Band II. S. 356: „Köln, Bruder, ist in jedem Betracht die abscheulichste Stadt in Deutschland. In ihrem weiten Umfang von drei Stunden findet man nicht ein sehenswürdiges Gebäude!“ Den Dom sah der Aufgeklärte vor Nebel nicht. Dagegen schreibt er von der Spree: „Ich war drei Tage zu Potsdam. Diese Stadt hat zum Theil noch schönere Gebäude, als Berlin“. . . . Und über die Regierungsweise des „Einzigen“: „Der preußische Staat wird durch Ueberzeugung und der größte Theil der übrigen Welt durch Wahn regiert.“ Minder schmeichelhaft lautet hinwieder sein Urtheil über die armen Münchner Bd. I. S. 103 u. 107: „Der Charakter der Münchner bliebe für mich ein Räthsel, und wenn ich auch noch viele Jahre hier wäre. Ich glaube mit allem Grund behaupten zu können, daß sie gar keinen Charakter haben. Sie sind das weichste, furchtsamste und kriechendste Volk von der Welt, ohne alle Schnellkraft, und die oft in's Grobe fallende Freimüthigkeit, die noch der schönste Zug im Charakter des Landvolkes ist, sucht man in der Stadt umsonst.“ Entzückt ruft er dagegen wieder aus: „Sachsen ist ein herrliches Land!“ und eine Oesterreicherin läßt er Angesichts ihrer dummen, ungebildeten, häßlichen Männer Bd. II. S. 11 ganz naiv den sehnsüchtigen Wunsch äußern: „Gebt uns nur so schöne und artige Männer, als die Sachsen sind, und dann laßt uns für das Uebrige sorgen.“ Nur Eines hat er zu beklagen: „Mit dem Essen und Trinken steht es freilich hier nicht so gut aus, als in Süddeutschland, denn um so viel der Geist sich besser hier im Norden befindet, um so viel der Körper schlechter als in Süddeutschland.“ Das genügt wohl, um „meine Pappenheimer“, die „Steifleinenen“ zu erkennen.

*) Charakteristik Joseph's II. von J. Pezzl. S. 12.

Und nicht minder beunruhigt über seine blinde Verachtung gegen alles Bestehende, und seine krankhafte Wuth, Alles in unbedachter Eile umzustürzen und einzureißen, sagte sie zu einer ihrer Hofdamen: „Mein Sohn wünscht, daß ich Wien seiner festen Mauern entkleide. Ich bin eine alte Frau; aber ich kann es nicht vergessen, hätte damals, als Wien von Johann Sobieski befreit ward, die Hauptstadt keine Belagerung aushalten können, die ottomanischen Horden würden die Erbstaaten verwüstet, ja selbst Deutschland überzogen haben. Zweimal sah ich Wien als das letzte Bollwerk meiner Staaten. Mag darum Joseph thun, wie ihm beliebt, wenn ich nicht mehr bin; allein so lange ich lebe, bleiben die Mauern und Wällen Wiens aufrecht" *).

Ja 1778, während des Krieges über die bayerische Erbfolge, als die milde, besonnene Maria Theresia, allen ungerechten Uebergriffen und Vergrößerungen und dem ewigen, die Völker ruinirenden Kriegführen abhold, in ihrem Herzen über den ausbrechenden Kampf sich kümmerte und durch Thugut Friedrich II. wissen ließ, wie tief es sie schmerze, „daß der König und sie, noch am Rande des Grabes, sich ihre vom Alter gebleichten Haare einander ausraufen sollten", und darum mit ihm Friedensunterhandlungen anknüpfte: da gingen ihre Friedens- und seine Kriegspolitik so weit auseinander, daß Joseph, wie ein Zeitgenosse, Coxe, berichtet, in seinem Unmuth der Mutter drohte: wenn sie die schimpflichen Friedensbedingungen Friedrichs II. annehme, so werde er sich nach Aachen zurückziehen und dort die alte Residenz der Kaiser wieder herstellen.

Durch den Tod der Kaiserin war dieß nun anders geworden. Joseph hatte jetzt freie Hand; ihm und seiner Partei gehörte nun die oberste Gewalt, die in seinen Augen eine unumschränkte war, da er zur Durchführung dessen, was ihm

---

*) Coxe, Histoire de la maison d'Autriche. T. V. P. 536. Note.

als das Beste des Staats erschien, das heißt, seiner Reformen im Geiste der neuen Philosophie, keinen Besitz und kein Recht anerkannte. Wie die französische Revolution, die bei den gleichen Lehrern in die Schule gegangen, bald nach ihm, mit Verachtung alles Geschehenen und Bestehenden, Frankreich in Departements und Präfecturen theilte, so wollte auch er seine Monarchie in dreizehn Gubernien theilen, und jedes Gubernium sollte eines, wie das andere, wieder gleichmäßig in Kreise und Bezirke zerfallen. Jede Freiheit und Selbstständigkeit, jede andere Gliederung, als die von administrirten Unterthanen und administrirenden Beamten, sollte aufhören; kein Unterschied der Stände und Corporationen, der Rechte, Sitten und Herkommen, der Sprachen und Nationalitäten sollte mehr statt finden. Alles, Geistliches wie Weltliches, sollte von Staatswegen durch die Kraft allerhöchster Edicte centralisirt und umformirt werden, und die Fäden von dem Kleinsten, wie von dem Größten, von dem Allgemeinsten, wie von dem Besondersten, durch die Gradationen der Beamtenhierarchie, von Stufe zu Stufe hinauf, im Mittelpunkte des Reiches, in der Haupt- und Residenzstadt, in der Kanzlei aller Kanzleien, in der Hand des Staatsoberhauptes zusammenlaufen. Hier thronte der *Ζεὺς πολύγραφος*, der schreibende Jupiter, von seinen Sekretären umgeben, auf dem hohen Actenberge, die Feder in der Hand, und von dieser Höhe seines Capitols sandte er bald Sonnenschein, bald Regen, in Form seiner Edicte, mit denen die Couriere täglich zu allen Thoren hinaus in die Länder eilten. Danach war der Bischof nicht mehr Herr in seiner Kirche oder seinem Seminar, der Meister nicht mehr in seiner Werkstatt, noch der Vater in seiner Familie: sondern Alles commandirte, organisirte, reformirte, administrirte oder cassirte das in seinen Beamten allgegenwärtige Staatsoberhaupt. Vor seinen Edicten hatte Nichts Bestand, Nichts feste Geltung: tausendjähriger Besitz, tausendjährige Rechte, tausendjährige Bräuche und Herkommen konnten jeden Augenblick mit einem Federzug verschwinden. Ein

von Staatswegen abgefaßter „politischer und moralischer Katechismus“ sollte daher auch das aufwachsende Geschlecht schon von früh auf mit den neuen uniformen Gedanken dieses spitzköpfigen Chinesenthums bekannt machen. Die ganze Menschheit zerfiel diesem Systeme nach nur in zwei Klassen: in gehorchende und bezahlende Staatsbürger, und bezahlte und befehlende Staatsbeamte, die über Alles die allerhöchsten Entschließungen empfingen, und über ihre Ausführung Rapport abstatteten. Wenn aber im Inneren des Reiches alle Fäden in einer Mitte zusammenliefen, so sollte es nach außen in jeder Beziehung frei und unabhängig dastehen. Das Stück dieser österreichischen Menschheit sollte auch in kirchlicher Beziehung, als ein in sich selbst ruhendes, souveraines Ganze, keine höhere, über die politischen Landesgränzen hinausreichende Einheit und Gemeinschaft anerkennen. Die Bischöfe des Reiches sollten dem Staatsoberhaupte unterstehen, das Staatsoberhaupt aber auch nicht in kirchlichen Dingen dem Oberhaupte der Kirche untergeordnet seyn. Jenseits der österreichischen Gränzpfähle hatte aller Kosmopolitismus und Katholizismus ein Ende.

Das war das höchste Ziel seiner Wünsche, dem er mit ungeduldiger Hast entgegenarbeitete; in diese enge Form wollte er das ganze mannigfaltige Leben der so grundverschiedenen Länder und Volksstämme seines Reiches hineinzwängen. Nichts war ihm daher auch, neben den beschworenen Rechten einzelner Klassen und Corporationen, so verhaßt, als die noch bestehenden landständischen Verfassungen einzelner Reiche und Provinzen, welche seine Reformen an die freie Zustimmung derer knüpften, die er damit beglücken wollte. Dieß war das Loos, welches er auch den Niederlanden zudachte.

Und eben weil er weder die Geschichte, noch die ewigen Gesetze der Natur, noch das positive Recht achtete, sondern meinte, auf dem Wege seiner souverainen Edicte Alles in's Leben rufen zu können: darum ließ er sich auch nicht die

Zeit, um den Boden erst mühsam zu bestellen, und dann mit dem für ihn passenden Saamen zu besäen und die Reife seiner Saaten abzuwarten. Er dachte nicht daran, daß jedes Erdreich seinen eigenen Bau und seine eigene Frucht verlangt. Alles sollte nach gleichen philosophischen Normen behandelt werden und die gleichen Früchte bringen, und wie ein Machthaber des Orients wollte er diese Früchte sogleich genießen, und meinte, Institutionen, die seit einem Jahrtausend in die Herzen seiner Völker und in die Erde ihres Heimathlandes tief ihre Wurzeln eingeschlagen, ließen sich künstlich verpflanzen und vertauschen, wie die Bäume eines Lustgartens. Daher erwiederte er auch einst auf Vorstellungen über seine Hast: „Von Allem, was ich unternehme, will ich auch gleich die Wirkung empfinden. Als ich den Prater und Augarten zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sproßen, die erst der Nachwelt dienen mögen; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmensch Vergnügen und Vortheil finden können" *).

Daß er übrigens manchem Widerstande begegnen würde, und daß **„ich und mein Mitmensch"** nicht unter dem Schatten aller seiner Reformen den gleichen „Vortheil" und das gleiche „Vergnügen" empfinden würden, davon hatte er sich schon aus seinen Erfahrungen unter Maria Theresia überzeugen können. Auf seinen vielen Reisen hatte er ohne Zweifel den verschiedenen Provinzen an den Puls gefühlt, wie zahm sie seien, und welche Dosis seiner Neuerungen jede bereits willig vertragen könne. Und da waren es gewiß Ungarn und die Niederlande, welche ihm als die erscheinen mußten, die seinem bureaukratischen Joche in alter, autonomischer Freiheitsliebe den nachhaltigsten und gefährlichsten Widerstand entgegensetzen würden. In seinem Circulare, das er bei dem Antritt seiner Regierung an Ungarn erließ, erkannte er daher auch klüglich einstweilen die bestehende Ver-

---

*) Pezzl: Charakteristik Joseph's II. S. 320.

fassung an; die Krönung aber mit der Krone des heiligen Stephans und die Huldigung schob er auf, weil er, seine Reformen unverrückt im Auge, sich die Hände nicht durch den dabei üblichen Eidschwur binden wollte. Eben so verfuhr er mit den Niederlanden; auch hier ließ er einstweilen Alles auf dem alten Fuß, und erkannte wenigstens für den Augenblick auch ihre Verfassung als zu Recht bestehend an, indem er in der Urkunde, durch die er die Erzherzogin und den Herzog in ihrer Statthalterwürde bestätigte, ihnen auftrug, „Recht und Gerechtigkeit nach den bestehenden Formen zu handhaben."

Die Niederlande waren überdieß das einzige Land seiner Monarchie, das er noch nicht besucht hatte; er beschloß daher, vor der Ankunft der Statthalter, diese Provinzen selbst in Augenschein zu nehmen, ohne Zweifel, um persönlich beurtheilen zu können, wie dem stolzen Baume altniederländischen Lebens, dessen Aeste sich so hoch zum Himmel, und dessen Wurzeln so tief in die Erde ausgebreitet hatten, mit der Axt seiner nivellirenden und centralisirenden Reformen am besten beizukommen sei.

Die ersten Monate seiner Regierung aber, bis zur Abreise im Mai 1781, benutzte er, um in den alten Erblanden mit seinem Reformwerk den Anfang zu machen; denn jeder Tag schien ihm ein verlorner, an dem er nicht irgend eine Verordnung erlassen hatte. Den Anfang machte er natürlich mit seinen Beamten selbst, die ihm ja als unentbehrliches Werkzeug zur Durchführung seiner Neuerungen dienen sollten. Als höchste Instanz bildete er sich aus fünf Sekretären sein **Kabinet**, in dem er autokratisch dictirte und von wo aus er durch seine **Kabinetsbefehle** die ganze Maschine dirigirte; die Ministerconferenzen waren schon unter Maria Theresia eingegangen *). Und nun führte er, sehr bezeich-

*) Pezzl Charakteristik Joseph's II. S. 268 u. 314.

nenb für das neue Regiment, kaum sechs Wochen nach dem Tode der Kaiserin, als ersten Reformact, auch für seine Beamten die sogenannten Conduitenlisten ein, wie sie bereits bei dem Militär bestanden. Die Präsidenten erhielten den Befehl, diese Listen über Charakter, Kenntnisse und Aufführung ihrer Untergebenen von sechs zu sechs Monaten dem Monarchen in die Hauptstadt einzusenden. Die Formulare enthielten nicht weniger als fünfzehn Rubriken. Diese Maßregel entsprach ganz der Geistesrichtung des Kaisers, der überall militärischen Gehorsam, militärische Subordination, Centralisation und Disciplin einzuführen gedachte; nicht minder entsprach sie auch jener neuen, auf das Mißtrauen gegründeten Staatsweisheit, die, weil sie einer religiös-moralischen Grundlage ermangelt, meint, Alles durch Examiniren und Controliren erreichen zu können. Die Conduitenlisten hatten aber, gleich den meisten anderen Maßregeln des philosophischen Kaisers, theils keinen, theils gerade den entgegengesetzten Erfolg, als er damit beabsichtigte. Denn einmal dienten sie nur dazu, die unübersehbare Masse der in der Residenz aufgehäuften unnützen Actenschreiberei um ein Beträchtliches zu vermehren; und dann gaben sie den Präsidenten Gelegenheit, durch ihren Pflichteifer im Spioniren und Denunciren sich nach oben einzuschmeicheln, nach unten aber ein willkürliches Protectionswesen auszuüben. Die also polizeimäßig Ueberwachten aber verleitete die Beaufsichtigung hinwiederum, durch Kriecherei und Heuchelei die Gunst ihrer Vorgesetzten zu gewinnen, um auf diese Weise alle sechs Monate eine gute Polizeinote zu erhalten. Das gegenseitige Vertrauen, der edle Geist der Standesehre und der freien Pflichterfüllung konnten hiedurch nur leiden. Allein das System der „neuen Philosophie" forderte es, und somit mußten die fünfzehn Rubriken ausgefüllt werden; der Kaiser konnte ja nun jeden Tag sehen, wie es um Jeden seines schreibenden Staatsdienerheeres bestellt war; er hatte es fein schriftlich in den Acten, und das genügte.

Subsidiarisch zu dieser Ueberwachung durch die Conduitenlisten, und als ihre wohlfeilste Controle wollte er die Presse gebrauchen; denn dieß war bekanntlich eine Hauptabsicht bei seiner sogenannten Preßfreiheit oder Censurordnung. Schon im Januar 1781 verkündeten die Zeitungen im Reiche: „Seine Majestät sollen sich geäußert haben, Sie wollten Religion und Sitten in Ehren halten, dem Menschen gleichwohl die Freiheit, zu sprechen und zu schreiben, nicht benehmen, sobald solche einer wohl policirten Verfassung nichts zuwider mit sich führte", und in dieser Erwartung, die neue Aufklärung zu befördern und seine Conduitenlisten zu vervollständigen, ließ er sofort die ganze Meute feiler, unwissender, schmutziger Scribler auf sich, auf seine Beamten, auf die Geistlichkeit und den Adel los. Diese Censurordnung, deren Erlaß den Conduitenlisten auf dem Fuße folgte, war aber zugleich auch ein großer Schritt auf seiner Bahn zur Knechtung der Kirche, da sie die gesammte Literatur ohne Unterschied, die der Gottlosigkeit, des Unglaubens und der Unzucht ebensowohl, wie die des Glaubens und der Kirchenlehre unter die Scheere der Staatsdienerschaft stellte; denn wollte von nun an ein Bischof, oder ein Professor der Theologie die alte, wahre katholische Lehre vertreten und etwas gegen das neue System, das die Kirche mit den Fesseln der Staatsbeamtentyrannei bedrohte, schreiben, so mußte er dazu das Placet der vom Staate bestellten Censurbehörde, also der Staatsbeamten einholen, die es ihm natürlich im Namen der neuen freisinnigen Philosophie verweigerten.

Zwischendurch berichteten die Zeitungen von Wien im Februar 1781: „Es ist durch hiesigen Löblichen Stadtmagistrat an sämmtliche Handwerkszünfte ein Decret ergangen, daß künftighin bey den Fronleichnamsprocessionen, statt den bißherigen großen und unbequemen Zunftfähnen, kleine Schwungfähne, oder Standarten, allenfalls auch gewöhnliche Kirchenfähne eingeführt werden sollen." — Andere Decrete

sollten bald folgen, die die Zünfte, gleich den übrigen Ständen, auch von anderen „großen und unbequemen“ Rechten befreiten, und jede Eigenthümlichkeit, jeden alten Brauch im Verordnungswege unterdückten. So meldeten dieselben Blätter unter dem 23sten Juni von Wien: „Durch ein allerhöchstes Hofdecret ist bei den Hutmachergesellen der noch gewöhnliche Willkommsbecher als ein durch die Kayserl. Königl. Generalien und neue Zunftsartikel schon verbotener Mißbrauch und alberner Unfug neuerdings abgestellt worden. Dieser Becher soll, wo er immer noch statt findet, alsogleich verkauft, und das dafür erlösete Geld zum Nutzen der Gesellenlade verwendet werden“ *).

Hatte der Kaiser durch seine Censurordnung die ganze kirchliche Presse in seiner Gewalt, so ging er unmittelbar darauf einen Schritt weiter, mit dem eigentlich, den Staatsreformen voraus, sein Kirchenreformwerk beginnt; denn da in den Augen der Zeitaufklärung die Kirche rechtlos war, als von des Staates Gnaden lebend, und da die Mönche insbesondere von ihr für vogelfrei erklärt wurden: so mußte es ihm weit ungefährlicher erscheinen, auf dem geistlichen Gebiete mit seinen Neuerungen zu beginnen, und dann allgemach nach den gleichen Grundsätzen in das Weltliche, wo von den verletzten Interessen größerer Widerstand zu besorgen stand, überzugehen. Und somit erfolgte unter dem 24. März 1781 der entscheidende Kabinetsbefehl, wodurch er allen Klöstern, Stiftern und Ordenshäusern seiner deutschen Erblande „**von oberherrlicher Macht wegen**“, wie es darin hieß, jede Verbindung mit einem auswärtigen Hause ihres Ordens, oder ihren Vorstehern, oder ihrem General, wenn „dieser nicht seinen beständigen Wohnsitz in unseren Kayserlich Königlichen Landen hat, von nun an auf bestän-

*) S. Augsburgische Ordinari Postzeitung Jahrgang 1781. Num. 39, 50 u. 156.

dige Zeiten", untersagte. „Da also", hieß es darin weiter, „andurch die Nothwendigkeit aufhört, persöhnliche Reisen von einigen Ordensgliedern nach Rom, oder in andere auswärtige Staaten zu unternehmen, noch weniger einige in perpetuum daselbst zu unterhalten: daher verbieten Wir eines wie das andere." Die ganze Verordnung, die katholische Bande, welche tausend Jahre ohne Gefährdung des Staats bestanden, mit einem Federzug, ohne einen Grund anzugeben, aus souverainer Willkür aufhob, schloß am Ende, in dem Geiste kleinlicher Fiscalität, zu Gunsten des österreichischen Nachdrucks mit einem Zusatzartikel, der also lautete: „Achtens verordnen Wir hiemit insbesondere, daß sich kein Orden mehr beygehen lasse, die Breviarien, Missalien, Antiphonalien, Chorbücher, und sonstige zu der Ordensverfassung gehörige gedruckte Werke, oder Papiere aus fremden Landen herzuholen, sobald als hier zu deren Nachdruckung die Veranstaltung wird getroffen seyn; wie denn ohnehin schon alle andere Geldsendungen, auch in den mindesten Summen, außer Land, ohne Unsere landesfürstliche Erlaubniß, gemessen verboten sind."

Schon zwei Tage darauf, unter dem 26. März 1781, erschien ein neues allerhöchstes Decret, das also anhob: „Da alle von dem päpstlichen Stuhl erlassende Bullen, Breven, oder anderweitige Verordnungen einen Bezug auf den Statum Publicum haben können, so finden Wir für nothwendig, daß deren Inhalt unnachsichtlich vor deren wirklichen Kundmachung Uns zur Ertheilung Unseres Landesfürstlichen Placiti Regii, oder Exequatur allemal vorgelegt werde." Zugleich erklärte dasselbe als sich von selbst verstehend, daß das Gleiche auch mit allen solchen Verordnungen zu geschehen habe, die von auswärtigen Ordinarien ausgingen, deren Diöcesen sich in die Monarchie erstreckten. Das war aber nur der einleitende Schritt, um das Placet auch auf alle kirchlichen Verordnungen inländischer Bischöfe auszudehnen.

Während er aber also die Kirche decentralisirte, wurden umgekehrt Einleitungen getroffen, die Beamtenhierarchie zu

centralisiren, durch die beabsichtigte Errichtung eines Oberst-hofguberniums nämlich und von Oberlandesgubernien für jedes Land, an deren Spitze, mit Concentrirung aller Stellen, ein einziger Chef stünde.

Wie rücksichtslos und selbstherrlich das Kabinet bereits in Kirchensachen verfuhr, davon gab der aufgeklärte Kaiser um diese Zeit noch ein anderes grelles Beispiel, als sich zu Brünn in Mähren unter der Geistlichkeit ein Streit erhob über die Orthodoxie einiger Glaubenssätze, die in dem dortigen Priesterhause vorgetragen wurden. In dem hierüber erlassenen autokratischen Kabinetsbefehl des Kaisers heißt es unter Anderem: „Das Brünner Priesterhaus erkläre ich aller wider dasselbe angebrachten Anschuldigungen wegen für unschuldig. — Denen Bischöffen soll ein bescheideneres Betragen, auch eine bessere Auswahl von Theologen anempfohlen werden. — Die päpstliche Bulle in Coena Domini und Unigenitus genannt, soll aus den Missalbüchern ausgerissen werden. Welche allerhöchste Willensmeynung ich in Mähren, Böhmen und Schlesien unter meiner eigenen Familie bekannt gemacht haben will. Bey nämlicher Gelegenheit verordne ich auch: daß die Art der Fundation und wahre Bestimmung, nebst eingeführter Lehrart und Lehrbücher des Wiener Priesterhauses sowohl als alle übrigen, in den Ländern bestehenden, genauest untersucht, dem Kardinal und Erzbischoffen zu Wien aber meine allerhöchste Ungnade zu erkennen gegeben werde: daß er sich so unschicksam in das Directorium anderer Priesterhäuser einzumengen, und selbige gleichsam aus ihrer Ruhe zu Uneinigkeiten aufzuhetzen hat beygehen lassen" *). — Natürlich war die Einmischung in

*) „Joseph's II., Kaisers der Deutschen, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in den Jahren 1780 und 1781 unternommene zweite und dritte Reise. In Briefen an einen Freund nach England von A. F. Geisler, dem Jüngern. Halle 1781." Seite 133.

das Directorium eines Priesterhauses und das Urtheil über die darin vorgetragene kirchliche Lehre Sache der kaiserlichen Staatsbeamten, und nicht Sache eines Kardinals und Erzbischofes — so wollte es ja die neue Staatsphilosophie.

Zur Abwechslung wurden dann wieder zwei Commissionen gehalten, um alle kaiserl. königl. Kanzleipersonen mit den gleichen Uniformen zu versehen, und zugleich der Gedanke gefaßt, die Polizei durchgehends auf französischen Fuß einzurichten und nach Art der Marechaussee zu organisiren.

Der großmüthigen Freigebigkeit der verstorbenen Mutter hatte Joseph mit seinem nüchternen, berechnenden, kalt systematischen Geiste gewiß oft mit Verdruß zugesehen. Noch auf dem Sterbebette hatte Maria Theresia gesagt: „Wenn ich mir eine irdische Unsterblichkeit wünschte, so wäre es einzig, um den Nothleidenden eine Helferin und Trösterin zu seyn." Da ihr Mitleid unfähig war, einer flehenden Bitte Gehör zu versagen, so hatten, neben wahrhaft bedürftigen und würdigen Personen, auch Heuchler und Unwürdige häufig an ihren Gaben theilgenommen, und die Pensionen waren sehr beträchtlich, angeblich bis zu zwei Millionen, angewachsen. Joseph hatte mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo er den „Kammerbeutel" zuschnüren könnte. Es geschah jetzt in seiner rücksichtslosen, durchgreifenden Weise, indem er im April sein Pensionsregulativ erließ, wodurch er alle Ansprüche regulirte. Daß er durch seine Normen „der Heuchelei, der Bestechung, dem Fürwort, der Hofgunst", wie sie bei Verleihungen von Pensionen in einer lockeren, üppigen Hauptstadt und an einem reichen Hofe sich nur zu oft geltend machen, ein Ziel setzte, war ein großes Verdienst; daß aber alle Gnadengelder von Hof, welche sich nicht auf diese Regeln stützen konnten, ohne Ausnahme eingestellt wurden, war eine Härte, die ihm viele Herzen mit Recht und Unrecht entfrembete *).

*) Pezzl S. 87.

Mit Niemand bezeugte die „neue Philosophie", damals wie jetzt, solche Sympathie, wie mit den Juden. Und auch hierin folgte Joseph blindlings dem „Zeitgeiste." Gleich beim Antritt seiner Regierung verbreitete sich der Ruf von seiner judenfreundlichen Gesinnung; die Juden schmeichelten sich mit einer neuen Morgenröthe und die Zeitungen posaunten schon im voraus lobpreisend aus, wie „der gekrönte Weltweise allerhöchst mildthätig und landesväterlich" ihnen Handel und Wandel, Wohnort, Gewerbe und Grundbesitz, gleich den Christen freigeben werde. Und so erschien denn auch, unmittelbar vor seiner Abreise nach den Niederlanden, ein allerhöchstes Handbillet, das ihre Gleichstellung einleitete. Er öffnete ihnen darin, mit Ausnahme der Theologie, die Schulen; gestattete ihnen den Ackerbau pachtweise, jedoch mit der Bedingung, daß die Arbeit durch jüdische Dienstboten verrichtet werde; gestattete ihnen ferner Handwerke und Manufakturen und hob alle Zwanggesetze über ihre Auszeichnung in der Kleidung auf. Da indessen hiebei die Hauptabsicht seiner Centralisirungspolitik die war, die Juden und Christen zu verschmelzen: so legte er ihnen im Eingange eine Verpflichtung auf, die offenbar als Einleitung zur Ausführung seiner Lieblingsidee von einer Universal-Reichssprache dienen sollte, indem es daselbst wörtlich also heißt: „Um die in meinen Erblanden so zahlreichen Glieder der Jüdischen Nation dem Staate nützlicher zu machen ... so wird der erste zuträgliche Schritt durch unvermerkte Beiseitsetzung ihrer Nationalsprache (alleine beym Gottesdienste ausgenommen) mit dem geschehen können, daß sie gehalten werden . . . alles, was eine Verbindlichkeit in gericht- und außergerichtlichen Handlungen haben soll, in der gerichtsüblichen Sprache jeden Landes, bei Strafe der Nullität und Verweigerung der obrigkeitlichen Assistenz, auszufertigen . . . Hiezu wäre ihnen jedoch eine Zeitfrist von zwei oder drei Jahren, um in der Landessprache den nöthigen Unterricht einholen zu können, anberaumt." Das war der josephinische Sprachzwang, der mit

den Juden begann, und dann auf Böhmen und Ungarn überging. Aber auch bei diesem Judenpatent fehlte die staatsökonomische Klausel nicht: „Die Einfuhr der jüdischen Bücher von auswärts einzustellen, und die Auflage sothaner Bücher in Erbländischen Buchdruckereyen einzuleiten." Der Kaiser erließ später noch manche Edicte in Sachen der Juden-Emancipation, worin er Theils frühere Bewilligungen, von deren schlechtem Erfolg er sich augenscheinlich überzeugt hatte, zurücknahm, theils ihnen neue einräumte, jedoch so, daß die Bewunderer seiner Toleranz am Ende seiner Regierung rühmten, es gebe kein Land, in dem die Juden größere Begünstigungen genößen, als die österreichischen Staaten. Allein die Begünstigten wußten ihm dafür schlechten Dank; seine Hauptabsicht: die Verschmelzung der Juden mit den Christen, erreichte er nicht im mindesten; die Juden blieben nach wie vor Juden; dagegen aber öffnete er ihrem Wucher, einem Krebsübel, das am Herzen der österreichischen Monarchie zerstörend nagt, einen unweit größeren Spielraum, indem er auch hierin nach seiner Nivellirungssucht die schützenden Mauern und Wällen, wie sie noch unter der Mutter bestanden, niederriß.

Seitdem ist dieß Uebel an innerer Kraft und äußerer Ausdehnung von Jahr zu Jahr gewachsen. Heute ist das Geld- und Papierwesen Oesterreichs guten Theils in den Händen der Juden; sie sind die Könige der Börse; welche Stellung aber die radikale Judenpresse, zum Danke hiefür, in den gefahrvollsten Tagen des Jahres 1848 eingenommen, wie sie, während die Armee sich mit den inneren und äußeren Feinden im verzweifelten Kampfe heldenmüthig schlug, mit dem demokratischen Meuchelmörder-Dolch im Bunde, auf Zertrümmerung des Kaiserreiches und den Sturz der Monarchie hinarbeitete, ist noch in lebendigem Gedächtniß. Die Revolution wurde inzwischen, trotz der Juden, noch einmal niedergeworfen, die Monarchie siegte — und doch war es wieder das Judenthum, — dem jetzt durch die Gleichberechti-

gung alle Städte und Länder der Monarchie offen stehen, — welches den meisten Vortheil von der hergestellten Ordnung hatte. Werden ihrem Wucher, der sich an den blutenden Wunden des Staates volltrinkt, der mit seinem Branntwein den Bauer in seiner leichtsinnigen Trägheit, mit seinen verlockenden Anleihen den Edelmann in seiner liederlichen Verschwendung ruinirt, nicht nachhaltige und wirksame Dämme entgegengesetzt: so werden in nicht allzuferner Zukunft ganze Provinzen, wie z. B. Gallicien, käuflich den Juden zugehören, und die Christen, die früheren Besitzer, darin Taglöhnerarbeit zu verrichten haben. Das sind die Früchte der josephinischen Juden-Verschmelzungs-Politik, ein Uebel, das freilich durch bloße Polizeimaßregeln nicht gehoben wird, wenn nicht gute Sitten mit guten Gesetzen Hand in Hand gehen, die Christen vielmehr noch schlechter sind, als die Juden.

Hatte der Kaiser vor seiner Abreise den Juden ein Zeichen seiner Gunst gegeben, so fand das Gegentheil statt, als „ich und mein Mitmensch“, der Mönch, zusammentrafen. Kurz vor seiner Abreise nämlich fanden sich einige Superioren aus den Klöstern seiner Erblande ein. „Sie stellten ihm“, wie uns der enthusiastische Bewunderer Joseph's II., A. F. Geisler, der Jüngere, berichtet, „vor, daß durch die allerhöchsten Verfügungen viele Unruhen in den Klöstern verursacht worden wären, ja auch noch mehrere und größere zu befürchten stünden, falls die wegen der Klöster ergangenen allerhöchsten Verfügungen sollten vollzogen werden. Der Kaiser soll nun, nach geruhiger Anhörung der vorgebrachten Gründe, den Superioren Folgendes zur Antwort mitgegeben haben: „Ich weiß, daß es viele Länder gibt, wo dergleichen Gesetze nicht vorhanden sind, die euch so viel Furcht verursachen. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr dahin gehen und daselbst leben: und wenn noch andere Religiosen eben das Verlangen tragen, so könnt ihr ihnen zu wissen thun, daß ich allen die Erlaubniß ertheile, zu leben, wo sie wollen“ *).

*) Geislers Reisen Joseph's II. S. 191.

So lautete das josephinische Toleranzpatent, im Geiste der neuen Philosophie, für die Katholiken, und so sprach sich der katholische Kaiser aus, während Friedrich II. erklären ließ: Die Ordenshäuser in seinen Landen könnten ungehindert mit Rom in Verbindung bleiben, und er werde in ihrem Besitzthum „das Eigenthumsrecht, worauf die ganze menschliche Gesellschaft beruhe“, achten. Kaiser Joseph dagegen erließ, in Uebereinstimmung mit dieser philosophischen Abfertigung der Superioren, als Vorläufer seiner großartigen Säcularisationen, an die Regierung nach Mailand den Befehl: „auf das geschwindeste ein genaues Verzeichniß aller geistlichen Stiftungen, Gemeinheiten, Bruderschaften und anderer solcher Institute aufzunehmen, und nach Wien zu übersenden“ *).

Anfangs Mai erschien auch in Wien aus den Trattnerischen Pressen die neue: „Allgemeine Gerichtsordnung für Böhmen, Mähren, Schlesien, Oesterreich ob und unter der Ens, Steyermark, Kärnthen, Crain, Görz, Gradiska, Triest, Tirol und die Niederlande“, zu der die Vorarbeiten schon unter Maria Theresia eingeleitet waren. Mit scheinbarer Kürze und Einfachheit abgefaßt, war sie nur zwölf Bogen in Octav stark, kostete auch nur achtzehn Kreuzer, und der Zudrang zu der Buchhandlung war ungeheuer. Als Grund der Abfassung gab die einleitende Verordnung vom 1. Mai 1781 in dem gewundenen, zugleich gespreizten und schlotterigen Style der josephinischen Zeit an: „In gnädigster Erwägung, daß die reine Justizpflege nicht bloß von der Güte der bürgerlichen Gesetze, sondern auch von vorsichtiger Auswahl jener Wege abhange, in welchen dem Richter, ohne daß er seine Bestimmung verfehlt, die Mittel zur Entdeckung der Wahrheit vorzulegen sind, haben Wir zu Erreichung dieses Entzweckes,

*) Augspurgische Ordinari-Postzeitung. Jahrgang 1781. Num. 125. Mayland den 30. April.

und um in Unsern gesammten deutschen Erblanden eine Einförmigkeit einzuführen, jene Bearbeitung vollenden lassen." Mit dem 1. Januar 1782 sollte sie in Kraft treten: „maßen Wir alle vorigen Gesetze, unter was für Benennung sie immer ergangen wären, in soweit sie einen Gegenstand gegenwärtiger allgemeinen Gerichtsordnung betreffen, als aufgehoben anmit erklären." Im gleichen Monat erschien eine weitere allerhöchste Resolution, die in dem ganzen Königreich Böhmen, die unter Maria Theresia bereits gemilderte Leibeigenschaft aufhob, und allen Unterthanen die vollkommene Freiheit schenkte.

Mit allen diesen Decreten und Neuerungen hatte der Kaiser nun einen schönen Anfang seines Verjüngungswerkes gemacht; er konnte mit der befriedigenden Ueberzeugung in den Wagen steigen, daß er seine Zeit nicht verloren habe; und so erfolgte denn endlich, am 22. Mai 1781, Nachmittags fünf Uhr, seine Abreise von Wien, nachdem er die oberste Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten an Kaunitz übertragen.

Das Reisen war beinahe das einzige Vergnügen, welches sich sein unruhiger Geist gönnte; es ging gewöhnlich in großer Eile Tag und Nacht; die Zeitgenossen berichten, daß er den Weg von Pisa nach Wien, zu dem damals die Couriere fünf Tage gebraucht, in vier zurückgelegt; mit der gleichen Hast nahm er, wo er anhielt, das Verschiedenartigste unermüdet in Augenschein, da er von Allem eine flüchtige Kenntniß haben wollte.

Wie gewöhnlich, so reiste er auch dießmal incognito unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, was ihn der zeitraubenden Empfangsfeierlichkeiten und der Etikettstreitigkeiten überhob, und es ihm erleichterte, sich überall hin ohne Aufsehen begeben zu können; und dann entsprach ein so einfaches, in der That bürgerliches Auftreten des deutschen Kaisers auch jener Richtung der Zeit, die der Verkündigung

von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ voran-ging, und den Unterschied der Stände als ein altes Grund-übel der Menschheit verdammte.

Von Reise zu Reise war sein Gefolg kleiner geworden, und so wird auch jetzt General Graf Terci als der einzige ihn begleitende Cavalier genannt.

Die gastlichen Einladungen der Fürsten und Prälaten schlug er auf seinen Reisen grundsätzlich aus; überall kehrte er in den Wirthshäusern ein; seine Lebensweise dabei war die einfachste und nüchternste; nicht selten begnügte er sich in der elendesten Kneipe mit der armseligsten, rauhesten Kost und dem schlechtesten Nachtlager, so daß diese Reisen für seine Begleiter oft wahre Strapazen waren, um welche sie Niemand beneiden konnte.

Dabei war es die Zeit jener Zopf-Genialität und Humanität, die des steifen alten Zwanges müde, mit einer gewissen selbstgefälligen Einfachheit und Leichtigkeit kokettirte und von einem idyllischen Naturzustande träumte; Joseph liebte es aller Orten, durch ein Wort, oder eine Handlung, wo möglich, eine Erinnerung an eine Genialität dieser Art zurückzulassen.

Er durfte übrigens, auch unangemeldet, auf einen günstigen Empfang rechnen. Es war ja die schönste Frühlingszeit des Jahrs, es waren die Flitterwochen seiner Herrschaft, in denen er diese Reise durch das Reich, seine erste als Alleinherrscher, antrat. Die größten Erwartungen knüpften sich noch an den Antritt seiner Regierung, und je unerwarteter er überall erschien, mit um so größerem Jubel wurde er von den Ueberraschten begrüßt. Noch waren die Gewaltthätigkeiten und eisernen Härten seiner despotischen Politik nicht an's Licht getreten; seine bisherigen Eingriffe in das kirchliche Gebiet entsprachen vollkommen der geistigen Richtung der Zeit. Und war auch die Würde eines deutschen Kaisers nur mehr ein Schatten, so übte dennoch die lebendige Erscheinung ihres Trägers, in der Erinnerung an die alte Größe und Herr-

lichkeit, unwillkürlich einen großen, überwältigenden Zauber auf die Gemüther. Der Landedelmann, der katholische Geistliche, der Bauer, der Handwerker und Bürger altreichsstädtischen Sinnes blickten immer noch mit Ehrfurcht und Liebe zur geheiligten Person des Kaisers der Deutschen hinan. Auch die besonderen Umstände waren ihm günstig. Den Einen war er der Sohn der geliebten Maria Theresia, der Erbe ihrer Popularität; den Anderen der gekrönte Weltweise, der liberale, vorurtheilsfreie Menschenfreund, der die neue Aufklärung auf den Thron zu setzen verhieß. Den Fernstehenden war der despotische Grundzug, der durch seine Regierungs- und Denkweise ging, noch verborgen geblieben, oder er entsprach ihren eigenen Ansichten. Seine durchgreifende Raschheit aber, seine kein Hinderniß, kein Vorurtheil achtende Kühnheit, seine Oekonomie, seine Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe, seine Wißbegierde, seine Herablassung, seine unermüdliche Arbeitsamkeit, die schlichte, bürgerliche Einfachheit seiner Person und Lebensweise, seine Nüchternheit und seine Abhärtung erschienen in einer Zeit des behaglichsten Schlendrians, des steifsten, weitschweifigsten Ceremonien- und Formenwesens, und der kleinlichsten, eigensüchtigsten Genußgier als die glückverheißenden Geistesgaben und Tugenden eines großen Herrschers. Daß er den verschwenderischen Aufwand der Mutter eingestellt, dreihundert Hofpferde abgeschafft, die Zahl der Kammerherren auf sechsunddreißig eingeschränkt und seinen Beamten scharf auf die Finger sah; daß er sich gegen jedes drückende Vorrecht aussprach, dem Aberglauben und allen Vorurtheilen den Krieg erklärte, und der Toleranz, der philanthropischen Milde und der Gleichheit der Stände das Wort redete; daß er weder den Adel, noch die Geistlichkeit, und am wenigsten die Mönche mit seinem kränkenden Spott verschonte; daß er dagegen dem Geringsten den Zutritt zu seiner Person gestattete, und theilnehmend seine Bitten und Beschwerden vernahm, und der Presse auch gegen sich selbst die Kritik freigab: das Alles

schien der neuen Regierung eine glänzende Zukunft zu verheißen, und wurde von den Gesinnungsgenossen aller Orten gepriesen, die in ihm einen zweiten Luther erblicken wollten, der die katholische Welt, zu Gunsten der neuen Freiheit und Gleichheit, reformiren würde *). Insbesondere sein Eifer für die sogenannten nützlichen Wissenschaften und Künste, für die Industrie und alle materiellen Interessen, vermehrte die Glorie der Popularität, welche damals noch seinen Namen in der Ferne umgab; schien ja der Wahlspruch seiner Regierung: Wohlstand, Aufklärung, Freiheit für Alle.

Dieß war die Stimmung, die den Kaiser an vielen Orten erwartete, als er jene Reise machte. Er hatte wohl keine Ahnung davon, wie tief die Sonne des alten Reichs sich zum Untergange neigte, und daß in wenig Jahren die „neue Philosophie", der auch er unbewußt als Werkzeug diente, auf derselben Straße, die er nun von den Gränzen Ungarns nach Frankreich machte, umgekehrt von den Gränzen Frankreichs nach Ungarn, als triumphirende Zerstörerin, mit einem andern Imperator an der Spitze, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen, und das alte Reich zertrümmern würde. Noch lachte ihm und seinen Reformen die Zukunft voll glänzenden Hoffnungen schmeichlerisch entgegen, und darum gewährt uns diese Reise ein lebendiges Bild längst entschwundener Tage des alten Deutschlands vor der Revolution.

So eilte der Wagen durch Oesterreich nid und ob der Ens, das Donauthal hinan. In den Städten, wo er erkannt wurde, stand er beim Durchgehen gewöhnlich aufrecht im Wagen, und wer sich vor ihm verbeugte, vor dem nahm er freundlich grüßend den Hut ab. So fuhr er am 24. Mai, in Gesellschaft des alten und jungen Fürsten von Lichtenstein,

*) 1782 erschien zu Nürnberg und in mehreren Auflagen eine kleine Schrift unter dem Titel: Joseph II. und Luther, welche diesen Vergleich aufstellt, mit protestantischen Hoffnungen für die Zukunft.

durch Straubing, und die Straubinger schrieben über den Anblick ihres Kaisers entzückt nach Augsburg: „Gott geleite den leutseligsten Imperator Deutschlands, und nach jeder Meile, die Er zurücklegt, steige eine unzerstörbare Säule hoch in die Wolken empor, mit der Inschrift: Non plus ultra.“

Am Abend desselben Tages, um fünf Uhr, traf er in der Stadt des Reichstages, in Regensburg ein, wo er im Gasthofe zum weißen Lamm abstieg. Er besah sogleich das Rathhaus, und wohnte dann im Ballhaus der Aufführung „des Hausvaters“ und einem Ballet bei; hier fand auch die Präsentation des Adels und der Reichstagsgesandten statt. Das Volk umdrängte jubelnd seinen Wagen. Am folgenden Morgen früh fünf Uhr setzte er seine Reise fort.

In Würzburg stieg er im weißen Schwanen ab. Um beim Mittagsessen von dem großen Zudrange des Volkes nicht gestört zu werden, gab er gemessenen Befehl, Niemand herein zu lassen, wer er auch sei. Die junge Wirthin wollte ihrem hohen Gast selbst Kirschen auf die Tafel bringen, sie wurde aber an der Thüre zurückgewiesen; die unternehmende Fräulein achtete indessen auf den Befehl des Grafen von Falkenstein nicht, sondern versetzte mit lauter Stimme kurzweg: „in meinem Hause hat mir kein Mensch was zu befehlen.“ Der Kaiser hörte den Spektakel an der Tafel; er erhob sich, um sich nach dem Polterer umzusehen, öffnete die Thüre: da stand die Wirthin vor ihm, die sich mit ihren Kirschen ehrfurchtsvoll vor ihm verneigte. Lächelnd nahm er sie bei der Hand, führte sie mit sich zur Tafel, unterhielt sich eine Weile sehr gnädig mit ihr, und entließ sie dann reichlich beschenkt. So lief die Anekdote von Mund zu Mund.

Am 27. Nachmittags drei Uhr traf er, von Hanau kommend, in Frankfurt ein, wo er im Gasthof zum römischen Kaiser das Mittagmahl einnahm. Zu Fuß begab er sich sodann nach dem kaiserlichen Werbhause, woselbst er sich mit den Anstalten zufrieden bezeugte und Beweise seiner Gnade zurückließ. Das Volk begleitete ihn in großer Menge unter

beständigem Vivatrufen hin und zurück. Am folgenden Morgen halb fünf Uhr setzte er, begleitet von den Prinzen Georg und Karl von Hessen Darmstadt, seine Reise in einem sechsspännigen, offenen Wagen auf der Bergstraße fort. Hier improvisirte er selbst, von seinem Wagen aus, ein kaiserliches Werbgeschäft. Als er nämlich zwischen Egelsbach und Arheilgen einen wohlgewachsenen Burschen auf der Landstraße ansichtig wurde, rief er ihn in herablassendem Tone an: „Woher Landsmann?" — „Von Haus." — „Was habt ihr zu Haus gethan?" — „Nun, ich wollte heirathen, es ist aber nichts daraus geworden." — Graf von Falkenstein: „Könnt ihr rechnen und schreiben?" — „Ja." — „Ei, so nehmt Dienste bei mir. Wenn ihr sechs Jahre gedient, etwas versucht, gelernt und euch brav gehalten habt, könnt ihr nach Hause gehen und heirathen." Der Bursche meinte, das ließe sich hören, wenn er Husar werden könnte. Joseph erwiederte: „Ich will euch zum Reiter machen", und damit war der Werbhandel richtig. Der Postillon fuhr nun schnell zu, Prinz Georg Wilhelm von Hessen Darmstadt aber, der sogleich hinter dem Kaiser kam, nahm den neu angeworbenen Rekruten auf seinen Wagen mit nach Darmstadt, wo sie nach sechs Uhr eintrafen, und der Kaiser ihm sogleich mit höchst eigener Hand das Handgeld auszahlte. Nun ging es weiter über Heidelberg und Schwetzingen, wo er den Garten besichtigte, nach Mannheim. Um drei Uhr Nachmittags fuhr er dort durch das Heidelberger Thor ein, und mit einem Umweg an dem kurfürstlichen Schloß vorbei nach dem Postwirthshause zum goldenen Pflug. Er nahm, während die Pferde gewechselt wurden, indessen nur den Marktplatz zu Fuß, unter großem Volksgedränge, in Augenschein, und fuhr dann weiter nach Worms, wo er Abends eintraf.

Beim Absteigen im weißen Schwanen unterhielt er sich mit den im oberen Hausgange anwesenden städtischen Herren und Damen, und zeigte sich vom Fenster aus dem versammelten Volke. Der einzige aber, der die Gnade eines

besonderen Gespräches mit ihm hatte, war, zur Freude der Protestanten, der dritte lutherische Prediger, Herr Bauer. Er frug ihn, wer er wäre, und als dieser ihm geantwortet: „Lutherischer Prediger“, erwiederte der Kaiser: „Vermuthlich sind doch auch noch Prediger von andern Religionen hier“, worauf jener antwortete: „Ja, katholische und reformirte.“ — „Nun“, entgegnete der Kaiser, „so werden sie ohne Zweifel tolerant zusammen leben? Denn das ist mein Wille“, worauf er sich noch über eine Stunde in den „allergnädigsten Ausdrücken“ mit dem Prediger unterhielt.

Am folgenden Morgen, den 29. früh fünf Uhr, gings weiter über Oppenheim nach Mainz. Er nahm hier das Mittagsmahl in den drei Reichskronen ein, und setzte dann, „unter einem Gedränge von Menschen, voll Gefühl, voll von Liebe“, seine Reise fort auf der Straße über die „große Bleiche“, um den neuangelegten kurfürstlichen Spaziergang zu sehen. Der „menschenfreundliche Monarch“ in seinem „grauen Kleide“ begeisterte die Mainzer so sehr, daß sie in die Zeitung setzten: „Wir werden den Gasthof zu den drei Reichskronen künftig den Grafen von Falkenstein nennen, weil wir diesen hohen Gast verewigen wollen, und ihn höher als Kronen schätzen.“ Die weitere Reise sollte über die Bäder gehen.

Um vier Uhr Nachmittags traf er in Wiesbaden ein; hier, wie überall, erschien er ganz unerwartet, da Niemand seine Ankunft voraus wußte. Er gab sich auch nicht zu erkennen und stieg, von seinem einzigen Reisecavalier begleitet, im Schützenhof ab, unter dem Vorgeben, als sei er von einem vornehmen Herrn abgesandt. Der Kellner, ein geborner Oesterreicher, der ihn nach seinem unscheinbaren Aeußern wohl für einen Mann des wohlhabenden Mittelstandes nahm, diente ihm zum Cicerone. Er nahm die Bäder in Augenschein, verkostete das Wasser, besichtigte das ganze Haus, und befragte sich um den Preis von Kost und Wohnung. Der Kellner recommandirte seinen Principal auf's beste, da-

mit er bei ihnen die Cur brauchen möchte. Der Kaiser machte ihm inzwischen ausweichend keine sichere Zusage, und sagte, als er wieder in den Wagen steigend, ihm ein Trinkgeld in die Hand drückte: „Leb er wohl! Ich bin Joseph, der Kaiser, sein Landsmann.“ Das war wieder eine Anekdote, von welcher sich alsbald ganz Deutschland unterhielt.

Am 31. Mai Morgens neun Uhr erschien der kaiserliche Reisezug, drei sechsspännige und ein vierspänniger Wagen, vor der alten Augusta Trevirorum, dem einstigen Sitze römischer Imperatoren. Vor dem Moselbrückenthor wurden die Pferde gewechselt. Er betrat die Stadt aber nicht, sondern aufrecht im Wagen stehend und das versammelte trierische Volk grüßend, fuhr er vorüber.

In Igel, dem ersten Ort der Provinz Luxemburg, stieg er aus, um das dortige alte römische Monument zu besehen. An der ersten Barriere der Landesgränze trat der Gränzwart mit der Frage hervor. „Wer er sey?“ — „Ein Fremder“, war die Antwort: „Ich muß aber den Namen wissen, denn ich habe Befehl dazu.“ — „Der Kaiser.“ Der Pförtner sprang erschrocken zurück, während Joseph ihm gnädig zurief: „Komm er morgen zu mir.“

Gegen eilf Uhr langte er in Grevenmachern, der ersten Stadt der österreichischen Niederlande, Herzogthums Luxemburg, an. Die Kanonen begrüßten seine Ankunft, die gesammte Bürgerschaft empfing ihn unter den Waffen mit fliegenden Fahnen. Unter dem Vivatrufen des Volkes unterhielt er sich eine Viertelstunde mit den Hochgerichtsherren und dem Magistrate; dann gings weiter nach Luxemburg.

Um ein Uhr Nachmittags langte er vor den Festungswerken an. General Vogelsang und Oberst Ruttant erwarteten ihn vor der Stadt. Im Gasthofe „zu den sieben Schwaben“ stieg er ab und trug dem Präsidenten des Provinzialrathes alsbald auf, öffentlich bekannt zu machen, daß er Jeden zur Audienz zulassen werde, der ihn zu sprechen wünsche, oder ihm ein Gesuch übergeben wolle. Die Mit-

tagstafel dauerte nur eine halbe Stunde, dann ließ er sich von dem Ingenieur-Obersten Tombereau die Pläne der Festung vorlegen, und besah gegen Abend die Wällen und Werke in Begleitung der Oberoffiziere und der Offiziere des Ingenieur- und Mineurcorps. Die Begleitung der Uebrigen verbat er sich. Hiebei machte er die charakteristische Bemerkung: „Wenn man die Werke nur stückweise dahin transportiren könnte, wo sie nothwendiger sind, als da.“ Dann besuchte er das Zeughaus und ein Pulvermagazin. Abends war die Stadt illuminirt, mit Ausnahme der Straße, wo er wohnte, um seine Ruhe nicht zu stören. Am 1. Juni sechs Uhr Morgens war Manöver; der Kaiser erschien schon eine halbe Stunde früher und besprach sich mit den alten Offizieren. Dann exercirte er die Truppen, zuerst Compagnieweise und darauf in Bataillons. Er sprach mit allen Gemeinen, die gehört zu werden wünschten. Hierauf empfing er Vormittags die Stände, die Geistlichkeit, den hohen Rath und den Magistrat, und unterhielt sich mit denselben über zwei Stunden. Auf den Willkommgruß des Magistrates erwiederte er sehr gnädig: „Ich wünschte, meine Herren, daß Sie in meinem Herzen lesen könnten, Sie würden sich überzeugen, wie sehr es mich schmerzt, daß ich nicht Jedermann glücklich machen kann. Seien Sie versichert, daß ich mit allen Kräften trachten werde, dieß Ziel zu erreichen.“ Als Graf von Berlau ihm Ball, Souper oder Redoute antrug, antwortete er: „Ich bin nicht hieher gekommen, zu essen, zu trinken oder zu tanzen, sondern ernsthafte Geschäfte zu besorgen.“ Am folgenden Morgen, am 2ten Juni, manövrirten andere Truppen. Dann begab er sich nach dem Militärspital und den Kasernen; hier untersuchte er die Betten, ließ sich ein Commisbrod von einem Soldaten reichen, schnitt sich selbst ein Stück herunter, kostete es, sprechend: „Es ist nicht zu verachten“, und schenkte dem Soldaten einige Dukaten. Jeden Vormittag, von 11 bis 1 Uhr, gab er offene Audienz, zu der auch gemeine Soldaten zugelassen wurden. Selbst auf den Straßen

empfing er die Bittschriften aus jeder Hand, die gleiche Herablassung gegen Arme, wie gegen Reiche bezeigend.

Am 3. Juni, es war der Pfingstsonntag, wohnte er in der Pfarrkirche der herkömmlichen Pfarrmesse bei. Als der Pfarrer, wie gewöhnlich, die Verstorbenen, und unter ihnen weiland die Kaiserin Königin Maria Theresia dem allgemeinen Gebete empfahl, beugte er sich zum Zeichen trauernder Rückerinnerung. Nach der heiligen Messe bezeugten ihm die adelichen Klosterfrauen ihre Ehrerbietung. Am Nachmittag besuchte er das schöne Krankenhaus, dem er ein kaiserliches Geschenk zurückließ, und besah dann die Außenwerke der Festung.

Am Pfingstmontag hörte er in der frühesten Frühe die heilige Messe bei den Franziskanern. In der Kirche war ein prächtiger Betstuhl für ihn errichtet, er ließ ihn aber leer, und kniete unter dem Volke mit den Worten, welche von der Revolution bald in anderem Sinne zur blutigen Wahrheit gemacht werden sollten: „Ich bin den andern Menschen gleich." Nach dem Gottesdienste wollten die Franziskaner ihm mit Kreuz und Fahne das Ehrengeleit geben. Allein der Graf von Falkenstein hatte sich bereits davon geschlichen. Die guten Patres suchten ihn in drei Abtheilungen, konnten ihn aber nicht finden. Er war schon wieder reisefertig. Als Zeichen seiner Huld schenkte er jedem gemeinen Soldaten einen Gulden, jedem Unteroffizier zwei Gulden. Beim Abschied gab es noch eine rührende Scene, von welcher die Zeitungen also berichteten: „Der alte Wirth von den sieben Schwaben kniete vor ihm nieder. Der Kaiser hob ihn selbst auf: Ehrlicher Alter, was will er? Ich habe einen Sohn in Ihren Diensten, den möcht ich gern vor meinem Tod noch einmal sehen. Wo und was ist er? — In Siebenbürgen steht er als Fähndrich. — Hier zog der Kaiser ein Büchelchen aus der Tasche, schlug nach, und fand bei dessen Namen das Lob einer guten Aufführung angemerkt. Mache er mir eine Rechnung. — Das kann ich nicht. — Er muß. — . . . . So

viel . . . . — Hier hat er dreimal so viel; die zwei andern Drittel sind, um seinen Sohn zu equipiren, denn er soll seinen Vater bald als Hauptmann besuchen" *).

Nun ging die Reise weiter durch die Ardennen nach dem schönen Thal der Maas hinab. Den 5. Juni sechs Uhr Morgens hielt er vor den Thoren von Namur. Nach seinem Stande befragt, erwiederte er: „Joseph, comte de Namur, et empereur." Die Ehrenwache für seine Wohnung schickte er mit den Worten zurück: „Meine Wächter sind meine Unterthanen. Auf ihrer Liebe beruht meine Sicherheit." Einigen Richtern gab er sein Mißfallen zu erkennen mit den Worten: „Ihre Langsamkeit, mit welcher Sie die Prozesse verzögeren, ist meinen Unterthanen nachtheilig. Seien Sie thätiger, fleißiger und arbeitsamer! Dieß ist Ihre Pflicht. Die meinige ist, Sie anzuhalten, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun" **). Unter anderen beschied er auch hier einen Niederländer alten Schlages zu sich, den Hrn. von Staffart, weiland Mitglied des geheimen Rathes und damals Präsident des Provinzial-Rathes von Namur. Er vertraute dem alten, erfahrenen Manne einige seiner Reformpläne an. Staffart gab manchen seiner beabsichtigten Verbesserungen seinen Beifall; mißbilligte aber die Hastigkeit des Monarchen, der seine Projecte augenblicklich ausführen wollte: „Die Belgier bedürfen erst einer Vorbereitung dazu", sagte er, „wenn man etwas von ihnen verlangt. Es gibt ein vlämisches Sprichwort, und man thut wohl, wenn man sich seiner stets erinnert: Was du den Montag nicht ohne Gefährde thun kannst, damit gedulde dich bis zum Samstag." Es war dieß genau dasselbe Urtheil, welches einst Friedrich II. über Joseph fällte, als er in Sans-Souci, den Blick auf die Büste des Kaisers gerichtet, zu Rüchel

*) Augsburgische Postzeitung 1781. Num. 130. Luxemburg, den 10. Juni.

**) Joseph II. Eine Skizze. Leipzig 1786. S. 27.

sprach: „Den stelle ich mir unter die Augen. Das ist ein junger Mann, den ich nicht vergessen darf. Der Kaiser Joseph hat Kopf, er könnte viel ausrichten. Schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat" *). Und der belgische Geschichtschreiber, der uns jenen vlämischen Spruch des alten Präsidenten aufbewahrt hat, bemerkt dazu: „Hätte der neuerungssüchtige Fürst sich diese Lehre zu nutzen gemacht, die ein Greis aus langer Erfahrung geschöpft, er hätte sich viele Enttäuschungen und viel Unheil erspart" **). Allein Joseph in seiner Hast und voll seiner Aufklärung, hatte keine Geduld, so viel er auch sah und hörte, etwas zu lernen und sich warnen zu lassen, und daher überlebte er seine Werke. Namur selbst sollte dieß in wenig Jahren augenscheinlich erfahren. Unter seinen Mauern fließen Maas und Sambre zusammen; seine Citadelle beherrscht weithin das Land; berühmt in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte, galt es für den festesten Platz der Niederlande; seiner bemächtigte sich der Sieger von Lepanto, Don Juan d'Austria mit List, und hier, in der Kirche von Saint Aubain, fand er seine Grabstätte; hier auch donnerten die Kanonen Ludwigs XIV. und des bayerischen Max Emanuel. Damals aber, als Joseph es besuchte, war es einer der Barrierenplätze, worin den Generalstaaten von Holland das Besatzungsrecht tractatmäßig zustand. Eine holländische Garnison bewachte also die Gränzfestung gegen Frankreich. Dem Herrschergeiste Joseph's II., dem eine nach allen Seiten hin unabhängige Souverainetät über Alles ging, konnte wohl nichts verhaßter seyn, als der Anblick dieser fremden Truppen, die einen der stärksten Plätze seines Landes inne hatten. Ohne Zweifel faßte er daher auch schon damals den Beschluß, einen der unseligsten seines Umsturzgeistes, die Barrierenplätze zu schleifen, wie er die Mauern

*) v. Rüchel's Leben von Fouque. Thl. I. S. 48.

**) Histoire de la Revolution Belge par Th. Juste I. 65.

von Wien hatte schleifen wollen. Drei Jahre später, 1784, führte er ihn aus; die holländische Besatzung mußte abziehen, und die Werke von Namur flogen auf seinen Befehl in die Luft! So wurde der festeste Platz der österreichischen Niederlande durch seine Kurzsichtigkeit bald nach seinem Tode eine leichte Beute der republikanischen Heere Frankreichs, und Namur hatte die Ehre, Hauptstadt des Departements Sambre-et-Meuse zu seyn. Und doch lebte hier noch lange nachher, trotz allem Wechsel der Geschicke, eine treue Anhänglichkeit an das österreichische Haus aus den glücklicheren Zeiten der Maria Theresia und des Herzogs Karl von Lothringen fort, und mochte nicht an den Wechsel der Herrschaft glauben *).

Joseph's Reiseplan war, zuerst mit der militärischen Besichtigung seiner nördlichen, an Frankreich stoßenden Gränzprovinzen zu beginnen, und sich dann nach den großen Handelsstädten, und zuletzt nach der Residenz, dem Sitze der Regierung, nach Brüssel, zu begeben. Von der Maasfestung ging daher zunächst die Reise nach Wälschbrabant, nach Nivelles, einem der ältesten Stammsitze des karolingischen Hauses. Denn hier stand vor Zeiten einer der Paläste Pippins von Landen, des Stammvaters mütterlicher Seite von Karl dem Großen. Seine Wittwe Iduberga weihte das Fürstenhaus zu einem Kloster, worin sie selbst den Schleier nahm und dem ihre Tochter, die heilige Gertrudis, als Aebtissin vorstand. Seit den frühesten Zei-

*) Th. Juste, der in der: „Belgique monumentale, historique et pittoresque. Bruxelles 1844. Tome I. p. 294 — 332 Namur und seine Provinz beschreibt, sagt: „Nous avons eu le plaisir d'interroger un de ces bons vieillards (de Namur) idolâtres de Charles de Lorraine, après les événemens de 1830: le digne homme était persuadé que S. M. Léopold I. avait été nommé gouverneur et capitaine général des Pays-Bas autrichiens par l'excellente cour de Vienne!"

ten wurde das Stift von den karolingischen Fürsten und den deutschen Kaisern reichlich beschenkt, und das Grab der heiligen Gertrudis wallfahrend besucht; Heinrich IV. wohnte selbst der Einweihung der Kirche bei, und in ihren Grabgewölben ruhen die Töchter der edelsten Häuser der Niederlande. Die Aebtissin hatte auf dem deutschen Reichstag Sitz und Stimme, und führte bis zur Revolution den Titel: „Princesse du saint empire romain, abbesse du très-noble et très-illustre chapitre de Nivelles, dame de Nivelles.“ Und so treu wird in diesem Lande alter katholischer Sitte das Andenken an verehrte Wohlthäter der frühesten Vorzeit, an ihre Heiligkeit, ihre Tugenden und ihre Gaben und Gnaden bewahrt, daß noch bis auf den heutigen Tag alljährlich die Gebeine der heiligen Gertrudis in einer kunstreich gearbeiteten Truhe, die einen gothischen Dom vorstellt, in feierlichem Umzuge umhergetragen werden; die Gebeine der Tochter werden von denen ihrer Eltern, Pippins von Landen, und der Mutter, Iduberga, begleitet. Allein für geheiligte Erinnerungen dieser Art hatte die josephinische Zeit keinen Sinn, so wenig wie für die Kunst und die Institutionen des Mittelalters; hatte sich ja der Erbe der Krone Karls des Großen von der seichten Zeitaufklärung einreden lassen: Alles sei Barbarei, Aberglaube und Finsterniß, was über das sechszehnte Jahrhundert hinauf datire.

Kaiser Joseph II., als er damals die ehrwürdige Erde alter Heiligen und Helden betrat, nur mit seinen Reformen beschäftigt, hatte sicherlich keine Ahnung davon, daß hier auf dem großen welthistorischen Schauplatz, wo seit den frühesten Tagen der grauesten Vorzeit gallische und germanische Waffen durch die Jahrhunderte hindurch ihre Kämpfe gestritten, wo sich Schlachtfeld an Schlachtfeld reihte, daß sich hier den alten Kampfstätten und Grabhügeln bald neue zugesellen würden, die auch für Oesterreich so entscheidend werden sollten: in geringer Entfernung von Nivelles liegen Waterloo und Belle-Alliance und Quatrebras, und un-

weit von dem nahen Boisy, dem Geburtsorte Gottfrieds von Bouillon, des Eroberers von Jerusalem, und von Tilly, dem Geburtsorte Tilly's, des großen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges, liegt Genappe, wo die Preußen unter Blücher Napoleons Wagen mit seinem Hut und Degen erbeuteten; und dann wieder in geringer Entfernung Ligny, Fleurus, St. Amand, Charleroi, Seneffe und so viele andere blutgetränkte Felder. Gibt es ja kein Land in Europa, das so viele Schlachtfelder hätte, als dieß Gebiet zwischen Maas und Schelde: Namur, Brabant, Hennegau. Und schon diese historische Betrachtung, die sich ihm beim Anblick jener alten Kampfstätten aufdrängen mußte, hätte es ihm nahe legen sollen, wie nothwendig es sei, den eisernen Gürtel der Gränzfestungen gegen Frankreich in gutem Stande zu erhalten. Allein die josephinische Zeit war taub und blind für historische Betrachtungen, sie träumte von einem Universalfrieden, und hörte darum nicht auf die Stimmen, die aus den alten Gräbern der Vorfahren ihr warnend zuriefen.

Von dem alten Nivelles ging es nach der neuesten Stadt der Niederlande, nach Charleroi, das Karl II. von Spanien angelegt, Vauban befestigt und eingenommen, und wo General Kaunitz, 1794, die Franzosen schlug. Und weiter von Charleroi durch Hennegau nach seiner Hauptstadt Mons, dem uralten Waffenplatz aus Cäsars Tagen, von dem es seinen Ursprung herleitet. Hier exercirte er wieder die Truppen und beschenkte sie wie in Luxemburg. Als er die Arberg-Dragoner manöveriren ließ, ritt er selbst ein gemeines Dragonerpferd in seiner vollen Ausrüstung, mit Ausnahme des sogenannten Packes.

Hier steht auch die herrliche alte Kirche der heiligen Waldetrudis. Auch sie war eine Heilige des siebenten Jahrhunderts, um deren Zelle sich die Stadt angebaut. In den Glasgemälden ihrer Kirche konnte Joseph die Vorfahren seines Hauses sehen: Maria von Burgund und ihren Ge-

mahl Maximilian von Oesterreich und die Söhne: Philipp den Schönen und Franz, mit den Devisen und Wappen ihres Hauses. Als indessen die Damen des adelichen Stiftes der heil. Waldetrudis vor Joseph erschienen, um dem Kaiser des heiligen Reiches nach herkömmlicher Sitte des Brüsseler Hofes ehrerbietig die Hand zu küssen, zog er sie rasch mit den Worten zurück: „Nein, nein, meine Hand ist keine Reliquie.“

Von Mons ging die kaiserliche Fahrt weiter durch das Hennegau, das Land der kriegerischen Nervier, dessen Schooß die reichsten Kohlengruben birgt, in dessen Fluren alte Abteien und Schlösser mit den Sitzen der neuen Industrie abwechselten. Gegenwärtig eine der bevölkertsten Provinzen Europas ist auch seine Geschichte reich an denkwürdigen Erinnerungen jeder Art, von seinen alten Heiligen, den Aposteln seines Glaubens, den Ausrottern seiner Wildnisse, angefangen, bis hinab, durch die Thaten seiner Ritter im Mittelalter, zu dem Grafen Egmont und Orlando di Lasso, dem Tonsetzer, die beide dem Hennegau entsproßten! Seine zahlreichen Schlachtfelder, alte und neuere, reihen sich an die von Brabant an; liegen ja schon in ganz geringer Entfernung von Mons: südlich Malplaquet, das Siegesfeld (1709) Malboroughs und des Prinzen Eugen, und südwestlich Jemappes, wo Dumouriez (1792) den republikanischen Sieg über Albert von Sachsen-Teschen gewann. Und die Erde dieses Landes barg eines der ältesten Denkmäler unserer fränkischen, vorkarolingischen Geschichte: Tournay gegenüber, wo sich auf der Stätte der alten fränkischen Königsburg die Kirche St. Brice erhebt, dort war es, wo das Grab König Chilperichs, des Vorgängers Clodwigs, gefunden wurde. Napoleon, der Sohn und Erbe der Revolution, wußte aber besser als die Männer der josephinischen Aufklärung, den Zauber zu würdigen, der auf den Reliquien der Vorzeit ruht; denn während Joseph die Krone König Stephans in die Wiener Schatzkammer bringen ließ,

nahm der Korse, der die Enkel Ludwigs des Heiligen entthront, die goldenen Bienen dieses alten fränkischen Königsgrabes, um damit seinen neuen Krönungsanzug, statt der Lilien, als Zeichen kaiserlicher Würde, zu schmücken!*)

Der Kaiser nahm seinen Weg weiter nach dem westlichen Flandern, wo er am 9. Juni um 7 Uhr in Courtray (Kortryk) eintraf. Graf Lalain als Oberamtmann hatte die Ehre, den Monarchen zu bewillkommen. Das Land hatte dem Kaiser ausnehmend gefallen, und der Graf hatte kaum seine Anrede begonnen, als Joseph ihn mit dem schmeichelhaften Ausruf unterbrach: „Hier bin ich in einem schönen Lande, von dem meine Mutter mir so viel erzählt hat."

Wie anderwärts so war auch hier der Zutritt zu dem Kaiser Jedermann ohne Unterschied gestattet. Die erste, die davon, gleich nachdem er abgestiegen, Gebrauch machte, war die älteste Tochter seines Wirthes; sie erschien, um seine Hilfe für ihren bedrängten Vater zu erflehen. Derselbe hatte sich für seinen Schwager, als dieser eine Stelle erhielt, mit 24,000 Gulden bei den Ständen von Flandern verbürgt. Seit einem Jahre war dieser Schwager, ohne Vermögen zu hinterlassen, gestorben; da hatten die Stände auf die bei Gericht hinterlegte Bürgschaft des Wirthes, als der Provinz verfallen, Beschlag gelegt. Der unglückliche Wirth hatte eilf Kinder und erwartete das zwölfte. Der Kaiser hörte die Tochter mit Theilnahme und beschied sie auf eine spätere

---

*) 1653 gefunden, wurden die Waffen und kostbaren Zierathen dieses Grabes von dem Erzherzog Leopold, damals Gouverneur der Niederlande, dem kaiserlichen Kabinet von Wien zugesandt. In der Folge schenkte sie Kaiser Leopold dem Kurfürsten von Köln, Maximilian von Bayern, der damit Ludwig XIV. ein Geschenk machte. Jetzt werden sie in dem Museum von Versailles aufbewahrt; nur die Spange ist in Tournai verblieben, wo sie die Dalmatica des Decans von St. Brice schmückt. La Belgique monumentale T. II. P. 43.

Stunde, wo er sich eine Viertelstunde mit ihr unterhielt, ohne ihr jedoch für den Augenblick eine bestimmte Zusage zu machen, ohne Zweifel, weil er sich näher erkundigen und die Sache schriftlich haben wollte.

Auch hier konnte sein militärischer Geist das Andenken an eine alte berühmte Schlacht aus jenen Zeiten begehen, da das reiche Bürgerthum der Handelsstädte dem ritterlichen, grundbesitzenden Adel kampfmuthig entgegentrat. Hier unter den Mauern von Courtray schlugen die Weber von Gent und Brügge, unter dem Grafen von Namur, den französischen Adel unter dem Grafen von Artois, und sammelten auf dem Schlachtfelde siebenhundert goldene Sporen, die auszeichnende Zier der gefallenen französischen Ritter. Sie hingen sie hier in der Klosterkirche als Siegeszeichen auf, und nach ihnen wurde jener Tag die Sporenschlacht genannt. Die alte Klosterkirche mit ihren Sporen ist nun zerstört; aber seit 1831 steht, zum Andenken an diesen Sieg, eine kleine Kapelle vor dem Genter Thor auf der Mitte des Schlachtfeldes. Auch noch eine andere Erinnerung, und zwar friedlicher Art, schmückt die Geschichte dieser Stadt: hier nämlich, wo in der Umgegend der feinste, kostbarste Flachs, der dem Golde gleich geachtet wird, in großer Menge wächst, erhob sich auch 1260 die erste der berühmten vlämischen Tuchfabriken.

Am folgenden Morgen, es war Sonntag der 10. Juni, erhob sich der Kaiser, wie gewöhnlich, sehr frühe. Um halb fünf Uhr erschien die Tochter des Wirthes wieder vor ihm, und überreichte ihm eine von dem Pensionarius Robin verfaßte Bittschrift. Joseph las sie ganz durch und sprach: „Mademoiselle! ich werde ihre Sache den Ständen besonders anempfehlen; beruhigen Sie sich. Weder Ihr Vater noch seine Kinder sollen durch die Schuld seines Schwagers leiden." Dabei reichte er ihr eine Rolle ganz neuer Dukaten mit seinem Bildnisse hin: „Lassen Sie sich zu meinem Andenken eine Dose daraus machen." Hierauf ließ er

auch die Mutter rufen und sprach: „Madame! Sie haben eine zahlreiche Familie; mit Vergnügen habe ich Ihre eilf Kinder gesehen“, und damit gab er ihr ein beschriebenes Papier in die Hand. Was aber dieses Papier enthielt, „das weiß bis itzo Niemand“, sagen die Tagesberichte der Zeit, hinzufügend: „es wird aber gewiß davon das Beste und Gnädigste verhoffet, weil es von einem Joseph dem Zweiten ausgestellet wurde mit hoher Zufriedenheit lächelnder Miene“ *).

Unterdessen war es fünf Uhr geworden; der Kaiser begab sich also, gefolgt von dem Rath und den Vornehmsten aus Stadt und Land, nach der Frauenkirche, die Graf Balduin von Flandern, der spätere Kaiser von Konstantinopel, gegründet, hier der heiligen Messe beizuwohnen. Nach geendigtem Gottesdienst ging die Reise sogleich weiter, nach der kleinen Festung Menin (Meenen) an der Lys, wo er in 37 Minuten eintraf; von dort über Werwick nach Messines, wo er die junge Militärmannschaft besah und beschenkte, und weiter nach dem festen, altberühmten Ypern, wo er um halb zwölf Uhr eintraf. Zur Zeit seiner Blüthe im Mittelalter arbeiteten hier 4000 Webstühle; in St. Martin, seinem Dome, im Chor, unter einem flachen Stein ohne Inschrift, liegt der Stifter der Jansenisten, Bischof Jansenius († 1638). Der Kaiser hielt sich indessen hier nicht auf; er machte Mittag in Boesingen und traf um vier Uhr Nachmittags in Fürnes (Veurne) ein, wo er die Nacht blieb und den Bischof von Ypern empfing.

(Schluß folgt.)

*) Augspurgische Ordinari-Postzeitung. Jahrgang 1781. Num. 155. Geisler Joseph's II. Reisen S. 154.

VI.

Reconvalescenz-Erscheinungen.

Der Rückschlag der Revolution zeigt sich nicht nur in einer größeren Empfänglichkeit der katholischen Bevölkerungen für die Wahrheiten des Christenthums, in den großartigen und wunderbaren Erfolgen der Missionen; es fängt auch im Gemüthe der protestantischen Bevölkerungen zu gähren an, und es tritt ein Sehnen nach Wahrheit im Christenthum, nach der wahren Kirche hervor, wie wir es bisher noch nie sahen. Wir theilen eine briefliche Mittheilung aus Mecklenburg, welche in der deutschen Volkshalle erschien, zur Bestätigung und als ein erfreuliches Seitenstück zur großartigen katholischen Bewegung in England mit.

„Dr. Friedr. Bernhard Maassen, gebürtig aus Wismar, welcher nach dem Abtreten v. Florencourt's bis vor Kurzem Hauptredacteur des „„Nordd. Corresp."" war, sich auch sonst durch öffentliches Wirken die Anerkennung und Achtung des ganzen Landes erworben hat, und gegenwärtig als provisorischer ritterschaftlicher Syndicus fungirt, — ist zur Kirche zurückgekehrt. Er legte am ersten heiligen Pfingsttage während der Frühmesse in der Schweriner katholischen Kirche

öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab. Die Theilnahme für diese Conversion ist unter den Protestanten um so größer, als Dr. Maassen bei diesem Schritt genöthigt war, auf die sichere Aussicht, seine sehr vortheilhafte provisorische Anstellung in eine definitive verwandelt zu sehen, Verzicht zu leisten."

„Es wird von einigem Interesse für Ihr Blatt seyn, wenn wir bei dieser Gelegenheit melden, daß unsere heilige Kirche in Mecklenburg Fortschritte macht, die alle Erwartungen übersteigen, und, mit Ausnahme von England, wohl in keinem protestantischen Lande zu finden sind. Die orthodox-protestantische Partei ist bereits von banger Besorgniß erfüllt, wir Katholiken aber von unbeschreiblicher Freude. Zahlreiche Conversionen, insbesondere auch in den höhern Ständen, sind bereits erfolgt, noch zahlreicher werden sie schon für die Zukunft erwartet. Noch während wir diese Zeilen schreiben, kommt uns ganz unerwartet die Nachricht, daß gestern ein Schweriner Gardeoffizier beim Geistlichen um seine Aufnahme nachgesucht, und die größte Liebe und Begeisterung für die Kirche an den Tag gelegt hat. Das Wunderbarste ist, daß fast bei allen Convertiten eigentliche Beweggründe, von denen sie Rechenschaft geben können, nicht vorhanden sind, und die Gnade Gottes oft ganz plötzlich eine mächtige Wirkung äußert. Man hat protestantischer Seits sich Anfangs bemüht, das Zurückkehren zur katholischen Kirche aus den zerrütteten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen herzuleiten; allein wenn auch nicht zu läugnen ist, daß hiedurch Manche auf den Weg gebracht sind, von der modernen Staatsweisheit abstrahirend, dem eigentlichen Grund der erbärmlichen Zustände nachzuforschen und ihn nur in der Entfernung von der katholischen Kirche zu finden, — so trifft dieß doch bei vielen andern Convertiten, insbesondere in der niedern Volksklasse, ganz und gar nicht zu. So wurde z. B. ein gemeiner Soldat, eine gesunde kräftige Natur, vor einigen Wochen

von dem glühendsten Verlangen befallen, „„den wahren Leib Christi zu genießen.““ Wie dieß gekommen, wußte er selber nicht, aber er eilte zum Geistlichen, verlangte sofort Katholik zu werden, und in der Zeit seines Unterrichts kam er des Tags oft vier bis fünf Mal, so daß die Geistlichen seinen Anforderungen kaum zu entsprechen vermochten; bis er denn nach Verlauf von vier Wochen, überglücklich von Glauben und Liebe beseelt, sein Bekenntniß ablegte. Bei Manchen erwacht plötzlich eine begeisterte Liebe für die allerseligste Jungfrau; und eine protestantische Frau, die zugegen war, als ein Convertit sein Glaubensbekenntniß ablegte, wurde so ergriffen, daß sie in Thränen zerfloß, und sofort nach Beendigung des Acts um ihre eigene Aufnahme bat u. s. w. Wir preisen den barmherzigen Gott für solche Gnadenbezeigungen! Und dürfen wir nicht bei diesen Erscheinungen der Hoffnung einigen Raum gönnen, daß es Seiner Majestät denn doch am Ende gefallen möchte, das sündhafte Geschlecht nochmals zu erretten kurz vor dem Abgrund, den es sich durch eigene Schuld bereitet? Unsere Hoffnung ist um so größer, als immer sichtbarer wird, wenigstens hier in Mecklenburg, daß bei dem eigentlichen Kern des Volks, wo die sogenannte Aufklärung nicht hat durchdringen können, eine große Hinneigung zur katholischen Kirche verblieben ist. Diejenigen abgerechnet, welche einem krankhaften Pietismus anheimgefallen sind, oder in ihrer Herzensangst sich an Luther's Bekenntnißschriften anklammern, meinen die Gebildeten meistentheils, — sofern sie nicht ganz indifferent sind, — es sei freilich überflüssig, sich zu einer äußeren Kirche zu bekennen, aber wenn man eine anerkennen wollte, so könne es nur die katholische seyn. Am besten aber steht es mit dem eigentlichen Landvolk, das noch ein gut Theil von seinem alten Glauben bewahrt hat. Aus der Umgegend von Schwerin kommen sie häufig in Menge zur heiligen Messe, wohnen derselben mit vieler Andacht bei, holen sich bei Krankheiten und ande-

ren Unglücksfällen Weihwasser von dem katholischen Geistlichen, und es ist charakteristisch, was ein alter, würdiger Bauer vor einiger Zeit äußerte, als er nach beendigtem Gottesdienst tief ergriffen zum Geistlichen ging und sich erkundigte, wie es komme, daß „„er nicht auch diese gar zu schöne Kirche habe."" Als der Geistliche erwiederte, er habe sie früher auch gehabt, da sei aber Luther gekommen und habe es anders gemacht, meinte der Bauer: „„Dat har he man blieben laten sült."" Schließlich sollte es uns Leid thun, wenn die Leser Ihres Blattes viel Gewicht legten auf das sogenannte öffentliche Zeugniß der hiesigen Rothenmoorer Brüder, wovon Num. 128 der „„D. Wh."" einen Auszug gebracht hat. So viel wir haben in Erfahrung bringen können, betragen diese Brüder im ganzen Lande zwölf an der Zahl, werden von den Protestanten selbst als Curiosität betrachtet, von uns Katholiken aber in sofern geschätzt, als voraussichtlich ihre große Regsamkeit und Intoleranz vermöge reagirender Kräfte wesentlich zur Förderung der katholischen Kirche beitragen wird."

An diese Erscheinungen der Genesung auf kirchlichem Gebiete reihen sich auch etwelche auf dem Felde der Politik. Die Wahrheit nämlich, die lange an dem Tageshalloh gehetzt und verhöhnt worden war, welche nur einem kleinen Kreise von Hellersehenden anvertraut schien, und ohne merkbare Wirkung der Welt verkündet wurde, fängt allmählig an, von unten herauf sich Bahn zu brechen. Ein erfreuliches Zeichen, daß der ausgeworfene Samen doch hie und da fruchtbares Erdreich gefunden hat.

Ein Schreiben des Bürgervereins von Stuttgart an den dortigen Stadtabgeordneten, Obertribunalprocurator Restle enthält folgende treffliche Stellen:

„Zur Rettung hilft kein Mehr oder Minder bürgerlicher Freiheit, und es ist lächerlich, von Verfassungsformen

Heil zu erwarten, wenn in dem staatlichen Hause ein Geist rumort, der alle diese Formen wieder zu Scherben zertrümmern wird, bis er gebannt ist. Nein, nicht politische Einrichtungen, am wenigsten solche, wie die Civilehe, selbst nicht die Vereinbarung einer Verfassung, am allerwenigsten eine Schwächung der Regierung und weitere Errungenschaften von „„Volksrechten““ werden Frieden bringen. Wir brauchen ein weises Gewerbegesetz mit Gewerbeschutz, ein Gesetz gegen Güterzerstückelung, wir brauchen Gesetze, die dem religiösen und sittlichen Verderben mit Kraft und Entschiedenheit entgegentreten. Solche Verbesserungen aber zur Rettung der Gesellschaft durchzuführen, dazu sind die jetzigen Elemente der Ständekammer unmöglich geeignet, weil aus ihnen eben der größte Theil der Uebel stammt, von welchen wir erlöst werden wollen. Wir bedürfen künftiger Abgeordneterwahlen nach Ständen oder Interessen. Die Tage, wo man von rechtsklügelnden Raupennestern und politischen Klopffechtereien Heil erwartete, liegen hinter uns, und es ist Zeit, daß an die Stelle einer eingebildeten und täuschungsvollen Volksvertretung die wirkliche Volksvertretung komme.“

VII.

Die Kirche und die Zeitlichkeit.

Nach der gewöhnlichen Ansicht der Dinge besteht kein schrofferer Gegensatz als der zwischen dem Geiste der Kirche und dem Zeitgeiste; gerade daß jene diesen nicht beachte, ihre Beharrlichkeit bei dem Althergebrachten, ihre Abneigung gegen manche von der Zeit geforderten Neuerungen, ist einer derjenigen Vorwürfe, welche ihr am häufigsten gemacht werden. Es ist wahr: die Kirche hält nicht blos an ihrem göttlichen Fundamente, auf dem ihr Gebäude ruht, unverbrüchlich fest, sie schärft nicht blos die vor Jahrtausenden gesprochenen göttlichen Worte immer von Neuem ein, sondern auch die menschlichen Einrichtungen, welche in ihr vor alten Zeiten gemacht worden sind, werden mit großer Ehrfurcht von ihr behandelt.

Betrachtet man dagegen den unermeßlichen Umfang ihrer nie unterbrochenen Gesetzgebung, so wird man auf den Gedanken geführt, daß sie doch wohl nicht jedem Fortschritte so ganz unbedingt abhold seyn könne. War bis zum zwölften und dreizehnten Jahrhunderte diese Gesetzgebung schon so gewaltig angewachsen, daß in der Unmöglichkeit, den kirchenrechtlichen Stoff zu übersehen, selbst eine Ursache großer Rechtsunsicherheit lag und war dem Uebelstande gar nicht anders abzuhelfen, als gleichsam durch ein „Schneiden und Brennen,“

d. h. durch Abschaffung und Verkürzung einer Menge von Gesetzen, so war doch selbst dieses gewaltsame Heilmittel immer nur ein vorübergehendes. Denn kaum war das große legislatorische Werk Gregors IX., welches jene Abhilfe bezweckte, vollendet, so mußte eine neue Arbeit der Art aus den Händen Bonifacius VIII. hervorgehen und nicht gar lange nach ihm Johannes XXII. eine eben solche seines Vorgängers Clemens V. veröffentlichen. Und mit allen diesen Gesetzbüchern und mancher anderen Sammlung war doch den Bedürfnissen noch immer nicht Genüge geschehen. Keine fünfzig Folianten fassen die übrigen Constitutionen der Päpste. Gerade jetzt ist in der Römischen Ausgabe derselben der sieben und vierzigste im Erscheinen begriffen und noch ist die Regierungszeit Pius VII. damit nicht vollendet. — Rechnet man dazu die große Menge von Concilienbeschlüssen, deren bändereiche Sammlungen natürlich auch niemals zu einem völligen Abschlusse kommen können, so wird man sich sagen müssen: daß diese Gesetze, die nach Tausenden gezählt werden, denn doch nicht alle immer blos das Alte haben wiederholen und einschärfen können!

Gerade im Gegentheil; ihr eigentliches Ziel ist stets das gewesen, die jedesmalige Zeit zu berücksichtigen und diejenigen gesetzgeberischen Maßregeln zu ergreifen, die nach der Verschiedenheit der Verhältnisse und Umstände die angemessensten waren, dennoch aber alle ohne Unterschied in dem Einen höchsten Ziele der Kirche: die Erziehung des auf Erden lebenden Menschengeschlechtes für den Himmel, zusammenliefen. Wie sehr erkannte gerade diese seine Stellung in der Zeit und wie treffend bezeichnete in dieser Hinsicht seine Aufgabe Papst Johann XXII., wenn er sagt: „Weil keine gesetzliche Bestimmung, wenn sie auch noch so reiflich erwogen worden ist, für die Veränderlichkeit der menschlichen Natur und für ihre nicht zu ahnenden Anschläge ausreicht, vorzüglich deßhalb, weil kaum Etwas so sicher und klar festgestellt wird, was nicht aus unvorhergesehenen Ursachen, wo die bereits vor-

handenen Gesetze nicht abhelfen können, wieder zweifelhaft gemacht würde, weil ferner die Sinnlichkeit des Menschen schon von seiner Jugend an zum Bösen geneigt ist, wodurch bei Clerus und Volk sich häufig Sittenverderbniß einschleicht, — deshalb ist die Autorität eines Oberen nothwendig, damit sie durch rechtzeitige Anordnung helfend den Doppelsinn hebe, die Rechtsstreitigkeiten beseitige, den Zwist schlichte und das Dunkle entferne, als auch mit dem Jätemesser des vorsichtigen Gärtners die Laster ausreute, die Tugenden pflanze, die Vergehungen ahnde und die Sitten verbessere."

Wie nun jeder weise Regent die Mittel prüft, welche ihm gerade seine Zeit zur Verwirklichung seiner Regierungsmaximen gewährt, so mußte dieß auch Pflicht und Klugheit den Päpsten gebieten; und wenn jemals einer Regentenreihe nachgesagt werden kann, daß sie, mit verhältnißmäßigen Ausnahmen, wahrhaft zeitgemäß gehandelt habe, so ist dieß die der mehr als dritthalbhundert Kirchenfürsten, welche Petrus auf dessen apostolischem Stuhle nachgefolgt sind. Herrscht unter ihnen die größte Verschiedenheit nach Herkunft, Geistesanlagen, Tugend, Character und Wissen, darin kommen sie — Wenige ausgenommen — doch Alle überein, daß sie gegen die chronischen und acuten Uebel ihrer Zeit in weiser Fürsorge auch für die kommenden Geschlechter die eigentlich zeitgemäßen Mittel ergriffen. Und selbst Jene, die als Ausnahme erscheinen, dienten doch als Werkzeuge in der Hand Gottes dazu, die Kirche durch die Zeitlichkeit der Menschenalter hindurch den richtigen zur Vollendung führenden Pfad zu leiten. Ein Blick auf das Bild, welches die Geschichte bietet, genügt dazu, um Beides zu bestätigen.

Mehr als den späteren Päpsten wurde den ersten unter ihnen, welche zum Theil von den Katakomben aus die Kirche lenkten, diese Leitung durch die bei den Christen jener Zeit allgemein herrschenden Tugenden erleichtert. Durch diese Tugenden wurde es, wie Fronton le Duc bemerkt, der jungen Kirche möglich, in ihrer Wiege schon nicht blos Schlangen

zu erdrücken, sondern Panther und Löwen und Feuerflammen zu besiegen, aber der errungene Sieg, welcher Viele mit der Martyrerkrone hoch über die Cäsaren stellte, machte bald, neben dem erkaltenden Eifer der Gläubigen, ganz andere gesetzliche Maßregeln nothwendig; vor Allem war es dringend geboten, das christliche Volk vor dem Gifte der Häresie, welche mit allem Aufwande von Wissenschaft und Geistesfeinheit verfochten wurde und selbst durch die christlich gewordene weltliche Obrigkeit ihre Verbreitung fand, zu bewahren.

Da begannen die Jahrhunderte, wo die in ihrem Innern erstarkte Kirche, von ihrem Steuermanne nach dem Compasse des göttlichen Gesetzes geleitet, hinausfuhr auf das wogende Meer der Zeiten, um gegen die Uebel, deren jede ihre besonderen hatte, auch mit den besonderen Mitteln, welche die jedesmalige Zeit ihr bot, zu streiten. Gegen den in stets wechselnden Gestalten auftretenden Geist der Lüge, gegen Häresie, Empörung und Trennung, trat sie in dem Geiste der Wahrheit, der als ewig auch die Spanne der Zeitlichkeit durchdringt, in die Schranken und hat in diesem Geiste gerade so gehandelt, wie die Zeit es erfordert hat. Oder handelte etwa Leo nicht zeitgemäß, als er die das Mark des Kaiserthums durchfressende Eutychianische Häresie zu Boden schlug? handelte er nicht zeitgemäß, als er mit seiner friedlichen Schaar dem Hunnenkönig entgegenzog und durch sein Wort die ewige Stadt rettete? Das Kreuz mußte siegen, das von den Zinnen Roms strahlende Kreuz die Welt erleuchten, wenn nicht neue Finsterniß' den ganzen Erdkreis decken sollte.

Auch war es durchaus nicht gegen den Geist der Zeit, wenn die Kirche jene zahlreichen Anstalten, um den physischen Leiden der Menschheit abzuhelfen, gründete, wenn sie der Wittwen und Waisen, der Armen und Bedrängten sich annahm, wenn ferner ein Oberhirte, wie Gregor der Große, voll brennender Liebe für seine Heerde, nach allen Richtungen hin nur Segen und Wohlthat spendete. Aber in eben dieser

Zeit, wo Länder und Städte Italiens mit besonderem Vertrauen zu dem Bischofe von Rom sich hingewendet hatten, war auch schon der Keim zu der Bildung des Kirchenstaates gelegt. In einer wenig späteren Zeit, den Bedürfnissen dieser entsprechend, blühte dieser Keim hervor und es war eine Huldigung, welche die siegreichen Könige der Franken dem in der Zeit wirkenden Geiste der Ordnung und der sie lenkenden Vorsehung darbrachten, als auch sie das in der Zeit Gewordene, stärkend, bekräftigend und schützend anerkannten.

Aber damals schon hatte die Kirche, seit sie es nicht mehr mit dem entnervten altgewordenen Rom, sondern mit der Erziehung jener jugendlichen Schaaren der Germanen zu thun hatte, einen andern Weg, als den bisherigen, in ihren gesetzlichen Anordnungen einschlagen müssen. Auch jene Männer, welche damals auf dem Stuhle Petri saßen, begriffen ihre Zeit sehr wohl. Dieß neue Geschlecht konnte für Christus nicht anders, als sehr strenge erzogen werden. Eine rohe Kraft war zu bewältigen, da halfen keine so sanften Bußübungen, wie eine schwächere Zeit sie allein verträgt; Fasten und Casteyen, Bußgürtel und härnernes Gewand sind in dieser Hinsicht die charakteristischen Kennzeichen jener Zeit.

Je mehr die Menschen für die Wahrheit des Christenthums empfänglich geworden waren, desto mehr mußte sich auch, der göttlichen Ordnung gemäß, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat gestalten. Göttlich und zeitgemäß war der Gedanke, daß beide Gewalten in Eintracht und Liebe die Welt regieren sollen, und ihre Zeit begriffen diejenigen Päpste, welche durch Briefe und Verordnungen, durch Wort und That, dieses Band zu befestigen suchten. Aber ihre Zeit bot ihnen auch in dem Glauben der Völker die Mittel gegen diejenigen Fürsten mit Erfolg aufzutreten, sie aus der Gemeinschaft der ganzen Kirche auszuschließen, welche göttliches und menschliches Gebot mit Füßen traten. Aber, könnte man fragen: was half es Gregor VII., daß er mit Heinrich IV. den Streit wegen der Investituren begann und ihn in den

Bann that? er starb im Exil und dieser triumphirte. Aber Heinrich sah in seinem Triumphe seinen jammervollen Tod nicht voraus, wohl aber schaute Gregor den Sieg der Kirche. Jene Frage muß lauten: was half es der Kirche, daß ihr Oberhaupt mit solcher Kraft und Entschiedenheit gegen die Mißbräuche und Verbrechen fördernde weltliche Macht auftrat? Und die Antwort ist: die Kirche hat gesiegt; durch das zeitgemäße und durch die Nothwendigkeit gebotene Handeln Gregors und seiner nächsten Nachfolger wurde sie aus den Fesseln der Abhängigkeit von dem Staate befreit, und dadurch in den Stand gesetzt, unbehinderter für das Wohl und die Erziehung der Völker zu sorgen.

Nicht so überzeugend kann die Frage beantwortet werden: was half es der Kirche und somit der von ihr geleiteten Menschheit, daß Bonifacius VIII. den verhängnißvollen Kampf wider Philipp IV. stritt? Wir haben uns jetzt die Aufgabe nicht gestellt, jenen großen, vielfach verkannten Papst gegen die vielen und von verschiedenen Seiten her wider ihn gerichteten Angriffe hier zu vertheidigen, sondern nur darauf möge hingewiesen werden, wie gerade seine Regierung für die gesammte Geschichte des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat Epoche ist; aber leider, in welcher Weise! Bis dahin hatte es manchen Hader und Streit zwischen den beiden, die Welt regierenden Gewalten gegeben, aber doch haben sie immer wieder sich versöhnend einander die Hand gereicht. Aber mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts war der Bruch für die ganze Zukunft entschieden. Noch einmal hielt Bonifacius in der sehr mit Unrecht geschmähten dogmatischen Bulle Unam sanctam die göttliche Ordnung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat der weltlichen Obrigkeit entgegen, aber umsonst. Von da an hat, mit geringen Ausnahmen, die weltliche Gewalt den Eroberungskrieg gegen die Kirche fortgesetzt, und sich nach und nach, zuerst in den Besitz vieler auf historischer Grundlage beruhender, dann aber auch göttlicher Rechte der Kirche gesetzt, und Gott hat es zur dereinsti-

gen Verherrlichung seiner Braut zugelassen, daß sie durch eine mehr als fünfhundertjährige Trübsal — mit Philipp IV. und ihrer babylonischen Gefangenschaft beginnend — hindurchgehen sollte. Aber während sie duldete, hat die weltliche Gewalt etwa die Völker beglückt? ist der Friede in die Staaten, in die Familien eingekehrt? Nichts von allem Dem, und dennoch muß man staunen, daß die in allen ihren Grundfesten erschütterte weltliche Gewalt noch in so wenigen ihrer Träger zu der endlichen Erkenntniß gekommen ist, daß es auf die Weise nicht fortgehen könne, und daß die Rückkehr zur Kirche und die aufrichtige Hingebung und Unterordnung unter sie (das ist Christus) der einzige Weg, das einzige Mittel, die einzige feste Basis für die Fortdauer ihres Bestandes sei. Statt dessen hat die weltliche Gewalt im Laufe jenes halben Jahrtausends jede Gelegenheit ergriffen, das Feuer der Revolution in der Kirche anzufachen, nicht ahnend, daß der aus festem Gestein erbaute Tempel der Kirche, der selbst den Pforten der Hölle zu widerstehen vermag, durch jenen Brand nicht verzehrt werden konnte, während ihre eigenen hölzernen Hütten und Hüttchen, die an die Kirche sich anlehnen und nur durch sie stehen, eine Beute der Flammen werden mußten.

Wenn aber auch jenes revolutionäre Feuer in dem Bereiche der Kirche schnell um sich griff und Vieles, was nicht göttlich war, verzehrte; wenn gleich sogar das Reich Gottes auf Erden in eine Demokratie verwandelt zu werden drohte; wenn auch, um ein bestimmtes Beispiel hervorzuheben, auf dem Concilium zu Basel die Universitätsgelehrten in ihrer Art, wie ihre Nachfolger im Frankfurter Parlament, lärmten, und ihren Beruf zur Kirchen- und Weltregierung geltend machen wollten, so haben doch die gleichsam an Händen und Füßen gebundenen, fast von Allen verlassenen Päpste, die Kirche gerettet. Als man sie aller andern Mittel beraubt, ihren Händen alle Macht entrissen hatte, da haben sie, wie der sterbende Eugen IV., durch feierliche Verwahrung und

Berufung auf die göttlichen Rechte der Kirche, pflichtgemäß das Letzte, was in solcher Zeit noch zu thun war, gethan. Man hat wohl über dergleichen Proteste vornehm gelächelt und gesagt, sie seien nicht gerade so ernst gemeint; wie ernst sie aber Der verstanden hat, in dessen Namen sie gemacht, in dessen Auftrag sie erhoben worden sind, Das hat die Erfahrung späterer Tage nur zu deutlich gezeigt; sie hat gezeigt: daß Alles und Jedes, wogegen die Kirche protestirt hat, so künstlich es auch ausgedacht war, keinen Bestand hat, und über kurz oder lang auseinanderbröckelt.

Die Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts sind nur die weiteren Consequenzen des im fünfzehnten begonnenen kirchlich-revolutionären Drama's. Die Saat ging auf; Auflehnung, Aufruhr, Abfall von allen Seiten. Was aber that die Kirche? Sie, erkennend die Noth und das Bedürfniß der Zeiten, griff nach dem Mittel, welches so oft schon heilend und rettend angewendet worden war. Sie berief das ocumenische Concilium. Und wo ist wohl mehr Fülle der Weisheit niedergelegt, wo die zeitgemäß heilbringenden Mittel bis in's Einzelnste besser angewiesen, als in den Beschlüssen jener zu Trient gehaltenen Versammlung? Auch sie wurde vielfach überhört, die Häresie schritt ihren Weg zu immer weiterer Zersplitterung unaufhaltsam fort, und die weltliche Obrigkeit ließ sich durch den Wahn bethören, jetzt sei erst recht ihre Zeit gekommen durch Raub an der Kirche — wir sehen von der Säcularisation des geistlichen Gutes ganz ab — ihre Macht zu vermehren. — Nach solchen Vorgängen kam der dreißigjährige Krieg, kam der westphälische Friede heran; mit der Religion schwand die Sitte, und es brach jenes Zeitalter der Frivolität an, welches durch Ludwig XV. und Voltaire hinlänglich bezeichnet wird, jenes Zeitalter, wo weltliche Macht, Unglaube, Wissenschaft und Sittenverderbniß vereint der kommenden europäischen Revolution in die Hände arbeiteten.

Unterdessen war die Kirche, welcher die Vorsehung eine Reihe trefflicher Päpste gegeben hatte, ruhig ihren Weg ge-

wandelt; sie hatte nicht aufgehört, unablässig für das Heil des Menschengeschlechts zu arbeiten. Whrend das Abendland sich von ihr wandte, richtete sie ihren Blick nach dem Osten, und wirkte durch den Orden des heiligen Ignatius die Bekehrung Indiens, Chinas und Japans; während die alte Welt ihr ungetreu geworden, hat sie das Banner des Kreuzes in der neuen aufgepflanzt. Damals wie jetzt begriff sie ihre Zeit, und jetzt wie damals steht sie unerschütterlich auf ihrem Felsen da. Unterdessen sind aber die fürchterlichsten Stürme über sie hereingebrochen; mehrmals ward ihr Oberhaupt in die Gefangenschaft davongeschleppt, und noch vor Kurzem Pius IX. durch die Revolution mit dem Tode bedroht. Aber wie jede Verfolgung für die Kirche ein neuer Sieg ist, so ist sie auch aus den letzten schrecklichen Ereignissen, deren Zeuge ein großer Theil des Abendlandes war, wie mit einer neuen Kraft hervorgegangen. Zu ihr ruft die Sehnsucht der aus der Verblendung zurückkehrenden Völker, und so sendet sie dann nunmehr nicht bloß in ferne Welttheile, sondern unter die nahe wohnenden Kinder ihre Missionen aus, um diese wieder für den alten, alleinheilbringenden Glauben zu erwecken und zu befestigen. Gerade diese Missionen, so ganz dem Princip der Kirche entsprechend, da in ihr Alles auf Auftrag und Sendung beruht, erscheinen in der gegenwärtigen Zeit als das allergeeignetste Mittel, um die so sehnlichst zu wünschende Vereinigung der von der Kirche getrennten Christen, insbesondere in unserm Vaterlande, immer mehr vorzubereiten. Oder sind sie vielleicht zugleich das Mittel, die Christen für vorkommende neue große Trübsale und Verfolgungen zu rüsten und zu wappnen? Jedenfalls fordert sie die Zeit, und haben sie bereits die segensreichsten Folgen gehabt, so werden diese um so weniger für die Zukunft ausbleiben, mögen sie nun zur Wiedervereinigung Vieler mit der Kirche oder zur Vorbereitung zum Martyrium dienen.

VIII.

Ueber die Armennoth in unserer Zeit.

Die Verarmung der Staaten und eines großen Theils der Bevölkerungen, welche wir in gesteigerter Progression vor unseren Augen vor sich gehen sehen, ist eine so bedenkliche Erscheinung in unseren gesellschaftlichen Zuständen, daß sie sogar den Leichtsinn zu ernstem Nachdenken veranlassen und ihm die Frage aufzwingen muß, woher dieses, die gegenwärtige sociale Ordnung in ihren Grundlagen bedrohende Uebel kommen möge, welches die Grundursachen desselben seien, wie es gehoben oder seinen drohenden, verheerenden Folgen wenigstens für die Gegenwart und nächste Zukunft vorgebeugt werden könne.

Es hat dieses Grundübel auch wirklich die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen; namentlich sind in verschiedenen Ländern eine große Zahl Schriften über diesen Gegenstand erschienen; auch Bayern, wo eine königliche Preisfrage im Jahre 1848 ausgeschrieben wurde, hat einen namhaften Beitrag dazu geliefert.

Die zahlreichen Schriften lassen sich in zwei Hauptklassen abtheilen.

Die einen gehen von einem bloß faktischen Standpunkte aus, zählen, ohne tiefer den Ursachen der Armennoth nach-

zuforschen, die verschiedenen, im Organismus unseres modernen Staates zum Vorschein kommenden Uebelstände auf und reihen denselben diejenigen Verbesserungsvorschläge an, von welchen sie die Hoffnung haben, daß sie, wenn nicht das Uebel vollständig heben, doch demselben wenigstens für lange Zeit die Spitze brechen werden. Manches Treffliche findet sich gesagt und angerathen, von dem man die feste Ueberzeugung haben kann, daß es bei consequenter Durchführung von wohlthätigen Folgen für die Gesellschaft seyn werde. Sehr häufig aber werden so krasse Ungereimtheiten und mit einer solchen Keckheit vorgebracht, daß der gesunde Menschenverstand eines mitleidigen Lächelns, oder sogar des Unwillens sich nicht enthalten, eine gesunde Kritik aber nur mit Stillschweigen an denselben vorübergehen kann. Eine gewöhnliche Erscheinung sind die flagrantesten Widersprüche, so daß wenn der Eine dieses als ein Hauptheilmittel anpreist, der Andere dessen directes Gegentheil als solches empfiehlt. Es ist dieses ein augenfälliger Beweis, daß man keine rechte Einsicht in die Natur und die Ursachen des Uebels hat, daß man bloß an seinen äußeren Erscheinungen herumtappt, ähnlich dem Arzte, welcher die Symptome einer heftigen Krankheit vor Augen hat, ihre Natur aber nicht kennt und nun probeweise allerlei, oft ganz widersprechende Heilmittel bloß in der thörichten Hoffnung anwendet, endlich dasjenige zu finden, welches die Krankheit heben werde. Daß ein solches Verfahren den Kranken nicht retten, sondern nur viel geschwinder dem Grabe zuführen wird, liegt auf der Hand.

Zur Heilung eines jeden Uebels bedarf es klarer Einsicht in seine Natur; bevor man diese nicht besitzt, hängt es nur vom reinen Zufall ab, ob, wenn etwas zu dessen theilweiser Heilung unternommen wird, dasselbe eine wirklich heilende Kraft äußere; es ist eben so leicht möglich, sogar wahrscheinlich, daß durch die ergriffenen Maßregeln die Krankheit nur noch gesteigert wird.

Andere Schriften versuchen es, sich nicht bloß auf der Oberfläche der äußeren Erscheinungen unseres Uebels zu bewegen, sondern beschäftigen sich angelegentlich mit der Frage nach den Ursachen desselben. Hier treten uns eben so traurige Erscheinungen entgegen; sehr häufig findet sich nicht nur keine wahre Erkenntniß des Uebels, sondern nicht einmal eine Ahnung von dessen eigentlichen Ursachen vor. So sagt von Holzschuher in seiner gekrönten Preisschrift über die wahren Ursachen der Armennoth:

> „Die Noth der unteren Klassen ist die Wirkung der complizirten Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft im Verkehr, insbesondere der Concurrenz im Großen, der Macht des Capitals, der Zunahme des bloßen Arbeiterstandes ohne Capital, nächstdem eine Folge der Schwankungen im System der Production und Circulation aller Güter, hervorgerufen durch politische Veränderungen und genährt durch die fortwährenden Experimente der Gesetzgebung, gegenüber der Agricultur und der Industrie, endlich und hauptsächlich die Folge eines gesteigerten Luxus in allen Klassen und des Mangels der Erziehung oder Ausbildung in den unteren Klassen der Bevölkerung.“

Also ein Uebel, das an den Grundlagen der ganzen socialen Ordnung von Europa rüttelt, sie mit einer vollen Auflösung bedroht, wäre nichts anderes, als eine Folge der äußerlichen Verkehrsthätigkeit, des Schwankens in dem Systeme der Güterproduction und Circulation, hauptsächlich aber des Luxus und der zu geringen Bildung!

Es begreift sich, daß ein Mann, welcher die Ursache des Uebels schlechthin nur in gewissen, rein äußerlichen staatlichen und socialen Verhältnissen erblickt, und kaum eine Ahnung davon hat, daß es im tiefsten Lebenskeime der Gesellschaft sitzt, auf den Gedanken verfallen kann, als ein sehr

... einsteren Auffassung unserer
erwähnen nur drei, welche in jüngster
nen sind. Dekan Maier äußert sich in
stellung der königlichen Preisfrage in
Schrift: „Die Noth der untersten Vo
Grundursache des Uebels folgendermaße

„So viel springt auf den ersten
daß wir in der zu Tage gekomm
ter nur die äußere Seite des Uel
daß dieser Noth eine innere entsp
Grund und ihre Wurzel in tief ei
Gebrechen und Schäden habe.
Umstand, die Entsittlichung der Bi
die Sache gleich beim rechten Nam
Entchristlichung als die eigentliche
Jammers zu bezeichnen."

Eine ähnliche Ansicht hat der greise
von Haller in seiner trefflichen Schrift übe
sachen der Verarmung aufgestellt, indem er
Ursachen, die heute in den Schwung gekom
Doctrinen geistlicher und weltlicher ...

in ihrem Schlußworte ganz unumwunden zu der Wahrheit, daß „das wirksamste Mittel gegen den Pauperismus nur in der Entfesselung und Belebung des Christenthums liege.“

Es liegt dieser Ansicht, daß die großen Uebelstände der Zeit, und namentlich eine der brennendsten Wunden derselben, die allgemeine Armennoth, deren progressives Umsichgreifen und die Rath- und Thatlosigkeit in Beziehung auf deren Abhülfe, ihre Grundursache in der Abirrung von den Lehren und Vorschriften des Christenthums, in der Entchristlichung habe, eine große Wahrheit zu Grunde. Wir behaupten dieß auch, und behaupten noch weiter, daß nur durch die Rückkehr zum Christenthum, die getreue praktische Befolgung seiner Lehren und Gebote die Rettung vor gänzlichem Untergang möglich wird. Damit ist aber bei weitem noch nicht Alles gesagt, es ist damit nur das Uebel im Allgemeinen bezeichnet, und es bleibt dabei immer noch die wichtige Frage übrig, wo, in welchem Theile des staatlichen und socialen Organismus dasselbe besonders seinen Sitz habe? Die Kenntniß von diesem ist zur wahren Erkenntniß des Uebels selbst unumgänglich nothwendig. Ist diese unchristliche Verkommenheit in dem Volke, der breiten Basis des Staatsorganismus, oder in den Regierungen, seiner Spitze, oder in beiden zugleich zu suchen? kränkeln an diesem furchtbaren Uebel vielleicht nur die sogenannten höheren Stände, mit Inbegriff der Regenten und Regierungen, oder die Gebildeten, die Tonangeber in der Gesellschaft, oder bloß die arbeitende Klasse? Darf man wirklich den harten Ausspruch wagen: ja, die ganze Gesellschaft, hoch und nieder, ist christlich verrottet, und darin liegt die Ursache aller Wehen der Zeit und damit auch der Armennoth!

Man würde offenbar mit einer solchen Sprache viel zu weit gehen; wenn dem wirklich so wäre, dann bliebe denen, die reinen Herzens und guten Willens sind, nichts anderes übrig, als in inständigem Gebete zum Herrn zu flehen, daß er die Zeiten abkürze und das Ende der Welt beschleunige. Wir erlauben uns hier eine geschichtliche Bemerkung.

Die Geschichte liefert uns die Thatsache, daß es seit dem Beginne der christlichen Zeit Epochen gegeben hat, wo die Entsittlichung und Entchristlichung so groß, wo nicht größer als in der jetzigen war. Größer war sie unzweifelhaft in den höheren, damals beinahe ausschließlichen Einfluß auf die Haltung und Gestaltung der Gesellschaft ausübenden Stän-den, größer vielleicht selbst in den Massen. Wir erinnern an die Reformation, wo zur Zeit des Bauernkrieges ein ein-ziger tüchtiger Degen und die wackere Haltung des bayeri-schen Volkes den Abfall des süddeutschen Landvolkes vom katholischen Glauben verhindert haben; wir erinnern an das der Reformation vorhergehende Jahrhundert, von dem ein Mann, der als Zeitgenosse betrachtet werden kann, Novelles, folgende, freilich nur auf sein Vaterland Belgien bezügliche, übrigens auf einen großen Theil von Europa anwendbare Beschreibung macht:

> „Die Predigten für das Volk", sagt er, „waren sel-ten, die Kirchen wenig besucht, die Feier- und Sonn-tage schlecht beobachtet, die heiligen Sacramente der Beicht und des Abendmahls selten gesucht und gespen-det; das Volk war unwissend, nicht unterrichtet im Glauben, die Schulen vernachlässiget, überall eine große Zahl von sittlich und religiös verkommenen Komö-dianten, die man Rhetoriker nannte, an denen das Volk sein Ergötzen fand, deren Spielen immer der eine oder andere Mönch, oder ein armes Nönnchen beiwohnten. Es hatte den Anschein, als wenn man sich nirgends, ohne über Gott und Kirche zu spotten,

erlustigen könnte. Sprach von ihnen Jemand im gläubigen Eifer, so wurde er verachtet und verhöhnt."

Wie tief verkommen war endlich, namentlich in den höheren Ständen, besonders den Regierungen, das achtzehnte Jahrhundert.

Gewiß, es gab Zeiten, wo der sittliche und religiöse Verfall beinahe in allen Klassen der Gesellschaft nicht geringer als in den unsrigen war. Wahr ist's, in einem Punkte sind wir allen vorangegangenen Zeiten, die vorchristlichen nicht ausgenommen, voraus; der religiöse Verfall war, selbst im verkommensten Heidenthum, nie so weit gediehen, daß er die zwei größten, das Menschenleben allein erträglich machenden Güter, den Glauben an Gott und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, mit frechem Hohne wegzuläugnen wagte, und diese verthierte Verzweiflung an allem Höheren zu einer Art von Volksreligion machen wollte. Allein es ist eben so wahr, daß dieser freche, gottesläugnende Hohn noch kein Gemeinübel der Massen, oder eines wirklich großen Theiles derselben geworden ist, und wiederum wahr, daß diejenigen Zeiten, wo der Unglaube in seiner verworfensten Ausbildung dem Glauben sich gegenüberstellt, bloß deßwegen noch nicht als die schlechtesten in sittlichem und gläubigem Werthe bezeichnet werden dürfen. Die furchtbare Ausartung des Unglaubens in einem Theile der Feinde des Christenthums ist noch kein Beweis der allgemeinen christlichen Verkommenheit.

Wenn wir aber auch in der christlichen Vergangenheit auf großen sittlichen und religiösen Verfall stoßen, so begegnen wir doch nicht in dem hohen, erschreckenden Grade dem Uebel allgemeiner Verarmung, wie wir dieses nun beinahe in allen Staaten antreffen. Diese geschichtliche Thatsache muß uns denn doch einigermaßen bedenklich machen, das Uebel des Pauperismus einer behaupteten Entchristlichung der Volksmassen, oder gewisser Stände allein und ausschließlich zuzuschreiben; es hieße denn doch das Zeugniß der Geschichte

außer Acht setzen, wenn man einer Ursache, die schon mehrmals da gewesen, ausschließlich nunmehr eine Wirkung beilegen wollte, die sie früher entweder gar nicht, oder doch nicht in so verderblichem Grade gehabt hat.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, um die Ueberzeugung zu begründen, daß es zur Aufdeckung der Grundursachen und der Hauptförderungsmittel der Verarmung an einer allgemeinen Hinweisung auf die Entsittlichung, oder Entchristlichung der Zeit nicht genüge. Wir wollen daher die Sache näher verfolgen; das sei nun unsere Aufgabe.

Ein wenn auch nur oberflächlicher Blick auf den Verlauf der Menschengeschichte zeigt uns allenthalben die Thatsache, daß gleich vom Anfange derselben an, durch die Zeiten des Verfalls hindurch, bis zur Offenbarung des großen Geheimnisses, der gesammten gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung als Anfangs-, Mittel- und Endpunct eine religiöse Idee zu Grunde lag, so daß von dieser das ganze Gesellschaftsgebäude getragen wurde. Durch das Christenthum wurde dieser der heidnischen Staatsordnung zu Grunde liegende religiöse Typus nicht aufgehoben, sondern nur von seiner Abirrung zurück zur reinen Wahrheit geführt. Der christliche Staat ist kein bloß zufälliges Product einsam herumwandelnder, allmählig sich civilisirender und in ein verträgliches Verhältniß der eigenen Sicherheit wegen mit einander tretender Menschen; er ist auch keine bloße naturnothwendige Zucht- und Sicherheitsanstalt, deren Aufgabe bloß darin besteht, die menschlichen Raubthiere aus der Gesellschaft zu entfernen, sie einzufangen und einzusperren, und dadurch die Anderen vor ihren Angriffen zu sichern, sondern er ist eine von Gott selbst von Anbeginn der Schöpfung getroffene, dem Menschen durch den

Gesellschaftstrieb, der in sein Herz hineingelegt worden, zur Naturnothwendigkeit gewordene Einrichtung, welche die specielle Aufgabe hat, der unmittelbar von dem Sohne des Allmächtigen im Verlaufe der Zeiten zum Heile des Menschen gestifteten Anstalt als äusseres schützendes Gefäß zu dienen, in welches sie fort und fort den Samen der geoffenbarten ewigen Wahrheit niederlegt, in dem er aufgehen und auch zur äusserlich sichtbaren, das Menschengeschlecht so viel möglich schon irdisch beglückenden Frucht werden soll.

So gut wie die Kirche, hat daher auch der Staat seine christliche Aufgabe, und wie mit der Erfüllung derselben reichlicher Segen des Himmels, ein Aufblühen aller Theile des Gesellschaftskörpers verbunden ist, muß selbst nach der Forderung kurzsichtiger menschlicher Gerechtigkeit, eine Abirrung von diesem gottbestimmten Verhältnisse oder gar eine gänzliche Umkehrung desselben, ein Verdörren oder unnatürliche krankhafte, den ganzen Körper gefährdende Auswüchse aller Art zur Folge haben. Für den Staat gilt, was für den Einzelnen; nachdem einmal die Wahrheit von Gott selbst den Einzelnen und den Völkern geoffenbart worden, kann und darf die Gesellschaft so wenig als der Einzelne, ohne die Strafe des Himmels zu verwirken, gegen dieselbe gleichgiltig seyn. Das Verbrechen ist noch größer, wo es in Abfall von der bereits einmal erkannten Wahrheit und in Feindschaft gegen dieselbe ausartet.

Das reine Verhältniß zwischen Kirche und Staat fand sich am ungetrübtesten in dem hl. römischen Kaiserreiche realisirt. Kaiser Karl der Große nannte sich gratia Dei rex, devotus ecclesiae defensor atque adjutor in omnibus apostolicae sedis: und wie er sich einen ergebenen Vertheidiger und Gehilfen der Kirche und des heiligen Stuhles nannte, so handelte er auch im langen Verlaufe seiner Weltbeherrschung.

Welches war aber schon seit Langem das Verhältniß der Regenten und Staaten zur Kirche? Haben sie nicht im

Stolze des Eigendünkels und herrschsüchtigen Egoismus von dem natürlichen und von Gott angeordnetem Verbande mit der Kirche sich losgerissen, sie dann geknechtet und in Fesseln gelegt; haben sie nicht als eine ganz außer der Kirche, ausser dem Christenthum, ja sogar über beiden stehende Macht sich betrachtet, die in consequentem Fortrennen auf der Irrbahn bald zu einer wesentlichen Aufgabe es sich machte, allem wahrhaft christlichen Leben hemmend und feindlich entgegen zu treten; sind die Staaten nicht seit Jahrhunderten aller religiösen Grundlage baar geworden und zu bloßen äußeren Sicherheits- und Strafanstalten oder sogar zu antichristlichen Verziehungs- und Entsittlichungsanstalten herabgesunken? Ging nicht die Zeit, deren Abfluß wir noch erlebt haben, in allen ihren Maßregeln für sogenannte Cultur, Aufklärung und Bildung des Volkes dahin, der Kirche namentlich die ihr von Gott anvertraute Erziehung zu entreißen und sie einem aufgeklärten, gegen allen positiven Glauben feindlich gesinnten Lehrerpöbel zu übergeben?

Und was sind unsere Staaten zur Stunde noch? Alles in der Welt, nur nicht devoti defensores atque adjutores ecclesiae. Es ist ja ein Prinzip des modernen Staates, in religiösen Dingen sich ganz indifferent zu verhalten, höchstens vielleicht der christlichen Religion, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Staatsgebiete die meisten Köpfe zählt, einen Vorzug einzuräumen. Nach dem, was vorgegangen, muß man sich noch Glück wünschen, wenn es der Staat zur vollen Indifferenz in religiösen Dingen für so lange wenigstens bringt, bis die freie Kirche wieder so jugendlich frisch und segenspendend geworden, daß der am Zusammenbrechen stehende Staat aus eigenem Drange in ihre Umarmung und in seine natürliche Stellung eilt.

Man wird vielleicht fragen, wozu diese Abschweifung auf den christlichen und nicht christlichen Staat, was hat das

zu unserem Gegenstand, der allgemeinen Verarmung, für eine Beziehung.

Sehr viele Beziehung hat es; ja wir behaupten, daß gerade darin, weil der Staat als solcher unchristlich, seiner Bestimmung untreu, ja feindlich geworden ist, eine der Hauptursachen und eines der Hauptbeförderungsmittel der größten Uebel der Zeit und namentlich der Armennoth zu suchen ist. Nicht die Entchristlichung der Massen — denn sie sind nicht schlimmer als sie auch schon früher waren, noch weniger die Entchristlichung der höheren Stände — sie sind besser als früher — wohl aber die Entchristlichung des Staates ist eine Hauptursache der Armennoth, eines der großen Gebrechen, die uns mit einem allgemeinen socialen Ruin bedrohen.

IX.

Das Denkmal für Joseph Görres im Dom zu Cöln.

Von den Freunden meines Vaters um Mittheilung der nachfolgenden Einladung angegangen, entspreche ich diesem Wunsche um so lieber, je theurer die Namen derer, die sich hier in so großer Anzahl, von nahe und fern, in gemeinsamer Liebe und Verehrung zur Feier seines Gedächtnisses vereinigt, dem Dahingeschiedenen im Leben waren, und je höhere Achtung und Verehrung sie sich selbst in weiten Kreisen verdient.

München, 14. Juli 1851.

Guido Görres.

An die Redaction der Historisch-politischen Blätter dahier.

Die Unterzeichneten ersuchen die Redaction der Historisch-politischen Blätter um gefällige Aufnahme beifolgender Einladung zur Errichtung eines Denkmales für Joseph Görres im Dome zu Cöln. Zugleich erlauben sich dieselben die weitere Bitte, die eingehenden Beiträge für jenes Denkmal zeitweise in den Historisch-politischen Blättern veröffentlichen, und die Betheiligten dadurch in vollständiger Kenntniß über den jeweiligen Stand der Sache erhalten zu dürfen. In der Voraussetzung der Gewährung dieser Bitte legen sie der Einladung selbst und dem Nachtrage dazu sogleich auch das erste Verzeichniß der bis heute eingegangenen Beiträge bei, und verharren

hochachtungsvoll ergebenst

München, den 14. Juli 1851.

Prof. E. v. Lasaulx.
Prof. F. Streber.

Die Unterzeichneten, in Erwägung, daß theuere Abgeschiedene durch ein Denkmal an heiliger Stätte zu ehren eine gute Sitte ist, die oft geübt worden, wenn hervorragende Geistesgröße, Reinheit des Characters und wahre Frömmigkeit im öffentlichen Leben jene Anerkennung gefunden, in welcher der Anerkennende selbst Theil nimmt an der Größe des Verehrten, haben beschlossen, ihrem verewigten Freunde Joseph Görres im Cölner Dome ein Gedächtniß zu stiften, seiner und des Ortes würdig. Dasselbe soll in einem gemalten Glasfenster bestehen, welches den Verewigten als Donator darstellt, wie er die lebensgroßen Bilder der thronenden Jungfrau mit dem Weltheilande, umgeben von dem deutschen Apostel Bonifacius und dem ersten deutschen Kaiser Karl dem Großen, dem Gotteshause widmet. Die Genehmigung zur Errichtung dieses Denkmales hat Se. Eminenz

der Cardinal Erzbischof Johann und das hochwürdige Domcapitel ertheilt; die Kosten desselben sind auf fünftausend Gulden veranschlagt. Demnach wenden sich die Unterzeichneten zur Aufbringung dieser Summe an alle Jene in und außerhalb Deutschlandes, welche den Verewigten im Leben gekannt und es nicht vergessen haben, wer und was er gewesen, unter den Besten der Besten Einer, mit dem Schwerte seiner Rede überall da in den Vorderreihen, wo es einen guten Kampf galt für Recht und für wahre Freiheit, politische und kirchliche. Wenn es wahr ist, daß die reinigende Kraft des Todes alle unreinen Leidenschaften verzehrt und versöhnet, so darf gehofft werden, daß zu dem beabsichtigten Denkmale auch Solche beitragen werden, die nicht alle Ueberzeugungen des Verewigten getheilt haben; wenigstens schien es des Versuches werth, ob nicht Derjenige unter uns, dessen ganzes Leben ein treuer Spiegel seiner Zeit gewesen, ihrer besten Hoffnungen, auch ihrer schmerzlichsten Täuschungen, alle Bessern seiner Zeitgenossen zu einem Werke christlicher Pietät zu vereinigen vermöge? Die Unterzeichneten werden jede, auch die kleinste Gabe dankbar annehmen, und über deren Verwendung seiner Zeit öffentliche Rechenschaft ablegen.

München, am 29. Juni 1851.

Graf Arco-Valley in München. Freiherr v. Andlaw in Freiburg. L. Arndts in München. Graf Bocholz-Asseburg auf Hinnenburg im Paderborn'schen. J. Ch. F. Bähr in Heidelberg. J. Beer, General und Großmeister in Prag. S. Boisserée in Bonn. S. Brunner in Wien. Ed. de Cazales in Paris. J. Clemens in Bonn. J. Danielik in Pesth. H. J. Dietz in Coblenz. F. X. Dieringer in Bonn. M. v. Diepenbrock, Cardinal-Fürstbischof von Breslau. J. Döllinger in München. W. Freiherr v. Droste-Hülshoff in Münster. A. Eberhard in Kelheim. C. Eberhard in München. J. Fick in Olmütz. H. Förster in Breslau. J. Führig in Wien. J. Freusberg in Paderborn. M. v. Gagern in Wiesbaden. Henriette Gräfin v. Giech, geb. v. Stein, in

München. J. A. Geritz, Bischof von Frauenberg. J. Ginzel in Leitmeritz. Antonie Freyin v. Giovanelli in Botzen. C. Greith in St. Gallen. F. Hauser in München. Elisabeth Gräfin v. Haxthausen in Würzburg. J. Heine in Germersheim. J. H. Hennes in Mainz. H. Heß in München. C. Höfler in Bamberg. H. Hofstetter, Bischof von Passau. C. Jarke in München. E. v. Lasaulx in München. Freiherr v. Laßberg in Meersburg. Ch. Letellier in Rouen. Emilie Linder in München. J. Lingens in Aachen. J. N. Longard in Coblenz. W. Lossen in Creuznach. A. Mayr in Würzburg. B. Mendelsohn in Bonn. Graf Montalembert in Paris. E. v. Moy in Innsbruck. H. Müller in Cöln. L. Müller in Bonn. Osterrath in Danzig. G. Phillips in Innsbruck. A. Räß, Bischof von Straßburg. A. Reichensperger in Cöln. Graf Reisach, Erzbischof von München-Freising. F. X. Reithmayr in München. V. v. Riedel, Bischof von Regensburg. J. N. v. Ringseis in München. J. Settegast in Coblenz. Sophie Schlosser in Frankfurt. J. Schlotthauer in München. Graf Senfft-Pilsach in Innsbruck. Schulz in Braunsberg. J. N. Sepp in München. A Seyfried in München. A. Stahl, Bischof von Würzburg. E. Steinle in Franfurt. J. Stülz in St. Florian. F. Streber in München. Graf-Friedrich Thun in Frankfurt. Ph. Veit in Frankfurt. J. E. Veith in Prag. W. Volk in Erfurt. F. Walter in Bonn. P. Wekbeker in Düsseldorf. C. Werner in St. Pölten. F. Windischmann in München. Beda Weber in Frankfurt. Marianne Willemer in Frankfurt. N. Weiß, Bischof von Speier. C. Zell in Heidelberg. W. Freiherr v. Zuydtwyck in Herstelle.

Vorstehendem Vereine sind bis heute, 14. Juli 1851, noch beigetreten:

D. Haneberg in München. F. Hurter in Wien. J. Jaksch in Prag. J. O. von Rauscher, Fürstbischof von Seckau. Obrist v. Schultheß-Rechberg in München. Cajus Graf zu Stolberg in Brauno. M. A. Strobl in München.

X.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Erster Artikel.

Die politische Geschichtschreibung des hebräischen Volkes, wie sie in den historischen Schriften des alten Bundes niedergelegt ist, unterscheidet sich von dem historischen Pragmatismus anderer Völker, und insbesondere von der modernen Auffassung dadurch, daß sie, ohne sich bei den mittlern Momenten aufzuhalten, unmittelbar auf die höchste und letzte aller Ursachen, auf die Fügung Gottes zurückgeht, als aus welcher die politischen Schicksale der Menschen und der Staaten fließen. Diese Fügung wird dort aber nicht als blindes Fatum gefaßt, sondern als göttliche Weltordnung, als sittlich nothwendige Folge des eigenen Verhaltens der Kinder Israel, d. h. als Lohn ihrer Treue und ihres Glaubens, oder als Strafe ihrer Abtrünnigkeit und ihres Ungehorsams. Beide müssen gleichmäßig dem Plane Gottes in der Führung der Weltgeschicke dienen. So ist die Geschichte des Volkes Gottes, in dem sich die Geschicke der ganzen Menschheit abspiegeln, in jenen heiligen Büchern auf ihre einfachsten und tiefsten Motive zurückgeführt. Gerade die großartige, göttliche Einfachheit dieser biblischen „Philosophie der Geschichte“ ist es, die den

ı Aegypten geſehen und gehört ihr Geſchrei
Drängern, die über ihre Arbeit geſetzt ſind
:nne ihre Leiden, bin ich herabgekommen, ſie
er Hand der Aegypter, und ſie wegzuführ
ande in ein gutes und geräumiges Land,
nd Honig fließt, in die Orte der Chanai
›mm, ich will Dich zu Pharao ſenden, daß
ie Söhne Israels, wegführſt aus Aegypte
, 7 — 10.) Wie Moſes Berufung unmitt
usgeht, ſo bleibt er auch fortwährend mit J
en Verkehr. Er ſpricht mit dem Herrn, wie
:m Manne, und empfängt deſſen Befehle ſ
ung und Einrichtung des Gottesſtaates übe
:egierung des Volkes in jeder einzelnen ı
:aß alſo der Prophet Gottes, der den thec
ſtet, der Träger der geſammten Autorität
:rſteht ſich von ſelbſt. Oberſter Richter,
:ldherr in einer Perſon, vertritt er in jeder
n den Herrn, der ihn geſandt hat.

sitzest Du allein, und warum wartet alles Volk vom Morgen bis zum Abend? Und Moses antwortete ihm: das Volk kommt zu mir, und fraget um Gottes Urtheil. Wenn sich ein Streit unter ihnen zuträgt, kommen sie zu mir, daß ich richte zwischen ihnen, und die Gebote Gottes und seine Gesetze ihnen zeige. Er aber sprach: Es ist nicht gut, was Du thust; mit unweiser Mühe zehrest du dich auf, dich und dieses Volk, das mit dir ist, das Geschäft ist nicht für deine Kräfte, du kannst es nicht tragen allein. Aber höre meine Worte und was ich rathe und Gott wird mit dir seyn. Sei du für's Volk in Sachen, die Gott angehen, und mache ihm bekannt, was für Aussprüche an selbes ergehen, und zeige dem Volke die Gebräuche und die Weise, Gott zu dienen, und den Weg, auf dem sie wandeln sollen, und die Werke, die sie thun sollen. Aber im ganzen Volke sieh dich um wackere Männer um, die Gott fürchten, die redlich sind, und den Geiz hassen, und stelle auf aus ihnen Obere über hundert und Obere über fünfzig und Obere über zehn, die das Volk allezeit richten; was aber eine große Sache ist, die sollen sie an dich bringen, und nur geringere Sachen sollen sie selbst richten, so wird's dir leichter werden, wenn unter Andere die Last vertheilt ist. . . Als Moses das hörte, that er Alles, was jener gerathen hatte. (2. B. Mos. 18, 12 — 2 — 26.) Ein anderes Mal, als die Israeliten in der Wüste des Manna's überdrüssig werden und nach Fleisch verlangen, klagt Moses in höchst bezeichnender Weise dem Herrn, wie ihm die Last der Regierung über ein murrendes, zur Widerspenstigkeit geneigtes Volk zu schwer werde. Und er sprach zu dem Herrn: warum verursachst du Kummer deinem Knechte? warum finde ich nicht Gnade bei dir, und warum legst du die Last dieses ganzen Volkes auf mich? Habe ich denn all dieß Volk empfangen und geboren, daß Du zu mir sagest: trag sie in deinem Schooße, wie eine Amme ihr Kindlein zu tragen pflegt, und bring sie in das Land, das Du ihren Vätern geschworen? Woher soll ich Fleisch nehmen, es

solcher Menge zu geben? Sie weinen wider mich und sagen: gib uns Fleisch zu essen. Ich allein kann dieses ganze Volk nicht tragen, denn es ist zu schwer für mich. . . Und der Herr sprach zu Moses: versammle mir siebenzig Männer von den Aeltesten Israels, welche Du kennest, daß sie Aelteste des Volkes sind und ihre Vorsteher, und führe sie vor die Thüre des Zeltes des Bundes, und stelle sie daselbst neben dich, so will ich herabkommen, und mit Dir reden; und ich will von deinem Geiste nehmen und ihnen geben, daß sie die Last des Volkes mit Dir tragen und Du nicht allein beschweret werdest. (4. B. Mos. 11, 11 — 17. 25 — 29.) Daß in diesem Vorgange nichts liegt, was einer sogenannten Theilung der Gewalt zwischen dem von Gott berufenen Volksführer und der Geburtsaristokratie der Stammes- und Familienhäupter auch nur entfernt ähnlich sähe bedarf kaum der Erwähnung. Die dem Moses von Gott gewährte Gnade und Erleichterung besteht darin, daß Jehova eine, von seinem Knechte ausgewählte Schaar von Vornehmen und Angesehenen mit demselben Geiste des Rathes und der Weisheit erfüllt, den er über den Propheten ausgegossen hatte; ein Wunder, kraft dessen dieser dem Andrange des Volkes nicht mehr allein und vereinzelt gegenüber zu stehen hatte, sondern den Klagen des Volkes das Ansehen einer größeren Anzahl angesehener Männer entgegenzusetzen brauchte. Uebrigens erwähnt die mosaische Geschichte nicht, daß diese Ausgießung des Geistes Gottes zu einer bleibenden Institution geführt, oder sich später bei andern Gelegenheiten wiederholt hätte. Die Gesetzgebung, oder die Macht des Befehls, und die Sorge für die pünktliche Vollziehung des Befohlenen, lag, beides als Gottes Sache, wie es in der einfachen Natur der Dinge liegt, ungetheilt in Mosis Händen. Er bedarf auch, um Gesetze zu geben, weder der Einwilligung noch des Rathes der Aeltesten. Denn wie z. B. die Töchter des Selphaad vor Moses und Eleazar, dem Priester, und allen Fürsten des Volkes, vor der Thür des Bundes stehen, und für

den Fall, daß aus einer Ehe keine Söhne vorhanden sind, ein Gesetz über die Erbfolge der Töchter verlangen, da bringt Moses, im Sinne der reintheokratischen Verfassung, ohne irgend eine vorgängige Berathung mit den Vorstehern des Volkes, die Sache vor das Gericht des Herrn und empfängt allein von diesem seine Entscheidung. (4. B. Mos. Cap. 27.)

Es muß nach modernen Begriffen höchst auffallend erscheinen, daß Moses dem Volke, welches er aus Aegypten geführt, und dessen gesellschaftlichen Bau er gegründet und ausgeführt, keine für alle Zeiten gültige Staats- und Regierungsform auferlegt. Er sieht es, — für einen modernen Constitutionsverleiher ein undenkbarer Fall! sogar voraus, daß Israel einst mit der unmittelbar von Gott ausgehenden Berufung der höchsten Führer und Richter des Staats nicht mehr zufrieden seyn, und nach einem Könige, im Sinne der andern benachbarten Völker, verlangen werde. Für diesen Fall gibt er eine Reihe von Vorschriften, und diese, nicht die drohende Warnung Samuels (1. Buch Sam. Cap. 8.), müssen als das eigentliche und wahre mosaische Königsgesetz betrachtet werden. In ihnen ist die oberste und höchste Norm niedergelegt, die sich bei näherer Betrachtung auch als völlig ausreichend erweist, und an deren Beobachtung die künftigen Beherrscher Israels gebunden seyn sollen, eine Beschränkung, die ihnen nicht vom Volke, sondern von dem unsichtbaren, obersten Könige selbst auferlegt wird. Wenn Du, so lautet jene theokratische Verfassungsurkunde, in das Land kommst, das der Herr, dein Gott, Dir geben wird, und Du es besitzest, und darin wohnest, und sprichst: Ich will einen König über mich setzen, wie alle Völker haben ringsum, so sollst du jenen setzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird aus der Mitte deiner Brüder. Du sollst keinen Mann eines andern Volkes zum Könige machen können, der nicht dein Bruder ist. Und wenn er gesetzt ist, soll er nicht viele Rosse halten, und das Volk nicht zurückführen nach Aegypten, auf

die Zahl seiner Reiterei stolz; zumal der Herr euch geboten hat, daß ihr nicht mehr denselben Weg zurückziehet. Er soll nicht viele Weiber haben, die sein Herz an sich ziehen, noch übermäßigen Schatz von Silber und Gold. Und wenn er nun sitzet auf dem Throne seines Reiches, soll er dieß wiederholte Gesetz in ein Buch schreiben, und die Handschrift von den Priestern des Geschlechtes Levi nehmen, und soll es bei sich haben und darin lesen alle Tage seines Lebens, auf daß er fürchten lerne den Herrn, seinen Gott, und seine Worte und Vorschriften halte, die im Gesetze geboten sind, auch soll sein Herz nicht hoffärtig sich erheben über seine Brüder, und er soll nicht abweichen, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß er lange herrsche, er und seine Söhne über Israel. (5. B. Mos. 17, 16—20.)

Vor seinem Tode beruft Moses, nachdem er Israel nochmals versprochen hat, daß der Herr sein Gott selbst sein Führer seyn und nicht von ihm ablassen noch von ihm weichen werde, den Josua und spricht zu ihm vor ganz Israel: Sei mannhaft und tapfer, denn Du sollst dieses Volk in das Land führen, das der Herr ihren Vätern geschworen, ihnen zu geben. . . Und der Herr, der euer Führer ist, er selbst wird mit Dir seyn, er läßt nicht ab von Dir, und verläßt dich nicht, fürchte dich nicht und zage nicht (5. B. Mos. 31, 7. 8.) Nicht er ist es also, der seinen Nachfolger eigenmächtig wählt; wiederum im Geiste der Theokratie verkündet er diesem, den Gott gewählt, nur den göttlichen Willen. Nach seinem Tode ergeht an Josue das Wort Jehova's: Moses mein Knecht ist gestorben, mache dich auf und zieh über diesen Jordan, du und das ganze Volk mit Dir. . . Sey also muthig und sehr tapfer, daß Du das ganze Gesetz haltest und thuest, welches dir Moses mein Knecht geboten hat; auf daß Du nicht davon weichest weder zur Rechten noch zur Linken. . . . Es soll nicht wegkommen das Buch dieses Gesetzes von deinem Munde, sondern Du sollst darin Tag und Nacht be-

trachten, damit Du Alles haltest und thuest, was darin geschrieben ist. (Buch Josue 1, 1 — 9.) Hierin liegt Josue's Beruf und zugleich die Richtschnur und Anweisung, die er zu seinem Amte empfängt. Unmittelbar darauf gebietet er bereits den Fürsten seines Volks und übt thatsächlich den ihm übergebenen Oberbefehl über Israel aus. Jene aber antworteten dem Josue und sprachen: wie wir in Allem gehorsam waren dem Moses, also wollen wir auch Dir gehorsam seyn, nur daß der Herr, dein Gott, mit Dir sei, wie er gewesen mit Moses. Wer deinem Munde widerspricht, und nicht gehorchet allen Worten, die Du ihm gebietest, der soll sterben; sei Du nur muthig und handle männlich. (Ebendas. V. 16 bis 18.)

Vor seinem Ende hält Josue zwei Volksversammlungen, welche sowohl des Inhalts als der Form des dort Verhandelten wegen geeignet sind, ein helles Licht auf die Natur und Bedeutung seiner Würde und Gewalt zu werfen. Nachdem der Herr Israel Frieden gegeben und alle Völker ringsum unterworfen hatte, und Josue schon alt und bei hohen Jahren war, versammelte er die natürlichen Vertreter des Volkes: die Fürsten, die Obersten und die Lehrer, ermahnt sie treu und an dem Gesetze zu halten, welches Jehova seinem Volke gegeben, und warnt sie, den Irrthümern der benachbarten Völker anzuhangen, Heirathen mit ihnen einzugehen, oder Freundschaften zu schließen, am wenigsten aber bei dem Namen ihrer Götter zu schwören, diesen zu dienen und sie anzubeten. (Josue Cap. 23.) Nach dieser ersten Volksversammlung hält Josue kurz vor seinem Tode eine zweite. Zu Sichem versammelt er alle Stämme Israels, ruft aus ihnen wieder die Aeltesten, die Fürsten, die Richter und Lehrer zu sich, und verkündet ihnen das Wort des Herrn. Er gemahnt sie der Geschichte Israels und der Wohlthaten ihres Gottes, dann fährt er also fort: Fürchtet den Herrn und dienet ihm aus vollkommenem und ganz aufrichtigem Herzen, und thut

weg die Götter, denen eure Väter dienten in Mesopotamien und in Aegypten, und dienet dem Herrn. *Wenn es euch aber übel dünket, dem Herrn zu dienen, so bleibt euch die Wahl; erwählet heute, was Euch gut dünket, wem ihr am meisten zu dienen schuldig seyd* den Göttern, welchen eure Väter in Mesopotamien dienten, oder auch den Göttern der Amorrhiter, in deren Lande ihr wohnet. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen. Das Volk erinnert sich darauf der Wohlthaten Jehova's und erklärt auch von seiner Seite: darum wollen wir dem Herrn dienen, weil er unser Gott ist. Aber, bemerkt Josue weiter, der Herr ist ein heiliger Gott und ein überaus eifernder Herr, man könne nicht ihm und den falschen Göttern zugleich dienen. Wenn ihr den Herrn verlasset und andern Göttern dient, wird er sich von euch wenden, und euch plagen und vertilgen, nachdem er euch Gutes gethan. Und das Volk sprach zu Josue: nicht also, wie du sprichst, wird es seyn, sondern dem Herrn wollen wir dienen. Und Josue sprach zum Volke: ihr seyd Zeugen, daß ihr selbst den Herrn euch erwählet habt, ihm zu dienen. Und sie antworteten: Zeugen. Auf dieselbe Aufforderung folgt nochmals dasselbe Versprechen: dem Herrn, unserm Gott, wollen wir dienen und gehorsam seyn seinen Geboten. *Also schloß Josue den Bund an diesem Tage, und legte dem Volke die Gesetze und Rechte vor in Sichem.* Auch eine Urkunde über diesen Vertrag wird aufgenommen. Denn Josue schrieb alle diese Worte in das Gesetzbuch des Herrn, an das Ende des Pentateuchs, welcher bei der Bundeslade lag, und nahm einen sehr großen Stein, und stellte ihn auf unter der Eiche, die im Heiligthum des Herrn stand, und sprach zum ganzen Volke: siehe dieser Stein soll euch zum Zeugnisse seyn; denn er hat gehöret alle Worte des Herrn, die er zu euch geredet, daß ihr nicht etwa darnach läugnen wollet, und lügen dem Herrn eurem Gott. Und hiermit entließ er

das Volk, einen Jeden in seine Besitzung. (Josue 24, 14 bis 28.)

Es ist unläugbar, daß uns in den gesammten Einzelheiten dieses Vorgangs ein Staatsvertrag zwischen einem unabhängigen Herrscher und seinem Volke entgegentritt, nur daß hier der Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs, den natürlichen Vertretern des Volks gegenüber, der andere contrahirende Theil, Josue aber nichts als Jehova's bevollmächtigter Diener ist. Aber gerade an diesem Beispiele zeigt sich recht grell und auffallend der Unterschied zwischen den, im Leben der Staaten und Völker möglichen und wirklich vorkommenden Verträgen und jener, heute wohl nur noch von einigen Nachzüglern auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Politik festgehaltenen Fiction: auf welcher die pseudophilosophische Staatslehre der letzten drei Jahrhunderte beruhte. Der hebräische Staat, das Volk Israel, entsteht nicht erst durch jenen Vertrag, sondern wie jeder einzelne Mensch, so mußte auch Israel als socialer Körper erst existiren, ehe es möglicherweise mit seinem Herrscher Verträge schließen konnte. Dieser Herrscher empfängt seinerseits auch nicht, wie die pseudophilosophische Fiction will, seine Macht und seine Berechtigung vom Volke, sondern umgekehrt das Volk hat seine Existenz von ihm empfangen (zumal da er in diesem Falle außerdem noch Himmel und Erde erschaffen hat). Aber wie kein Staat und kein gesellschaftliches Verhältniß auf Erden ohne Liebe und freiwilligen Gehorsam bestehen kann, so will auch Jehova durch seine Macht und Herrlichkeit jene Freiheit seines Volkes nicht aufheben, ohne welche es keine Tugend und keine Liebe gibt. Nach allen Wohlthaten, die er diesem Volke erwiesen, nach allen Wundern der Gnade, die er ihm gethan, stellt er ihm die Wahl frei zwischen seinem und dem Dienste der falschen Götter, nicht zwar in der Weise, als ob er an Israel eine ursprüngliche Unabhängigkeit anerkannte, oder ihm ein gutes Recht einräumte, ihn, den Herrn, zu

verlassen und den Götzen anzuhangen, sondern weil er bei dieser feierlichen Gelegenheit eine Entscheidung herbeiführen will, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Gut und Böse, zwischen pflichtmäßiger Treue und verrätherischem Abfall. Freilich kann Israel seinem göttlichen Könige absagen, dann aber wird auch dieser sich von ihm abwenden, es plagen und vertilgen, wie er ihm früher Gutes gethan. Die gesammte Staatsaction, die wir zu Sichem vorgehen sehen, hat also nur den Sinn einer feierlichen Anerkennung einer schon lange vorher bestehenden Pflicht, einer erneuerten Huldigung und des Gelöbnisses einer Treue, die das Volk seinem Gotte ohne Gefahr der Vernichtung nicht verweigern durfte. Dafür erneuert seinerseits der göttliche Herrscher das Versprechen der Fortdauer seiner Gnaden.

Nach Josue's Tode folgt in der hebräischen Geschichte ein Zeitraum von vierthalbhundert Jahren, während dessen das Volk zwar ein mit erblicher Würde bekleidetes, geistliches, aber kein stehendes weltliches Oberhaupt hatte. Das nächste Auskunftsmittel, nachdem Josue im hohen Alter gestorben, war, daß die Söhne Israels sich unmittelbar an Jehova, ihren Herrn und König, wandten und (durch das Loos) ihn fragten: wer ihr Anführer im Kriege wider die Chanaiter seyn solle? Die Antwort lautete: der Stamm, das heißt das Oberhaupt des Stammes Juda. So geschah es, und der Herr gab ihnen Sieg. Aber das ganze Geschlecht, welches die Zeiten des Josue's gesehen, wurde versammelt zu seinen Vätern und Andere standen auf, welche den Herrn nicht kannten, noch die Werke, welche er an Israel gethan. Man vergaß das Verbot: keinen Bund zu schließen mit den Einwohnern jenes Landes, und ihre Altäre zu zertrümmern und ihre Götterhaine umzuhauen, schonte der Ueberwundenen, vertilgte die Einwohner des eroberten Landes nicht, und begnügte sich damit, sie zinsbar zu machen. Zur Strafe rottete aber auch Jehova die Chananiter nicht aus, welche Josue

übrig gelassen, als er starb, sondern ließ ihre Götter Israel zum Falle werden. Fünf Fürsten derselben ließ er übrig, damit die Söhne Israels kämpfen lernten mit den Feinden und Uebung bekämen im Streite, und damit er an ihnen erprobe, ob es die Gebote des Herrn beobachte, welche er durch Moses ihren Vätern geboten, oder nicht. (Buch der Richter Cap. 3, 2 u. 4.) Aber die Söhne Israels nahmen die Töchter des verworfenen Volkes zu Weibern, und gaben auch ihre Töchter den Söhnen derselben, und dienten ihren Göttern. Der ganze oben bezeichnete Zeitraum ist ein beständiger Wechsel zwischen Abfall von dem göttlichen Könige und reuiger Wiederkehr. Jenem folgte die Unterdrückung, dieser die Befreiung und der Sieg über die Feinde, so daß der Angstruf zu Gott und die Erweckung eines Richters und Erretters sich in beständiger Wechselwirkung gegenseitig bedingen. „Und die Söhne Israels", sagt das Buch der Richter, „thaten Böses vor den Augen des Herrn und dienten den Baalim, und verließen den Herrn, den Gott ihrer Väter, der sie herausgeführt aus dem Lande Aegypten, und sie gingen andern Göttern nach, den Göttern der Völker, welche rings um sie wohnten, und beteten sie an, und reizten zum Zorne den Herrn, und verließen ihn und dienten dem Baal und der Astaroth. Und der Herr ergrimmte wider Israel und gab sie in räuberische Hände, die sie fingen und an ihre Feinde verkauften, welche rings herum wohnten, und sie konnten ihren Feinden nicht widerstehen, sondern wo sie hin wollten, war die Hand des Herrn gegen sie, wie er gesprochen und ihnen geschworen hatte, und sie wurden hart gedrängt. Und der Herr erweckte die Richter, welche sie erretteten aus der Hand der Unterdrücker, aber sie wollten auch ihnen nicht gehorchen, sondern buhlten mit andern Göttern und beteten sie an. Schnell ließen sie ab von dem Wege, auf welchem ihre Väter gewandelt waren, und wenn sie auch hörten die Gebote des Herrn, so thaten sie in Allem das Gegentheil. Und

wenn der Herr Richter erweckte, so war er barmherzig in ihren Tagen, und hörte das Seufzen der Bedrängten und errettete sie von den Schlägen ihrer Dränger. Wenn aber der Richter gestorben war, so kehrten sie wieder zurück und thaten noch viel Uebleres, als ihre Väter gethan, und dienten ihnen und beteten sie an. Sie ließen nicht ab von ihren Anschlägen und von der hartnäckigen Weise, nach der sie zu wandeln gewohnt waren.“ (Cap. 2, 11—19.) Dieß ist die Signatur der Zeit der Helden und Wunder, wie sie das Buch der Richter gibt. Die Geschichte dieser Periode als bekannt voraussetzend, begnügen wir uns, aus den dort berichteten Thatsachen einige Folgerungen zu ziehen.

Die Sendung und Erweckung der Richter, als Retter und Befreier ihres Volkes, ging, wie die gesammte ihnen von Gott verliehene Regierungsgewalt, im eigentlichsten und engsten Sinne von Gott aus. Nur die Art und Weise der Berufung der Einzelnen war verschieden. Einige werden durch Offenbarungen Gottes und wunderbare Gebetserhörungen schon vor ihrer Geburt als künftige Träger besonderer göttlicher Gnaden bezeichnet, wie Samson und Samuel, Andere durch die Erscheinung eines Engels des Herrn berufen, wie Gedeon. Als Jabin, der König von Asor, Israel bedrängt, verkündet die Prophetin Debbora, die damals Israel richtet, dem Barac Jehova’s Befehl: mit einem Kriegsheere wider den Feind zu ziehen. Er gehorcht; aber die Prophetin muß ihn auf der Heerfahrt begleiten. Aod ermordet, von Gott dazu erweckt, den Moabiterkönig Eglon, als er ihm den Tribut Israels bringt.

Dann bläst er die Posaunen auf dem Gebirge Ephraim, und tritt an die Spitze der Söhne Israels, die er durch die Kunde seiner That ermuthigt und überzeugt, daß der Herr die Moabiter in ihre Hand gegeben. In allen diesen Fällen geht ... dem Siege die Gewalt von Gott aus, und das bedrängte ... geängstigte Volk unterwirft sich freudig dem, den der Er-

folg als Boten Gottes und Retter Israels beglaubigt. In sofern ist dieser Gehorsam ebenfalls ein freiwilliger. Nur ist auch hier wieder von einer Uebertragung der Regierungsgewalt durch eine souveraine Communität auch nicht entfernt die Rede. Der Richter bringt, von Gott gesendet, die erforderliche Macht schon zu seinem Amte mit, und die Unterwerfung Israels erfolgt aus keinem andern Grunde, als weil die Berechtigung zum Befehle, den der Richter thatsächlich mittelst der ihm von Gott verliehenen Herrschaft und Gewalt ausübt, bei ihm anerkannt und vorausgesetzt wird. Dieß zeigt sich deutlich an der Berufung Jephte's. Als die Ammoniter Israel hart bedrängen, sprechen die Stammesfürsten Galaads zu einander: wer von uns zuerst den Streit beginnt wider die Söhne Ammons, der soll Fürst des Volkes seyn aus Galaad. Aber es scheint nicht, daß Einer aus ihnen Neigung gehabt hätte, um diesen Preis Herr seiner Brüder zu werden. Nun lebte zu derselben Zeit Jephte, der Galaadite, ein sehr starker, streitbarer Held, der Sohn eines Kebsweibes, gezeugt von Galaad. Aber als die mit dem Weibe erzeugten Söhne Galaads groß wurden, stießen sie Jephte hinaus und sprachen: Du kannst nicht Erbe im Hause unsers Vaters seyn, denn Du bist der Sohn einer andern Mutter. Da floh Jephte von ihnen, und mied sie und wohnte in dem Lande Tob, und es sammelten sich um ihn arme und räuberische Leute und folgten ihm als ihrem Anführer. Zu diesem nun zu ziehen und ihn um Hülfe anzuflehen, sahen sich die Aeltesten von Galaad, in ihrer äußersten Noth und Bedrängniß durch die Ammoniter gezwungen. Und sie sprachen zu ihm: komm und sei unser Fürst, und streite wider die Söhne Ammons. Und er antwortete ihnen: seyd nicht ihr es, die mich haßten, und hinausstießen aus dem Hause meines Vaters, und jetzt kommt ihr zu mir, durch die Noth gedrungen? Er also ist es, der den Hülfesuchenden eine Wohlthat zu gewähren hat, und diese antworteten ihm,

daß sie gekommen seyen, ihn zu bitten, daß er mit ihnen ziehe und streite wider die Söhne Ammons und Aller Fürst sei, die in Galaad wohnen. Er wird also durch diese Unterwerfung nicht Diener eines Gemeinwesens, sondern Befehlshaber, Führer, Herr des Volkes.

Ist aber auch der den Richtern geleistete Gehorsam ein freiwilliger, so hört darum doch die Hülfeleistung gegen den gemeinsamen Feind, die kräftige Mitwirkung für die Sache Gottes, nicht auf, heilige Pflicht jedes Israeliten zu seyn, und die Verweigerung derselben ist eine schwere Schuld, ja ein Verbrechen. Die Männer von Soccoth verweigern dem Gedeon, als er mit seiner kleinen Heldenschaar die Könige der Madianiter verfolgt, mit höhnischer Rede Labung und Sättigung für sich und die Seinigen. Er zieht vorüber. Als er die vor ihm fliehenden Könige gefangen hat, und als Sieger zurückkehrt, läßt er sieben und siebenzig der Aeltesten und Fürsten von Soccoth mit Dornen und Disteln der Wüste zu Tode peitschen. (Buch der Richter 8, 6—16.)

Je unabhängiger die Herrschaft der Richter war, desto näher lag die Versuchung, sie zu einer erblichen zu machen. Nach seinem Siege über Zebee und Salmana sprechen die Männer von Israel zu Gedeon: Herrsche über uns, du und dein Sohn und deines Sohnes Sohn, weil du uns erlöset hast aus der Hand Madians. Er aber sprach zu ihnen: Ich will nicht über euch herrschen, noch soll mein Sohn über euch herrschen, sondern der Herr soll über euch herrschen. (Cap. 8, 22. 23.) Weniger gewissenhaft war Abimelech, Gedeons mit einem Kebsweibe erzeugter Sohn. Dieser suchte zu Sichem eine erbfürstliche Herrschaft zu gründen, wurde aber in dem durch die Parteiung erzeugten Kriege durch den Steinwurf eines Weibes getödtet. (Cap. 9.) Als in der Person Heli's die Würde des Hohenpriesters und die des Richters vereinigt war, erregte der Uebermuth und Frevel seiner Söhne, dem der schwache Vater nicht steuerte, den

Zorn Gottes, der die Missethaten der Kinder und die Gleichgültigkeit Heli's nicht nur an dessen Hause, sondern an ganz Israel strafte. (Cap. 2. 3.)

War die Herrschaft der Richter über Israel nur eine außerordentliche, vielfach und oft lange unterbrochene, so leuchtet es von selbst ein, daß dieser Zustand auch seine Nachtheile haben mußte. In Ermangelung eines gemeinsamen Herrn waren Bürgerkriege bei Streitigkeiten unter den verschiedenen Stämmen unvermeidlich, und das Buch der Richter bezeichnet jenen Umstand wiederholentlich mit den Worten als Grund der Zwietracht: zu der Zeit war kein König in Israel, sondern Jeglicher that, was ihm recht dünkte. (Cap. 17, 6. Cap. 21, 24.) So konnte es geschehen, daß in einem Rachekriege der übrigen eilf Stämme gegen die Benjaminiten diese so weit ausgerottet wurden, daß sie nachher nur durch künstliche Vorkehrungen erhalten werden konnten, zu welchen alle Israeliten die Besorgniß trieb, daß einer ihrer zwölf Stämme erlöschen könnte. (Cap. 19 — 21.) Ein ander Mal standen die Ephramiten gegen Jephte auf, weil er sie nicht zum Kriege gegen die Ammoniter aufgefordert, dadurch aber um ihren Antheil an der Beute verkürzt hatte, und erlitten eine blutige Niederlage. Aber wie lose auch das Band geschlungen seyn mochte, welches die verschiedenen Stämme zu einem Volke verband, dennoch erfolgte die bleibende Trennung Israels nicht unter der Theokratie, die dem Particularismus der Stämme und Familien so großen Spielraum gewährte, sondern erst viel später, unter der scheinbar viel festern, die Einheit ungleich besser fördernden königlichen Herrschaft.

XI.

Die zunehmende Verarmung durch die Entchristlichung des Staates.

Fassen wir die Sache zuerst von einem höheren religiösen Standpuncte aus auf. Das Christenthum lehrt und eine geläuterte Geschichtsforschung liefert dafür Belege in überreicher Zahl, daß Völker und Staaten, so gut wie die Einzelnen, unter dem göttlichen Richteramte stehen, daß jene für ihre Vergehen die strafende Hand schon hienieden, wo sie dieselben allein erreichen kann, auch wirklich erreicht. Wir würden nur mit dieser Lehre Hand in Hand gehen, wenn wir die Behauptung aufstellten, daß die traurigen staatlichen Zustände der Gegenwart eine Strafe des Himmels und zwar eine gerechte Vergeltungsstrafe für den Abfall des Staates vom Christenthume seien. Oder ist es etwa ein bloßer Zufall zu nennen, daß zu der Zeit, wo alle Klassen der Gesellschaft zur Begründung des Vermögens der Kirche und der unter ihrem Schutze stehenden wohlthätigen Anstalten beitrugen, der Staat als solcher das Seinige in großem Maßstabe ebenfalls leistete, Alles aber als besorgter, treuer Wächter mit seinem Schwerte beschützte, Staat und Gesellschaft in Vergleich zu unserer Zeit reich waren, wenigstens von der bedenklichen Erscheinung einer alles überwuchernden Armennoth keine Spur

sich zeigte; daß jener aber arm geworden, an Armuth sogar zu Grunde zu gehen droht, so wie er seine räuberische Hand an das Gut der Kirche gelegt und wirklich kolossalen Reichthum sich davon angeeignet hat? Ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade diejenige Zeit, deren charakteristisches Merkmal der Egoismus, die Habsucht ist, wo der Besitz von irdischem Gut als das höchste Ziel menschlichen Ringens gilt, wo die gesammte menschliche Thätigkeit beinahe ausschließlich nur auf dieses eine Ziel gerichtet ist, die große Masse der Bevölkerung immer mehr des Besitzes von irdischen Gütern entkleidet wird, wo das beständige Ringen nach einem Plus in ein immerwährendes tieferes Versinken in ein Minus umschlägt? Ist es ebenfalls bloß der Thätigkeit, Sparsamkeit und Handelspfiffigkeit der Juden zuzuschreiben, daß die kolossalen Reichthümer, welche früher im Besitze des christlichen Staates und christlicher Corporationen waren, nun größtentheils in den Händen der Juden, daß alle Staaten ihnen gleichsam tributpflichtig sind und die allerbeste Aussicht vorhanden ist, daß das Geld, dieser Nerv des Friedens und des Krieges im modernen heidnischen Staate künftig für diesen nur von der Gnade der Juden abhängt, und damit der Staat selbst wie einst die Philister, dem Judenvolke überliefert ist! Sollte das Alles nur Folge bloß zufälliger, äußerlicher Umstände, der Schwankungen im Systeme des Verkehrs, oder des Luxus, oder gar der zu geringen Bildung seyn? Blickt da nicht eine Art Wiedervergeltung, eine Strafe für den Abfall durch?

Wir wollen diese Betrachtung nicht weiter verfolgen und in Ehrfurcht von den für uns Menschen unergründlichen Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit uns wegwenden; wir wollen die Sache näher, uns ganz nahe stellen, und sie auf dem Boden einer Allen zugänglichen Erfahrung betrachten.

Der heidnische Staat weiß von keinen Versorgungsanstalten für Arme, Kranke, Greise, Waisen, überhaupt Nothleidende aller Art; wenn dort von zum öffentlichen Nutzen bestimmten Gebäuden und Anstalten die Rede ist, so sind darunter Palläste, Spaziergänge, Bäder, Theater, Tempel, Vorrathskammern gemeint. Das Heidenthum kannte die Werke der Mildthätigkeit, Barmherzigkeit, der christlichen Liebe so wenig, daß das Haupt der stoischen Schule, Seneca, den Ausspruch wagen konnte: Omnes boni misericordiam vitabunt, est enim vitium pusilli animi. — Es bedurfte derselben weniger, weil es den größten Theil der nothleidenden Menschheit in die Fesseln der Sklaverei warf. Das Christenthum jedoch hat diese Fesseln gelöst, allen Menschen, die gleiche Würde vindicirt; gerade darum aber bedarf es dieser Tugenden. Wir dürfen es nicht verkennen, im Christenthum selbst liegt eine Veranlassung der Armennoth unserer Zeit. Man wird diese Behauptung sonderbar finden; wir wollen uns daher näher erklären. Indem das Christenthum einen großen, ja den größeren Theil der Menschheit, — denn die Zahl der Sclaven war im Heidenthum größer, als die der Freien — von den Fesseln der Sclaverei befreite, machte es die Einzelnen zu Herren ihres Schicksals, und legte dadurch die Sorge für ihren Unterhalt ihnen selbst und ihnen allein auf. Für den Unterhalt der Sclaven mußte im heidnischen Staate der Herr derselben sorgen; das Gesetz legte ihm hiefür die Pflicht auf, in der Arbeit der Sclaven, zu der er sie vermöge seiner Gewalt anhalten konnte, fand er das Mittel dazu. Diese Sorge wies und mußte das Christenthum dem Einzelnen zuweisen. Der große Act der Befreiung hatte daher die unausweichliche Folge, daß damit eine Quelle der Verarmung geöffnet wurde, die nie versiegt, so lange die Menschen frei und auf selbsteigene, freithätige Herbeischaffung ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind. Sobald es dem Einzelnen in Folge äußerer Verhältnisse und trotz seines redlichen Willens, das Seinige für seinen Unterhalt und den seiner Familie zu thun,

an den Mitteln hiezu gebricht, wird er arm; er verfällt gleichfalls der Armuth, wenn ihm der erforderliche Wille und die Thätigkeit für Herbeischaffung der vorhandenen Mittel seines Unterhalts mangelt. Diese beiden Gebrechen sind mit dem Daseyn des Menschen gegeben; das eine liegt in der ihn umgebenden Natur und den gegebenen äußeren Verhältnissen, die der Mensch nicht ändern kann; das andere in seiner Natur, die den reinen Abglanz der Gottheit, den sie früher in sich abspiegelte, durch den Abfall verloren, und dagegen die dunklen Schatten des Bösen in sich aufgenommen hat. Das Christenthum, indem es dem Menschen seine Würde als freies Geschöpf Gottes zurückstellte, konnte dieses mit seiner Natur und seiner Freiheit verbundene Uebel nicht vermeiden. Die Armuth ist daher kein zufälliges, durch bloße äußere gesellschaftliche Zustände hervorgerufenes Uebel, sie ist die vom Menschen selbst durch seine Sünde sich beigegebene, unabweisbare Begleiterin auf der Pilgerreise durch das irdische Jammerthal. Das sollten Alle wohl bedenken, welche von Armennoth reden, und die Rathgeber zu deren Abhülfe seyn wollen. Allein das Christenthum hat für dieses Uebel zugleich auch das Heilmittel gegeben, so weit ein solches auf Erden anwendbar ist; indem es die Menschen frei machte, lehrte es zugleich, daß diejenigen, welche mehr besitzen, von ihrem Ueberflusse mitzutheilen haben, es machte die Mildthätigkeit, Barmherzigkeit, Wohlthätigkeit zu einem seiner ersten Gebote, und mit Recht heißen diese Tugenden die christlichen, weil sie allein im Christenthume ihre Wurzel haben. Sie sind der einzige wahre Balsam, welcher die Wunde der Armennoth, wenn nicht gänzlich zu heilen, doch so zu lindern vermag, daß sie nicht für den ganzen Körper gefahrdrohend wird. Das Gebot christlicher Liebe ergeht aber nicht bloß an die Einzelnen, es ergeht an die ganze Gesellschaft, die Familie, die Gemeinde, den Staat so gut, wie an die Einzelnen.

Darin liegt nun aber gerade das Uebel, daß wir einerseits wohl die Wohlthat des Christenthums, welche in der

Wiederherstellung des Menschen in seine Würde liegt, genießen, sie sogar bis auf das Aeußerste ausbeuten, andererseits aber die Heilmittel, die es zur Linderung des mit dieser Wohlthat verbundenen Gebrechens der Armuth uns zur Pflicht gemacht hat, entweder nicht oder nur ungenügend und spärlich anwenden.

Gerade der Staat hat die größte Schuld dießfalls auf sich geladen; denn durch seinen Abfall vom Christenthum ist er nicht bloß selbst zur Uebung dieser Pflicht unfähig geworden, sondern er wurde sogar ein Hinderniß deren Uebung von Seite seiner Glieder, der Individuen, Familien und Gemeinden. Der Nachweis wird nicht schwierig seyn.

Der glaubensindifferente Staat muß, so wie er ganz gleichgiltig für das Christenthum ist, auch vollständig unzugänglich für alle Tugenden werden, welche allein im Christenthum ihren Ursprung haben; ja er muß dessen noch unfähiger werden, als es das Heidenthum war, weil sein Abfall ihn tief unter den heidnischen Staat hinabdrückt. Sehen wir das nicht vor Augen; was thut der moderne, glaubensindifferente Staat für Linderung der Noth, wo sind die Werke christlicher Liebe und Wohlthätigkeit, die wir ihm zuschreiben können? Nehmt die Stiftungsurkunden wohlthätiger Anstalten aller Art, an welchen wir so reich gegenüber dem Heidenthum sind, zur Hand, seht das Datum, die Namen der Stifter an, wie viele sind es, die ihren Ursprung dem aus der liebespendenden Umarmung der Kirche geflüchteten Staate verdanken? Und wenn wir welche finden, wie wenig ist das gegenüber dem, was die Noth der Zeit erfordert! Wären sie nicht Alle zu Grunde gegangen, wenn ihr Bestand allein in die Macht des Staats gestellt gewesen wäre, wenn nicht andere zwingende Umstände dem räuberischen Griffe seiner Selbstsucht Schranken gesetzt hätten? Ist es nicht eine Thatsache, daß die Vogtsgewalt, welche der Staat über dieselben sich anmaßte, viele getödtet, zahllose geknickt, keines zu einem lebensfrischen Aufschwung gebracht hat?

Der Socialismus, die konsequente Fortsetzung unserer vom Christenthum abgeirrten, staatlichen Zustände, gibt sich zwar den Anschein, als wolle er das morsche Staatsgebäude auf christlichem Liebesboden wieder neu aufführen. Was würde aber da erfolgen, wo er nur theilweis zur Ausführung käme? Wir haben ja Experimente vor uns; wir wollen nur eines erwähnen. Die Radikalen in Bern gingen vor ihrem Sturze damit um, alle Armengüter der Corporationen und Gemeinden zu Staatsgut zu erklären und dafür die Armenlast allein dem Staate aufzuladen. Wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen, so würde in der schlüpfrigen Hand dieser Social-Radikalen das Armengut des ganzen Landes so schnell zu Wasser geronnen seyn, als dieses mit dem für den kleinen Staat großartigen Staatsvermögen geschehen war, und die Unterstützung der Armen durch den Staat gar bald in einem mit Hinweis auf den leeren Staatsbeutel begleiteten, höhnischen „Helf dir Gott“ bestanden haben. So würde und wird es überall kommen, wo der Socialismus zur Wirklichkeit wird; er vermag keine Werke christlicher Wohlthätigkeit zu schaffen, weil das Wesen des Christenthums, christliche Liebe, ihm mangelt; er kann nur verzehren, was in seinem Bereiche als Denkmal einst vorhandener christlicher Tugenden noch existirt.

Der Socialismus geht von der irrigen Ansicht aus, die leider so viele theilen, die ihn bekämpfen, daß die Armuth nur ein zufälliges, gesellschaftliches Uebel sei; er will sie wegräumen durch gesellschaftliche Reformen; aber jeder Schritt, den er thut, wird nur eine Vermehrung derselben zur Folge haben. — Nur auf christlichem Boden läßt sich das Uebel erkennen, nur da heilen. — Der Staat aber, der vom Boden des Glaubens abgelöst ist, wird zuerst gleichgültig gegen das Christenthum und seine Werke; nachher im natürlichen Prozesse alles Bösen, ihr Feind.

So kam die zweite, wo möglich noch verderblichere Folge zum Vorschein. Der Staat wurde nicht nur selbst unfähig

zur Ausübung der Werke christlicher Liebe, sondern wirkte auch durch sein Beispiel, seine unchristliche Haltung nachtheilig ein auf den in den Gemeinden, Familien und den Einzelnen noch vorhandenen Sinn für die Tugenden der christlichen Liebe, er trat sogar direct feindlich und zerstörend gegen dieselben auf.

Familie und Gemeinde sind die zwei Hauptglieder im Organismus des Staats.

Eine christliche Familie ist nicht denkbar, ohne daß nicht in derselben Einer für Alle und Alle für Einen arbeiten, ohne daß nicht die Leiden und Freuden des Einzelnen schmerzlich oder froh Alle berühren. Armuth und Hunger der einen Glieder, während in Reichthum und Ueberfluß die Anderen schwelgen, ist in einer solchen Familie gar nicht denkbar. Es dehnt sich auch der christliche Familienverband nicht bloß auf Descendenten, Ascendenten und auf nahe Seitenverwandte aus, sondern zur christlichen Familie gehören alle Hausgenossen, die Familienhäupter, Kinder, Verwandten, Dienstboten und Gesellen. So finden wir die christliche Familie in den ersten Zeiten des Christenthums, wo dieselbe vor dem Feindesauge des sie verfolgenden heidnischen Staates sich verbergen mußte; so finden wir sie zur besseren Zeit des Mittelalters, wo der christliche Staat auf ihr, als seiner breiten Grundlage, ruhte, und der Typus, der in der Familie herschte, im ganzen Staate sich abspiegelte. — Das christliche Familienleben im eigentlichen engeren Sinne hatte aber im Mittelalter nicht bloß eine viel breitere Grundlage, als in der Gegenwart, sondern es wandelte auch hinüber in ein Unzahl von religiösen Corporationen, Bruderschaften, von gewerblichen Corporationen — Zünften. — Alle diese waren nichts als erweiterte Familien immer mit religiöser Grundlage, sei es, daß ein religiöser oder ein irdischer Zweck von ihnen verfolgt wurde, alle waren gebaut auf das Princip christlicher Liebe, gegenseitiger Hilfe und Unterstützung. — Sogar die Gemeinden selbst waren nichts anderes, als erweiterte Fami-

lien, wo alle Glieder, ohne daß eine Staatsbehörde es durch Gesetze ihnen befahl, einzig nur in Befolgung der Vorschriften des Christenthums, die Verpflichtung gegenseitiger Hilfe und Unterstützung im Falle der Noth und Verarmung anerkannten; die Pflicht zur Armenerhaltung und Unterstützung war eine Sache, die sich in der christlichen Gemeinde von selbst verstand. Die Zünfte hatten überall ihre Armenstiftungen und Armenfonds, die Gemeinden ihre Armengüter. Sie besaßen solche namentlich in den der Gemeinde angehörigen Allmenden, und dann in besondern Liegenschaften und Fonds, welche von der Gemeinde oder einzelnen Wohlthätern zu diesem Zwecke bestimmt worden waren und auch verwendet wurden.

Es liegt auf der Hand, daß in einer auf diese Art christlich geordneten Gesellschaft die Erscheinung, die heute die Welt erschreckt, nur in einem untergeordneten Verhältnisse sich zeigen konnte; eine Verarmung der Mitglieder der Zünfte oder einer Gemeinde im Sinne der heutigen Zeit, wo die Armuth oft an den Hungertod reicht, war nicht möglich. Namentlich waren die Städte, heute der Sitz des Uebels, damals reich an Corporationsgeist, und besaßen beinahe unversiegbar scheinende Quellen zur Linderung der Noth.

Dieser Damm nun gegen die Armennoth, der einzige, der auf christlichem Boden und ohne Rückkehr zur Sclaverei des Alterthums, den verheerenden Einbruch derselben zu verhindern vermag, ist schon lange durchbrochen worden. Der aus den Armen des Christenthums entlaufene Staat hat ihn durchbrochen.

Auf der Grundlage der christlichen Familie und Gemeinde gedieh der christliche Staat zu seiner Blüthe, der Bildungsprozeß ging von Unten nach Oben. Der Auflösungsprozeß nahm einen entgegengesetzten Gang von Oben nach Unten, von dem Haupte, den Trägern der Staatsgewalten, zu den einzelnen Gliedern des Staats.

XII.

Das Christenthum und Bruno Bauer.

Wer kennt nicht die Namen von Hegel, Strauß, Feuerbach, die dem uralten Christenthum seine wahre Stellung in der Wissenschaft, im Leben und in der Geschichte angewiesen und eine neue Entwicklungsphase der kultivirten Völker angebahnt, theils begonnen und proklamirt haben? Wer wird es aber auch vergessen, diesen Bannerträgern der neuen Geistesphilosophie den ganz von Vorurtheilen entblößten Bruno Bauer an die Seite zu stellen, diesen berühmten Evangelienkritiker, den gigantischen Himmelsstürmer, der vor zehn Jahren ein gewaltiges Aufsehen in ganz Deutschland erregte, weil er ein neues Licht angezündet für die undankbare Welt der Theologen, diese „verkommenste Corporation?" Dieser Mann, dem seine engherzigen und befangenen Gegner gerade das zum Vorwurf machten, was das größte Lob für ihn seyn sollte — seine Consequenz, er hat lange geschwiegen, aber jetzt von Neuem sich an die große Aufgabe gemacht, die er damals sich vorgesteckt. Seine neue angekündigte „Kritik der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs" (Berlin, bei Gustav Hempel 1851), von der bereits mehrere Lieferungen erschienen sind, soll das große Problem lösen,

das bis jetzt noch keiner glücklich entwirrt hat. Gewiß hat der scharfsinnige Bruno jetzt seinen Standpunkt geändert, nachdem auf der einmal betretenen Bahn so zahllose Hypothesen auftauchten, wovon die eine die andere verdrängte, todtschlug und begrub, so daß das Reich des Erfindbaren beinahe gänzlich erschöpft schien? Mit Nichten, der konsequente Mann blieb sich auch hier konsequent; was er vor zehn Jahren für den Anfang der Lösung hielt, für den Schlüssel zum Urchristenthum und Urevangelium, das hält er noch jetzt dafür, wie er selbst in seinem „Vorwort" mit donnernder Rede es ausspricht. Alle die Hypothesen, die jetzt ihren Kreislauf vollendet, haben nur dazu gedient, und zwar gerade durch ihren Sturz, „die richtige Stellung der Frage herbeizuführen"; man wußte früher nicht, wornach man eigentlich suchte; der Kritiker weiß es; darum geht er frisch an das Werk. Was Baur und Zeller in ihren „theologischen Jahrbüchern" mit allem Scharfsinn und mit der mühseligsten Detailforschung von dem Urchristenthum aus den trüben Quellen der kanonischen Literatur zu Tage gefördert, das ist nur ein Bettel, ein leeres Gerede, ein Stückwerk gegen die großartige Consequenz des antichristlichen Kritikers, des Todfeindes der theologischen Halbheit. Die Kritik des Christenthums führt zu dessen Vernichtung, diesen Siegespäan stimmt der Kritiker an in seinem antichristlichen Programm; das Christenthum muß fallen und es ist gefallen! Das ist der Triumph des freien, Alles durchdringenden Geistes. Mit unbesiegbarer Dialektik war es ja dargethan: der Protestantismus hat das frühere Christenthum gestürzt; die moderne Wissenschaft aber den Protestantismus; also ist das ganze Christenthum völlig ruinirt und antiquirt. Dagegen sagten nun vor Allem die Katholiken, es sei ganz wahr, daß der Protestantismus, so viel an ihm war und principiell das Christenthum untergraben, aber vernichten konnte er es nicht; der jetzige Zerstörungskampf vertilge das, was die protestantische Auffassung noch Christenthum nannte, als eine

Halbheit eben auf dem Boden des Protestantismus, ohne daß dem älteren, kirchlichen Standpunkt dadurch ein Eintrag geschehe, der eben durch sein positiv-stabiles Element jeder solchen anatomischen Operation widerstehe und feste Wurzeln habe in einer unfehlbaren Autorität. Und die Protestanten replicirten, es lebe ja noch das Christenthum, wie der Augenschein lehre, die stolzen Kritiker triumphirten zu frühe; da es immer noch ihrer Wuth trotze, zeige sich seine Unverwüstlichkeit. Ha! lachte Bruno Bauer laut auf — ihr Thoren! Begnügt ihr euch damit? Heidenthum und Judenthum waren eben so, wie das Christenthum, Entwicklungsphasen der Menschheit; sie sind geistig untergegangen, und dauern materiell noch fort. Doch hören wir ihn selbst; in seiner Vorrede, in diesem stolzen Manifest voll Blasphemien und voll infernalen Ingrimms spricht er sich also aus:

„Die religiösen Neuerer zogen vom Himmel das Feuer herab, mit dem sie die Ungläubigen, die sie weder gewinnen, noch widerlegen konnten, zu vernichten drohten. Aber es nie vermochten. Jehova, der alle Götter der Erde widerlegen wollte, hat sich ruhig darein ergeben müssen, daß Zeus mit seiner olympischen Tafelrunde die Gesetze der idealen Schönheit aufrecht erhält und der capitolinische Gott heute noch durch seine Sprüche die Rechtsstreitigkeiten der civilisirten Welt entscheidet. Zeus und Jupiter haben seine schrecklichen Drohungen überlebt; er hat nicht einmal den niedrigsten Fetisch widerlegen können, wenn die Widerlegung nur in der völligen Vernichtung besteht. Vergebens haben auch die Schöpfer der christlichen Gemeinde die ungeheure Schaar der Sünder zusammengebracht, um mit ihrer Hülfe das Privilegium des Judenthums zu stürzen, und die Härte des gesetzlichen Gottes zu brechen; — es war vergeblich, daß die kühnen Neuerer das Vorrecht des Judenthums profanirten und den Völkern preisgaben; — vergeblich der Urtheilsspruch der Verwerfung und Vernichtung, den sie über das privilegirte Volk

Jehova's aussprachen — das Judenthum besteht doch noch nachdem es dem Christenthum auf allen seinen Eroberungszügen gefolgt ist, um es an seine Schwäche zu mahnen und an die Maßlosigkeit seiner Drohungen zu erinnern. Die Tochter, die das Kind des Himmels seyn wollte, hat die Flüche und Schmähungen ihrer leiblichen Mutter nicht ersticken können. Die Welt ist groß und hat auch für die Vergangenheit noch Raum genug, wenn sie bereits den neuen Vorrechten als Schauplatz dient. Die alten Vorrechte finden immer noch eine Stätte, auf der sie neben den neuen Privilegien ihre Existenz behaupten. Wohl aber werden die Späteren den Früheren, die sie vergeblich mit der völligen Vernichtung bedrohten, immer ihre Zeugungskraft rauben. Die Welt gibt dem Alten Raum zur Existenz, die Neuerer aber nehmen die Kraft des Fortschritts und die geschichtliche Gestaltung für sich allein in Anspruch und werden dieselbe, wenn der Kampf um dieß Vorrecht auch Jahrhunderte dauert, am Ende sich ausschließlich aneignen. Ihr Auftreten ist das gewisse Zeichen, daß das Alte sich erschöpft — gerade in der Hervorbringung des Neuen seine Kräfte erschöpft hat. — Zeus wird keine Ideale mehr zeugen — das Gesetzbuch des capitolinischen Gottes ist geschlossen — die Synagoge hat neben der Kirche Nichts mehr entdecken und gestalten können, was für die Welt von Werth gewesen wäre. So wird auch das Christenthum bleiben und niemals widerlegt, niemals zum Geständniß gebracht werden, daß es widerlegt sei, und die Freude desselben Triumphes genießen, den das Judenthum und der niedrigste Fetischdienst über seine Ansprüche auf Alleinherrschaft davontrugen. Es wird unbesieglich und unwiderleglich dastehen. Seine Existenz wird keine Gefahr leiden, wenn es auch erkannt und sein Ursprung erforscht ist. Es wird ihm nie an Bekennern fehlen, die Nichts davon ahnen, daß ihr Lebensgrund nur Eine jener Schichten war, auf denen der immer höher steigende Boden der Geschichte ruht, nie an Lehrern, die durch ihre Unklarheit und durch die

Unbestimmtheit ihres Geistes dazu geschaffen sind, der verwirrten und abgeschwächten Ueberlieferung einer Macht, die durch die Klarheit und Schärfe ihrer innern Gegensätze die Welt sich unterworfen hatte, als Träger zu dienen. Um so sicherer wird es bestehen, da die Zerflossenheit des Bewußtseyns, in welcher sich seine strengen Gegensätze verloren haben, die Apathie, die aus den erfolglosen Kämpfen der letzten Jahre nur die Lehre von dem Vortheil der Passivität gezogen hat, die Gleichgültigkeit gegen das Detail und die Verehrung der Phrase ihm als Wall und Schutzwehr dienen. Es kann nicht mehr kämpfen — aber es braucht auch nicht mehr zu kämpfen, da die Abgestumpftheit der Gegensätze, die es als sicherer Schirm umgibt, alle Angriffe — wenn die Ergebnisse der Forschung als Angriffe bezeichnet werden könnten — zurückweist."

Wahrlich ein erhabener Geschichtspragmatismus, werth des Jahrhunderts, das ihn geboren hat! Wahrlich eine seltene Großmuth, die Kirche bestehen zu lassen, und sich nur damit zu begnügen, ihr die rechtliche Grundlage ihrer Existenz und „das Detail ihres Besitzes" zu entziehen, ihre heiligen Bücher ihr materiell zu lassen, wie dem unvernünftigen Kinde sein Spielwerk, aber sie völlig ihres Charakters zu entkleiden mittelst reiner Forschung! Das Bewußtseyn der Kirchlichen ist so verwirrt, daß sie nicht einmal die Unterschiede und die grellen Widersprüche ihrer Evangelien, zumal des vierten, zu sehen vermögen, daß sie nicht erkennen, wie die Apostelgeschichte nichts ist, als das Werk jener Contre-Revolution, welche die paulinische Revolution abstumpfte, und daß überhaupt der Canon des neuen Testamentes nichts ist, als eine Masse von Documenten der verschiedenen kirchlichen Parteiungen und Revolutionen. Und gerade in diesen bestand noch der relative Werth jener ersten Epoche des Christenthums. Die reich sprudelnde Productivität der ersten Christen und die Macht der scharf geschiedenen Gegensätze war

es, durch die jenes einst so mächtig in das Leben eingegriffen hat, und durch die es die geistige Hegemonie unter den Völkern erlangt; jetzt ist seine Zeit vorüber; seine Kräfte sind erschlafft; es kann keine neue Häresie mehr produciren, da diese bereits sämmtlich erschöpft sind; es bleibt nur seine völlige Verläugnung in der Theorie und der Antichrist in der Praxis. Darum muß es dem jungen Geiste weichen, der das ewige Evangelium bildet, das einst im Mittelalter einige Hellseher geahnet; physisch kann und darf es noch existiren; es haben ja auch Mumien noch ihren Werth. Es war einst so schön und erhaben in seiner Blüthezeit, wie Judaismus und Paganismus in der ihrigen, und es ist auch jetzt noch in eben demselben Sinne indefectibel, in dem es jene sind, ganz wie sie eine Entwicklungsepoche in der Geschichte bildend, deren Trümmer auf Jahrtausende hinaus sich zu erhalten noch fähig sind. Trotz dieses materiellen Fortbestandes wird also die Auflösung der christlichen Welt ihren Gang gehen; „wir aber“, heißt es, „wir werden uns in ihr orientiren und mitten im allgemeinen Verfall uns selbst behaupten, indem wir ihr Vorbild, die Auflösung des morgenländischen und klassischen Alterthums und das Christenthum selbst als diese Auflösung kennen lernen.“ Die Forschung, diese Siegerin über das Alterthum, erwartet von der Zukunft ihr Terrain, auf dem es sich zu kämpfen verlohnt; große Umwälzungen stehen der erschlafften Welt bevor, an die der vollendete Sieg des neuen Geistes sich anknüpft.

Wenn wir nun dieses Gewebe von Verzerrungen, Vermengungen und Lästerungen betrachten, die Manchem Staunen erregen dürften, so können wir darüber uns durchaus nicht wundern. Denn ewig bleibt es wahr: Wo einmal der Geist der Verneinung Platz gegriffen, da geht es fort bis in's kleinste Detail; vor sich und hinter sich hat er das reine Nichts, und lieber als in das partielle Nichts, das er verlassen, zurückzukehren, will er vorwärts gehen bis zum vollen

Nichts, das er erstrebt. Der Prozeß der Häresien mußte diesen Ausgang nehmen; denn wo Willkür das Eine zerstört, das Andere an seinem Orte gelassen, kann auch das Zurückgebliebene nicht lange mehr feststehen. Das ist das Schicksal der protestantischen Theologie; so wird sie mißhandelt von Söhnen, die sie groß gezogen; so wird sie, die bereits vielfach gespaltene, immer mehr zersplittert und in den Wind verweht. So entsteht rechts und links Verwirrung, die das Centrum, der allerkläglichste Theil, nur noch vermehren muß; denn will es mit den Altgläubigen nicht durchaus gemeine Sache machen, um den Vorwurf des Obscurantismus zu vermeiden, so schaudert ihm aber auch vor den allzukühnen Behauptungen, die von der äußersten Linken her ertönen. Die Revolution droht ihm immer mehr; es wird zu der harten Wahl endlich genöthigt, vor der es sich sträubt, so lange es noch angeht, zwischen Unchristenthum und — Ultramontanismus. Noch suchen sie sich vor der Detailforschung möglichst zu retten und ziehen sich hinter die Schanze allgemeiner Schlagwörter zurück, wobei sie selbst den Succurs derjenigen nicht verschmähen, die ohne detaillirte Geschichtsdarstellung und ohne spezielle Begründung der nackten Philosophie des Unglaubens zugeschworen, und als erklärte Freunde der Revolution aufgetreten sind. Charakteristisch ist folgende Stelle, die den klaren Zusammenhang bezeichnet, in dem der politische Umsturz zu dem religiösen Nihilismus steht.

„In der Sandwüste ihrer Unklarheit und Zerflossenheit werden die Träger des kirchlichen Bewußtseyns unbesieglich und unwiederleglich jedem Fortschritt der Cultur widerstehen, und wenn sie gegen die Forschung eines Bundesgenossen bedürften, so ist er ihnen in jenen gewaltigen Geistern gewiß, die in ihrem Unglauben so sicher sind, daß sie den Kampf unnöthig, das Detail des Beweises einen Ueberfluß, die Ausführung eine unnütze Last nennen. Allerdings benutzt die Kirche diese Bundesgenossen, aber sie schlägt sie zuletzt, wenn

sie ihre Hülfe benützt hat, unfehlbar auf das Haupt. So brach sich der letzte europäische Völkeraufstand zuerst am Bollwerke der Staatskirche Englands (?), auf dem Festlande mußten sich die Reformbestrebungen der Hauptstädte der kirchlichen Gewohnheit des platten Landes gefangen geben, die bescheidenen Grundrechte des deutschen Parlaments konnten den Uebergang vom Papier in's Leben nicht finden, weil sie sich im Labyrinth der kirchlichen Ruinen, die die bürgerliche Aufklärung gegen den ernstlichen Angriff vertheidigt, verloren, und jetzt gibt die Kirche die Zügel der Regierung denjenigen in die Hand, von denen sie erwarten kann, daß sie die Völker für den oberflächlichen Aufstand gegen ihr uraltes Privilegium bestrafen werden."

Diese eklatante Probe der Auffassung neuerer Verhältnisse, so verworren sie auch in einigen Punkten ist, zeigt zur Genüge überall denselben Geist des gewaltigen Bruno. Widerlegt kann die Kirche nicht werden, weil sie nie eingesteht, daß sie widerlegt ist. Eben so haben Andere Bauer's frühere Schriften „ohne Erfolg zu widerlegen versucht"; daher ist er in die Nothwendigkeit versetzt, jetzt selbst seine früheren Arbeiten zu widerlegen. Das ist freilich die einzig giltige Widerlegung. Wir wollen es nicht versuchen, diese Selbstwiderlegung zu widerlegen; dafür gibt es noch in unserem glücklichen Deutschland Leute genug, und zuletzt widerlegt Bauer sich doch wieder selbst allein. Statt dessen wollen wir an das Gesagte einige Bemerkungen anknüpfen, die zunächst auf den Entwicklungsprozeß des protestantischen Bibelglaubens und die Stellung der wahren Kirche Christi sich beziehen.

Die Reformatoren nahmen die heilige Schrift mit aus der Kirche, und legten ihr nicht nur dasselbe Ansehen, wie die Katholiken bei, sondern machten sie, darüber hinausgehend, noch zur alleinigen Glaubensquelle und Glaubensrichterin. Mit Recht hielten ihnen nun die Katholiken vor:

Ohne Autorität der Kirche wisset ihr nicht, welches Buch inspirirt und kanonisch ist; ihr habt also außer der Kirche keine Gewißheit, ob die Bibel wirklich Gottes Wort ist. Diese Inconsequenz sehen auch neuere protestantische Kritiker sehr klar ein; so namentlich Schwegler aus der Neutübinger Schule, welcher in seinem „nachapostolischen Zeitalter" (Tübingen 1846. I. S. 3) erklärt: „Es ist einzig die katholische Tradition, durch welche das neue Testament selbst beglaubigt wird; denn daß jene Schriften, in welchen der Protestantismus seine normativen Glaubensurkunden erkennt, wirklich apostolischen Ursprungs seien, sagt uns nur jene kirchliche Tradition, deren Giltigkeit und zulängliche Beweiskraft die Reformation eben bestreitet. Es ist somit, geschichtlich betrachtet, ein ungerechtfertigter Machtspruch, wenn der Protestantismus unter Verwerfung der katholischen Tradition, d. h. mit Abbrechung der geschichtlichen Mittelglieder, die Bibel zu seiner Glaubensnorm ernannt hat." Aber das sahen damals die hitzigen Bibeltheologen noch nicht ein; sondern höhnisch lächelnd entgegneten die Altmeister der kirchlichen Reform: das wissen wir doch genau, ohne daß wir die Ammenmährchen der abgelebten Frau Base hören müßten. Aber woher? Je nun, zunächst aus dem Zeugnisse der alten Schriftsteller. Allein da traten Andere mit ihrem Veto auf: das ist unprotestantisch; so etwas können wir nicht sagen, ohne die papistische Tradition wieder aufzunehmen. Nein, sagten Andere, wir nehmen diese Väter bloß als menschliche Zeugen an, die der historischen Kritik unterliegen, und selbst das kritische Urtheil ihrer Zeit repräsentiren. Aber, entgegneten Andere, die Kirchenlehrer haben in vielen kritischen Fragen nachweisbar geirrt; wer gibt uns Gewißheit, daß sie hier nicht irren? und das um so mehr, da nicht Alle die nämlichen Bücher in ihrem Canon aufführen? „Zwar hat" — so fährt Schwegler (a. a. O.) fort — „der ursprüngliche Protestantismus diesen Schritt gethan im unbefangenen Vertrauen, daß sich der apostolische Ursprung dieser Schriften,

und somit ihr normativer Charakter auf dem Wege einer voraussetzungslosen historischen Kritik werde vollständig erhärten lassen; allein diese Annahme ist nicht nur inzwischen durch die fortgesetzten Untersuchungen sehr unsicher und bedenklich geworden, sondern sie entbehrt auch in sofern eines festen Haltes, als den Ergebnissen historisch-kritischer Forschung im besten Falle nur relative Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit, nie aber absolute Wahrheit zukommt." Abgesehen davon ist aber selbst mit Feststellung der Authentie noch wenig gewonnen; denn waren die Verfasser derselben, die Apostel, nicht unfehlbar, nicht vom heil. Geiste inspirirt, so können deren Schriften auch nicht als unfehlbare Glaubensnorm gelten; die Theopneustie ist aber auch nicht erwiesen, und ohne das Zeugniß der Kirche nicht gewiß. Luther hielt den Brief Jakobi nicht für inspirirt, und doch nahmen ihn seine Nachfolger in den Canon auf. Indessen auch eine andere Antwort hatten die „Evangelischen" bereit: Wir wissen die Göttlichkeit der Schrift aus dem inneren Gefühl, aus dem Zeugniß, das die heiligen Bücher in sich tragen, aus der Einsprache des heil. Geistes, aus dem richtigen Takt und Geschmack, den er uns verleiht. Das war gut, wenn auch nur ein sehr subjectiver Beweis. Alsbald aber traten Leute auf, die nichts verspürten von diesem inneren Gefühl, nichts von dieser Selbstbezeugung der Bibel, nichts von dieser Suggestion des heiligen Geistes; ja ihr Geschmack und ihr Takt sagte ihnen von manchem Buche, das bisher als canonisch gegolten, gerade das Gegentheil. Die Kritik aus inneren Gründen trat auf, deren Vertreter überall Schlimmes riechen, überall Suppositionen wittern, überall befürchten, es möchten bei der Trennung der Protestanten von der alten Kirche noch nicht alle papistischen Elemente hinlänglich ausgeschieden worden seyn, wie denn der mehrmal angeführte Neutübinger die ganze bisherige Auffassung des Urchristenthums bei den Protestanten für „inconsequenterweise noch wesentlich katholisch" hält.

Da nun die Reformation ihrer Natur nach doch nicht als etwas streng in sich Abgeschlossenes erscheinen wollte und konnte, und ihrem Formalprincip der freien Forschung gemäß noch weiterer Ausbildung und Entwicklung sowohl fähig als bedürftig ist: so glauben sie sich eben vermöge individueller Anschauung, und vermöge eines inneren Zeugnisses berufen und berechtigt, die letzte Hand an das Werk zu legen, und das volle, geläuterte Urchristenthum und dessen allein ächte Urkunden erst durch geschichtliche Forschung an den Tag zu fördern. Da sie nun diese Documente und die ganze Geschichte ihrer Zeit im Spiegel ihres eigenen Inneren und ihrer eigenen religiösen Genossenschaft anschauen, so erblicken sie darin nichts als Parteiungen und Gegensätze, wie sie bei ihnen gang und gebe sind, und die Prüfung der einzelnen Bücher, vom Zweifel ausgehend, führt, wie natürlich, zum Zweifel. Erst wurden einzelne canonische Schriften beanstandet, dann offen angefochten, endlich ausgemerzt. Der Tübinger Baur mit Consorten hat die Unächtheit der Apostelgeschichte, des Johannisevangelium, der Pastoralbriefe erwiesen; sein Gefährte Schwegler ließ nur die Apokalypse und die vier Sendschreiben an die Römer, Corinther und Galater im Canon stehen. Einige Bücher mußte man ja doch als ächt annehmen; sonst hatte man keine Grundlage, die Urgeschichte des Christenthums zu construiren; es blieben ja die größeren Briefe des Paulus im Canon, aus denen man immer noch genug christlichen Geist herauszustudiren im Stande war; und war auch das Ur-Evangelium verloren gegangen, so boten Markus und Matthäus dafür einigen Ersatz, weil sie aus diesem entstanden sind. Dabei wollte man stehen bleiben und der Forschung Halt gebieten. Aber diese läßt sich nichts vorschreiben. Jetzt kommt der böse Bruno Bauer, und stellt die Frage, „die endlich gestellt werden muß, die Frage: ob Paulus wirklich der Verfasser jener Briefe seyn kann, welche die bisherige theologische Kritik für unangreifbar und unverletzlich hielt." Und das ist eine fatale Frage:

denn mit denselben Gründen, mit denen Baur, Schwegler und Zeller den Epheserbrief, den an Titus u. s. f. für apogryph erklären, läßt sich dieses Prädicat den vier „ächten" Briefen vindiciren. Vergebens berufen die Neutübinger sich auf „ächt-paulinische Originalität" in den vier umfangreichen Briefen; Bruno Bauer kann sie nicht finden, findet aber, daß sich sein Collega, F. Chr. Baur, in einem allerliebsten Zirkel bewegt. Er findet aber noch mehr, nämlich daß die zwei Korintherbriefe und der Römerbrief erst im zweiten Jahrhundert entstanden sind, und daß der Galaterbrief nur eine Compilation aus diesen drei Sendschreiben ist. Damit fallen Baur's und Schwegler's Hypothesen. Was bleibt nun übrig, nachdem auch die Evangelien unächt sind? — Nichts als die tabula rasa, das große Losungswort unserer Zeit. — Und siehe da! die katholische Kirche hält heute gerade so, wie vor dreihundert Jahren und vor mehr als tausend, die ganze heilige Schrift noch in gleichen Ehren, während die Nachkömmlinge jener Reformatoren, die ihr die Hintansetzung und Mißachtung des Wortes Gottes zum steten Vorwurf machten, dasselbe zerreißen und zertheilen, zersplittern und zerzausen, bis kaum ein winziger Bruchtheil mehr übrig bleibt. So rächt die Geschichte jede Lüge; so wird die Verläumdung belohnt. Und nachdem jeder Christ aus der Bibel seinen Glauben sich herauszukonstruiren angewiesen worden war, haben seit mehr als dreihundert Jahren die gelehrtesten Exegeten nicht einmal den Sinn eines einzigen Bibelverses über jeden Zweifel sicher und erhaben stellen können, während die katholische Kirche eine sichere und beruhigende Auslegung aus ihrem stets frischen Lebensborne immerfort darzubieten im Stande ist. So entscheidet der ganze Verlauf des Prozesses zu ihren Gunsten die große Frage, wo wahres Christenthum, wo die wahre Heilsanstalt Christi zu finden ist; und der Wahnsinn der jetzigen Bibelstürmer trägt nur bei zur völligen Entscheidung des Problems, zum allseitigen Triumph der Einen Kirche. Von katholischer Seite war das längst vor-

ausgesagt; buchstäblich geht es in Erfüllung, und zwar mit immer sich steigernder Bestimmtheit, Klarheit und Entschiedenheit.

Denken wir uns auf irgend einem Punkte der Erde einen die Wahrheit und Gerechtigkeit liebenden Mann, der unruhig ist im Heimathlande, weil es dort seinen geistigen Bedürfnissen nicht genügt, und dessen Zustand ein wahrhaft trauriger ist. Er hört nun von einem großen Fürsten und Gesetzgeber, dessen ein fernes Land sich rühmt. Dieser hat einer Stadt selbst Gesetze gegeben, sie in eigener Person verkündigt, nachher aber dieselben aufzeichnen lassen.

Man erzählt Vieles von der hohen Weisheit dieser Gesetze und von dem Glücke des Volkes, das nach ihnen lebt, so daß unser Mißvergnügter sich entschließt, diese Stadt aufzusuchen, und Falls das Gehörte sich bewahrheite, Bürger in ihr zu werden und dort seine Tage in Ruhe zu beschließen. Auf der Reise schon bringt er in Erfahrung, daß zwei Städte des Ursprungs von jenem großen Fürsten sich rühmen, und von ihm alle ihre Gesetze und Einrichtungen herleiten, obschon sie in vielen Punkten sehr verschieden sind. Um hier sicher zu gehen, will er beide besuchen, und vor seiner Entscheidung sich über beide gehörig orientiren. Er kommt in die erste der ihm namhaft gemachten Städte, und fragt sogleich nach dem Codex ihrer Gesetze. Man verweiset ihn an die Obrigkeit, welcher der Gesetzgeber die Aufbewahrung, Auslegung und Ausführung desselben anvertraut habe. Der Magistrat nimmt ihn ernst, aber freundlich auf, gibt ihm einige Belehrung über die wichtigsten Vorschriften, und überreicht ihm dann das Gesetzbuch selbst. Er nimmt es dankbar an und findet darin, wie der Gesetzgeber selbst zur Lösung aller Zweifel und Bedenken an die von ihm eingesetzten Obrigkeiten verweist. Zu gleicher Zeit sieht er, wie Ruhe und Eintracht unter den Bürgern herrscht, wie wohlgeordnet ihre Einrichtungen, wie blühend alle ihre Anstalten sind. Er

erkennt sehr gut, daß die Stadt ihre hohe Blüthe dem treuen Festhalten an dem Willen ihres Gründers und dem aufrichtigen Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten verdankt. Der Eindruck der Stadt ist durchaus befriedigend. Aber noch hat er auch die andere Stadt zu prüfen, die Nebenbuhlerin der ersten; er will dem Urtheil nicht vorgreifen; vielleicht findet sich in ihr der Geist des Gesetzgebers noch reiner und besser ausgeprägt. Er überzeugt sich hier genau von der Identität des Gesetzbuches; nur ist es hier nicht mit der Beglaubigung der Obrigkeit und deren Siegel versehen; ja er findet hier gar keine Obrigkeiten; Alle stehen sich gleich. Nur einzelne Personen halten Vorträge über das Gesetz und üben die nöthigen Gemeindeämter aus nach dem Belieben und zur Bequemlichkeit des Volkes. Als ihn das befrembete, ward ihm bedeutet, der Souverain wolle alleiniger Herrscher für immer bleiben; er habe darum keine Behörden eingesetzt, sondern nur sein Gesetzbuch hinterlassen, aus dem sich für Alle Alles ergebe, was zu wissen nöthig sei; er möge nur die Gesetze fleißig studiren. Er schlägt nun sogleich den Codex auf, die Bedingungen zur Erlangung des Bürgerrechts zu erfahren; er sucht in dem ersten und zweiten Theil des Gesetzes; da sagt ihm ein Einwohner, diese zwei Theile seien wahrscheinlich unächt; er wendet sich zu anderen Theilen, und Andere erklären wiederum diese für zweifelhaft. Bald findet er, daß fast Jeder nur einen Theil des alten Codex gelten läßt, und daß selbst von diesen der Eine Dieses, der Andere Jenes herausnimmt, Dieser so, Jener anders erklärt, und so in der Stadt eine unbeschreibliche Verwirrung herrscht. Alle preisen das hohe Glück ihrer Stadt und schmähen die Nebenbuhlerin, aber unter sich selbst sind sie getheilt. Der Fremde möchte nun gern unter den weisen Gesetzen des berühmten Fürsten leben; und hier erfährt er nicht einmal mit Gewißheit, was eigentlich dessen Gesetz ist. Er weiß Anfangs nicht, was er beginnen soll; doch bald ist seine Wahl entschieden. Welcher von den beiden Städten muß er nun den Vorzug

geben? Einfach wie die Frage, ist die Antwort. Ohne Zweifel der ersteren.

In der That es wäre eine jammervolle Sache um den christlichen Glauben, sollte er erst durch gelehrte kritische Forschungen an das Licht gebracht werden. Hat Gott dem Menschen eine Offenbarung gegeben, so ist sie sicher für Alle bestimmt, darum Allen zugänglich und Allen erkennbar an deutlichen, scharf ausgeprägten Merkmalen, die Jeden befriedigen und beruhigen können, den Niederen wie den Hohen, den Ungelehrten wie den Gelehrten. Und darin liegt auch eine wichtige Bewährung der katholischen Lehre, als der vollen christlichen Wahrheit für Menschen aller Klassen und Stände. Sie, für die das Leben und die Geschichte so laut zeugen, sie, deren urkräftiges Wirken noch tagtäglich erprobt werden kann, sie hat nichts von einer Kritik zu fürchten, deren Ursprung von der Finsterniß sich ableitet, die sich selbst aufreibt in fortwährendem Kampfe, und endlich der Vernichtung anheimfällt, die sie selbsteigen zu ihrem Ausgangspunkte gewählt. Wenn der Geist der Negation die ersehnte „Revolution aller Revolutionen", das Meisterstück des fessellosen Geistes, heraufbeschworen: dann hört in der obsiegenden Barbarei auch die Kritik auf, und Bruno Bauer's gewaltige Herkulesthaten verlieren jeden Schatten von Unsterblichkeit, sein Andenken wird, wie das der „Schamanen" schwinden, vielleicht auch noch vor ihnen untergehen. Das Rasen und Toben der negativen Kritik, wie es sich in Bauer's „Vorwort" glänzend gezeigt hat, ist aber für das Christenthum, selbst menschlich betrachtet, ein günstiges und vielversprechendes Prognostikon. Mögen die Feinde bis zum Delirium kommen, das Gebäude Christi wird dasselbe seyn.

XIII.

Die freien Verfassungen der niederländischen Städte im Mittelalter, ihre Blüthe und ihr Verfall.

Wäre der neuerungssüchtige Sinn Joseph's II. für die Erfahrungen der Vergangenheit irgend zugänglich gewesen, so hätte er kaum ein Land finden können, das so lehrreich für ihn gewesen wäre, als das Gebiet, welches er 1781 flüchtigen Fußes durcheilte. Ueberall traten ihm hier Denkmäler alter Blüthe und Macht aus demselben Mittelalter entgegen, das ihm seine Lehrer als Nacht und Barbarei geschildert hatten: große, unsterbliche Werke, Zeugniß gebend nicht nur von der begeisterten Frömmigkeit der dahingegangenen Geschlechter, sondern auch von ihrer Weisheit in bürgerlichen Dingen, ihrem hochherzigen Gemeinsinne, ihrer stolzen Freiheitsliebe, ihrer ernsten Zucht und Sitte, ihrem unverdrossenen, nüchternen Fleiße, ihrer unbeugsamen Beharrlichkeit, ihrem feurigen Muthe, ihrer freigebigen Milde, ihrem hohen Kunstsinne, ihrer Macht und ihrem Reichthum. Der bloße Anblick des Landes schon mußte ihn als das schönste Denkmal menschlichen Strebens mit Staunen erfüllen: Seen, versumpfte Wildnisse und Moräste und Sandwüsten, steten Ueber-

schwemmungen ausgesetzt, haben sie dem Meere entrissen, in blühende Fluren umgeschaffen und mit reichen Städten und wohlhabenden Dörfern überdeckt.

Und hätte er ihre Jahrbücher eines forschenden Blickes gewürdigt: die Geschichte dieser einst so gewaltigen Städte, ihres Bürgerthums, ihres Adels, ihrer Prälaten, Grafen und Herzoge wäre ihm wohl auf keine seiner Fragen eine Antwort schuldig geblieben; und welch Unheil hätte er seinen Völkern, welchen Kummer sich selbst ersparen können, hätte er bei seinen zahllosen Reformen auf die Lehren und Warnungen geachtet, die ihm hier jeder Stein zurief!

Die Verfassungen dieser Städte und freien Landgemeinden sind, wie ihre herrlichen Kathedralen und ihre Rathhäuser, das Werk der vereinten Kräfte und der wechselnden Geschicke vieler Generationen und vieler Jahrhunderte. Und wie die alten herrlichen Dome, bei aller unendlichen Verschiedenheit in der Ausführung, doch der gleiche Geist im Großen und Ganzen durchdringt, so auch diese Verfassungen zur Zeit ihrer Blüthe; und mit den Bauwerken haben auch sie die gleiche Bahn der Entartung durchgemacht und sind darum eben so lehrreich für den Staatsmann, wie jene für den Baumeister.

Monarchie, Aristokratie, Demokratie, Ochlokratie, Anarchie, Tyrannis — Alles haben diese Städte und Länder, in reichster Lebensentfaltung, der Reihe nach erfahren. Ja fast jede einzelne der bedeutenderen Städte hat ihren vollständigen politischen Lehrcursus durch alle Metamorphosen staatlichen Lebens durchgemacht: sie hatte ihre Zeit der Blüthe, wo die drei Hauptelemente jeder Staatsverfassung: das monarchische, das aristokratische und das demokratische, verbunden durch den gleichen religiösen Glauben, und jedes an seiner Stelle und frei in seinem Kreise, sich in einträchtiger Harmonie, zum Wohl des Ganzen und des Einzelnen, gegenseitig im Gleichgewicht hielten; sie hatte wieder andere Zeiten, wo das eine oder das andere dieser Elemente sich

zum despotischen Unterdrücker aufwarf, oder wo alle drei in Uebermuth und Eigensucht, zum Verderben des Einzelnen und des Ganzen, gegen einander wütheten, und sich in verblendetem Hasse gegenseitig zu Grunde richteten. So suchten mitunter die Fürsten, durch übermäßige Begünstigung der Demokratie, den Adel zu demüthigen und seine Macht zu brechen, während hinwiederum das Patriciat nach dem Vortheil des Augenblickes bald auf Seiten des Fürsten, bald auf Seiten der Demokratie stand, und die Demagogen ihrer Seits die blinde Menge verleiteten, sie im Namen des Volkes auf den Thron unumschränkter Pöbelherrschaft zu erheben.

Was aber der durchgehende charakteristische Grundzug ihrer Geschichte ist: seit frühe hat in diesen Städten und Ländern die Freiheit der Gemeinde und der Corporationen geblüht, und durch das Mißgeschick der Zeiten eine unverwüstliche Lebenskraft bewährt, so daß selbst die gewaltigsten Machthaber sie geachtet und geschont. Denn sehr verschieden von der Grundrichtung unserer Zeit nach Auflösung und Spaltung, hat hier in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit Jahrhunderte hindurch der lebendigste Krystallisationstrieb mächtig gewaltet, der die zerstreuten Kräfte in autonomischen, festgegliederten Innungen zu gemeinsamer Thätigkeit verband, und so ihre Wirksamkeit steigerte.

Insbesondere ist es darum auch hier, wie in den italienischen Städten, namentlich Florenz, das demokratische Element, welches von seinem ersten Keime an, bis zur höchsten Blüthe, da es sich noch in den Schranken der Selbstbeherrschung und Mäßigung hielt, und von da wieder abwärts, bis zu seiner vollsten Entartung in einer zügellosen, anarchischen Pöbelherrschaft, alle Entwicklungsstufen durchmachte, so daß unsere Zeit in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher kaum eine neue Erscheinung darbietet, der nicht ein alter Vorgang aus längstentschwundenen Jahrhunderten zur Seite stünde. Hätte die josephinische Zeit dieß beachten wollen, die französische Revolution mit ihrer Lehre von allgemeiner

Gleichheit würde die überraschten Zeitgenossen nicht geblendet, noch ihr blutiger Ausgang in ihrer consequenten Entwicklung sie so schmerzlich enttäuscht haben.

Gleichsam vor unseren Augen arbeitet sich in den niederländischen Städten in steter Fortentwicklung, die dritte Klasse (te tiers état), d. h. das in Zünften eingetheilte Volk, oder die Gemeinen, wie es in England und in dem wälschen Brabant (le commun) hieß, aus seiner anfänglichen Dunkelheit und Unterordnung immer mächtiger und mächtiger empor. Von einer „misera contribuens plebs" ist hier schon seit den frühesten Zeiten keine Rede mehr. Gewährleistung der Religion und Sprache, Freiheit der Person, Sicherheit des Eigenthums, Selbstverwaltung des eigenen, inneren Haushaltes nach eigenen Gesetzen, und durch eigene Magistrate und Richter; Bewilligung der Steuern durch freie Zustimmung, die Befugniß für eigene Zwecke sich selbst zu besteuern, endlich das Recht, sich mit schützenden Mauern zu umgeben und in geordneter Bewaffnung sein Recht und seinen Frieden nach innen und außen zu wahren: das war das Ziel, nach welchem jede Stadt sowohl in ihrer Gesammtheit, wie jede Zunft und jede einzelne Corporation wieder in ihrer Besonderheit strebte.

Diesem alten Freiheitsgeiste gemäß zerfiel jede Zunft als Abbild des Ganzen wieder in drei Klassen: die Lehrjungen, die Gesellen und die Meister. Aus den letztern wurden der Zunftmeister, oder der Decan (doyen) der Zunft und die Zunftältesten, oder die Sachverständigen (prud' hommes) gewählt, welchen, als der Zunft-Magistratur, die Leitung der Zunft oblag. Sie hatten die Zucht und Ehre der Genossenschaft zu wahren; überwachten die Güte der Arbeit, und die Befolgung der Gesetze und Herkommen; vertraten die Interessen der Zunft bei gemeinsamen Berathungen mit andern Behörden und Corporationen, und gaben so den Tausenden arbeitender Arme, als ihre leitende Seele, eine gemeinsame Richtung. Jede Zunft hatte ihr eigenes

Zunfthaus, oder zum mindesten ihre Zunftstube, ihre eigene Lade mit ihren Urkunden und Kostbarkeiten, ihr eigenes Vermögen nebst dem Selbstbesteuerungsrecht für gemeinsame Zunftzwecke; sie hatte ihr gemeinsames Banner, unter dem sie sich bewaffnet versammelte und in's Feld rückte, ihre eigenen Posten in der Stadt, die ihrer Bewachung und Vertheidigung anvertraut waren; endlich hatte sie ihren eigenen Schutzheiligen, der sie im Himmel vertrat, oft auch ihre eigene Kirche, oder wenigstens ihre Kapelle und ihre gemeinsamen Gottesdienste, ihre milden Stiftungen, und ihre besonderen Ehrentage und Ehrenrechte. An manchen Orten waren ihr auch eigene Straßen angewiesen, wo die Zunftgenossen zusammen wohnten, wie dieß noch die Namen der Straßen zeigen. So bildete jede einzelne Zunft nach allen Seiten hin: im Frieden wie im Krieg, in der Werkstatt wie in der Kirche und in der Versammlung, eine eng in sich verbundene Genossenschaft oder Familie, was die neuere, Alles atomisirende Gleichmacherei schon zu Josephs Zeiten „einen Staat im Staat" nannte. Und wie sich die Stadt in der Zunft, so spiegelte sich wieder die Zunft in der Werkstatt des einzelnen Meisters, der mit seinen Gesellen und Lehrjungen ebenfalls eine enggeschlossene, nur kleinere Familie für sich bildete, während anderer Seits alle Zünfte zusammen, als Arbeiterstand durch das gleiche Interesse verbunden, unter ihren Zunftmeistern als eine Gesammtheit oder größere Familie dem Patriciat gegenüberstanden. Dieß Patriciat, der Grundstock der Bürgerschaft, bildeten die großen alten Stammgeschlechter, denen ursprünglich der Boden gehörte, die zusammentretend zuerst die Stadt gegründet, deren ältere Hauptquartiere sie als Nachbarschaften einnahmen. Ihre Anzahl, an die Abstammung und diese Quartiere mit ihren Häusern geknüpft, war von Alters her eine festbestimmte, die mit der Zunahme an einzelnen Gliedern oder einzelnen Familien nicht vermehrt wurde. So zählte Brüssel sieben solcher großen Stammfamilien, oder patrizischen Nachbarschaften, Lignages genannt,

denen die achtundvierzig Zünfte der Stadt, eingereiht in neun größere Innungen oder „Nationen“, wie sie hier heißen, unter neun Schutzheiligen, gegenüber standen. Doch war dieser Adel kein geschlossener: wer eine Tochter aus einem dieser patrizischen Stammgeschlechter heirathete, dessen Kinder nahmen Theil an dem Rechte des Patriciates, welches sich hiedurch fortdauernd ergänzte.

Ihm nun, diesem alten, sich stets verjüngenden Grundstock der vermögenderen Bürgerschaft, ihrem gebildeteren conservativen Kerne, stand in der früheren Zeit ausschließlich die Vertretung und Regierung der gesammten Gemeinde zu. So ging aus jedem der sieben Stammgeschlechter in Brüssel einer der sieben Schöffen hervor, die an der Spitze der Stadt standen.

Dieser patrizischen Magistratur lag es ob, das Interesse der Gesammtheit zu wahren; sie hatte jede Zunft oder Corporation anzuhalten, daß sie die ihr eigenthümlichen Verpflichtungen und die allgemeinen gegen die Stadt erfüllte; ihnen stand es eben so zu, jede Klasse in ihre Schranken zurückzuweisen, wenn sie in das nachbarliche Rechtsgebiet übergriff. Sie bestätigten daher die Statuten der einzelnen Zünfte, und hatten darauf zu sehen, daß keine dabei mit Trug oder zum Nachtheile eines Dritten oder der Stadt zu Werk gehe. Sie hatten die Wohlfahrt, den guten Namen, den Kredit der Stadt zu wahren, und ihnen lag die Sorge für die Rechtssicherheit der Fremden in Handel und Wandel ob. Sie leisteten Bürgschaft für die Güte der gefertigten Waaren, die ihrer Prüfung unterstanden. So war z. B. bei den Tüchern in Gent die Zahl der Fäden, die Beschaffenheit der Wolle, das Verfahren bei der Färbung, der Lohn der Gesellen, der Gewinn des Meisters — Alles war gesetzlich bestimmt. Die Aeltesten, die prud'hommes, prüften das Stück vor dem Verkauf und ließen es ausmessen, und erst wenn es allen Bestimmungen entsprach, durfte es als fehlerfrei in der Tuchhalle feilgeboten werden, wo es der Fremde, im Vertrauen

auf die Bürgschaft der Stadt, nun ruhig kaufen konnte. Bei dem großen Freimarkt, der alljährlich vor den Thoren von Ypern gehalten wurde, ging während seiner achttägigen Dauer die Oberherrlichkeit sogar auf die Kaufleute über, damit sie in dem eigenen Rechtsgebiet frei walteten und keine Bedrückung durch fremde Obergewalt zu fürchten hätten.

Ueber dieser patrizischen Magistratur endlich stand der Graf oder Landesherr, der die Stadt und das offene Land und die einzelnen Städte der Herrschaft mit einander verband, der nach innen Recht und Friede unter ihnen handhabte, sie nach außen hin vertrat, und so Alle zu einem größeren Ganzen vereinigte. Hiezu stand ihm auch in den Städten das Ernennungsrecht der Magistrate zu, jedoch nicht nach Willkür, sondern aus dem Kreise der dazu Berechtigten; wie er auch beim Antritt seiner Regierung jeder Stadt ihre Rechte und Freiheiten verbürgte, und ihr zuschwor, sie nach ihren Gesetzen und durch ihre Magistrate dem Herkommen gemäß zu regieren. Neue gemeinsame Gesetze erließ er mit dem Beirathe der Stände, neue Steuern erhob er mit ihrer Bewilligung.

Man sieht, es sind in kleinerem Maßstabe dieselben Grundlagen, auf denen sich die Größe Englands erbaut hat; es sind dieselben Springfedern und Gegensätze, die sich noch heute in den englischen Parteikämpfen thätig zeigen.

Unter diesem gemischten Regimente nun, so lange sich die verschiedenen Elemente einträchtig im Gleichgewicht hielten, und der Freiheit die Achtung des Rechtes und der Gehorsam zur Seite standen, erhoben sich die niederländischen Städte durch ihre Bodenkultur, ihre Industrie, ihren Handel und ihre Schifffahrt zu unglaublichem Flore. Ein englischer Schriftsteller aus dem zwölften Jahrhundert schon erzählt von Flandern, daß alle Flanderer die Kunst der Tuchfabrikation verstehen, und daß ihnen dieß Gewerb angeboren scheine. England lieferte den niederländischen Meistern seine Rohstoffe, und namentlich seine Wolle. Und so

wurde Belgien, und insbesondere Flandern, während zwei Jahrhunderten der Mittelpunkt des Verkehres zwischen Orient und Occident, der Mittelpunkt der europäischen Civilisation des Nordens und des Südens, wo Italien, Konstantinopel, Rußland und Persien ihre Produkte und Manufakturen austauschten. Immer zahlreicher liefen die Schiffe aus allen Weltgegenden ein und aus; die Städte wurden den zuströmenden Kaufleuten und Arbeitern zu enge, und mußten fort und fort erweitert werden.

Eine päpstliche Bulle vom Jahre 1227 setzt in Ypern eine Bevölkerung von 200,000 Seelen voraus. Die Gesandten von zwanzig auswärtigen Mächten residirten in Brügge; die Lombarden und Venetianer brachten hierhin die Erzeugnisse Indiens und des südlichen Europas, und nahmen als Rückfracht die Erzeugnisse des Nordens, und insbesondere niederländische Tücher und Leinen; nach 1252 gründete die deutsche Hansa hier eine ihrer vier Hauptniederlagen, zu denen die von London, Nowogorod und Bergen gehörten. Brügge und Gent ließen, wie das alte Köln, ganze Armeen in's Feld rücken; die Genter Weber allein stellten 18,000 streitbare Männer unter ihrem Banner. Die Waffenschmiede von Brüssel verfertigten die besten und kunstreichsten Waffen; noch Heinrich IV. von Frankreich trug eine Brüsseler Rüstung; Mecheln sandte seine vergoldeten Kupfer nach ganz Europa, und die Kanonen, die in den Schlachten Kaiser Karls V. dießseits und jenseits des Meeres donnerten, gingen aus den Gießereien von Mecheln hervor. Als 1396 Herzog Johann ohne Furcht, nach der mörderischen Schlacht von Nikopolis, die die Blüthe der französischen und burgundischen Ritterschaft dahinraffte, in die Gefangenschaft der Ungläubigen fiel, erbot sich ein Kaufmann von Brügge die als Lösegeld geforderten 200,000 Dukaten vorzustrecken. Florenz bewunderte die Großartigkeit ihrer Bauten; Dante vergleicht daher die gewaltigen Dämme, die sie gegen die Einbrüche des Meeres errichtet, mit dem Walle

der in der Hölle den Thränenstrom von der Sandwüste trennt:

Quale i Fiamminghi tra Guzzante e Bruggia
Temendo il fiotto che in ver s'aventa
Fanno lo schermo, perchè il mar si fuggia.

Petrarca, der Gent und Köln am Ende des dreizehnten Jahrhunderts besuchte, staunte über den Reichthum dieser nordischen Städte. Gent erschien ihm als die Blühendste von allen, die er außerhalb Italiens gesehen. Die Wälle und Mauern von Löwen, von achtundvierzig Thürmen überragt, hatten gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts einen Umfang von 25,000 Fuß und eine Höhe von 120, und die Chronisten rühmen von ihrer Stadt, sie sei damals die größte von Europa gewesen, die alle an Umfang übertroffen: Gent um drei Ruthen, Paris und Lüttich um acht, und Köln um achtzehn. Aus diesen Zeiten der größten Blüthe der Gewerbe und des Handels schreibt sich auch eine Ueberlieferung her, die sich in vielen dieser Städte, wie z. B. in Brügge, Mons, Löwen, bis auf den heutigen Tag erhalten hat: Morgens nämlich, Mittags und Abends, wenn die Arbeiter in die Werkstätten gingen, und wenn sie dieselben verließen, wurde ihnen das Zeichen dazu mit der Glocke gegeben, damit die Fuhrwerke stille hielten und die Mütter ihre Kinder von den Straßen hereinholten, um sie vor Unglück bei dieser Fluth von Tausenden zu bewahren. In dem Bündniß, welches Flandern und Brabant 1339 auf Betreiben des Städtekönigs Jacob van Artavelde, des niederländischen „Ruwaert", schlossen, heißt es daher auch: „Beide Länder sind gleichmäßig von einer übergroßen Volksmenge erfüllt, die nur in dem Handel und Gewerbfleiß ihren Unterhalt finden kann, sie bedürfen darum zu ihrer Blüthe Friede und Sicherheit." Noch jetzt hat Flandern eine Bevölkerung verhältnißmäßig viermal so groß, als die von Frankreich. Und Comines, gleich Froissard ein Niederländer, sagt: „Mir scheint, diese Lande dürften sich eher, als irgend eine andere

Herrschaft: das Land der Verheißung nennen.... Ich vermeine den besten Theil von Europa gesehen zu haben und zu kennen: und doch habe ich keine Herrschaft, noch irgend ein Land gefunden, sei es nun ein eben so großes, oder sei es noch viel größer, das solchen Ueberfluß hätte an Reichthümern, an Geräthen und Bauwerken, und an allen Kostbarkeiten, Prächtigkeiten, Festlichkeiten und Wohlleben, wie ich es gesehen habe zur Zeit, da ich dort weilte.“ Und ein anderer Niederländer, Georges Chastellain, sagt von seinem Fürsten, Philipp dem Guten von Burgund: „Der Herzog hielt den Schlüssel von Frankreich und die Ruhe des Abendlandes in seiner Hand. Seine Flotten durcheilten alle Meere, und seine Anker machten die Länder der Heiden erzittern.“ Und als die Türken eben Konstantinopel genommen und den Halbmond auf die Metropole der griechischen Kirche gepflanzt, und die ganze abendländische Christenheit vor ihnen zitterte, und das gleiche Schicksal fürchtete, da richtete der heilige Vater an ihn die Worte: „Die Hülfe, die Ihr uns senden könntet, hätte nicht die gleiche Wirkung, wie Eure persönliche Anwesenheit; denn kein Heer ist so groß, wie Eure Größe. Wenn Ihr uns fehlt, dann sehet zu, welchen Schaden Ihr uns zufügt, Ihr, dessen Namen so furchtbar ist den Feinden unseres Glaubens, und so hoch geehrt unter den Christen.“

Die Wurzeln dieser ungemeinen Entfaltung von Macht und Reichthum gehen jedoch in jene früheren, einfacheren, religiöseren, sittenstrengeren und mäßigeren Zeiten zurück, da das monarchische und aristokratische Element noch einen starken Damm gegen das spätere Ueberfluthen der Demokratie, und die wankelmüthigen Leidenschaften und wilden Triebe der blinden, willenlosen Menge bildeten. Alle Stände in Eintracht verbunden, wetteiferten damals in der Emporbringung des Gemeinwesens, das sie alle schützte und unterstützte; denn wie der Engländer stolz auf die Unverletzlichkeit seines Hauses, und wäre es auch nur eine armselige Hütte, sagt:

— Mein Haus ist meine Burg —

„My house is my castle", so hieß der Wahlspruch altniederländischer Freiheit:

„Pauvre homme en sa maison roi est."

— Der Arme ist in seinem Hause König.

Damals nun wurde, unter diesem gemeinsamen Zusammenwirken aller Klassen, der Grund zu so manchem großen öffentlichen Werke gelegt, das noch heute, nach so vielen Jahrhunderten, der Zerstörung trotzt, und die Bewunderung der Nachkommen weckt. Statt der alten Bauten von Holz erhoben sich überall neue, fester und umfangreicher und gewaltiger, von gehauenem Steine. Und gemäß der Ehrenfestigkeit und Solidität, die durch das ernste Wesen dieser älteren Zeit hindurchging, wurde es üblich, daß der Baumeister vor Beginn seines Baues einen feierlichen Eid leistete, nur gutes Material dabei zu gebrauchen; daß dieser Schwur aber ernstlich genommen ward, bezeugt noch heute die Unverwüstlichkeit der Mauern und Thürme jener alten, längst verschollenen Baumeister. Zu der Nützlichkeit und Dauerhaftigkeit gesellte sich dann frühe schon der Sinn für künstlerische Schönheit, der mit dem Schmuck seiner Blätter und Blüthen die mächtigen Mauern bis zu den höchsten Thürmen hinan immer reicher und reicher umrankte und ihr Inneres verzierte.

So erhoben sich in der Mitte der aufblühenden Städte, vor allem Anderen und alles Uebrige hoch überragend, jene alten, himmelansteigenden Kathedralen, die noch heute ihr Stolz sind. Es galt dem gemeinsamen höchsten Herrn ein Haus zu bauen, bei dem Jeder Hülfe, Rath und Trost suchte, von dem Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Sieg und Niederlage in diesem Leben kommt, und der nach dem Tode Alle vor seinen Richterstuhl, zu Lohn und Strafe, versammeln wird, — Alle steuerten darum auch bereitwillig zu seinem Baue: der Reiche legte einen Theil seines Gewinnes als Opfergabe auf den Altar, der Arme half mit seiner Hände Arbeit.

Und vor den Thüren dieser alten Kirchen, unter den Augen des höchsten Gesetzgebers und Richters, war es, wo in den älteren Zeiten die Grafen oder die Schöffen zu Gericht saßen und das Recht wießen.

Neben dieser heiligen Baukunst hat sich nun auch, Hand in Hand mit dem aufblühenden freien Bürgerthum, die weltliche bürgerliche Baukunst so reich entfaltet, wie kaum in einem anderen Lande; und auch hierin standen im Anfang Fürst, Adel, Geistlichkeit und Bürger einträchtig zusammen.

Ein eigenes Siegel, ein eigenes Banner und eine Bürgerglocke auf einem eigenen Wartthurm galten als die Zeichen städtischer Gemeindefreiheit und selbstständiger Gerichtsbarkeit. Wie die Kirchenglocke das Wort der Kirche kund gibt, so war die Bürgerglocke, die „Bann-Glocke", die Zunge der Bürgerschaft, die ihren selbstständigen Willen in die Weite rief. Sie war die *Friedensglocke*, die Jeden an den Frieden mahnte, der innerhalb des Burgfriedens walten sollte, und als solche berief sie die Bürger und den Rath zur Versammlung, während sie als Kriegsglocke die Bürger unter ihre Banner forderte. Nach ihr hieß der Thurm von dem sie heruntertönte, *Belfried* (Belfredus, Berefridus, Berfredus, Beffroi). Auf diesem Thurme wachte der Wächter, und von seiner Höhe spähte er weitum in die Ferne, ob eine Gefahr drohe, oder ein Feind nahe. Daher war dieser Thurm der Herzpunkt des städtischen Gemeinwesens, und als solcher beschloß er in seinen festen Gewölben die Freiheitsurkunden der Stadt, während seine Spitze wohl auch ein Siegeszeichen, das die Tapferkeit der Bürger auf dem Schlachtfelde erbeutet, triumphirend schmückte. Sobald daher ein Gemeinwesen seine freie Selbstständigkeit gewonnen, sehen wir sogleich zur Seite seiner *Kathedrale* einen *Belfried*, einen Gemeinde-Thurm, erstehen; und bald wetteifern hierin die einzelnen Städte unter einander: so *Brügge*, *Gent*, *Brüssel*, *Ypern*, *Audenaerde*; denn auf je gewaltigeren

Grundpfeilern sich ihr Stadtthurm, la grande tour, trotzig und altersgrau erhebt, je höher und schlanker er sich himmelan schwingt, je reicher sein Aeußeres mit Zierrathen und Bildwerken geschmückt ist, je ferner er dem Nahenden, das Land beherrschend, sichtbar wird, je heller und mächtiger der Klang und das Spiel seiner Glocken in die Weite hallt: um so herrlicher verkündet er die Macht, den Reichthum, die Größe der Stadt und den Gemeinsinn, wie den Kunstsinn ihrer Bürger, die mit stolzer Zufriedenheit zu dem stattlichen Wächter und Schirmer ihrer Freiheit hinanblicken und den Fremden darauf aufmerksam machen, wenn er älter, oder höher, oder kunstreicher als der ihrer Nachbarn ist. Und hiebei boten die alten Fürsten, die den Städten ihre Freiheiten verliehen und bekräftigten, auch hilfreich die Hand: so legte Balduin von Konstantinopel im Jahre 1200 den Grundstein zu dem Belfried von Ypern, der noch steht. Die Genter begannen den ihrigen 1183 gleichzeitig mit der Befestigung ihrer aristokratischen Bürgerverfassung, ehe die Sturmfluthen der Demokratie die Dämme durchbrochen; und noch heute schaut der von den Jahrhunderten geschwärzte Bau mit seinen schweren cyclopischen Steinmassen wie ein alter eiserner Riese auf die Stadt, und die heranwachsenden und schwindenden Geschlechter ernst hernieder.

Bildete der feste Stadtthurm mit seinen Friedens- seinen Arbeiter- seinen Feuer- und Sturmglocken den Wächter und Schildhalter des Gemeinwesens: so bedurfte der Magistrat, die Schöffen, der Rath der Bürger, die Vorstandschaft der vereinigten Zünfte und Innungen auch eines würdigen Sitzes zu ihren Versammlungen. Aus diesem Bedürfniß sind neben den Kathedralen und Belfrieden im Herzen der alten niederländischen Städte, und ihren Hauptplatz von den Balkonen aus beherrschend, die Stadt- oder Rathhäuser, auch Schöffenhäuser oder Gemeindehäuser genannt, hervorgegangen. Und kein Land kann sich ähnlicher rühmen, wie sie, als ein Erbe der Vergangenheit, noch heute Belgien

besitzt: so großartig im Plane des Ganzen, so reich geschmückt und vollendet im Einzelnsten, und so schön und anmuthig in ihren Verhältnissen. Auch hierin wetteiferten die Städte unter einander, selbst kleinere verwendeten ungeheure Summen darauf, beriefen berühmte Baumeister dazu und suchten, wo sie irgend etwas Schönes an anderen Rathhäusern fanden, es bei dem Bau des ihrigen wo möglich zu benützen. Die Landesherren standen ihnen ebenfalls hilfreich zur Seite. So legte der Graf Ludwig von Maële 1377 den ersten Stein zu dem Stadthause von Brügge, dem ältesten der belgischen in dem eleganteren und reicheren gothischen Style; und das alte Schloß der Grafen von Flandern neben an wurde in das Rathhaus des gefreiten Landes von Brügge (pays du Franc), das heißt der freien Landgemeinde vor den Thoren der Stadt, der buiten-poorters, umgewandelt; — wo früher die Fürsten residirt, versammelten sich jetzt die Häupter der freien Gemeinde.

Ihrem Gewerbefleiße und ihrem Handel verdankten die Städte hauptsächlich ihren wachsenden Flor; an den Schätzen, die sie ihnen zuführten, nahmen alle Klassen Theil; ihre Unterstützung, wie ihr gesetzlicher Schutz und ihre obrigkeitliche Ueberwachung, war daher auch eine gemeinsame städtische Angelegenheit, wozu alle Klassen wetteifernd beitrugen. Keine andere Industrie aber war so gewinnreich, als die Tuchweberei und Wirkerei; ihr wurde darum auch die dankbarste Anerkennung, die freigebigste Unterstützung im reichlichsten Maße zu Theil. Aus dieser Gesinnung sind jene gewaltigen öffentlichen Tuchhallen hervorgegangen, deren jede der großen Städte eine besaß, und an deren ungeheuren Räumen wir einen Begriff von dem Umfang jenes Handelszweiges und dem Reichthum der Städte noch heute gewinnen können. Es sind Palläste im großartigsten Styl, welche das Mittelalter seiner Industrie erbaute, und welche die Gegenwart kaum mehr auszufüllen weiß. Auch sie, als die Mitte des pulsirenden Lebens, finden wir im Herzen der Städte liegen,

und bald erhebt sich der Belfried aus dem Schooße der Tuchhalle, bald steigt er in der Mitte eines Rathhauses empor; Thurm, Rathhaus und Tuchhalle aber stehen in innigster Beziehung zu einander: Symbole der freien, kriegerischen, gewerbfleißigen Gemeinde.

Dienten die Tuchhallen hauptsächlich als städtischer Bazar, worin die geprüften Tücher feilgeboten wurden, so war dieß doch nicht überall ihr einziger Zweck. Zu der Halle von Ypern, der größten von allen niederländischen, der sich kein anderes Gebäude dieser Art an die Seite stellen kann, hatten alle Klassen beigetragen, und ihr erstes Stockwerk diente zu öffentlichen Werkstätten für das Tuchgeschäft; hier arbeiteten die Kämmer, Scheerer, Spinner, Walker und die Färber der Wolle, unter den Augen des Volkes. Man sieht daraus, daß „National-Werkstätten" dem Mittelalter nichts Unbekanntes waren, freilich in einem andern Sinne, als es der französische Socialism unserer Zeit, zum Besten des demokratischen Müssigganges und der Gütergemeinschaft, in Paris nach der Februar-Revolution auf National-Unkosten versucht hat. In den oberen ungeheuren Sälen der Yperer Halle mit ihren gothischen Fenstern wurden dann die unten gefertigten Zeuge zum Verkauf ausgestellt. Wie dieser Tuchhandel als eine gemeinsame Angelegenheit angesehen wurde, zeigt auch eine Verordnung vom Jahre 1280, welche dieser Innung in Ypern zwei neue Straßen, eine nördliche und eine südliche — Noord-Gang und Zud-Gang — zuweist, und dieselben unter die Aufsicht von sechs Meistern und drei Gesellen stellt. In Hennegau war es der Graf Guillaume I. selbst, der die erste Tuchfabrik in Mons errichtete; er ernannte Männer, die die Fabrikation und den Verkauf davon zu beaufsichtigen hatten; und das Register der Stadträthe enthält unter anderen von ihm verliehenen Privilegien, daß das Kapitel von Soignies verpflichtet war, den Kaufleuten, die sich nach der Messe von Mons begaben, die Kaufstände unentgeldlich zu liefern.

Noch anderer großer Begünstigungen in Bauten und öffentlichen Werken von mancherlei Art, die durch das Zusammenwirken aller Klassen zu Stande kamen, hatten sich Handel und Gewerbe zu erfreuen: selbst die größten Städte wurden zu besserer Sicherheit mit Mauern und Thürmen umgeben; neuerbaute Straßen, Brücken, Kanäle, Dämme, Schleißen erleichterten die Verbindung; ja Brügge, von dem erzählt wird, daß manchmal an einem Tage von Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Nacht hundert Schiffe und mehr in seinem Hafen von Sluis (l'Ecluse) einliefen, erbaute als würdiges Seitenstück zu seiner Tuchhalle über einen Kanal eine Wasserhalle (Water-Halle), unter welcher große Seeschiffe einfahren, und trocken aus- und einladen konnten.

Während auf diese Weise große, gemeinsame Werke entstanden, in denen sich die Macht des städtischen Gemeinwesens spiegelte, wetteiferten die einzelnen Innungen wieder unter einander, ihrem Namen und ihrem Banner durch Kunstgeschick, Fleiß, Rechtlichkeit, Tapferkeit, Gemeinsinn und freigebige Wohlthätigkeit Ehre zu machen. So erhoben sich den städtischen Rathhäusern gegenüber, die zum Theil noch erhaltenen, prächtigen Zunfthäuser, in denen jede Zunft den blühenden Zustand ihres Gewerbes den Mitbürgern vor Augen stellen wollte; neben den Kathedralen erhoben sich eben so die Kirchen oder Kapellen der Zünfte, oder sie schmückten auch den Dom mit einem Meisterstücke ihres Gewerbes, oder schenkten ihm ein Kunstwerk eines berühmten Meisters; endlich verdankten milde Stiftungen jeder Art diesem wetteifernden Innungsgeiste ihren Ursprung. Dieselbe Gesinnung ging auch auf die Genossen über; auch der Einzelne wollte, wo möglich, im ehrenvollen, dankbaren, frommen Andenken seiner Vaterstadt fortleben, und brachte ihr ein Opfer seines Kunstgeschickes, oder seines ersparten Wohlstandes dar; neben den Namen mächtiger Fürsten oder vornehmer Patrizier wird daher auch nicht selten der eines schlichten Handwerkers genannt, der sich in einem schönen oder gemeinnützigen, die

Stadt ehrenden Werke ein Denkmal gestiftet, und die Männer seiner Genossenschaft sprachen dann mit edlem Selbstgefühl: es war einer der Unseren, dem die Stadt dieß verdankt, Ehre seinem Andenken!

Auch die Geschichte und Sage der älteren Zeit haben uns noch manchen Zug aufbewahrt, wie Fürst, Adel, Geistlichkeit und Gemeinen treu zusammenstanden, und Jeder opferbereit seine Pflicht erfüllte, da der Sinn für Freiheit Hand in Hand mit frommem Glauben und treuer Anhänglichkeit an den Fürsten und gewissenhafter Achtung gegen die Gesetze und die sie verwaltenden, altangesehenen Geschlechter ging. Der alte Dom von St. Gudula in Brüssel ist selbst eine steinerne Urkunde dieses einträchtigen Zusammenwirkens zu großen Zwecken. Johann der Siegreiche von Brabant hatte nicht die Mittel, den Bau in so prachtvoller Weise — „opere sumptuoso“ — wie ihn die Vorfahren begonnen, fortzuführen. Da erließ der hochsinnige Fürst, 1273, einen Aufruf an die Frömmigkeit seiner Brabanter, und Alle trugen dazu bei, die Kirche ihres Herzogs zu bauen, wie sie später mit ihm den Sieg von Woeringen erfochten, und ein andermal seine Schulden bezahlten. Und wenn die Ueberlieferung uns erzählt, wie die Brabanter 1141 den heißen Kampf von Ransbeck bei Vilvorde für ihren unmündigen Herzog schlugen, der noch in der Wiege lag, die an einem Baume des Schlachtfeldes, zur Begeisterung der Kämpfenden, angebunden hing: so weiß sie auch rühmend von einem aus den alten Brüsseler Stammgeschlechtern, dem Stadtammanne von Brüssel, Herkenbaut, zu erzählen, wie dieser Patrizier, ein Muster unbeugsamer Gerechtigkeit für Alle, seinen eigenen Neffen mit dem Tode bestraft, weil er eine Tochter des Volkes, eine aus dem Arbeiterstande, entehrt hatte.

Allein diese Eintracht sollte von keinem Bestand seyn; das Gleichgewicht, wie es zwischen den verschiedenen Klassen bestand, wurde nur zu sehr erschüttert, und die Zeiten kamen, wo die Gemeinen, geführt von ihren Demagogen, wie es

z. B. in Brüssel und Löwen geschah, ihre patrizischen Magistrate aus den Fenstern der Rathhäuser, die sie mit ihnen gemeinsam gebaut, hinab auf das Straßenpflaster schleuderten.

Durch den Welthandel nämlich und das Zuströmen Tausender von außen nahmen die unteren arbeitenden Klassen in den Städten, die Gemeinen, über die Maaßen zu; das demokratische Element wuchs an Reichthum, und noch mehr an arbeitenden Armen und drohenden Fäusten in ganz ungeheuerlichen Verhältnissen, mit denen das monarchische und aristokratische nicht Schritt halten konnte. Wie in dem heutigen England, das in so mancher Hinsicht altniederländisches Wesen fortsetzt, trat daher schon damals der Gegensatz zwischen Adel und Grundbesitz auf der einen, und dem Geldreichthum durch Handel und Industrie auf der andern Seite immer greller hervor. Die Zahlen, die uns von diesem Wachsthume des dritten Standes, und insbesondere der Arbeiterklasse angegeben werden, würden allen Glauben übersteigen, wenn die noch vorhandenen Baudenkmale, wie gesagt, nicht auch ihrerseits ein vollwichtiges Zeugniß ablegten, das jeden Falls beweist, daß diese Nachrichten nicht ihres Grundes entbehren. So wurde in dem Gebiet von Mecheln allein 1370 die Wolle, wie uns berichtet wird, in 3200 Meistereien (métiers) verarbeitet, und einer seiner Mitbürger, Berthold, durch seinen Reichthum berühmt, führte einen lebhaften Verkehr mit Damaskus und Alexandria. Selbst die Goldschmiede waren in Brügge so zahlreich, daß sie für sich eine eigene Schaar unter ihrer Fahne in's Feld stellten. Löwen hatte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts 4000 Häuser, in denen die Tuchmeister und 150,000 Arbeiter wohnten. Von Gent wird berichtet, daß es 80,000 waffenfähige Männer enthielt. Das Tuchgeschäft beschäftigte hier 40,000 Meistereien. Die Weber bildeten vier und zwanzig Quartiere, jedes stand unter seinem eigenen Quartier-Meister (doyen), die wieder insgesammt einen Obermeister an ihrer

Spitze hatten. In dem alten, gewaltigen Belfried der Stadt aber hing der schwersten Glocken eine, der Roland, mit der bedeutsamen Inschrift:

Mynen naem is Roelant, als ick clippe dan is't brandt;
Als ick lyde, dann is oorlog in Vlaenderlandt.

Das heißt:

Mein Name ist Roland, wenn ich töne, dann ist Brand;
Wenn ich läute, dann ist Kampf in Flandernland.

Sobald dieser „Rolandsruf" von dem hohen Thurm erscholl, traten die zweiundfünfzig Zünfte (états) der Stadt, jede unter ihre Banner, auf den Marktplatz zusammen, so daß oft in wenigen Minuten, wenn es galt und wenn die Gemüther ohnehin aufgeregt waren, 25,000 bewaffnete Männer kampfbereit hier versammelt standen.

Mit diesem Wachsthum des gewerb- und handeltreibenden Bürgerstandes, an Reichthum und Zahl, und mit der Ausbildung dieser Volksbewaffnung in den Städten hielt das städtische Patriciat, der Landadel und die fürstliche Macht nichts weniger als gleichen Schritt. Hier fand kein solches Zuströmen von Tausenden und Tausenden aus allen Weltgegenden statt; der Grundbesitz mehrte sich nicht, wie der Reichthum des Gewerbs- und Handelsmannes durch immer größere Zuflüsse, je mehr sich der Markt, dem die weite Welt offen stand, ausdehnte; die Fehden, so zahlreich bei dem schwankenden, unbestimmten Erbrecht des kriegslustigen Mittelalters, kosteten dem Adel und den Fürsten Blut und Gut; die Kreuzzüge, die mit der erweiterten Schifffahrt dem Handelsstande die Reichthümer bisher unbekannter Regionen zuführten und so die Macht des Bürgerthums steigerten, waren umgekehrt für den Adel mörderisch und wirkten nachtheilig auf seinen Besitz. Die Fürsten nahmen in den Niederlanden, wie in unserem Deutschland, die verderbliche Gewohnheit an, daß sie sich ein Recht, eine Freiheit nach der andern von den Städten abkaufen ließen. Das schadete moralisch ihrem Ansehen, und

machte sie jedesmal an wirklicher Macht ärmer, da das Geld schnell ausgegeben war, und sie nicht anderweitig für Ersatz der eingebüßten Macht Sorge trugen. So kam es, daß ein Oberquartiermeister der Weber von Gent oft eine größere Macht Bewaffneter in's Feld stellen konnte, als der mächtigste Vasalle oder der Fürst selbst, und dazu hatte der Weberkönig seine Mannschaft, wie eine stehende Miliz, gleichsam in einer großen Kaserne beisammen, jeden Augenblick auf seinen Befehl und bei dem Klang der Sturmglocke zum Losbrechen bereit; während der Fürst erst sein Aufgebot nah und fern ergehen lassen mußte, um eine Schaar gegen eine aufrührerische Stadt zusammenzubringen.

Diese neuen Verhältnisse forderten gebieterisch in irgend einer Weise eine neue Ausgleichung durch gegenseitige Zugeständnisse, um das Gleichgewicht zwischen dem demokratischen, dem aristokratischen und monarchischen Element herzustellen und Frieden und Sicherheit des Ganzen gegen die drohenden Gewaltthaten und wilden Leidenschaften einer blinden, neidischen, zwieträchtigen Menge zu sichern. Hiezu aber wurde religiöse und sittliche Kraft, Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung und ein ehrenfester, standhafter Geist der Gerechtigkeit und Billigkeit und des freiwilligen Gehorsams von allen Seiten erfordert. Allein mit den wachsenden Reichthümern und dem Zuströmen üppiger Fremden fanden auch Luxus und Wohlleben und die Laster aller Welt in den Städten sich ein, und verbreiteten sich in allen Klassen. Da schwanden die alten strengen Tugenden dahin, und die sittliche Kraft erschlaffte. Mit dem Wohlleben und der Genußgier erwachte Eigensucht, mit der Eigensucht Neid und Hochmuth, und damit erhob die Zwietracht ihr Haupt, der die Anarchie folgte, unter deren Schutz alle Leidenschaften wiehernd den Zügel abwarfen. Das war ein üppiges Feld, in welches die Demagogen ihren giftigen Saamen streuten. Bald im Namen des Fürsten, bald im Namen des Volkes auftretend, manchmal auch dem städtischen Patriciat oder dem

Adel angehörend, und schmarotzend die Maske von Freiheits- und Volksfreunden annehmend, beuteten sie die Leidenschaften der aufgestachelten und verführten Menge für ihren eigensüchtigen Ehrgeiz aus. Die unteren Klassen ihrer Macht bewußt, wollten sich nun nicht mehr mit der Freiheit in ihrem Kreise, mit einer Freiheit, deren Pflichten sie erfüllen konnten, und die ihren Einsichten und ihren Kräften entsprach, begnügen; die Zahl der Fäuste sollte jetzt den Ausschlag geben; und ihr Streben ging nach jener despotischen Gleichheit der Gemeinheit, die in ihrem Neide nichts Höheres duldet, und das Unterste zum Obersten machen möchte. Dieser Trieb wird nun durchgehends der herrschende.

So geschah es z. B. in Gent, dessen Geschichte uns als Vorbild für die übrigen dienen kann. Schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts besaß es die größten Freiheiten. Die Gemeinde war, gleich einem Großvasallen, von dem Grafen mit Gerichtsbarkeit und Oberherrlichkeit beliehen. Dreizehn von ihm auf Lebenszeit ernannte Schöffen übten diese Rechte aus, und ergänzten sich selbst, unter der Bestätigung des Grafen, wenn sie ein Mitglied verloren. Vor der Kirche von St. Bavo (damals St. Johann), wo die Hauptstraßen der Stadt sich kreuzten, saßen sie zu Gericht über die vier Pfarreien und alle die innerhalb der vier Thore der Stadt wohnten. Nur wenn der Graf oder sein Kastellan sie in einer wichtigen Sache zu sich entbot, waren sie verpflichtet, den Stadtfrieden zu verlassen, und am Eingange des Schloßes zu berathen. Der Graf konnte sie nicht zur Theilnahme an seinen Landkriegen zwingen, nur zu Seeexpeditionen waren sie verpflichtet, und zwar bis zu drei Tagfahrten über Antwerpen hinaus; weiter waren sie nicht gebunden. Person und Eigenthum galten für unverletzlich; die dreizehn Schöffen aber konnten, vermöge ihrer oberherrlichen Gewalt, nach ihrem Bemessen Jeden verbannen, als „der Gemeinde unnützlich." Und wie es schon in früher Zeit an Reibungen und Parteiungen nicht fehlte, so verbannten einmal sieben Schöf-

sen ihre sechs Genossen. Unter Balduin von Konstantinopel und seinen Nachfolgern erlangte die Stadt noch mancherlei weitere Zugeständnisse, Rechte und Befreiungen; bis die Form ihrer Verfassung, 1228, durch Ferrand eine entscheidende Umbildung erfuhr, worin sich schon das Wachsthum des dritten Standes und das Bestreben nach demokratischeren Formen kundgibt.

Der sich selbst ergänzende, lebenslängliche Rath der dreizehn Schöffen, der das Regiment der Stadt wie eine Erbaristokratie in die Hand weniger Familien legte, war verhaßt geworden; Ferrand hob ihn auf, oder verdreifachte ihn vielmehr; er bestellte nämlich, statt jener dreizehn, von nun an neununddreißig Schöffen, die sich in drei Abtheilungen, zu je dreizehn, unterabtheilten und sich von Jahr zu Jahr gegenseitig ablösten. Ein Drittel regierte die Stadt, das zweite saß zu Gericht und das dritte ruhte unterdessen aus, bis die Reihe es traf. Diese Veränderung, die den engen Kreis der alten Aristokratie erweiterte und den Wechsel mit der Dauer verband, erwies sich als sehr wohlthätig. Die Herrschaft der Neununddreißig gilt als das goldene Zeitalter von Gent. Sie gaben der Stadt ihre Sicherheit, indem sie dieselbe befestigten, ein großartiges Werk von ungeheuern Kosten, dessen Werth dankbar anerkannt wurde. Sie verbanden ferner Gent durch einen Kanal (la Lieve) mit dem Hafen; erweiterten durch Ankauf das Gebiet der Stadt, und breiteten ihre Gerichtsbarkeit aus; unter ihrer Oberaufsicht blühten die Zunftverfassung und Handel und Gewerbe, so daß die Zeitgenossen uns die Herrlichkeit der mächtigen Handelsstadt mit den glänzendsten Farben schildern.

Allein nun trat auch mit dem wachsenden Reichthum und dem Anschwellen der unteren Klassen das Mißverhältniß ein; die Demokratie durchbrach die Dämme, die sie bisher in Schranken gehalten; die Unzufriedenen machten im Geiste demokratischer Gleichheit: Wahl der Aemter und kurze Amtsdauer zu ihrem Losungswort; sie forderten erwählte

Schöffen, und zwar auf die Dauer eines Jahres, was die Volksagitation und den steten Wechsel zur stehenden Regierungsform machen, und das Regiment den kühnsten, schlauesten und gewissenlosesten Demagogen, die die Menge zu gewinnen wußten, preisgeben mußte. Damit endete aber auch das goldene Zeitalter der Stadt, und Zwietracht, Parteiungen, Unruhen und Bürgerkriege begannen ihr verderbliches Spiel.

Gui de Dampierre zeigte sich den Forderungen der Demokraten nicht ungünstig; die Neununddreißig riefen also den Schutz des Königs von Frankreich, als des höchsten Oberherrn von Stadt und Land an, und behaupteten sich so eine Weile, ohne jedoch die Liebe des Volkes sich wieder zu gewinnen. Als indessen etwas später, 1300, der französische Monarch die Grafschaft Flandern mit seiner Krone vereinigen wollte, war eine seiner ersten Maßregeln, daß er den Gentern, statt der neununddreißig Schöffen, sechsundzwanzig, auf ein Jahr erwählte, zugestand. Das Volk erhob sich indessen, und setzte die Grafen wieder auf den Thron; aber damit war auch die Herrschaft der Städte und der Sieg der unumschränkten Demokratie, vor der sich nun Alles beugen mußte, entschieden.

Gent bemächtigte sich der Oberherrlichkeit über die gräfliche Kastellanei und über alle umliegenden Kreise, die sich unter sein Banner reihten. Jacob von Artevelde, der selbst einer Adelsfamilie angehörte und am französischen Hofe aufgewachsen, sich in die Zunft der Bierbrauer hatte aufnehmen lassen, trat durch die Gunst des Volkes an die Spitze der Demokratie. Das Band der monarchischen Einheit, das früher in der Hand des Landesfürsten gelegen, sollte jetzt ein republikanischer Städtebund ersetzen, von Städten, deren jede wieder eine demokratische Republik bilden sollte. Gent, Brügge und Ypern, als die mächtigsten, nahmen das Regiment von Flandern in die Hand und traten an die Spitze. Und während der Fürst und beinahe der ganze Adel als

besiegt von der Demokratie nach Frankreich flohen, schloß der republikanische Städtekönig ein Bündniß mit England, und siegreich wehten seine Banner im Felde.

Allein es trieb ihn vorwärts auf der abschüssigen Bahn, die er betreten; die Gewalt, durch deren Gunst er sich erhoben, ward mächtiger als er; auch er mußte ihrem Zuge folgen und seiner Seits das oberherrliche Recht der Revolution an sich erfahren. An die Stelle des Adels war die höhere Bürgerschaft getreten; sie war nun das Ziel des Neides und der Eifersucht der unteren Klassen; Jacob von Artevelde gab also der Verfassung von Gent eine Form, die das Uebergewicht ganz in die Hände der Massen legte. Jede Zunft, geübt in den Waffen, bildet unter ihrem Banner und geführt von ihrem Zunftmeister, den sie auf dem öffentlichen Platze erwählt hat, eine bewaffnete Compagnie oder Genossenschaft. Am Wahltag der Magistrate versammeln sich diese Handwerkercompagnien, wenn auch unbewaffnet, doch unter ihren Hauptleuten; und von 26 Schöffen, denen die Regierung und die Handhabung der Gerechtigkeit zusteht, werden zwanzig durch die Wahl dieser Massen, und nur sechs durch die vornehmere, reichere Bürgerschaft ernannt. Dem aristocratischen, conservativen Elemente fällt daher von der Regierung kaum der vierte Theil zu, alles Uebrige liegt in der Hand der Zünfte und der kleinen Handwerker, und mithin der Demagogen, die sie zu gewinnen wissen.

Diese Verfassung wurde zwei Jahrhunderte hindurch die Quelle beständiger Stürme und innerer Kämpfe für Gent sowohl, wie für die anderen Städte, die mehr oder minder von derselben Strömung ergriffen wurden. Das Princip dieser Gleichheit mit ihrer Massenherrschaft, wodurch der Staat zu einem Tausendfüßler ohne leitendes Haupt wird, ist die Eigensucht, worin Neid und Eifersucht wurzeln, und derselbe Geist mußte sich nun auch in allen Verhältnissen folgerichtig geltend machen. Eine Stadt trat der anderen und den Landgemeinden als abgeschlossene, selbstherrliche Republik mit ihrem

egoistischen Interesse gegenüber. Und in der Stadt selbst wieder eine Corporation, ein Glied dem andern. Hatten Fürst und Adel dem Bürgerthum in den Städten weichen müssen; hatten in dem Bürgerthum die Emporkömmlinge, die Männer der Industrie und des Handels, als die zahlreicheren die alten Geschlechter und die Grundbesitzer gestürzt; hatten dann die Großhändler, die großen Fabrikbesitzer und großen Banquiers sehen müßen, wie mit dem gleichen Rechte nun ihrer Seits die Kleinhändler, die Meister der kleinen Werkstätten und die Minderbesitzenden ihnen das Regiment entrissen, so mußten endlich die Meister von ihren Gesellen, die Minderbesitzenden von den Besitzlosen als den zahlreichsten im Namen der democratischen Gleichheit dasselbe Schicksal gewärtigen. Damit aber fanden Friede und Sicherheit, auf denen die Blüthe des Handels und der Wohlstand Aller ruhte, in steten Erschütterungen und blutigen Kämpfen ein klägliches Ende.

Ein neuerer belgischer Geschichtschreiber, de Gerlache, hat uns das damalige Walten der Democratie in seinem Vaterlande in kurzen treffenden Zügen also geschildert:

„Diese Verfassungsform ließ ihre Bürger keine Sicherheit genießen. Der Bürgerkrieg war beinahe permanent. Es war ein fortdauernder Kampf von Stadt gegen Stadt, von Zunft gegen Zunft. Bald rieb sich Gent an Brügge, bald Brügge an seinem gefreiten Lande, oder Ypern an Poperinghen, sei es nun wegen der Führung eines Kanales oder sonst einer Handelseifersucht; bald wieder fielen die Genter Weber aus Neid wegen des Arbeitslohnes in Schlachtordnung über die Walker her. Diese Arbeiterbevölkerung, die sich in den großen Städten zusammengedrängt fand, gewann viel und gab viel aus, und war darum des unruhigsten, gewaltthätigsten und ausgelassensten Geistes, stets aufgeregt von Ehrgeizigen und Partei-Intriguanten, die bald die Rechte des Volkes, bald des Fürsten vorschützten. Auf Seite des Fürsten stand meistens der Adel und die reichen

Bürger; auf der Gegenseite die Kleinbürger und Handwerker. Diese bedurften nur Anführer, um die Stadt als Herren zu beherrschen; und diese Häupter fehlten ihnen nie, obschon beinahe alle eines tragischen Todes starben. Gent hatte seine Artevelde, seinen Joh. Yoens; Löwen seinen Couterel; Lüttich seinen Henri de Dinant, seinen Dantin, seinen Raes de Heers, die sich bemühten, die Gemeinde in eine Republik zu verwandeln und den Fürsten auf Seite zu schieben, um sich selbst zu Dictatoren zu machen. Denn in der Regel sieht man, wie diese vorgeblichen Vorkämpfer der Freiheit sich bemühen, alle Gewalten des Fürsten und alle Gewalten des Volkes auf ihrem eigenen Haupte zu vereinigen. Der Krawall, die „Emeute," hat den größten Theil unserer mächtigen Städte: Lüttich, Löwen, Brügge und Gent entvölkert und zu Grunde gerichtet. Man hat diese Gattung von Republikanern des Mittelalters, die ihre Freiheiten so liebten und stets zu ihrer Vertheidigung bereit waren, mit den alten Römern vergleichen wollen. Allein diese gehorchten der Stimme ihres Senates, ihrer Feldherren, ihrer Oberpriester. Unsere berühmtesten Freistädte dagegen zerfleischten sich selbst. Handelnd nach dem Zufall, ohne Richtschnur, ohne vorbedachten Plan, und jeden Rath verachtend, ließen sie sich leicht zu den gewaltthätigsten Entschlüssen hinreißen, und so stürzten sie sich mitten in Gefahren, die sie mit ein wenig Klugheit leicht hätten vermeiden können. Sie wußten weder den Frieden zu halten, noch den Krieg zu führen. Da sie kein Geheimniß bewahren konnten, so waren sie die schlechtesten Unterhändler der Welt; ihre Gegner kannten gewöhnlich ihre Angelegenheiten besser als sie selbst. Immer bereit sich auf den Feind zuvorkommend loszustürzen, verachteten sie den klugen Rath ihrer Anführer, und ließen sie dann später ihre Niederlage grausam büßen. Waren sie siegreich, so kannte ihre Verwegenheit keine Grenzen; wurden sie besiegt, weil sie selbst Alles verschuldet hatten, dann sahen sie sich gezwungen, die härtesten und demüthigendsten Bedingungen vom Sieger anzunehmen. Und das Andenken an ihre Ausschweifungen und Insolenzen setzte sie oft der furchtbarsten Rache aus."

(Schluß folgt.)

[redacted]

XIV.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Zweiter Artikel.

Der Uebergang aus dem rein theokratischen Regimente der Richter in das Erbkönigthum ist einer der wichtigsten Wendepunkte in der politischen Entwickelungsgeschichte des hebräischen Volkes. Zuvörderst ist, vom Standpunkte der Grundidee der israelitischen Gesellschaft aus, zu bemerken: daß das Verlangen des Volkes nach einem Könige, wie ihn die andern Völker des Orients hatten, an sich schon ein Herabsinken ist von der Höhe jenes energischen Glaubensmuthes, den jede Theokratie bedarf und voraussetzt. Außerdem ist dieses Ermatten des religiösen Sinnes, diese Verminderung des gläubigen Vertrauens, welche sich in jenem Verlangen ausspricht, gerade beim Volke Israel eine Sünde wider den Geist der hebräischen Geschichte, ein in gewöhnliche Verweltlichung führendes Ablenken von der von Gott vorgezeichneten Straße, somit also ein Rückschritt der verwerflichsten Art. Dennoch läßt Gott dieses Bestreben seine Bahn gehen und seinen Zweck erreichen. Auch an diesem Beispiel zeigt sich wieder, wie in der hebräischen Geschichte, die hier wie überall ein Spiegelbild der Geschichte der Mensch-

heit ist, göttliche Fügung und menschliche Freiheit in einander greifen. Die theokratische Regierungsform ist den Juden von Gott gesetzt, das Verlangen nach dem Königthume kömmt vom Volke. Jehova aber befiehlt dem Propheten, der Stimme des Volks nachzugeben. Sein Plan wird durch der Menschen Entschlüsse nicht vereitelt. Israel kann den einen oder andern Weg wandeln; aber durch die Wahl, die es trifft, wird es sein eigner Zuchtmeister; fortan muß es auf dornigen und steilen Pfaden seine providentielle Sendung erfüllen, und seinen Mangel an Vertrauen unter der Geißel schwerer Trübsale büßen.

Die erste Veranlassung zu der hier in Rede stehenden Staatsveränderung war eine an sich gerechte Beschwerde, die nur zu dem darauf gegründeten Begehren in keinem Verhältnisse steht. Samuel der Prophet hat seine Söhne zu Gehülfen seines Richteramtes bestellt. Und seine Söhne wandelten nicht auf seinen Wegen, sondern wandten sich dem Geize zu, und nahmen Geschenke und verkehrten das Recht. Darum versammelten sich alle Aeltesten Israels, und kamen zu Samuel in Ramatha und sprachen zu ihm: Siehe! du bist alt geworden, und deine Söhne wandeln nicht auf deinen Wegen. (1. Buch Samuel Cap. 8, 3 — 5.) Hiernach wäre etwa das Verlangen: die Söhne von der Gewalt zu entfernen, die sie mißbraucht, vollkommen gerechtfertigt gewesen. Aber der Antrag geht über sein naturgemäßes Ziel hinaus. Die Aeltesten begehren: setze einen König über uns, daß er uns richte, wie auch alle Völker haben. Man fordert hiernach wegen Mißbräuchen, die in der Person untergeordneter Werkzeuge liegen, eine Umänderung der Regierungsform, und zwar eine solche, die an sich nicht nur keine Bürgschaft gegen jene Uebelstände gewährt, welche man beseitigt wünscht, sondern die, gewiß wider das eigene Interesse der Bittsteller, unter den vorhandenen Umständen, sogar die Gefahr noch größern Druckes dringend nahe legt. Und dennoch hatten

alle Aeltesten von Israel sich in parlamentarischer Berathung dieses Schlußes verglichen. Es ist, als ob die Vorsehung gleich bei dem ersten, in der Geschichte vorkommenden Beispiel von einem aus menschlicher Deliberation hervorgegangenen Verfassungsproject hätte ein Exempel statuiren, und die Autorität der öffentlichen Meinung, gleichviel ob sie auf Einsetzung oder Absetzung der Könige bringe, in bedenklichster Weise bloßstellen wollen. Samuel aber betete zu dem Herrn. Und der Herr sprach zu Samuel: „gehorche der Stimme des Volks in Allem, was sie dir sagen, denn sie haben nicht dich verworfen, sondern mich, auf daß ich nicht herrsche über sie. Wie alle ihre Werke waren, die sie gethan von dem Tage an, da ich sie herausgeführt aus Aegypten, bis auf diesen Tag, wie sie mich verließen und fremden Göttern dienten, also thun sie auch dir. So gehorche nun ihrer Stimme, aber bezeuge ihnen und verkünde ihnen das Recht des Königs, der über sie herrschen wird.“ (1. Sam. 8, 7—9.) In Gemäßheit dieses Befehls zieht der Prophet in der nun folgenden Rede alle die Folgerungen, die wirklich in dem Princip der nackten Gewalt liegen, sobald diese sich des Gegengewichts des göttlichen Rechtes entledigt hat. Mit einfachen aber nicht zu düstern Farben entwirft er seinem Volke jenes berühmte Bild eines durch keine Priestergewalt beschränkten Kriegsfürsten, den ja Israel jetzt statt des theokratischen Regiments verlangt hatte, jenes Bild, welches die absolutistische Fraction des Protestantismus im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert, kraft eines lächerlichen aber begreiflichen Mißverständnisses, für das ächt biblische Königsgesetz und den Urtypus alles monarchischen Staatsrechts zu nehmen pflegte! „Das wird das Recht des Königs seyn, der über euch herrschen wird: eure Söhne wird er nehmen, und auf seine Wagen setzen, und sie zu seinen Reitern machen, und zu Läufern vor seinen Wagen, und wird sie setzen zu seinen Hauptleuten über tausend und über hundert, und zu Ackerleuten seines Feldes, und zu Schnittern seiner Saa-

ten und zu Schmieden für seine Waffen und Wagen. Und eure Töchter wird er zu seinen Salbenmischerinnen und Köchinnen und Bäckerinnen machen. Eure Felder und Weinberge und Oelgärten, die besten, wird er nehmen und seinen Knechten geben. Aber auch eure Saaten und die Einkünfte eurer Weinberge wird er zehenten, und es seinen Verschnittenen und Knechten geben. Auch eure Knechte und Mägde und besten Jünglinge, und eure Esel wird er nehmen, und zu seinen Geschäften gebrauchen. Eure Heerden wird er zehenten, und ihr werdet seine Knechte seyn. An dem Tage werdet ihr schreien über euern König, den ihr euch erwählt habt. Aber der Herr wird euch nicht erhören an jenem Tage, weil ihr einen König verlangtet." So lauteten die Worte Samuels. Aber die Söhne Israels hatten nicht mehr und nicht minder politische Einsicht und Fernblick, als die Volksmassen von jeher besessen haben und besitzen werden bis zum Ende der Tage. Das Volk wollte der Stimme Samuels nicht gehorchen, sondern sprach: „Nein! es soll ein König über uns seyn, und auch wir wollen seyn wie alle Völker, und unser König soll uns richten, und vor uns ausziehen und unsere Kriege führen für uns." Und nochmals sprach darauf der Herr zu Samuel: „gehorche ihrer Stimme und setze einen König über sie."

Durch das Begehren nach einem irdischen Könige sollte Israel jedoch noch keineswegs völlig und für immer mit seinem Gotte brechen wollen, eben so wenig wie Jehova durch seine Gewährung des ihm mißfälligen Verlangens seinem auserwählten Volke für alle Zeiten seinen Schutz entzogen, oder sich seines Rechts begeben hatte, dem kleingläubigen und starrsinnigen Geschlechte den König zu setzen nach seinem Gefallen *). Daß demnach der erste König Israels, wie jeder

*) Das oben bezeichnete Verhältniß der Theokratie zum neuen Königthume ergibt sich am klarsten aus der Rede, welche Samuel an Israel hält, als Saul's Königthum, nach seinem ersten Siege

dere, durch Gottes Fügung bestimmt wird, versteht sich von selbst; aber in Betreff der Art und Weise, wie dieser göttliche Rathschluß den Betheiligten verkündet wird, sind zwei Momente zu unterscheiden, die mit der nöthigen Stärkung und Ausrüstung zum königlichen Amte verbundene, an Saul gerichtete Botschaft, und das Zeichen, welches Gott dem Volke gibt, daß er der Erwählte sei. Denn am Tage vor-

---

über die Philister, bei Galgala unter Friedopfern erneuert wird. Der Prophet hält hier dem Volke die Wohlthaten vor, welche Gott den Vätern seit dem Auszuge aus Aegypten erwiesen, und wie sie des Herrn ihres Gottes vergessen, und er sie in die Hände der Feinde gegeben habe, die gegen sie stritten. Als sie danach zum Herrn geschrieen und ihre Sünde bekannt hätten, habe er ihnen die Richter gesendet und aus der Hand der Feinde errettet. „Da ihr aber sahet, daß Naas, der König der Söhne Ammons, wider euch komme, sprachet ihr zu mir: Nein! sondern ein König soll über uns herrschen, da doch der Herr euer Gott über euch herrschte. Und nun da ist euer König, den ihr erwählt und verlangt habt; siehe! der Herr hat euch einen König gegeben. Wenn ihr fürchtet den Herrn und ihm dienet, und seiner Stimme gehorchet, und nicht erbittert den Mund des Herrn, so werdet ihr und der König, der über euch herrschet, dem Herrn eurem Gott folgen, wo ihr aber nicht gehorchet der Stimme des Herrn, so wird die Hand des Herrn wider euch seyn und wider eure Väter.“ Samuel bekräftigt diese Rede durch ein Wunder, welches er wirkt, damit die Söhne Israels „wissen und sehen, daß ihr euch ein großes Uebel gethan vor dem Herrn, da ihr einen König über euch verlangtet.“ Das Volk sprach darauf zu Samuel: Bete für deine Knechte zu dem Herrn, deinem Gott, auf daß wir nicht sterben, sondern wir haben zu all unsern Sünden noch das Böse hinzugethan, uns einen König zu verlangen. Samuel aber sprach zu dem Volke: fürchtet euch nicht; ihr habt zwar all dieß Böse gethan, aber weichet nur nicht hinter dem Herrn ab, sondern dienet dem Herrn aus euerm ganzen Herzen, und weichet nicht ab nach den eiteln (Götzen), die euch nichts nützen, noch euch erretten werden, weil sie eitel sind. Der Herr wird sein Volk nicht verlassen, um seines großen Namens willen, denn der Herr hat geschworen, euch zu seinem Volke zu machen.“ (1. Sam. 12.)

her, ehe Saul, der Sohn des Cis aus dem Stamme Benjamin, zu dem Propheten Samuel kömmt, um seines Vaters Eselinnen zu suchen, hatte diesem der Herr das Ohr geöffnet und ihm gesagt: Zu dieser Stunde, die nun ist, werde ich morgen einen Mann zu dir senden, vom Lande Benjamin, den sollst du zum Fürsten über mein Volk Israel salben, und er wird mein Volk erretten aus der Hand der Philister; denn ich habe mein Volk angesehen, weil ihr Geschrei ist zu mir gekommen. Und als Samuel den Saul sah, sprach der Herr zu ihm: Siehe, das ist der Mann, von dem ich dir gesagt: „dieser soll herrschen über mein Volk." (1. Sam. 12, 16—17.) Nun offenbart ihm Samuel heimlich das Wort des Herrn. Dann nimmt er ein Fläschlein Oel und gießt es über sein Haupt und spricht: siehe der Herr hat dich gesalbt über sein Erbe zum Fürsten, und du wirst sein Volk befreien aus den Händen der Feinde, die ringsum sind. Dann verkündet er ihm die Zeichen voraus, an denen der Begnadigte erkennen konnte, daß der Herr ihn zum Fürsten gesalbt. Und wenn nun, fährt er fort, alle diese Zeichen dir kommen, so thue was dir unter die Hand kommt, denn der Herr ist mit dir. Saul aber spürte alsbald die höhere Kraft, die ihm durch die Salbung geworden. Denn da er seine Schulter wandte, um von Samuel wegzugehen, gab ihm der Herr ein anderes Herz. Und alle Zeichen, die ihm der Prophet versprochen, kamen an demselben Tage. Dieß ist der erste, nicht öffentliche Theil der Königswahl. Der zweite, oder die feierliche und öffentliche Ermittelung des von Gott Bestimmten erfolgt weder durch den Propheten Samuel, noch durch die Aeltesten, noch durch eine Wahl nach der Mehrheit der Köpfe von ganz Israel, sondern in rein theokratischer Weise, unmittelbar durch das Gottesurtheil des Looses. Samuel beruft das Volk zum Herrn nach Maspha und spricht zu den Söhnen Israels: also spricht der Herr, Gott Israels. Ich habe Israel aus Aegypten geführt, und euch errettet aus der Hand der Aegyptier, und aus der Hand aller Könige, die euch

drückten. Ihr aber habt heute euren Gott verworfen, der allein euch errettete aus allen Uebeln und aus allen euren Trübsalen, und ihr habt gesagt: nein! sondern setze einen König über uns. So stellet euch nun vor den Herrn nach euren Stämmen und Geschlechtern. Und Samuel brachte herzu alle Stämme Israels, und das Loos fiel auf den Stamm Benjamin. Und er brachte herzu den Stamm Benjamin und seine Geschlechter, und es fiel auf das Geschlecht Metri, und kam bis auf Saul, den Sohn Eis. Als Saul, der sich zu Hause versteckt hatte, herbeigeholt war, überragte er alles Volk von der Schulter an aufwärts. Samuel stellte ihn dem Volke vor mit den Worten: wahrlich, da sehet ihr, den der Herr erwählet hat, denn seines Gleichen ist nicht im ganzen Volke. Da schrie alles Volk und sprach: es lebe der König!

Weit entfernt mit königlicher Pracht eine orientalische Hofhaltung zu eröffnen, oder sich eine, dem Alterthume ohnedieß unbekannte, in alle Dinge einmischende Allgewalt beizulegen, tritt Saul Anfangs lediglich in die bescheidenen Fußstapfen der Richter, seiner unmittelbaren Vorgänger. Er geht in sein Haus nach Gabaa und treibt, wie bisher, Ackerbau und Viehzucht. Auch erkennt ihn nur ein Theil des Volkes, deren Herz Gott gerührt hatte, als König an; die Belialskinder, gewiß die Majorität, verachten ihn, und bringen ihm, unangesehen daß die Volksstimme kurz vorher noch mit leidenschaftlichem Ungestüm einen weltlichen Herrscher begehrt hatte, nicht einmal die im Orient üblichen Huldigungsgeschenke. Er jedoch that, als hörte er es nicht. Aber einen Monat danach war Naas, der Ammoniterkönig, in Galaad eingefallen, und bedrohte die Einwohner von Jabes mit unmenschlicher Grausamkeit. Da eilten ihre Boten in alle Gränzen Israels, um Hülfe zu werben. Erst bei dieser Gelegenheit übt Saul den ersten Act seiner königlichen Autorität, indem er, ähnlich wie früher die Rich-

ter, als von Gott berufener oberster Heerführer auftritt. Als die Boten von Jabes auch nach Gabaa der Stadt Sauls kamen und ihre Worte vor allem Volke sprachen und alles Volk seine Stimme erhob und weinte, siehe! da kam Saul vom Felde, hinter den Ochsen her und sprach: was ist dem Volke, daß es weint? Und sie erzählten ihm die Worte der Männer von Jabes. Da gerieth der Geist des Herrn auf Saul, als er diese Worte gehört, und sein Zorn ergrimmte sehr. Und er nahm beide Ochsen, und hieb sie in Stücke und sandte sie durch die Boten in alle Gränzen Israels und sprach: wer nicht auszieht und Saul und Samuel folgt, dessen Opfer wird man also thun. Da fiel die Furcht des Herrn auf das Volk und sie zogen aus, wie ein Mann. Ihm ward der vollständigste Sieg, die Feinde wurden zerstreut, so daß ihrer nicht zween beisammen blieben. Jetzt hatte sich auch die öffentliche Meinung (vor dreitausend Jahren die nämliche, wie heute und zu allen Zeiten!) wieder geändert; denn „das Volk" sprach zu Samuel: wer ist es, der gesagt hat: Saul soll über uns herrschen? gebt heraus die Männer, daß wir sie tödten. Saul aber antwortete: Niemand soll getödtet werden an diesem Tage, denn heute hat der Herr Heil gewirkt in Israel. (Cap. 11, 12. 13.) Saul aber, der jetzt seinen königlichen Beruf bethätigt hatte, wurde nun von Samuel zu Galgala unter Darbringung von Opfern im Königthume erneuert und bestätigt, und nun ist jeder Widerspruch erloschen, und alles Volk erkennt ihn freudig an.

So bezeichnend für die Idee und die Bedeutung des hebräischen Königthums die Berufung Saul's ist, so charakteristisch ist auch die Geschichte seiner Verwerfung und seines Sturzes. Denn sein Fall, wie seine Erhebung, ist das Werk des Allerhöchsten. Zwei Thatsachen sind es, welche die heilige Geschichte als Gründe anführt, warum der Herr seinem Gesalbten die Gnade wieder entzogen und das Reich genom-

men hät. Die erste dieser Ursachen erscheint dem menschlichen Ermessen fast geringfügig. Schon als Samuel dem Saul die Erwählung zum Königthume ankündigte, hatte er ihm befohlen: geh' vor mir hinab nach Galgala (denn ich will zu dir hinabkommen), daß du Brandopfer bringest und Friedopfer schlachtest; sieben Tage warte, bis ich zu dir komme, und dir sage, was du thun sollst. (1. Sam. 10, 8.) Nun hatte Saul sich im zweiten Jahre seiner Regierung, unmittelbar vor einem beginnenden Kriege mit den Philistern, zu Galgala gelagert. Und er wartete sieben Tage nach Samuels Willen, aber Samuel kam nicht nach Galgala und das Volk verlief sich von ihm weg. Da opferte Saul (noch am siebenten Tage), und als er das Brandopfer zu bringen vollendet hatte, siehe da kam Samuel, und Saul ging ihm entgegen, ihn zu grüßen. Und Samuel sprach zu ihm: was hast du gethan? Saul antwortete: weil ich sah, daß das Volk sich von mir weg verlief, und du nicht kamst an den bestimmten Tagen, auch die Philister sich versammelt in Machmas, sprach ich: nun kommen herab die Philister zu mir gen Galgala, und ich habe das Angesicht des Herrn noch nicht gesühnt. Da brachte ich, durch die Noth gedrungen, das Brandopfer. Und Samuel sprach zu Saul: du hast thöricht gethan und die Gebote des Herrn deines Gottes nicht gehalten, die er dir geboten. Hättest du das nicht gethan, so hätte der Herr dein Königthum bereitet über Israel jetzt schon ewiglich. Aber dein Königthum wird fürderhin nimmer auferstehen. Der Herr hat sich einen Mann nach seinem Herzen gesucht, und der Herr hat ihm geboten, Fürst zu seyn über sein Volk, weil du nicht gehalten, was der Herr geboten hat. (1. Sam. 13, 8—14.)

Lag die Sünde Saul's vorzugsweise in seiner Ungeduld? oder in der hoffärtigen Geringschätzung der Anordnung des Propheten, den er vor Allen doch als Boten Gottes hätte kennen müssen? oder war es die unzeitige Rücksicht auf Po-

pularität und Volksmeinung — („weil ich sah, daß sich das Volk von mir verlief") — welche den Zorn Gottes reizte? Auf alle diese Fragen hat die Geschichte keine Antwort, und die heilige Schrift gibt keine psychologische Entwickelung über den Zusammenhang der äußern Handlungsweise des Königs, mit der innern Richtung seines Willens und Gemüths. Aber Gottes Urtheil ist nicht wie der Menschen Gedanken, und die Ausleger sagen: Gott habe deßhalb an dem ersten Könige Israels einen scheinbar unbedeutenden Ungehorsam mit der Verstoßung vom königlichen Stuhle gestraft, damit die Fürsten und Gewaltigen dieser Welt lernen möchten, was sie für viel schwerere Sünden zu gewärtigen hätten, wenn Gott nicht Gnade vor Recht ergehen ließe.

Der zweite Fall, wo Saul durch seinen Ungehorsam sich schwer an Jehova versündigt, ist sein Benehmen nach seinem glänzenden Siege über die Amalekiter, deren Vernichtung Moses schon vor vierhundert Jahren gebroht und im Namen des Herrn geweissagt hatte. Er fängt Agag, den König derselben, und wider Gottes ausdrückliches Gebot läßt er ihn leben, obwohl er das geringere Volk mit der Schärfe des Schwertes vertilgt. Außerdem schont er der besten Heerden und Kleider und Alles dessen, was schön ist, und will es nicht verderben, wie es ihm geheißen war. Aber was schlecht war und verächtlich, das ward vertilgt. Da geschah das Wort des Herrn zu Samuel: Es reut mich, daß ich Saul zum Könige gesetzt, denn er hat mich verlassen, und meine Worte im Werke nicht erfüllt. Traurig macht Samuel sich noch in der Nacht auf, um frühe zu Saul zu gehen. Da wird ihm unterwegs berichtet, daß Saul nach Carmel gekommen und sich einen Siegesbogen aufgerichtet hatte. Er findet ihn zu Galgala beschäftigt, ein Brandopfer von den Erstlingen des Raubes zu opfern, den er den Amalekitern genommen hat. — Auf seine Vorhaltungen, daß er den Befehl Gottes, seines Herrn übertreten, antwortet ihm

Saul mit einer Entschuldigung, die vom theokratischen Standpunkte aus betrachtet, seine Sünde nur erschweren kann. Das Volk schonte der besten Schafe und Rinder; das Volk hat Schafe und Rinder von dem Raube genommen, um sie zu opfern dem Herrn ihrem Gott in Galgala. Und Samuel sprach: will etwa der Herr Brandopfer und Schlachtopfer und nicht vielmehr, daß man gehorche der Stimme des Herrn? Denn Gehorsam ist besser als Opfer, und Aufmerken mehr, als das Fett der Widder opfern, denn widerspenstig seyn, ist wie die Sünde der Wahrsagerei und nicht gehorchen wollen, wie das Laster der Abgötterei: Darum also, weil du das Wort des Herrn verworfen, so hat dich auch der Herr verworfen, daß du nicht König seiest. Da endlich gesteht Saul den wahren Grund seines Ungehorsams und offenbart dem Propheten die geheime Neigung seines Herzens, die Jeden, der ihr fröhnt, unfähig macht, ein König nach dem Herzen Gottes zu seyn. Es ist nicht die Furcht des Herrn, die ihn beherrscht, sondern die Sucht dem Volke zu gefallen. Er spricht zu Samuel: ich habe gesündigt, weil ich des Herrn Rede und deine Worte übertreten! ich fürchtete das Volk und gehorchte ihrer Stimme. Aber nun bitte ich, nimm hinweg meine Sünde, und kehre mit mir zurück, daß ich den Herrn anbete. — Aber keine menschliche und keine göttliche Macht konnte seine Uebertretung sühnen und sein Königthum retten, so lange er selbst weder den Willen noch die Kraft hatte, die Popularitätssucht, die ihn zu dieser einzelnen Sünde verleitet, mit der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Darum sprach Samuel zu Saul: ich will nicht mit dir zurückkehren. Weil du verworfen das Wort des Herrn, so hat dich der Herr auch verworfen, daß du nicht König seist über Israel. Und Samuel wandte sich zu gehen; er aber ergriff den Zipfel seines Mantels, und dieser riß. Da sprach Samuel zu ihm: der Herr hat heute das Reich Israels von dir gerissen und deinem Nächsten gegeben, der besser ist als du. Saul's weitere Bitte ist ganz seinem

oben geschilderten Charakter gemäß; das Urtheil Gottes kümmert ihn weniger, aber es beunruhigt ihn, daß das Volk seinen Bruch mit dem allgemein verehrten Propheten übel vermerken werde. Und er sprach: ich habe gesündigt; aber ehre mich nun vor den Aeltesten meines Volkes und vor Israel, und kehre zurück mit mir, daß ich den Herrn deinen Gott anbete. Samuel, der durch Verminderung der Volksbeliebtheit des Königs von seiner Seite nichts dazu beitragen will, daß die Gerichte Gottes an Saul in Erfüllung gehen, willfahrt ihm. Dann aber geht er gen Ramatha, Saul aber zieht hinauf gen Gabaa in sein Haus. Und Samuel sah den Saul nicht mehr bis zum Tage seines Todes, aber doch weinte Samuel um Saul, weil es den Herrn reuete, daß er ihn zum König gesetzt über Israel. (1. Sam. Cap. 15.)

Indem wir die nun folgende Geschichte des Sturzes Sauls und der Erhebung Davids und seines Hauses als allgemein bekannt voraussetzen, begnügen wir uns auf folgende, für die Erkenntniß der Grundprincipien der hebräischen Gesellschaft wichtige Momente aufmerksam zu machen. Samuel, der doch die Einsetzung und Erwählung Saul's vermittelte und leitete, und deßhalb, nachdem er den Rathschluß Gottes vernommen, am ersten berechtigt scheinen könnte, dessen Absetzung auszusprechen, Samuel thut schlechterdings nichts, was diese Verwerfung vorbereiten oder herbeiführen mochte. Am wenigsten ruft er das Volk auf: dem Herrscher den Gehorsam zu verweigern, der freilich die Bedingung, unter der er regierte, den Gehorsam gegen das Gesetz Gottes gebrochen. Die Vollstreckung des göttlichen Urtheils bleibt lediglich der göttlichen Fügung überlassen. Nur mittelbar und in so fern als der von Gott erwählte neue König zu seinem Berufe gestärkt werden soll, greift Samuel in den Gang der Begebenheiten ein. Auf Jehova's Geheiß und Offenbarung salbt er David, den ihm von Gott bezeichneten Sohn Isai's,

mitten unter seinen Brüdern aus seinem Oelhorne, ohne das Werk, zu welchem er berufen worden, näher zu bezeichnen. Auch hier ist wieder, wie bei Saul, an einen irdischen Stoff (das Oel) und einen materiellen Act, die auf Gottes Geheiß verrichtete Salbung, eine überirdische Wirkung geknüpft, damit es den Menschen klar werde, daß Niemand ohne die Gnade Gottes das Volk des Herrn regieren könne zu dessen Wohlgefallen. Und der Geist des Herrn gerieth über David von demselben Tage an und hinfort; aber zugleich wich der Geist des Herrn von Saul, und es plagte ihn ein böser Geist, dem Gott Gewalt über ihn gelassen hatte. Im Uebrigen ist es allein die, von der Vorsehung geordnete Verkettung der Umstände, durch welche Saul seiner Herrschaft beraubt, David, aus einem Jünglinge, der seines Vaters Heerden hütet, zuerst ein hochgepriesener und gefeierter Held und Retter seines Volkes, dann des Königs Schwiegersohn und endlich König in Israel wird. Saul selbst muß durch seine ungerechte Verfolgung Davids die Geschicke herbeiführen und beschleunigen, die er abwenden will. Er selbst ist es, der ohne den Erfolg seines Beginnens zu kennen, den Sohn Isai's zu sich beruft, daß er durch sein Citherspiel den bösen Geist banne, der den König plagt. Er ist es auch wieder, der ihm ungerechterweise nach dem Leben trachtet und ihn verjagt. David flieht an abgelegene Orte, um sich der Todesgefahr zu entziehen. Und es sammeln sich zu ihm Alle, die in Nöthen waren, und die von Schulden gedrückt und bekümmerten Herzens waren, und er ward ihr Oberster und es hielten sich zu ihm bei vierhundert Mann. (1. Sam. 22, 2.) Aber dieß Häuflein ist keine rebellische Freischaar, mit welcher etwa David den König bekriegt. Fortwährend erkennt er Saul als seinen rechtmäßigen Herrn an. Er kämpft nicht gegen ihn, sondern gegen die benachbarten Feinde Israels, die Gott auszurotten geboten, deren Vieh er wegtreibt und die er mit großen Niederlagen schlägt. (1. Sam. 23, 5)

Auf den Tod verfolgt, schont er das Leben seines Königs, den die wunderbare Fügung Gottes mehr als ein Mal in seine Hand gibt. Ich strecke, sagt er, meine Hand nicht aus wider meinen Herrn, weil er der Gesalbte des Herrn ist. Und ein anderes Mal zu Abisai: Tödte ihn nicht! denn wer streckt seine Hand nach dem Gesalbten des Herrn aus, und bleibt ohne Schuld? (1. Sam. 24, 11. 26, 9.) Saul unterliegt auch nicht ihm, sondern im Kampfe mit den auswärtigen Feinden schwer verwundet, stürzt er sich in sein eignes Schwert. (31, 1. 4.) David aber ehrt das Gott geweihte Königthum auch an seinem erklärten Feinde, und läßt den Jüngling hinrichten, der ihm die Todeskunde bringt und, vermuthlich weil er eine Belohnung erwartete, sich fälschlich rühmt, den Gesalbten des Herrn ermordet zu haben. (2. Sam. 1, 6—15.)

Nach Saul's Tode tritt eine Spaltung in Israel ein. Die Männer von Juda, dem Stamme Davids, erkennen in diesem, den von Gott gesetzten König. Sie kommen zu ihm und salben ihn zum Zeichen ihrer Unterwerfung und Huldigung, daß er herrsche über das Haus Juda. Abner dagegen, der Heerführer Saul's, nimmt Isboseth den Sohn Saul's, und führt ihn herum im Lager und macht ihn zum zum Könige über das übrige Reich von Israel. Sieben Jahre und sechs Monate dauerte dieser Erbfolgekrieg, während dessen David wuchs und durch allmählige Unterwerfung Einzelner aus allen Stämmen, die zu ihm übertraten, immer stärker wurde (1. Chron. 12, 22 u. ff.), während das Haus Saul's täglich abnahm. Endlich wird Isboseth von den Anführern seiner Trabanten ermordet. Nun kamen alle Stämme Israels zu David nach Hebron und sprachen: siehe wir sind dein Gebein und dein Fleisch. Und auch gestern und ehegestern, da Saul unser König war, hast du Israel ausgeführt und eingeführt, d. h. du hast thatsächlich den Oberbefehl über das Volk Gottes geübt, noch ehe Dir derselbe dem

Rechte nach zugefallen war. Der Hauptgrund seiner Erhebung aber liegt in der, durch Samuel den Propheten verkündigten göttlichen Erwählung. Darum setzen die Männer von Israel hinzu: der Herr hat zu dir gesagt: du sollst mein Volk Israel weiden, und du sollst Fürst seyn über Israel. Auch kamen die natürlichen und gebornen Vertreter des Volks, die Stammesältesten, zu dem Könige nach Hebron, und der König David schloß mit ihnen einen Bund zu Hebron vor dem Herrn; sie versprachen ihm Gehorsam, er die Beobachtung jenes Gesetzes, welches Moses dem künftigen Könige zur Richtschnur gegeben. (5. Mos. 17, 14.) Und so salbten sie ihn zum Könige über ganz Israel.

David wird der Gründer einer Dynastie, die bis zum Untergange von Juda das Scepter dieses Reiches behält; eine Fügung der göttlichen Gnade, die wiederum, wie Samuel im Anfange ihn selbst berufen, durch den Propheten Nathan ihm verkündigt und zugesichert wird. Trotz aller menschlichen Schwächen und schweren Sünden, in die er verfällt, bleibt dennoch die Ehre des höhern Herrn und die Treue gegen dessen Gebot das Hauptziel seines Lebens, und er sühnt seine Missethaten durch aufrichtige und heiße Reuethränen. Darum weicht auch, trotz aller schweren Prüfungen und wohlverdienten Strafen, die Gnade Gottes nicht von ihm, so lang er lebt. In einer Reihe glücklicher Kriege, in denen er die Philister, Moabiter, Edomiter, Syrer und Ammoniter besiegt, und alle seine Nachbarn sich unterwirft, erweitert er sein Reich nach Osten und Westen bis an den Euphrat und das Mittelmeer, gegen Norden bis zum Reiche Damaskus und im Süden bis zu den Gränzen Arabiens. Auch durch seine inneren Einrichtungen befestigte er die Ordnung und Macht des hebräischen Staats. Neben den Stammes- und Familienhäuptern hatte er zwölf kriegerische Befehlshaber, jeden über 24,000 Mann, und unter ihnen Oberste über tausend und hundert eingesetzt, welche mit den ihnen zuge-

wiesenen Schaaren wechselsweise jeder einen Monat lang dem Könige dienten. Dreißig seiner tapfersten Helden bildeten eine Art Ritterorden. (2. Sam. 23, 8 u. ff. 1. Chron. 11, 11 u. ff.) Auch über seine Schätze und Vorräthe aller Art und über die verschiedenen Zweige seiner Einkünfte, über die Feldarbeit, die Ackerleute, die Weingärtner, die Weinkeller, die Oelgärten und Feigenbäume, die Oelbehältnisse, die Rinder, die in verschiedenen Gegenden weideten, die Kameele, die Esel und Schaafe hatte David Fürsten und Oberste gesetzt. (1. Chron. Cap. 27.) Zudem hatte er einen Kanzler, einen Schreiber und mehrere Räthe. Auch werden zwei Hohepriester genannt; der eine, Sadoc, den Saul eingesetzt hatte, nachdem auf seinen Befehl fünfundachtzig Männer aus dem Geschlechte Aarons ermordet waren (1. Sam. 22, 18), und Abiathar, der Sohn Abimelechs des Hohenpriesters, der diesem Blutbade entronnen und zu David geflohen war. Beide ließ David in ihrer Würde bestehen; Jener diente zu Jerusalem, dieser zu Gabaon. Außerdem theilte der König die Priester in vierundzwanzig Ordnungen, und stellte die verschiedenen Abtheilungen der Leviten unter ihren Befehl, die Sängerordnungen, die Tempelwächter, die Hüter der Schätze und die Richter der Städte. (1. Chron. Cap. 23—26.)

XV.

Der Tod des heiligen Thomas Becket.

Das Martyrium des heil. Thomas von Canterbury ragt vor vielen andern durch den besondern Heldenmuth hervor, mit welchem der heilige Blutzeuge sein Leben Gott zum Opfer gebracht hat. An diesem Martyrium war einem getreuen Cleriker, dem Magister Edward Grim, ebenfalls ein kleiner Antheil beschieden. Während alle Andern ihren Erzbischof verlassen hatten, war dieser bei ihm geblieben; ja mehr als das: selbst wehrlos, wollte er den ersten Streich, der auf das Haupt Beckets geführt wurde, mit seinem Arme auffangen; allein vergeblich, ihm wurde das ganze untere Armgelenk bis zum Ellenbogen abgehauen. Von diesem sehr zuverlässigen Augenzeugen besitzen wir nun eine erst vor Kurzem zum ersten Male vollständig herausgegebene Biographie des Heiligen, und namentlich eine ergreifende Beschreibung der grausenhaften Mordscene, die sich an geweihter Stätte, in der Kathedrale von Canterbury, zwischen den Altären der heiligen Jungfrau und des heiligen Benedict, zugetragen hat. Außer dieser Biographie bietet uns die neuerdings zu Oxford erschienene Ausgabe der Werke des heiligen Thomas manches interessante, bisher noch nicht benützte Material. Bei der Zusammenstellung desselben, so weit es jenes schreckliche und dennoch für die Freiheit der Kirche höchst wohlthätig wirkende Ereigniß betrifft, setzen wir dessen entfernter liegende Ursachen als bekannt voraus und begnügen uns damit, nur diejenigen

Umstände hervorzuheben, welche der Bluthat unmittelbar vorausgingen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das feindselige Verhältniß, in welches Heinrich II. *) zu Thomas Becket sich gestellt hatte, weder so lange gedauert, noch einen so gefahrvollen Charakter angenommen haben würde, wenn nicht die Diener der Kirche selbst das Ihrige dazu beigetragen hätten. Wie Heinrich nachmals sich bloß aus dem Grunde mit dem Erzbischof aussöhnte, weil der Papst mit dem Interdicte drohte, so hätte er gleich am Anfange des Streites nachgegeben, wäre ihm nicht der Bischof Arnulf von Lisieux mit dem teuflischen Rathe zu Hülfe gekommen, er müsse suchen, Zwietracht unter die englischen Bischöfe zu bringen, und einige derselben von Thomas Becket abwendig zu machen. Dieß gelang und es waren deren vorzüglich drei, der Erzbischof Roger von York, und die Bischöfe Gilbert Folioth von London und Joscelin von Salisbury, welche der König auf seine Seite hinüberzog; unvermerkt wurde er aber ihr Werkzeug, welches vor allen Roger zu seinen ehrsüchtigen Plänen zu benützen verstand. An Hoffahrt kam Gilbert diesem völlig gleich, und wollte der Eine den Primat von Canterbury nicht anerkennen, so schmeichelte der Andere sich mit der Hoffnung, es werde ihm gelingen, für seinen Bischofssitz die Metropolitanwürde zu erwerben; dennoch stand Gilbert an Bildung und wohl auch an Gemüth weit über dem Erzbischof von York, viel unbedeutender als sie, war Joscelin, der eben von ihnen zum Ungehorsam verleitet worden war.

Wie wenig Ernst es dem Könige mit der Versöhnung war, welche er formell mit Thomas Becket am 22. Juli 1170 zu Freitville in der Tourraine einging, erhellt schon daraus, daß er an dem nämlichen Tage geschworen hatte, er würde

*) In Betreff König Heinrichs II. verweisen wir auf Bd. 24. S. 689 u. ff. dieser Zeitschrift.

ihm nie den Friedenskuß geben. Sorgfältig wußte er es zu vermeiden, ihn in dieser Weise zu begrüßen, und zerstörte auch die Hoffnung des Erzbischofs, ihn, in der Messe, die er vor dem Könige las, zu küssen durch die List, daß er bestimmte, das heilige Opfer solle für die Verstorbenen dargebracht werden, wobei eben die Pax nicht gegeben wird. Thomas Becket konnte sich also über die innerlich feindselige Gesinnung des Königs wider ihn nicht täuschen, und es wurde ihm dieß mit jedem Tage klarer, da Heinrich keine der Zusagen, die er bei Gelegenheit der Aussöhnung gemacht hatte, erfüllte. Am wenigsten waren aber mit dieser die genannten Bischöfe zufrieden, deren Interesse um so mehr mit dem des Königs sich vereinigte, als sie sich eines neuen Eingriffes in die Primatialrechte von Canterbury dadurch schuldig gemacht hatten, daß sie Heinrichs ältesten Sohn gleichen Namens zum Könige gekrönt hatten; sie waren es nun auch, welche stets hindernd zwischen Heinrich und Becket traten, und den König in seiner feindseligen Stimmung zu erhalten wußten. Dadurch erhielten aber alle Gegner des Erzbischofs neuen Muth, namentlich jene Schaar augendienerischer Geistlicher, unter denen besonders Gaufried Riedel, der Archidiacon von Canterbury, und Johann von Oxford eine große Rolle spielten; das Gleiche gilt von jenen königlichen Beamten, die in dem langen Conflicte mit der Kirche die Werkzeuge der Willkühr ihres Gebieters geworden, und zum Theil mit der Excommunication belegt waren, so wie von jenen Clerikern und Rittern, welche die Gelegenheit benützt hatten, um die verwaiste Kirche von Canterbury ihrer Besitzungen zu berauben. Allen diesen war die Rückkehr Becket's nach England nicht genehm, um so mehr, da man erfuhr, der Papst habe die drei Bischöfe suspendirt oder excommunicirt und die betreffenden Urkunden jenem zur Publication übergeben. Heinrich konnte aber, wollte er nicht mit dem Papste brechen, die Rückkehr Becket's jetzt nicht mehr hindern, und wenn er ihm auch nicht das anfänglich zugesagte Reisegeld gab, so sandte

er ihm doch jenen Johann von Oxford als Begleiter, damit derselbe in England im Namen des Königs verkünde, der Primas sei in den Frieden des Reiches aufgenommen.

So begab sich denn Thomas Becket, nachdem ihm der Erzbischof von Rouen das Reisegeld geborgt hatte, auf den Weg und erreichte die Flandrische Küste bei Whitsand, in der Absicht, von da nach Dover überzusetzen; mit ihm waren mehrere seiner Cleriker gekommen, welche das siebenjährige Exil mit ihm getheilt hatten. Er zögerte, das bereits segelfertige Schiff zu besteigen. Voll Sehnsucht riefen jene bei dem Anblicke der vaterländischen Küste aus: „Herr, schon sehen wir England, schon schwellen die Segel vieler Schiffe, die hinüberfahren; warum besteigst du nicht das Schiff? Sind wir etwa wie Moyses ausgezogen, der das Land der Verheißung sah, aber nicht erreichte?" „Was eilet Ihr", erwiderte er im Gefühle der Dinge, die ihn erwarteten, „kaum vierzig Tage werden vergehen und Ihr werdet wünschen, lieber irgendwo anders, als in England zu seyn."

Die Ursache der Zögerung war folgende: In England waren unterdessen Becket's Feinde in voller Geschäftigkeit und Rührigkeit gewesen, und die drei Bischöfe hatten sich, in Begleitung mehrerer königlichen Beamten, namentlich des Scheriffs Gervais de Cornhill und des Reginald de Warenne nebst vielen Rittern nach Dover begeben, nicht um hier den Erzbischof ehrenvoll zu empfangen, sondern um sich bei der Landung seiner Papiere zu bemächtigen. Davon hatte Becket Kunde erhalten und änderte deßhalb seinen Reiseplan; eiligst aber sendete er einen Boten nach Dover ab, welcher Roger die Excommunications-, den beiden andern Bischöfen die Suspensionsacte öffentlich überreichte. Es begreift sich, daß dadurch die Aufregung noch mehr zunahm und es scheint, als ob Becket auf die Nachricht einen Augenblick geschwankt habe, ob er nach England hinüber gehen solle oder nicht; auch warnten die Schiffer. Becket berieth sich mit Einigen seiner Getreuen, namentlich mit dem wackern Herbert de

Bosham, welcher nachmals in einem umfangreichen Werke, seines Erzbischofes Leben und Thaten beschrieben hat. Er, ein derber, aber edler und muthiger Mann, gab entschieden den Rath: jetzt könne man nicht mehr zurück, man müsse vorwärts. Becket nahm ihn an und sprach zu einem andern Gefährten, der von der Reise abrieth: „Gewiß, Günther, sehe ich das Land und werde es mit Gottes Hülfe betreten, aber noch gewisser weiß ich es, daß mir dort das Leiden bevorsteht.“ Hierauf bestieg er das Schiff und gab den Befehl, nach dem auf einem Lehen der Kirche von Canterbury belegenen Hafen von Sandwich zu steuern; im Angesicht desselben wurde das erzbischöfliche Kreuz auf dem Schiffe aufgerichtet, und kaum hatten die Bewohner der Umgegend das Zeichen ihres Oberhirten erblickt, als sie schaarenweise hinzuströmten, um ihn zu begrüßen und den Segen von ihm zu empfangen; die Einen warfen sich zu Boden, die Andern weinten vor Freuden, Alle aber riefen sie wie aus Einem Munde: „Gesegnet der da kommt im Namen des Herrn, der Vater der Waisen und der Richter der Wittwen!“

Eiligst hatten sich aber auch jene Beamten mit ihren Schaaren aufgemacht; ihnen hatten sich der Ritter Randulf de Broc beigesellt, der zu einer in der Nähe von Canterbury ansässigen Familie gehörte, welche seit längerer Zeit ihre besondere Ehre darin zu setzen schien, ihrer erzbischöflichen Kirche allen möglichen Schimpf und Unfug, ja bisweilen den plumpsten Schabernack anzuthun. Dagegen hatte sich Gaufried Riedel, der Archidiaconus (wegen seines Verrathes an seinem Erzbischof, da er vorzüglich das Ohr des Königs hatte, auch Archidiabolus genannt), eben so schnell aus Kent fortbegeben; alsbald segelte er von einem andern Punkte der englischen Küste nach der Normandie zu Heinrich II.

Der Sheriff und seine Genossen verhehlten keinen Augenblick die feindselige Absicht, in welcher sie, vollständig gewaffnet, gekommen waren. Indessen der dem Erzbischofe von Heinrich mitgegebene Begleiter erfüllte doch wenigstens in so weit seine

Pflicht, als er erklärte, jener kehre mit des Königs Erlaubniß nach England zurück. Hierauf betrat Becket — es war am 1. December 1170, an einem Dienstage — den vaterländischen Boden. Waren die königlichen Beamten für eine kurze Weile in ihrem Betragen etwas bescheidener geworden, so traten sie doch bald wiederum mit einer neuen Chikane hervor. Der Erzbischof, hieß es, bringe fremde Cleriker mit sich, diese dürfe man nicht einlassen, bevor sie nicht dem Könige einen völlig unbedingten Eid der Treue gegen Jedermann, den Papst nicht ausgeschlossen, geleistet hätten. Der ganze Handel bezog sich auf einen einzigen Geistlichen, den Archidiacon Simon von Sens; dieser, Becket's Wohlthäter in seiner Verbannung, hatte sich an ihn angeschlossen, um einige Freunde in England zu besuchen. Abgesehen von der gänzlichen Unzulässigkeit eines solchen Eides, den man gar bald auch auf den übrigen Clerus ausgedehnt haben würde, wies Becket die Anmaßung des Sheriffs mit dem Bemerken zurück: der Erzbischof von Canterbury führe keine Leute mit sich, die etwa kämen, um die Schwächen des Landes auszuspähen. Auch mochte die große Volksmasse, welche mit Freuden ihren Hirten bewillkommnete, es nicht rathsam erscheinen lassen, noch länger auf jenem unbescheidenen Begehren zu beharren. Sie standen davon ab, forderten nun aber dafür, Becket solle die Suspension und Excommunication der Bischöfe aufheben; er vertröstete sie auf morgen, bis dahin wolle er die Sache noch in Erwägung ziehen.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages begab sich Becket auf den Weg nach dem sechs englische Meilen entfernten Canterbury; seine Reise glich einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, überall führten die Pfarrer ihre Gemeinden, unter Glockengeläut und Gesang, dem Erzbischof entgegen; es war Ein Jubel, Eine Freude; man streute ihm Blumen auf den Weg, breitete Kleider vor ihm aus. Das Gedränge war so groß, daß für die kurze

Wegstrecke fast der ganze Tag gebraucht wurde. Wie festlich war aber erst Canterbury und die Kathedrale geschmückt. Blumen, Guirlanden, Teppiche und Tapeten, kurz Alles, was die treue Anhänglichkeit und Liebe des Clerus und des Volkes zum Schmucke der Straßen und der Kirche hatte herbeischaffen können, war für den festlichen Empfang bereitet. Aber mit welchem verklärten Antlitz trat der Erzbischof in seine Kathedrale ein! ganz unbeschreiblich sei es gewesen, versichern Augenzeugen, wie sein feuriges Herz sich in seinen edlen Gesichtszügen abgespiegelt habe. In der Kirche war der Clerus versammelt; aus Aller Augen strömten die Freudenthränen, als der Erzbischof jeden Einzelnen mit dem zärtlichsten Bruderkuß am Hochaltare umarmte.

Aber die Freude war nur kurz, sie wich schon am folgenden Morgen den ernstesten Sorgen. In welchem verwahrlosten Zustande traf Becket seine Kirche an! Sieben Jahre hindurch war sie im Auftrage des Königs durch jenen verworfenen Randulf de Broc verwaltet, oder vielmehr geplündert worden; ja selbst die Einkünfte, welche seit dem bereits abgeschlossenen Versöhnungsacte flüßig geworden waren, hatte Heinrich, ganz im Widerspruche mit dem von ihm gegebenen Versprechen, sich abliefern lassen. Vieles war ganz verschleudert, die Rückgabe der Güter, welche Randulfs freigebige Hand verliehen hatte, wurde verweigert; wie mußte die Disciplin gesunken seyn, da unter diesen kirchenräuberischen Besitzern sich auch Geistliche von Canterbury selbst befanden.

Bald stellten sich auch die königlichen Beamten bei dem Erzbischofe ein; mit ihnen einige von den drei Bischöfen abgesendete Cleriker; sie kamen, um sich Antwort auf ihr Begehren wegen Aufhebung der über diese verhängten Kirchenstrafen zu holen. Becket erklärte ihnen einfach, es stünde nicht in seiner Macht, durchaus unbedingt die Absolution vorzunehmen, denn nicht er, sondern der Papst sei es, welcher die Strafe ausgesprochen habe; indessen glaube er, im Vertrauen auf die Milde

des heiligen Vaters, so weit gehen zu dürfen, daß er die Bischöfe unter der Bedingung absolvirte, daß sie sich eidlich verpflichteten, sich dem Urtheile der Kirche zu unterwerfen. Mit diesem Bescheide höchlich unzufrieden, gingen die Boten von dannen, mehr aber als alle Andern lärmte Randulf. Als Gilbert Folioth und Joscelin diese Antwort Becket's erhielten, gingen sie wirklich einen Augenblick in sich; sie waren bereit, den Eid zu leisten und auf diese Weise einen wahren Frieden herzustellen. Allein Niemand hatte von einer solchen Wendung der Dinge mehr zu fürchten, als der Erzbischof Roger von York; ihm also kam es darauf an, solche Regungen des Gewissens zu beschwichtigen. Leider gelang es ihm vollständig; prahlend mit seinen Schätzen, mit denen er auch die päpstliche Curie in seiner Hand habe, anfachend den Stolz der Bischöfe, der sie von der Demüthigung zurückhielt, brachte er es sehr bald dahin, daß sie sich entschlossen, die eidliche Caution nicht zu leisten, dem Urtheile der Kirche sich nicht zu unterwerfen, sondern zum Könige zu reisen, an ihn ihre Sache zu bringen, und ihn von Neuem gegen Becket aufzuregen. — Alsbald schifften sich die drei Bischöfe ein; sie langten kurz vor Weihnachten beim Könige in Bayeux an und trugen nun, vorzüglich durch den Mund Rogers, die ganze Angelegenheit in folgender Weise vor: sie seien es, die für ihn leiden müßten, denn weil sie den jungen Heinrich gekrönt hätten, deßhalb habe Becket ihre Suspension und Excommunication beim Papste ausgewirkt, und wolle jetzt diese gegen sie geltend machen; offenbar aber wolle er noch weiter gehen: er habe im Sinne, den jungen König wiederum seiner Krone zu berauben. Es begreift sich leicht, daß solche Reden in dem arglistigen und eifersüchtigen Herzen Heinrichs, der die Demüthigung, vom Papste zur Aussöhnung genöthigt worden zu seyn, auch nicht verschmerzen konnte, großen Anklang finden mußten. Er wurde dadurch zum glühendsten Zorn gegen Becket gereizt, und in dieser Stimmung beklagte er sich wiederholentlich, in Gegenwart

seines ganzen Hofes, über den Erzbischof von Canterbury als seinen Feind. Ja dieser Zorn, von den Bischöfen geschürt, steigerte sich dahin, daß er denen, welche er, wie er sagte, an seinem Hofe erzogen und mit so vielen Wohlthaten überhäuft habe, wegen ihrer Feigheit fluchte, daß sie es duldeten, wie er von einem ganz gemeinen Priester so schimpflich behandelt werde. Solche Worte stieß er öfters aus, so daß einige Ritter aus seinem Gefolge, die ihrer Geburt nach zu den edleren Geschlechtern gehörten, hierin für sich einen Wink fanden, den auch ihnen persönlich verhaßten Erzbischof von Canterbury, gleichsam im Auftrage des Königs, aus dem Wege zu räumen. Es waren dieß: Reginald, der Sohn des Ursus, Hugo de Moreville, Wilhelm de Tracy und Richard Brito. Was ihre Persönlichkeit anbetrifft, so war Reginald, Lehnsmann der Kirche von Canterbury, ein Mensch, der vor keinem Verbrechen zurückschauderte; jenen Hugo hatte vorzüglich seine Frau, gleich der des Potifar, berühmt gemacht, indem sie einen jungen Mann, Namens Lithulf, dem sie vergeblich nachstellte, veranlaßt hatte, vor ihr seine Fechterkunst zu zeigen, worauf sie ihrem vorübergehenden Gatten zurief, er möge sich in Acht nehmen, Lithulf trachte ihm nach dem Leben *); in Folge dessen wurde der unschuldige Jüngling hingerichtet. Wilhelm de Tracy war ein gewaltig kräftiger und tapferer Degen, aber von so schlechtem Lebenswandel, daß er „durch seine Laster es verdiente, bis zum Verwandtenmorde oder irgend einer andern Schandthat herabzukommen;“ nicht besser als er war Richard der Britte. Diese vier also verschwuren sich mit einander zum Tode Becket's; sie machten sich heimlich vom Hofe des Königs fort, und wurden in ihrem diabolischen Unternehmen von dem bösen Feinde so begünstigt, daß, obschon sie in verschiedenen Häfen sich einschifften, und auf verschiedenen Punk-

*) Ihre Worte waren in altenglischer Sprache: **Hawe of Morevile, war, war, war, Lithulf haveth his swerd ydrawen.**

ten landeten, sie doch zur festgesetzten Stunde an dem verabredeten Orte alle vier zu gleicher Zeit eintrafen.

Ehe wir jedoch die vier Ritter auf dem Wege zu dem von ihnen ausersehenen Schlachtopfer verfolgen, möge noch ein Blick auf die Ereignisse geworfen werden, die sich unterdessen in England zugetragen hatten. Heinrichs wahre Stimmung gegen Becket war hier Niemanden ein Geheimniß; obschon der junge König diesem früher nicht abgeneigt war, so gelang es seiner Umgebung, bei welcher neben der Bosheit nur die Gesinnung gemeiner Hofschranzen herrschend war, ihn gegen denselben einzunehmen, da man nur zu gut wußte, daß man dadurch dem Vater wohlgefiel. Zu jenem Zwecke diente vorzüglich die über die Bischöfe ausgesprochene Suspension, und man wußte dem jungen Könige den Verdacht beizubringen, Becket habe es eigentlich auf ihn abgesehen, indem er die ganze Krönung für unrechtmäßig zu erklären gedenke. So ungegründet dieses auch war, und so oft Becket auch erklärte, er sei weit davon entfernt, den jungen Heinrich nicht als seinen König und Herrn anzuerkennen, und habe nur gegen jene Bischöfe wegen ihrer Eingriffe in die Rechte der Kirche von Canterbury einschreiten müssen, so wurde das nicht geglaubt, oder sollte nicht geglaubt werden. Man schalt ihn, er bringe statt des Friedens, Feuer und Schwert in das Reich, ja selbst besser Gesinnte haben ihm wohl den Vorwurf gemacht, seine Handlungsweise in Betreff jener Bischöfe, die so nachtheilige Folgen hatte, sei übereilt gewesen. Allein, abgesehen von dem schon längst von jenen Bischöfen eingeschlagenen, höchst gesetzwidrigen Wege, kam ein anderer sehr entscheidender Grund hinzu, der eine solche Maßregel gebieterisch forderte. Es handelte sich nämlich nicht bloß um das dem Erzbischof von Canterbury in Frage gestellte Krönungsrecht, sondern überhaupt um die Gerechtsame seiner Kirche. Roger von York und jene Bischöfe hatten noch einen andern Plan, den nämlich, die Besetzung

aller jener Kirche untergebenen Suffraganbisthümer ganz in die Hände des Königs zu bringen. Dieser Plan war aber auch schon zum Theil in Wirksamkeit getreten; sie hatten nämlich von den damals erledigten Bischofssitzen je sechs der Wahlberechtigten an die königliche Curie beschieden, um auf solche Weise mehrere den Canones durchaus widersprechende Wahlen zu Stande zu bringen. Um so mehr mußte sich Becket, selbst auf die Gefahr des Vorwurfes, er handle gegen den jungen König, durch die Publication des Ausspruches des Papstes beeilen, jenem Verfahren einen Riegel vorzuschieben.

Acht Tage nach seiner Ankunft sendete daher Becket an den jungen König den Abt Richard von St. Martin (— seinen Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle —), um ihn zu begrüßen, ihm die wahren Ursachen der über jene Bischöfe verhängten Kirchenstrafen auseinanderzusetzen und ihm anzuzeigen, daß er alsbald sich selbst einstellen werde, um ihm, als seinem König und Herrn seine Verehrung zu bezeigen. Allein der Gesandte fand an dem Hoflager zu Winchester keine günstige Aufnahme; Heinrich, ganz in den Händen von Becket's Feinden, schien weder den Gesandten, noch seine Worte annehmen zu wollen, so daß Richard ohne eine bestimmte Antwort zurückkehrte. Becket indessen glaubte nicht, durch diesen Empfang seines Boten sich davon abhalten lassen zu dürfen, dem Könige persönlich seine Aufwartung zu machen. Er begab sich also wenige Tage nachher auf den Weg; sein Gefolge war das nämliche, wie gewöhnlich, nur hatte er außerdem noch fünf seiner Ministerialen zu seinem Schutze mitgenommen, da man ihm gemeldet hatte, es werde beabsichtigt, ihm einen Hinterhalt zu legen. Auch führte er drei herrliche Reitpferde mit sich, welche er dem jungen Könige als Geschenk verehren wollte. Er kam zuerst nach Rochester, und wurde hier von Bischof und Volk auf das freudigste aufgenommen, Nichts aber glich seinem Empfange in

London; auf drei Meilen Wegs war ihm Clerus und Volk, darunter die angesehensten Bürger der Stadt, entgegengezogen. Als man seiner ansichtig wurde, stimmte man ein freudiges Te Deum laudamus an und führte ihn dann, in feierlicher Prozession, in die Kirche der regulirten Chorherrn von St. Maria in Southwark. Becket nahm sein Absteigequartier in der Wohnung des Bischofs von Winchester, und schickte sich am folgenden Morgen schon an, seine Reise zur Begrüßung des Königs fortzusetzen. Da erschien im Auftrage des letzteren Joscelin von Arundel, der Königin Bruder, welcher ihm verkündete, er dürfe nicht weiter reisen, sondern solle sofort nach Canterbury zurückkehren; auch wurde ihm untersagt, fernerhin mit einem bewaffneten Heere (— dazu hatte die Lüge jene fünf Lehnsträger der Kirche von Canterbury gemacht —) des Königs Städte und Weiler zu betreten, er solle vielmehr seinen erzbischöflichen Stuhl nicht ferner verlassen. Nachdem Joscelin seinen Auftrag selbst in einer etwas rohen Weise vollendet hatte, stieg er die Treppe hinab und begegnete einem reichen Londoner Bürger. „Willst Du auch zu des Königs Feind?“ redete er diesen an; die Antwort war: er wisse nicht, daß der Erzbischof des Königs Feind sei, im Gegentheil, dieser sei im Frieden und mit Erlaubniß desselben nach England zurückgekehrt, und deßhalb nehme auch er keinen Anstand, ihn zu besuchen. Unstreitig stand der Name dieses Mannes sehr bald auf der Liste derjenigen, die man aufzeichnete, weil sie dem Erzbischof freundlich entgegengegangen waren. Sie und die Vorstände aller kirchlichen Institute wurden vor den Sheriff geladen, um sich darüber zu verantworten; die Einen erschienen nicht, die Andern gaben eine Antwort, jener ähnlich, welche Arundel erhalten hatte. Thomas Becket aber kehrte nach Canterbury zurück, entließ seine Lehnsmänner, und blieb hier ohne äußeren Schutz mit seinen Clerikern; hätte er nicht längst schon in seinem Herzen das Vorgefühl seines Martyriums gehabt, er mußte jetzt wohl auch an den äußeren Erlebnissen es deutlich erkennen, was ihm bevorstehe. Ein

Omen schien es zu seyn, daß an jenem Tage des freudigen Empfanges zu London, aus dem Gewühle des Volks plötzlich eine Wahnsinnige laut aufschrie: „Erzbischof, hüte dich vor dem Schwert!“

Da es nunmehr durch die Zurückweisung, welche der Erzbischof von dem jungen Könige erfahren hatte, öffentlich kundgegeben war, daß er sich in völliger Ungnade befand, so erhoben seine Feinde um so kühner ihr Haupt. Insbesondere kannte der Uebermuth der Familie de Broc keine Gränze mehr; keinen Tag ließ man von dieser Seite vorübergehen, an welchem man nicht dem Erzbischof diesen oder jenen Schimpf anthat. Der mehrfach erwähnte Randulf hatte ein Schiff, welches für die erzbischöfliche Haushaltung Wein überbrachte, weggenommen, mehrere der Matrosen erschlagen, andere eingesperrt. Ein anderes Mitglied dieses bösen Geschlechts, Namens Robert, ehedem Cleriker, hatte seine boshafte Freude daran, die Hausthiere, insbesondere die Pferde des Erzbischofs, auf eine abscheuliche Art zu verstümmeln; in Gemeinschaft mit seinem Neffen Johannes übte er mehrere solcher Frevel aus. So war der Erzbischof wie ein Gefangener der boshaften Laune dieser Menschen preisgegeben; er sah sich von Feinden wie von stechenden Hornissen und von stoßenden Stieren umringt; wohin sollte er gehen? wohin sich wenden? Sein Entschluß war gefaßt: Bleiben und ausharren bis zum Ende!

Unter solchen Umständen kam das allen Christenmenschen sonst so freudige Weihnachtsfest heran. Thomas Becket bestieg zum letzten Male die Kanzel; sein Thema war: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern streben nach der zukünftigen.“ Mit deutlichen Worten verkündete er dann, daß nicht mehr lange seines Bleibens auf Erden sei. Alles war tief bewegt, man sah und hörte in der Kirche nur Thränen und Schluchzen. Da erhob der Erzbischof noch einmal seine Stimme; es geschah zur Wahrung der Rechte der Kirche,

beachten befahl, daß Fleischspeisen genossen wur:
m Becket auch durch die Anmuth seiner Fröh
uickte, so täuschte sich doch keiner seiner Getreu
orstehende Gefahr. Jede Stunde fast brachte
chricht über die Pläne seiner Widersacher, m
i Anschlägen auf sein Leben, überall sah man
Bewegung und Vorkehrungen treffen, die Schl
: ließen. Heinrich II. hatte nämlich unterdessen
)gener Berathung mit seinen Baronen, den Er
t, Becket verhaften und in sichern Gewahrsam
ſen. Er sendete zu diesem Zwecke den Grafen
anville, Seier de Quincy und Richard de Hun
ı Befehlen aus; der letztere segelte nach Englan
hrend die beiden ersteren an der normannischen
rungen trafen, um den Erzbischof, wenn er et
ı möchte, aufzufangen.

Am Tage des heiligen Stephanus rief Be
ıven Herbert von Bosham zu sich und sprach zu
be beschlossen, Dich zum Könige von Frankrei
inem ehrwürdigen Bruder, den Erzbischof von

gewiß, daß ich Dich in dieser Zeitlichkeit nicht mehr wiedersehen werde. Ich hatte mir vorgenommen, treu bei Dir zu stehen, aber, wie es mir scheint, willst Du mich um die Frucht der Vollendung deiner Laufbahn verkürzen, mich, der ich bis dahin in deinen Prüfungen bei Dir stand; ich werde nicht, wie ich jetzt wahrnehme, der Genosse deiner Herrlichkeit seyn, der ich der Genosse deiner Heimsuchung war." „Nicht so, mein Sohn", erwiderte der Erzbischof mit thränenden Augen, „nicht so; Du wirst der Frucht nicht beraubt werden, der Du deines Vaters Befehl erfüllst und seinen Rath befolgst. Was Du jedoch sagst und beklagst ist wahr, weil Du in der That mich nicht mehr in diesem Fleische sehen wirst; dennoch aber wünsche ich, daß Du gehst, um so mehr, weil gegen Niemand mehr, als gegen Dich, der König Groll hegt" *). Herbert, dem Befehl seines Erzbischofs gehorsam, verließ ihn am Abend des folgenden Tages (27. December), und trat seine Reise nach Frankreich an; mit ihm ging ein anderer Cleriker, Alexander, ein Walliser, welcher dem Erzbischof das Kreuz voraufzutragen pflegte; ein dritter, Hubert de Glanvilla, wurde zum Papste gesendet.

Am Abende des Festes der unschuldigen Kindlein (28. December) langten die vier Ritter, Reginald und seine Ge-

*) Meister Herbert dankte diesen Groll des Königs vorzüglich seiner Freimüthigkeit, die er bei den Verhandlungen über die Wiederaufnahme der Begleiter des Erzbischofs in den Frieden des Reiches an den Tag gelegt hatte. Sein schönes und edles Aussehen und seine ganze Haltung gewannen ihm sogar die Herzen der Höflinge, so daß der schlechtangebrachte Hohn des Königs: „Warum verwirrt dieser Pfaffensohn mein Reich und stört meinen Frieden", keinen Anklang, wohl aber die Antwort: „Ich bin kein Pfaffensohn, denn mein Vater ist erst, nachdem er mich erzeugt, Priester geworden, so wie der nicht des Königs Sohn ist, den nicht der König erzeugt hat", einen solchen Beifall fand, daß zum großen Verdruße des Königs einer der Barone, Jordan Tarsun, sagte: „O wäre dieß mein Sohn, die Hälfte meines Landes gäb' ich ihm."

noffen, bei Randulf de Broc zu Saltwood an, und brachten hier die ganze Nacht mit Berathung über die Art und Weise zu, wie sie am geschicktesten ihren verruchten Plan ausführen könnten; an jenem fanden sie den besten Rathgeber und Gehülfen. Sie hatten, sobald sie in England gelandet waren, sich das Ansehen gegeben, als seien sie vom Könige gesendet. Unter diesem Vorwande war es ihnen gelungen, eine nicht unbeträchtliche Schaar von Rittern und andern Bewaffneten um sich zu sammeln, mit diesen brachen sie am folgenden Morgen nach Canterbury auf. Aber auch von einer andern Seite rückten bewaffnete Schaaren heran; Richard de Humet nämlich, von Heinrich II. gesendet *), hatte sich unmittelbar nach seiner Landung mit den ersten Beamten am Hofe des jungen Königs in Verbindung gesetzt, und von ihnen die erforderlichen Mannschaften begehrt, um sich der Person Becket's zu bemächtigen. Allein jene vier Ritter waren ihm um mehrere Stunden, wenn nicht um einen ganzen Tag, voraus, daher seine Maßregeln zur Gefangennehmung, die sonst Becket das Leben gerettet haben würden, sämmtlich zu spät kamen.

In Canterbury angelangt, sahen die vier Ritter, von Randulf begleitet, sich zuerst genöthigt, die Aufregung zu beschwichtigen, welche durch ihre Ankunft in der Stadt hervorgerufen wurde. Auch hierbei drangen sie mit dem vorgeblichen Befehle des Königs und mit Androhung der Strafe

*) Man hat die Sendung dieses Richard auch dahin gedeutet, dem Könige habe bei der heimlichen Entfernung der vier Ritter nichts Gutes geahndet, und deßhalb sei jener ihnen nachgeschickt worden. Dieß ist jedoch unwahrscheinlich, denn es war die Sendung das Resultat einer Berathung der königlichen Curie, bei welcher jener Ritter gar nicht gedacht wurde; damit soll jedoch Heinrich keine größere Schuld aufgebürdet werden, als er sie schon ohnehin durch seine vermessenen Aeußerungen und seine sonstige Handlungsweise auf sich geladen hat.

durch, welche die Stadt treffen würde, wenn sich die Bürger nicht in Frieden hielten und nicht jede Bewegung unterließen, was sie auch sehen oder hören möchten. So gelang es ihnen, die Stadt im Zaume zu halten, ja selbst auch noch Manchen zur Beihülfe zu ihrem Verbrechen zu gewinnen. Während die Vorbereitungen in Canterbury durch weiteres Herbeiziehen von Bewaffneten fortgesetzt wurden, verfügten sich die vier Ritter nach dem erzbischöflichen Palaste, zwölf Knappen begleiteten sie bis an die Pforte, nur einer derselben folgte ihnen hinein; Waffen führten sie keine bei sich. Sie begehrten vor den Erzbischof geführt zu werden; dieser hatte sich eben von der Tafel zurückgezogen, und verweilte mit mehreren Geistlichen in seinem Arbeitszimmer. Man war den Rittern freundlich entgegengegangen, und hatte sie mit Speis und Trank bewirthen wollen, allein sie hatten dieß abgelehnt. So traten sie denn in das erzbischöfliche Gemach; ohne den Herrn des Hauses zu grüßen, setzten sie sich nieder; Becket stutzte eine Weile, dann aber grüßte er sie freundlich. Sie erwiderten den Gruß nicht, schauten sich an, und nur Reginald öffnete höhnisch den Mund und sprach: „Gott helfe Dir!“ Nach einer Pause ergriff derselbe das Wort: „Unser Herr, der König“, sagte er, „sendet uns zu Dir mit dem Befehl, daß Du die Bischöfe absolvirst und Dich dann zu seinem Sohne, dem Du die Krone zu entreißen trachtest, nach Winchester begebest, um dort vor der königlichen Curie wegen eines solchen Vergehens zu Recht zu stehen.“ Becket antwortete ihnen, wie er die Excommunicirten nicht excommunicirt und die Suspendirten nicht suspendirt, sondern wie dieß der Papst gethan habe; daß er aber auch jetzt noch, wie schon früher, zur Absolution der Bischöfe von London und Salisbury bereit sei, sobald sie die dazu erforderlichen Bedingungen erfüllten; daß ferner die Krönung des jungen Königs durchaus fest, beständig und unangefochten bleibe, und der Papst, unter Aufrechthaltung der Würde des Gekrönten, nur das Unrecht des Krönenden strafe. Dem jungen Könige

würde er gern, wo er es nach Recht und Billigkeit vermöge, zu noch mehr Kronen, als zu dieser einen verhelfen. Die Ruhe und der Gleichmuth Becket's brachte jene aus der Fassung, und sie fuhren mit solchen heftigen Reden über ihn her, daß der Thürsteher die übrigen Cleriker, welche man hinauszugehen geheißen hatte, eiligst zurückrief; wäre dieß nicht geschehen, so hätten sie in ihrer Wuth (— wie sie später eingestanden haben —) schon damals den Erzbischof getödtet und zwar — da sie ohne Waffen waren — mit dem Stamm des daneben stehenden Crucifixes. Aber auch nachdem jene wieder eingetreten waren, hörten sie mit ihrem Toben nicht auf. „Von wem hast Du denn Dein Erzbisthum?“ „Die geistlichen Dinge von Gott und dem Papste, die weltlichen und die Besitzungen von meinem Herrn, dem Könige“, war die Antwort. „Was, Du willst nicht Alles vom Könige erhalten haben?“ schrie Jener. „Keineswegs“, erwiderte Becket, „sondern ich muß, was des Königs ist, dem Könige, und was Gottes ist, Gott geben.“ Gleichsam, als hätte er etwas ganz Neues und Erstaunliches gesagt, geriethen die Mordgesellen in Wuth und überschütteten ihn mit Drohungen. „Vergeblich drohet ihr mir“, sagte der Erzbischof; „wenn alle Schwerter von ganz England über meinem Haupte schwebten, sie würden mich von der Erfüllung Dessen, was Gott gebührt und von dem Gehorsam gegen den Papst nicht abzubringen vermögen. Fuß an Fuß werdet ihr mich finden in dem Kampfe des Herrn. Einmal bin ich als ein furchtsamer Priester gewichen, dann aber zu der weisen Leitung des Papstes und zum Gehorsam gegen ihn zurückgekehrt; nie, in alle Ewigkeit nicht, werde ich ihn wieder verlassen. Ist es mir gestattet, in Frieden mein priesterliches Amt zu führen, nun wohl; wo nicht, so geschehe an mir der Wille Gottes. Ueberdem kennt ihr euer Verhältniß zu mir, um so mehr muß ich mich wundern, daß ihr es wagt, euren Erzbischof in seinem eigenen Hause zu bedrohen.“ Zornentbrannt über diese Rede rief Reginald Fitzurse den Clerikern

und Mönchen zu: „Im Namen des Königs befehle ich euch, daß ihr diesen Menschen verlaßt.“ Schüchtern und furchtsam blieben die Angeredeten stehen, und wagten eben so wenig, wie die Bürger der Stadt, etwas für ihren Herrn zu thun. Gleich aber änderte Reginald seinen Befehl und sprach: „Wir gebieten euch, daß ihr diesen Menschen bewacht, auf daß er nicht entkomme.“ „Ich bin leicht zu bewachen“, sagte Becket, „der ich nicht davon gehe.“ Alsbald legten die Ritter Hand an einzelne Ministerialen des Erzbischofs; sie ergriffen seinen Truchseß und schleppten ihn fort: „Herr, siehst Du“, rief dieser, „was sie mit mir thun?“ „Ich sehe es, das ist ihre Macht und die Gewalt der Finsternisse.“ Freundlich bat der Erzbischof, man möchte seinen Ministerialen loslassen, aber umsonst; im Herausstürzen aus dem Zimmer ergriffen sie noch einen Andern. Eben so vergeblich war das Bemühen Becket's mit Hugo de Moreville, unter jenen der vornehmsten Abkunft, ein Wort allein zu sprechen, auch er wollte nichts hören. Dann riefen jene zu ihren Knappen: „Zu den Waffen! zu den Waffen! ihr Männer!“ Unterdessen hatte sich die ganze Rotte in dem benachbarten Hause eines gewissen Gilbert versammelt; auf jenes Zeichen brachen sie hervor und unter dem Rufe: „Königliche Ritter! Königliche Mannen!“ drangen sie in den äußeren Hof des Palastes ein. Hier wappneten sich die vier Ritter, und Reginald zwang noch gar einen erzbischöflichen Diener, ihm dabei behülflich zu seyn; sie verpanzerten sich vom Kopf bis zu den Zehen, so daß nur durch das Visir des Helms die Augen hinausschauten; einem Zimmermann, der gerade mit einer Arbeit daselbst beschäftigt war, entriß Reginald das Beil und stellte sich dann mit seinen drei Genossen an die Spitze der Schaar.

Während dem war Becket in seinem Gemache mit den Clerikern und einzelnen Mönchen zurückgeblieben. Einer der Diener kam eilends die Treppe hinauf mit dem Rufe: „Herr,

Herr, sie bewaffnen sich!" allein ruhig erwiderte Becket: „Was thut das, sie mögen sich bewaffnen!" Osbern, ein anderer Diener, hatte in Eile das Thor der Halle verrammelt, aber Robert de Broc, welcher alle Stege und Wege des Hauses kannte, führte die Schaar durch den Obstgarten und eine Hinterthür in die Halle hinein, bald stiegen auch Einzelne durch die Fenster und mißhandelten die Leute des Erzbischofs, die Miene machten, Widerstand zu leisten. Der Lärm wurde allmählig immer stärker, das Krachen der Thüren, die mit Beilen eingeschlagen wurden, das Klirren der Fenster, das Rufen und Schreien der Hineinstürzenden und Verwundeten nahm mit jedem Augenblicke zu, und tönte immer furchtbarer in die Ohren der um den Erzbischof Versammelten. Nur er allein behielt seine vollständige Ruhe und Fassung, die selbst durch die Vorwürfe nicht erschüttert wurde, welche der ihm zwar stets getreue, aber doch nicht immer sehr entschlossene Johannes von Salisbury ihm darüber machte, daß er in dieser Sache sich nicht des Rathes seines Clerus bedient habe, denn das sei ja doch klar, daß man ihm nach dem Leben trachte. „Wir müssen Alle sterben", erwiderte Thomas, „und dürfen uns nicht durch die Furcht vor dem Tode von dem Wege der Gerechtigkeit ablenken lassen; ich bin mehr bereit für Gott, für die Gerechtigkeit und für die Freiheit der Kirche den Todesstreich zu empfangen, als jene, ihn mir zu versetzen." „Ja wir aber", entgegnete Johannes, „sind Sünder und zum Tode nicht bereitet, und ich sehe außer Dir Niemanden, der so ohne Weiteres sterben wollte." „Der Wille des Herrn geschehe", sagte Becket.

Je näher der Lärm kam, baten und flehten die Cleriker, Becket möchte in die Kirche fliehen. Da sie Nichts über ihn durch ihre Worte vermochten, so ergriffen sie ihn wider seinen Willen und schleppten ihn, das Kreuz voran, in die Kathedrale hinab. Sie gewannen einen kleinen Vorsprung

und wollten nunmehr die Pforte der Kirche verriegeln und verrammeln, allein der Erzbischof untersagte dieß: „die Kirche ist Gottes Haus und kein Castell.“ Eben hatte hier das Chorgebet begonnen, und Becket war bis zur vierten Stufe am Hochaltar hinaufgeschritten, als Reginald und seine Genossen nebst einem, gleich ihnen bewaffneten Subdiacon, Hugo de Horsea mit Namen, mit entblößten Schwertern und unter dem Rufe eindrangen: „Wo ist Thomas Becket, der Verräther an König und Reich?“ Keine Antwort. „Wo ist der Erzbischof?“ riefen sie dann. Dieser wendete sich um, und mit den Worten: „Ein Priester Gottes bin ich und Erzbischof; suchet ihr mich, wohlan, ihr habt mich gefunden!“ ging er die Stufen hinab nach der nördlichen Seite der Kirche hin, und blieb dann an einer Säule zwischen dem Altare der heiligen Jungfrau und dem des heiligen Benedict stehen. „Auf der Stelle“, schrien Jene, „absolvire des Königs Bischöfe, die Du excommunicirt hast!“ „Ich werde nichts Anderes thun, als was ich euch schon gesagt habe.“ Sie aber drohten ihm mit dem Tode. „Eure Drohungen“, sprach Becket, „fürchte ich nicht, denn ich bin bereit, für Gott zu sterben; aber meine Leute entlasset, und rührt sie nicht an.“

Als nun wirklich die Ritter an den Erzbischof Hand anlegten, da entsetzten sich die Cleriker und Mönche; sie entflohen, bis auf Wenige. Zwei: der Beichtvater Becket's, Robert, Canonicus von Merton, und Wilhelm Stephanides *) blieben in einiger Entfernung stehen, nur Einer, Edward Grim, verharrte unmittelbar bei ihm. Die Ritter aber zogen und rissen den Erzbischof hin und her in der Absicht, ihn auf die starken Schultern Wilhelms de Tracy zu heben, und ihn auf diese Art aus der Kirche hinauszuwerfen. Aber der Erzbischof stand fest; Edward Grim stützte ihn mit all seiner Kraft, so daß man ihn nicht von der Stelle bringen konnte.

*) S. oben Bd. 26, S. 773 dieser Zeitschrift.

zur Vesper sich versammelnde Volk könnte ihm
Hülfe kommen, da drang er mit dem Schwer
Becket aber, den Schwung des Schwertes
ete die Hände, schloß die Augen, neigte das
: „der heiligen Jungfrau, allen Patronen di
dem heiligen Dionysius empfehle ich mich.“
m aber hielt ihm schützend den Arm über d
Streich fiel, zerschmetterte den Arm des bes
Boden stürzenden Clerikers, und ging mit solch
ch das Biret links an dem Scheitel vorbei auf
daß alle Kleider durchschnitten wurden. Wä
mit dem Arme das herabrinnende Blut von
wischte, sprang Wilhelm de Tracy hinzu und v
n zweiten Hieb, und als der Erzbischof auch
t fiel, sondern nur auf die Kniee sank, einen
altigen, daß er ihm die Hirnschale, so weit
hte, herunterschlug; weiß wurde das Blut vo
roth das Gehirn vom Blut. Da aber stü
nüber fallend zusammen und Richard Brito
Schwerte nach ihm, zurufend: „Da hast Du G
e zu meinem Herrn Wilhelm, des Königs B

tigt gewesen, das Volk zurückzuhalten, und war durch diesen Umstand behindert worden, an dem Morde einen ganz unmittelbaren Antheil zu nehmen. Statt seiner trat ein anderer Hugo, jener verruchte Subdiacon, ein; er setzte dem darniederliegenden Erzbischof den Fuß auf den Nacken, stieß in das offene Haupt mit dem Schwerte hinein, und holte mit dessen Spitze das Gehirn heraus, welches er rings herum auf dem Boden zerstreute. Dann rief er: „Jetzt laßt uns gehen, der Verräther ist todt, er wird nicht mehr aufstehen.“

So starb Thomas Becket am 29. Dec. 1170, 53 Jahre alt, den Märtyrertod; es war an einem Dienstage, dem Tage, welcher überhaupt in seinem Leben eine Bedeutung hatte; die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, so zuletzt noch seine Landung an Englands Küste, hatten sich an einem Dienstage zugetragen.

Kaum war die That geschehen, so eilten die Mörder mit ihren bluttriefenden Schwertern zur Kirche hinaus und riefen: „Auf! auf! Ihr Königlichen!“ und während sie Robert de Broc in dem erzbischöflichen Gemache zur Bewachung zurückgelassen hatten, sammelten sie ihre ganze Rotte, mit welcher sie dann gemeinsam alle Schränke und Schreine, alle Kisten und Kasten aufbrachen und plünderten; Gold, Silber, Kleider, Bücher, Gefäße, Urkunden, kurz Alles, was sie nur an brauchbaren Sachen fanden, ja auch die Pferde schleppten sie mit sich fort. Dabei wurde mancher Diener des Erzbischofs, ja selbst ein kleiner französischer Knabe, der dem Archidiacon von Sens nach England gefolgt war, von ihnen verwundet, und zwar dieser nur deßhalb, weil er Thränen des Schmerzes über den Tod des Erzbischofs weinte.

Unterdessen hatte die Leiche des Gemordeten noch längere Zeit auf der Stelle dagelegen, wo die Bluthat geschehen war. Niemand getraute sich hinzuzutreten, nur jener zuvor erwähnte Osbern näherte sich und schnitt mit einem Messer von dem eigenen Gewande ein Stück ab, um damit

das geöffnete Haupt seines theuern Herrn zuzudecken. Erst nachdem jene Wüthriche davon gezogen waren, wagten es die Cleriker und Mönche, sich der Leiche anzunehmen. Sie wiesen das hinzudrängende Volk hinaus, sperrten die Thüren der Kirche, und sammelten sogleich das Blut und das zerstreute Gehirn in Gefäße auf. Alsdann legten sie den heiligen Leib auf eine Bahre, trugen ihn vor den Hochaltar und verweilten die Nacht hindurch im Gebete bei demselben; zugleich stellten sie Gefäße unter, um das aus den Wunden träufelnde Blut aufzufangen.

Am Morgen in aller Frühe kam Robert de Broc im Auftrage seines Bruders Randulf zu dem Clerus und sprach: „das Land ist jetzt von dem Verräther befreit, der wie im Leben, so auch im Tode nach seinem Verdienst behandelt werden muß. Nehmt ihn also und werft ihn an einen Ort, den Niemand zu wissen braucht; wo nicht, so wisset, daß man ihn auf die verächtlichste Weise an den Füßen hinausziehen, in Stücke zerhauen und den Hunden und Schweinen vorwerfen wird.“ Die Mönche also nahmen die Leiche, entkleideten sie und entdeckten bei dieser Gelegenheit zu ihrer freudigen Bewunderung, nicht nur, daß Becket unter dem erzbischöflichen Kleide das Mönchsgewand trug, sondern auch, welchen strengen Bußübungen und Kasteiungen er sich unterzogen hatte; sie fanden mehrere Cilicien und die Spuren strenger freiwilliger Geißelung, zu deren Zweck selbst die Kleider so künstlich eingerichtet waren, daß zu jeder Zeit der Rücken leicht hatte entblößt werden können. Sie legten ihm darauf seine Kleider an, die er bei der Consecration getragen hatte; gewaschen wurde die Leiche nicht, und zwar auf die Bemerkung Roberts, seines Beichtvaters: sie sei im Blute gewaschen. Das schöne Gesicht war nicht entstellt, im Gegentheil, es hatte ganz den Ausdruck der Heiterkeit und Heiligkeit, auch war es nicht mit Blut bedeckt, sondern nur ein schmaler Streifen zog sich von der rechten Seite der Stirne

über die Nase nach der linken Wange hin. Eine Messe wurde, da die Kirche durch die Blutthat entweiht war, nicht gehalten, und man bestattete in größter Andacht den heiligen Leib in einer wenig in die Augen fallenden, an der Seite der Kirche befindlichen Gruft.

Indessen aus dieser erzwungenen Verborgenheit sollte Thomas Becket sehr bald, und zwar auf eine Weise hervortreten, welche seine Widersacher am wenigsten erwarteten. Schon unmittelbar nach seinem Tode wurde von Vielen mit dem erstaunendsten Erfolg seine Fürbitte angerufen, und es geschahen bei der Berührung seiner Reliquien, besonders der zinnernen Fläschchen, in welchen sein Blut vertheilt wurde, so wie der in dasselbe eingetauchten Tücher die aller auffallendsten Wunder. Es half nichts, daß die Familie de Broc und die königlichen Beamten Alles aufboten, um das Bekanntwerden dieser Wunder zu verhindern; sie geschahen in den entferntesten Gegenden Englands, in Irland und Frankreich, und bald waren alle Straßen, welche nach Canterbury führten, bei Tag, ja selbst bei Nacht mit Menschen, welche nach dem Grabe wallfahrteten, wie besäet. Ueberhaupt aber hatte der Tod Becket's abgesehen davon, daß er die Freiheit der Kirche Englands errang, einen ganz außerordentlichen Einfluß auf die Gemüther; es war in England eine große Lauheit in dem kirchlichen Leben eingerissen, durch jenes Ereigniß aber wurden viele Seelen aus ihrem Schlafe geweckt.

Und König Heinrich? Er konnte sich nicht so leicht und oberflächlich, wie sein Sohn beruhigen, welcher bei der Nachricht von der Ermordung des Bischofs die Hände erhob und ausrief: „O Wehe, aber ich bin doch froh, daß es ohne mein Wissen geschah, und daß keiner meiner Leute dabei war." Heinrich II. schloß sich auf mehrere Tage in sein Gemach ein, und nahm nicht Speise, nicht Trank; mit Mühe nur konnte man ihn bewegen, etwas Mandelmilch zu genießen. Wild lief er auf und ab, er wurde gefoltert von seinem Ge-

wissen. Boten sendete er, einen nach dem andern, zum Papste, die ihn entschuldigen sollten, gegen die Mörder aber geschah nichts. Papst Alexander III. war auch, aber aus ganz andern Gründen, in einen tiefen Schmerz über das grausenvolle Ereigniß gerathen; er machte sich Vorwürfe darüber, daß er nicht gleich anfangs entschiedner gegen Heinrich aufgetreten war. Anfänglich nahm er des Königs Botschafter nicht an, und stand auf dem Punkte, ganz England mit dem Interdict zu belegen. Indessen fand Heinrich endlich doch Gehör, und es sendete der Papst die beiden Cardinäle, Dietwin und Albert, nach der Normandie, um mit dem Könige wegen der zu übernehmenden Buße zu verhandeln. Heinrich beschwur, daß er Becket's Ermordung weder geboten, noch gewollt habe, daß er binnen kurzer Frist zweihundert Ritter zum Kampfe für das heilige Grab stellen, alle der Kirche nachtheiligen Gewohnheiten abschaffen, der Kirche von Canterbury die ihr genommenen Güter zurückgeben, und den Clerikern und Laien beiderlei Geschlechts, die wegen ihrer Anhänglichkeit an den gemordeten Erzbischof aus dem Reiche verbannt waren, wiederum die Rückkehr in ihr Vaterland ungehindert gestatten wolle. Hierauf wurde er absolvirt. — Nachdem aber Alexander III. zwei Jahre nach dem Morde Thomas Becket feierlich canonisirt hatte, glaubte auch Heinrich seine Schuld dadurch abtragen zu müssen, daß er zu dem Grabe des Heiligen eine Wallfahrt unternahm. Er kam von der Normandie hinüber, landete zu Southampton, und kaum aus dem Schiffe gestiegen, setzte er seinen Weg nach Canterbury fort; er wandelte im Bußgewande und mit bloßen Füßen, welche bei seinem Eintritte in die Kirche heftig bluteten. Er weilte dann lange im Gebet am Grabe des Heiligen. Während dessen hatte der Bischof von London die Kanzel bestiegen und redete zu dem Volk über die Aufrichtigkeit und Wahrheit der Reue des Königs. Hierauf begab sich Heinrich in das Kapitelhaus, wo ein zahlreicher Clerus versammelt war; er warf sich dann vor diesem auf die Kniee

nieder und leistete feierliche Abbitte. Alsdann begab er sich abermals zu dem Grabe des heiligen Thomas, blieb die ganze Nacht hindurch an demselben, hörte am folgenden Morgen die Messe und trat dann, erleichterten Herzens, die Rückreise an.

Jahrhunderte lang blieb dieses, durch tausendfache Opfer bald herrlich geschmückte Grab zu Canterbury der Gegenstand der Verehrung des englischen Volkes, bis jener Wüthrich, Heinrich VIII., von der Kirche abfiel. Er, der sich selbst zum Oberhaupte der Kirche machte, glaubte den heldenmüthigen Widerstand, welchen Thomas Becket gegen die Anmaßungen der weltlichen Gewalt geleistet hatte, für eine Rebellion erklären und seinen geliebten Unterthanen beweisen zu müssen, daß jener ein Hochverräther, aber kein Heiliger gewesen sei. Er ließ daher im Jahre 1538 einen höchst abgeschmackten, förmlichen Prozeß wider Thomas Becket instruiren. Der Urtheisspruch fiel dahin aus, daß die Ueberreste des Rebellen öffentlich zu verbrennen seien. In Folge dessen wurde das Grab erbrochen; zwei große Kisten füllte man mit all dem Gold und Silber, das die Andacht der Gläubigen hieher geschenkt hatte, und der heilige Leib ward feierlich verbrannt. Sein Name ward aus allen Kirchenbüchern und Kalendern ausgestrichen, alle Bilder vernichtet. Es mag seyn, daß vielleicht noch irgendwo anders Reliquien des heiligen Thomas von Canterbury aufbewahrt werden; zwei finden sich in Rom in der Kirche von St. Maria Maggiore. Es sind dieß das Gefäß, in welchem man sein Gehirn gesammelt hatte und sein mit Blut getränkter Rock; die beiden Legaten, Dietwin und Albert, hatten diese Reliquien heimkehrend damals mitgebracht.

Zum Schluße mögen hier noch des Cardinals Baronius Worte, die er bei Erwähnung der staunenswerthen Wunder, welche an dem Grabe des heiligen Thomas geschehen, ausspricht, eine Stelle finden: „Durch diese göttlichen Zeugnisse“, sagt er, „wird es klar, daß ein Gott höchst gefälliges Werk,

welches die himmlische Krone verdient, nicht bloß Diejenigen verrichten, welche für die unverletzte Bewahrung des katholischen Glaubens sich von den Verfolgern tödten lassen, sondern auch Die, welche für die Bewahrung der Rechte und Güter der Kirche und deren Rückforderung, wo sie genommen worden sind, ihr Haupt den Mördern darbieten. Zu einem solchen Martyrium braucht die Gelegenheit nicht erst ferne bei den Heiden gesucht zu werden, sondern sie bietet sich stets einem jeden Bischof dar, wenn er sich bemüht, das, was seines Amtes ist, vollständig zu erfüllen."

XVI.

Die zunehmende Verarmung durch die Entchristlichung des Staates.

(Schluß.)

Nachdem der Staat durch den Weg, welchen seine Lenker einschlugen, allmählig vom Christenthum und seiner wahren Stellung zur Kirche immer mehr abirrte, und zuletzt jeder höheren Idee baar geworden war, mußte er mit einer Art von Naturnothwendigkeit, welche jeder Abirrung von der Wahrheit ihren Weg vorschreibt, auf die Irrbahn ausschließlich selbstischer Zwecke gerathen! Während im Mittelalter des Reiches höchstes Ziel in Schutz und Vertheidigung der Kirche bestand und zu dessen Zeichen Krone, Reichsapfel und Schwert des Kaisers mit dem Kreuze geziert waren, war es das niedrige, selbstsüchtige, materielle Interesse, — Handel, Verkehr, Industrie rc., das der moderne Staat als Hauptzweck seiner

Existenz und als Hauptziel seiner Thätigkeit anerkannte. Dem Götzen, dem man Weihrauch streute und den man anbetete, gab man einen wohlklingenden Namen, und hieß ihn Nationalwohlstand. Nach der aus dem Egoismus hervorgegangenen und in Egoismus sich bewegenden Zeitansicht sollte dieser Nationalwohlstand allein auf dem Wohlstand der Einzelnen beruhen. Zu diesem führte aber kein anderer Weg als der des Egoismus der Einzelnen selbst. So verlor sich nach und nach der Sinn für Höheres, allgemeine, wohlthätige und religiöse Zwecke; das christlich-corporative Leben, das in diese selbstsüchtige, individuelle Interessenjägerei nicht paßte, begann zu schwinden. Sein größter Feind war der Staat selbst; es brach zusammen theils unter dem bösen Einflusse des von Oben gegebenen Beispieles, den aufgestellten Principien, theils unter den Schlägen, die absichtlich auf gewaltthätige Art von der Staatsgewalt gegen dasselbe geführt wurden. Die Familie begann in dieser egoistischen Richtung sich auf den allerengsten Kreis, den der nächsten Verwandten, zurückzuziehen, und jene Glieder von sich auszustoßen, welche heute die Hauptmasse des vom Staate und ihren Bewohnern gleichmäßig verwahrloseten Proletariats bilden. Die religiösen Corporationen wurden theils aufgehoben, theils so eingeschränkt, daß ihnen ein bedeutender Einfluß auf das äußere gesellschaftliche Leben gar nicht mehr möglich war. Die Reformation hatte den Staat zu einer Plünderung der Kirche, und der unter ihrem Schutze stehenden Corporationen offen eingeladen, und wahrlich die Einladung wurde bereitwillig angenommen. Der englische protestantische Schriftsteller, Cobett, schildert die Folgen dieser Plünderung der Kirche und ihrer Corporationen in Beziehung auf die Armennoth mit folgenden Worten:

„Nachdem die Reformatoren die Klöster und Kirchen verwüstet; deren große Güter, die von rechtswegen den dürftigsten Klassen angehörten, geraubt hatten; nachdem man die

Pfarreien zuerst gemindert und den Rest ihrer Einkünfte verheiratheten Männern gegeben hatte, dann fanden sich die Armen (deren es in der Gesellschaft immer geben wird) ohne Existenzmittel. . . . . Das durch seine Gastlichkeit, seinen Edelsinn, den Wohlstand und das Glück seiner Bewohner lange Zeit so berühmte England wurde mit Auszeichnung das Land des Egoismus, des Elendes, der Verkommenheit und Tyrannei."

Auch die gewerblichen Corporationen schwanden unmittelbar unter der zerstörenden Hand des Staates als Institute, welche den freien Spielraum der selbstischen Thätigkeit des Einzelnen hemmen, als Hindernisse der Nationalwohlfahrt, und mit ihrem Verschwinden brach vollends die Anarchie in das Verhältniß zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter ein. Dieser früher ein Glied der Familie, theilnehmend an ihren Freuden und Leiden, theilhaftig ihrer Fürsorge und Pflege wurde derselben fremd, gleichgültig, ein bloßes Mittel des Erwerbs, ein Werkzeug, das man brauchte, so lange es den gehörigen Nutzen gab, wegstieß, so wie auf die eine oder andere Art eine Störung dieser Benutzung eintrat, das zur Familie des Herrn in keinem höheren Rapporte stand, als die leblose, eben auch für das Interesse desselben arbeitende Maschine. — Die sittliche Verkommenheit und damit die großentheils aus ihr herrührende Armuth des Proletariats hat in diesem lieblosen, unchristlichen Verhältniß ihre Wurzel. Wir sehen noch jetzt, daß da, wo einzelne Brodherrn eine Art von Familien-, oder christlichem Gesellschaftsverhältniß unter ihren Arbeitern aufrecht zu erhalten wußten, die sittliche Verkommenheit, die Armuth, die der Gesellschaft feindliche Gesinnung bei weitem nicht in dem Grade unter den Arbeitern vorhanden ist, wie anderwärts, wo dieser letzte Rest von Familienverband verschwunden. — Je mehr das corporative Band unter allen Gewerbtreibenden sich löste, desto mehr mußten die Gewerbe in den Händen Einzelner, an

gewerblicher Intelligenz die Anderen überragenden, sich konzentriren, desto größer die Zahl derer werden, die aus Hausgenossen zur niedrigen Rolle interessegebender Werkzeuge herabsanken. Es ist klar, daß dieser Uebelstand in's Kolossale durch die Ueberhandnahme der Fabriken anwachsen mußte, deren Beförderung, Hereinziehung namentlich in die größeren Städte als eine der größten staatlichen Aufgaben, als das Hauptmittel zur Beförderung der so sehr angebeteten Nationalwohlfahrt galt. — Andere Ursachen wirkten mit, wie das Böse überhaupt nie allein, sondern immer mehrfach gepaart einhergeht. Die Uebervölkerung besonders vermehrte die proletarischen Legionen. Sie ist nicht eine der primitiven Ursachen der Armennoth, indem sie zur Stunde noch nirgends so groß ist, daß das Mißverhältniß die Production zur Consumtion nothwendig die gänzliche Verarmung eines Theils der Bevölkerung mit sich bringen muß. Dem Uebel der Uebervölkerung könnte überdieß, bei einigem guten Willen der Regierungen, ziemlich abgeholfen werden. Eine gut geleitete Colonisation wäre hinreichend, um seinen schlimmsten Auswüchsen zu steuern. Die Uebervölkerung aber ist und wurde so gefährlich, weil sie nur auf einzelne Punkte, die Städte besonders konzentrirt, und da bei Auflösung aller socialchristlichen Bande der Verwilderung Preis gegeben wurde.

In unserer Zeit hat man vielfach einsehen gelernt, daß die Reconstruction des Staats von unten herauf, von den Gemeinden, und nicht von oben herab, mit Constitutionen, die in der Luft hangen, weil sie keinen Boden im Leben des Volks haben, beginnen müsse. Es ist dieses der allein wahre, zum Ziele führende Weg. Die Deconstruction des Staats hat damit begonnen, die Gemeinden als selbstthätige Glieder im Staatskörper als Corporationen mit bestimmten, selbst von der obersten Gewalt des Staates unantastbaren Rechten zu vernichten, sie zu einem bloßen Zahleninbegriff von Individuen zu machen, denen es gleichgültig war, ob sie fest

Jahrhunderten am Orte gewohnt, oder ob sie erst dort sich niedergelassen haben, ob sie dort verbleiben, ihre eigentliche nähere Heimath dort haben, oder wie Wandervögel morgen schon ausziehen und wieder an einem andern Orte sich setzen wollen. Wir sehen, daß überall, wo die Partei der Auflösung und Zerstörung die Oberhand gewinnt; sie sofort unter dem Vorwande größerer staatlicher Einigung an die Vernichtung des wahren Gemeindelebens Hand anlegt, den Jahrhunderte alten intimen Gemeindeverband unter den Bewohnern einer Gegend auflöst, und dafür einen solchen durch ein allfälliges Gemeindegesetz herstellt, welcher auf Leute, die heute aus China einwandern, eben so gut paßt, wie auf diejenigen, die seit unvordenklichen Zeiten zusammengewohnt, und wie eine große Familie Freud und Leid mitsammen getragen haben.

Der Staat hat schon seit langer Zeit und nicht etwa erst seit dem Ausbruch der französischen Revolution an der Zerstörung des aus einer früheren Zeit herstammenden Gemeindelebens gearbeitet. Wo er konnte, begünstigte er den aufwachenden Egoismus in den Gemeinden, er beförderte ihn theils durch die Vertheilung der Allmenden, theils legte er hiezu den Gemeinden einen eigentlichen Rechtszwang auf. Damit war allerdings ein tiefer, verderblicher Schnitt in's Gemeindeleben gethan, und der Auflösungsprozeß nahm damit seinen Anfang und raschen Fortgang. Die Gesetze, welche zuletzt das alte Band dadurch ganz entzweischnitten, daß sie jedem Fremdling die Aufnahme in den Gemeindeverband gestatteten, vollendeten den Ertödtungsprozeß. So hatte das ätzende Gift, welches von oben ausgegossen wurde, allen Gemeingeist auf der Basis des Staatsorganismus selbst weggefressen. Soll man sich wundern, wenn an seine Stelle etwas anderes Gemeinsames, eine allgemeine Noth oder Verarmung eingetreten? So lange die Gemeinden noch wirkliche Gemeinheiten waren, konnten die Einzelnen und Gemeinden

nicht verarmen, so wie aber jene vernichtet waren, mußten die Gemeinden und damit ein großer Theil der Gemeindeglieder der Armuth verfallen. Dem Uebel, das nun einmal vorhanden ist, können Armengesetze, Armensteuern nicht abhelfen; die Hülfe kann nur durch christlichen Gemeingeist kommen, welcher von der Kirche geweckt, vom Staate zu einem organischen Zusammenwirken durch Herstellung eines wahren Gemeindeverbandes gebracht wird. Das Gefühl, daß nur auf diesem Wege geholfen werden könne, bricht sich hie und da unter dem Volke unmittelbar Bahn. Der Verfasser kennt Gegenden und Gemeinden, deren Gemeinde- und Armengüter in dem allgemeinen staatlichen Auflösungsprozesse nach und nach ganz verschwunden waren, jährliche große Armenlasten das ganze lockere Gemeindewesen beinahe erdrückten, ohne Zuthun des Staats sich selbst dadurch Hülfe zu verschaffen suchten, daß sie wieder Gemeindegüter kauften, einen nähern Gemeindeverband für das Armenwesen unter sich begründeten, und er weiß aus eigener Erfahrung, daß in Zeit von weniger als zwei Jahrzehnten sie dahin kamen, der Armenlast vollständig Meister zu werden. Die christliche Liebe kam überall diesem Unternehmen zu Hülfe und ihre Gaben besonders brachten es zu Stande und in Aufschwung.

Ebenso nachtheilig als auf Familie und Gemeinde wirkte die zersetzende Selbstsucht des Staats auf die Masse der Einzelnen. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Der Mensch ist von Gott als ein gesellschaftliches Wesen erschaffen; auf seine geistige Richtung übt die Gesellschaft, in welcher er sich befindet, die gesellschaftliche Atmosphäre, in welcher er lebt, einen entschiedenen, nur zu oft ausschließlich bestimmenden Einfluß aus. Der Ton, der im Staatsorganismus herrschte, mußte daher auch theilweis bestimmend auf die Massen einwirken, und die Gefühle und Tugenden der christlichen Liebe zurückdrängen. Ja wir behaupten noch viel mehr, wir sagen, daß da, wo diese Tugenden noch vorhanden, von der kalten egoistischen Hand des Staats noch nicht erdrückt worden sind,

durch die bestehenden staatlichen Zustände, deren Ausübung namentlich in ihrer schönsten und wohlthätigsten Richtung, da wo sie die Schranken der Wohlthätigkeit für die Gegenwart oder Einzelne überspringen und ihre spendende Hand für das ganze Land, für alle Bedürftige in der Gegenwart und in Zukunft öffnen, beschränkt, man sollte meinen, verunmöglichet wird. Schutz der öffentlichen, von christlicher Liebe und für christliche Wohlthätigkeit gestifteten Anstalten, war eine der angelegentlichsten Sorgen des Staates, als er noch auf christlichem Grund und Boden ruhte. Deßwegen blühten dieselben auch so herrlich in allen Staaten, an allen Orten empor, wo das Christenthum unter dem Volke Wurzel geschlagen hatte; die christliche Haltung, der christliche Zweck des Staats versprach diesen Anstalten eine sichere Fortdauer und ein immer zunehmendes Gedeihen. Diese Garantie der Fortexistenz, so wie die Aussicht auf Vergrößerung und Vermehrung unter dem liebevoll und väterlich wachenden Auge des Staats hat ebensoviel zu deren Gründung beigetragen, als die christliche Wärme, welche die Herzen der Völker belebte. Bietet diese Garantie der moderne Staat auch noch, oder welche Erscheinungen treten uns da entgegen? Sehen wir nicht vollständig das Gegentheil von dem, was wir so eben an dem christlichen Staate gerühmt haben? Fromme, wohlthätige Stiftungen genossen damals ein Privilegium der Unverletzlichkeit; heute genießen sie ein anderes, dasjenige nämlich, bei irgend einer dringenden Finanznoth, in welche der von Schulden erdrückte Staat bei den leichtesten Zufällen jeden Augenblick gerathen kann, zuerst geplündert und vernichtet zu werden. Wo ist gegenwärtig ein Staat, der nicht an solche Stiftungen der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, Denkmäler einer bessern Zeit, die besten Heilquellen für die offenen Wunden der Armennoth, Hand angelegt, sie beraubt oder gar vernichtet hätte? Hat bei der gegenwärtigen Verschuldung der Staaten, bei dem Mangel an Gemeindevermögen, der Verarmung eines bedeutenden Theils der Bevöl-

kerung, deren in sicherer Aussicht stehenden Zunahme, eine einzige reiche, fromme oder wohlthätige Stiftung irgend welche Sicherheit ihres Fortbestandes? Was thut der Radikalismus, wenn er das Staatsruder in seine Gewalt bekömt? Er plündert zuerst den von unsern Ahnen zur Linderung der Noth überlieferten Reichthum; ist er damit fertig — wozu er nur eine sehr kurze Zeit braucht — so wird er sich an die Plünderung des Reichthums des Einzelnen machen. Was werden alle unsern Staaten thun, thun müssen, wenn die Schulden derart ins Kolossale angewachsen sind, daß sie durchaus unerträglich werden? Sie werden das Beispiel des Radikalismus befolgen müssen — plündern und zwar zuerst die besitzenden Corporationen, später durch Bankerott die Einzelnen. Diese traurige Zukunft ist kein von einem trüben Gehirn ersonnenes, an die Wand gemaltes Schreckensgespenst; nein es ist unsere leibhafte Zukunft, wenn nicht Gott durch einen souveränen Akt uns davor rettet.

Man wird unwillkührlich zu der Frage gedrängt, wie unter solchen Verhältnissen und Aussichten eine Wohlthätigkeit für das Allgemeine noch stattfinden, Jemanden der Gedanke noch kommen könne, einen Beitrag an fromme und milde Stiftungen in der Absicht zu leisten, dadurch ein Scherflein zur Linderung der Noth der leidenden Menschheit für alle Zukuft gesteuert zu haben. Es ist wahrhaft lächerlich, jedoch ein Beweis der lieblosen Verkommenheit und der Blindheit des modernen Staats, daß er sogar mit Repressivgesetzen gegen christliche Wohlthätigkeit auftrat und Schenkungen an sogenannte todte Hand verbot oder außerordentlich beschränkte. Diese Gesetze waren vollständig überflüssig, weil das ganze Wesen des Staats deren Geist schon längst athmete und durch den staatlichen Communismus, der gegenüber wohlthätigen und frommen Corporationen bereits schon von der Staatsgewalt geübt wurde, als noch Niemand an den das Privateigenthum verschlingenden Privatkommunismus dachte,

der Weg zur Gründung neuer wohlthätigen Stiftungen und zur Förderung bereits bestehender bedeutend verengt war.

Man muß sich wirklich wundern, daß der Wohlthätigkeitssinn für solche fromme Stiftungen noch nicht gänzlich erstorben ist; es ist dieses ein Beweis, daß trotz des Heidenthums des Staats das Christerthum noch tiefe Wurzeln in den Herzen der Einzeln hat. Wäre die christliche Liebe auch da erstorben, dann würden wir rettungslos verloren seyn; sie ist es aber zum Glücke und Troste nicht. Alle Länder liefern hiefür die erfreulichsten Thatsachen. Wir wollen nur eine einzige erwähnen. Frankreich, dieses Land eines providentiellen Schicksals, hat, so lange es von den blutigen Armen der Revolution umspannt war, einen Vertilgungskrieg gegen Alles, was christlich war, geführt; es ist der Revolution gelungen, die Kirche arm zu machen, die Waffen, mit welchen eine fromme Zeit gegen die Noth der Armen sie waffnete, ihr aus den Händen zu reißen. Allein kaum war das Unthier durch eine starke Hand für einige Zeit gebändiget, als die christlichen Tugenden der Wohlthätigkeit, die nur im Verborgenen lange Zeit sich ausüben konnten, sofort wieder ans helle Tageslicht traten. Wir haben eine Uebersicht der mit amtlicher Bewilligung unter der nur zu oft böswilligen Zensur des Staats in Frankreich vom Jahr 1800 bis 1845 den Spitälern, Hospitien und andern wohlthätigen Anstalten gemachten Vermächtnisse. Die Summe beträgt 122½ Millionen Franken. In der ersten Periode von 1800 bis 1815 stieg der Gesammtbetrag nur auf die Summe von 5,942,264 Fr.; von 1815—1830 erreichte er schon die Summe von 18,662,668; in der letzten Periode von 1830—1845 aber diejenige von 25,306,156 Fr. Wir sind überzeugt, daß die Progression in den letzten fünf Jahren noch größer geworden ist. Andere Länder stehen wahrlich Frankreich nicht nach, sie gehen ihm voraus. Man denke nur an das kleine Bayern, was es für kirchliche fromme und wohlthätige Zwecke nach allen Gegenden der Welt spendet.

Es ist das ein überaus erfreuliches Zeichen der Zeit, das uns ermunternd durch den trüben Wolkenhimmel der Gegenwart und den Gewitterhorizont der Zukunft entgegenblickt; ein Zeichen, daß christliche Liebe noch in gar vielen Herzen lebendig ist, weil selbst die Aussicht auf Erfolglosigkeit ihrer Absicht, auf Vernichtung ihrer Stiftungen durch den räuberischen und dem Räuberhandwerke gewaltsam immer mehr zugenöthigten Staate von der thätlichen Offenbarung ihres Wohlthätigkeitsdranges sie nicht abhalten kann.

Was würde geschehen in unserer Zeit, wenn die Eisesdecke des unchristlichen staatlichen Egoismus gesprengt, wenn aus dem Organismus des Staats statt der kalten Nebel, die aus demselben herab auf den christlichen Sinn und Geist der Einzelnen Familien und Gemeinden sich jetzt ablagern, ein warmer belebender Hauch ihnen entgegenströmen würde, wenn die christliche Wohlthätigkeit, welche aus unmittelbarem Liebesdrange von unten herauf quillt, an der, welche von oben herabkommt, sich erwärmen und stärken könnte, wenn beide wetteifernd an die Linderung der Armennoth sich machten.

Es ist wohl wahr, die Kirche kann und wird uns aus der Noth der Gegenwart retten; auch wir sehen keine andere rettende Macht. Eine Militärherrschaft, die man uns verkündigt, die nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich ist, kann die Revolution erwürgen, aber sie kann das Uebel, welches diese hervorgerufen, nicht heilen. Enden muß mit der Zeit auch die Herrschaft des entblößten Schwertes. Und was dann? — Allein man wäre in einem vollständigen Irrthum, wenn man die Rettuug der Menschheit ganz allein und ausschließlich von der Kirche, mit vollständigem Ausschlusse des wegen seinem religiösen Indifferentismus als fremdes Wesen bei Seite gelassenen Staates, erwarten wollte. Die Kirche bedarf des Staates zu dieser Rettung so gut, wie die Seele des Körpers, wenn sie eine Handlung in der Außenwelt vornehmen will. Um sich aber seiner bedienen zu können, im Verein mit ihm an die Heilung der Wunden der

Gegenwart sich zu machen, muß sie ihn allerdings vorerst umbilden, sein unnatürliches Heidengewand aus, ein christliches anziehen, und Krone, Schwert und Reichsapfel wieder mit dem Kreuze zieren. Die Kirche kann freilich ihren Heilungsproceß nicht unmittelbar beim kranken Staate beginnen; dieser hat, wie wir ja deutlich vor Augen sehen und uns namentlich die Ereignisse seit dem Jahre 1848 belehren, die Empfänglichkeit für die Heilmittel der Kirche größtentheils verloren; sie muß nach Unten, der breiten Grundlage, auf welcher der Staat ruht, sich wenden und das Evangelium der Wahrheit und Liebe unter den Einzelnen, dem Volke predigen. Da ist noch Sinn und Empfänglichkeit dafür. Da wird es neue Wurzeln schlagen, die vorhandenen erfrischen, einen neuen mächtigen Lebensbaum heraustreiben, der in seinem wohlthätigen Schatten endlich auch den Staat aufnimmt, ihn neubelebt und sich assimilirt. Hat die Vorsehung und die von ihr geleitete Kirche nicht diesen Weg schon begonnen, sind die wundervollen Resultate der Missionen nicht ein Zeichen dieses Rettungsweges der Vorsehung, zugleich ein Beweis eines noch vorhandenen fruchtbaren Bodens für den Samen göttlicher Wahrheit und ein Akt der dankbaren Vergeltung der theilweis befreiten Kirche gegen den Staat? Ja in uns lebt die frohe Hoffnung, es sei das der Gang der Vorsehung, daß sie noch helfen will, wo geholfen werden kann. —

Wir haben nachgewiesen, daß die Verarmung unserer Zeit größtentheils von daher rührt und die gegenwärtige gefahrdrohende Größe erreicht hat, weil der Staat seiner natürlichen, von Gott verliehenen, seit Erscheinung des Christenthums in der Welt ihm zur heiligen Pflicht und zum Gebot der Selbsterhaltung [illegible]n Aufgabe gänzlich untreu geworden ist, [illegible]den der Wahrheit entfernt und dadurch auf den

der Selbstsucht gerathen ist, weil er durch diesen Abfall nicht nur blos selbst zur Anwendung derjenigen Mittel, welche allein der Armennoth zu steuern vermögen, unfähig geworden, sondern sie, wo sie noch vorhanden waren, zum Theil vertilgt, zum Theil deren Anwendung verhindert und beengt hat. Alle Mittel, welche daher der Staat gegenwärtig blos aus sich schöpft, um damit der Verarmung und allen Uebeln, die in ihrem Gefolge einherschreiten, zu steuern, werden nutzlos sein und gleichsam das Uebel nur noch erhöhen. Das Uebel erheischt große, kolossale Opfer; ist der Staat im Stande, sie zu bringen? Können große, drückende Steuern, etwa die neuerfundene Progressivsteuer helfen, sind sie nicht vielmehr selbst wieder ein Mittel zur Verarmung? Können Gesetze, gute Polizei, strenge Justiz oder die Macht des Schwertes die vorhandenen socialen Mißverhältnisse heben und die Goldquellen öffnen, welche die Armuth und auch die Feindschaft der besitzlosen gegen die besitzenden Klassen austilgen, können sie andere Gesinnung hervorrufen, das Wesen des Staats und der Gesellschaft ändern? Wer gibt die Gesetze, wer handhabt sie? Die Diener des kranken, seine Krankheit aber nicht erkennenden Staates? Sie sind ja ebenfalls von der Krankheit ergriffen und was sie thun, wird nicht heilen, häufig die Krankheit nur steigern. Oder sollen wir den Kultur- und Bildungspredigern Glauben schenken und den ganzen Staat in eine einzige große Schulstube verwandeln? Man sollte meinen, die Zeit für solchen Wahn sei vorüber, und die Früchte der Gegenwart seien lehrreich genug, um demselben für immer zu entsagen; wir wenigstens können uns eines mitleidigen Achselzuckens nicht erwehren, wenn man jetzt noch im wirklich gutgemeinten Ernste und nicht in der treulosen Absicht, das Uebel noch zu vermehren, nach Kultur und Bildung als Abhülfsquellen der Armennoth ruft.

Nirgends, im ganzen Organismus des Staates, hat sich dessen Heidenthum auffallender kund gegeben, als in der Gesetzgebung, namentlich in der Lehre vom Eigenthum. Diese unchristliche Lehre des Staats vom Eigenthum hat daher einen besonders unheilvollen Einfluß ausgeübt, und wesentlich zu den großen Uebelständen unserer Zeit, namentlich der Armennoth, beigetragen. — Wir werden dieses zum Schluße unserer Erörterung in einem späteren Artikel nachzuweisen suchen.

XVII.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

Revolutionsanzeichen.

Eine außerordentliche Gewitterschwüle lagert gegenwärtig am politischen Horizont, empfindlich und drückend nicht nur für den am Staatsruder stehenden Staatsmann, sondern auch für den schlichtesten Bürger. Kein Mensch glaubt, daß das Gewitter ruhig vorüberziehen, alle aber, daß es sich mit furchtbaren Donnerschlägen und Verheerungen entladen werde.

Die Anzeichen mehren sich, daß der Zeitpunkt des Hereinbruches nicht mehr so ganz fern seyn dürfte; sie treten namentlich an denjenigen Punkten von Europa hervor, welche gegenwärtig den sichersten Maßstab für Bemessung der politischen Gewitterluft liefern.

Die Zustände in Italien sind schwüler und drohender, als sie es selbst vor dem Ausbruche von 1848 waren. Daß dieser Ausbruch noch nicht erfolgt ist, muß allein der klugen Berechnung der Revolutionschefs zugeschrieben werden, welche

in anderen Ländern den günstigen Moment zum Losbrechen noch nicht gekommen, aber ihn ganz nahe, schon vor der Thüre sehen. Es ist ein Beweis von einer außerordentlichen Macht, welche die Revolutionsführer über die ihnen gehorchenden Massen besitzen, daß sie es wagen dürfen, den Revolutionsfanatismus derselben auf die höchste Spitze zu treiben, ohne befürchten zu müssen, es werde der Losbruch erfolgen, ehe sie es angemessen finden, das Signal dazu zu ertheilen.

Es steht zu erwarten, daß Sardinien unter dem Regimente eines verblendeten Herrschers und einer Revolutionspartei, die vor der Hand mit dem Gifte der Kirchenanfeindung und Volksentsittlichung, und noch nicht mit dem blanken Mörderdolche arbeitet, in den bevorstehenden neuen Trauerscenen des sich fortspielenden Revolutionsdramas wieder eine bedeutende Rolle spielen wird. Bekanntlich hatte Karl Albert der Schweiz im Jahre 1848 ein Schutz- und Trutzbündniß anerboten; da die gegenwärtigen schweizerischen Machthaber aber vorziehen, nicht im Vordergrunde der Bühne aufzutreten, sondern hinter den Coulissen, in Verbindung mit den Häuptern der Propaganda, das ganze Spiel zu leiten, so lehnten sie damals das Anerbieten öffentlich ab, thaten aber nebenbei, sogar ohne Scheu von der Welt, Alles, was ein Verbündeter der Revolution in Italien, ohne Absendung einer eigentlichen Heeresmacht, thun konnte. — Nicht ohne politische Absichten hat sich nun in letzter Zeit Sardinien wiederum dem Schweizer Radikalismus genähert; der zwischen Sardinien und der Schweiz abgeschlossene Handelsvertrag gewährt der letzteren so große zum offenen Nachtheile des ersteren gereichende Vortheile, daß jedwedem Unbefangenen sich sogleich der Gedanke aufdrängen muß, es seien dieselben ein politischer Köder, an welchem man die bedachtsamen, schlauen Revolutionärs der Schweiz mitten in den nächsthin aufwirbelnden europäischen Revolutionsstrudel hineinziehen will.

Frankreich nähert sich mit einer Art von stumpfer Resig-

nation Tag für Tag der Krisis, die allerdings das Ende seiner gegenwärtigen Krankheit seyn wird. Ob sie aber der Anfang einer neuen, noch viel schlimmeren, oder dann einer vielleicht allmähligen, vielleicht raschen Genesung seyn werde, das weiß Niemand in Frankreich, Niemand außerhalb desselben, macht eben das Peinigende der politischen Lage dieses Landes aus. So viel liegt jetzt schon am Tage, daß die politische Macht der Nationalversammlung gebrochen ist, gebrochen, weil die Repräsentanten selbst nicht mehr an einen rettenden, oder sogar nur bestimmenden Einfluß derselben glauben; gebrochen, weil das Volk und die in demselben herumwühlenden Parteien sie bereits als ein abgenutztes und unbrauchbares Werkzeug anzusehen gelernt haben. Die Revisionsdebatten und Beschlüsse haben Louis Napoleon und seine Partei weder erschreckt, noch auch geschwächt; sie haben ebenfalls die beiden anderen monarchischen Parteien, die Legitimisten und Orleanisten, um keinen Fuß breit einander genähert; sie haben gegentheils alle Parteien, welche der Revolution gegenüber Front zu machen gesonnen sind, nur mehr auseinander gerissen, auf eigenes, selbstisches Handeln angewiesen und die Thatsache festgestellt, daß nur aus einer neuen Revolution, und unter den Ruinen der gegenwärtigen Verfassung für Frankreich ein neuer fester Staatszustand möglich ist.

Zwei Staaten aber besonders führen uns äußerst bedenkliche Anzeichen für einen neuen nahen Ausbruch der Revolution vor Augen; es sind diese England und die Schweiz.

Das gegenwärtige Ministerium in England gewährt den Häuptern der Revolution, nicht etwa bloß aus Pietät gegen das dort anerkannte und geübte Asylrecht, Schutz, sondern seine Handlungsweise in den vergangenen revolutionären Ereignissen bis zu dieser Stunde liefert den Beweis, daß es mit denselben ein gemeinsames Spiel treibt. Durch die Revolution, und die in ihrem Gefolge über den Continent hereinbrechende Anarchie, hofft England diesen als eine Beute sich

zu den Füßen zu legen, und ihn dann ohne Widerstand für sein Handels- und Fabrikinteresse auszusaugen. Man konnte daher unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution von 1848 eine besondere Rührigkeit der englischen Agenten sowohl in der Schweiz, als auch in Italien und Ungarn bemerken.

Jetzt scheint es das alte Spiel von neuem beginnen zu wollen. Die Schritte, welche es durch seinen Gesandten in Konstantinopel für Freilassung von Kossuth und seine Gesellen thut, stehen in genauem Zusammenhange mit den Ereignissen, welche es für die nächste Zukunft im Schilde führt. Man sucht damit einen doppelten Zweck zu erreichen. Gelänge es, die Pforte zur Freilassung der ungarischen Rebellenchefs zu vermögen, so müßten aus einer solchen vertragsbrüchigen Handlung sicher die ernstesten Collisionen zwischen Oesterreich und der Pforte entstehen. Nach dem zwischen diesen beiden Staaten abgeschlossenen Tractate dürfen die ungarischen Flüchtlinge nur dann freigelassen werden, wenn Oesterreich zu einer Freilassung stimmt. Die englischen Minister, welche gegenwärtig alles aufbieten, um die Pforte zum Vertragsbruche zu treiben, beabsichtigen offenbar durch die vielleicht selbst bis zu einem Kriege ausbrechenden Verwicklungen die Macht Oesterreichs und Rußlands, welche diese gegen die Revolution in's Feld stellen könnten, zu schwächen, einen Theil derselben nach dem Osten zu lenken, damit im Westen die Revolution freieres Spiel habe. Der andere Zweck liegt unmittelbar in der Freilassung gefährlicher Revolutionschefs selbst, welche von ihrer großen Befähigung zum Revolutionswerke viel bessere Proben, als die meisten der in London versammelten Revolutionsköpfe an den Tag gelegt haben. Das wären gegenwärtig, in dem Momente, wo von England aus Flammen über Flammen unter den Revolutionskessel geschürt werden, äußerst willkommene Leute für den Großmeister der europäischen Revolution, Lord Palmerston, Werkzeuge, die er besonders gegen das ihm verhaßte Oesterreich gebrauchen könnte. Diese Leute besitzen außerdem bedeutende finanzielle Mittel, da sie wohlweislich

bedacht waren, mit ihrer theuern Person auch ein paar Millionen zum Gebrauche für sich selbst und für eine künftige Revolution aus Oesterreich hinauszuschleppen.

Zu diesem jetzt mit Aufbietung alles Einflusses bei der schwachen Pforte geltend gemachten Protectorat der europäischen Revolutionärs gesellt sich eine andere, nicht minder verdächtige Thatsache. Seit einiger Zeit treibt sich nämlich wieder der junge Peel in der Schweiz, besonders in Bern herum. Seine Anwesenheit wird durch eine Vergnügungsreise zu bemänteln gesucht; durch diesen Vorwand wird sich aber wohl Niemand täuschen lassen. Der junge Peel hat durch seine Liederlichkeit, die er allenthalben zur Schau trug, durch die gemeine Rolle eines Handlangers der Revolution im Dienste Palmerstons, die er in der Schweiz spielte, durch die Frechheit, mit welcher er im englischen Unterhause Lügen und Verläumdungen aussprach, als ein sehr brauchbares Werzeug sich bewiesen. London und die Schweiz sind die zwei Hauptheerde der Revolution; in London kann Palmerston unmittelbar die Direction führen, in der Schweiz bedarf er eines sicheren Organs, durch das er seine Winke den dortigen Gesellen zukommen lassen kann. Darum hat er den hiefür geeigneten jungen Peel dorthin geschickt.

Ueberhaupt deuten die neuesten Ereignisse in der Schweiz auf ernste Vorbereitungen zu einem großen Ereignisse hin. Es ist mehr als verdächtig, man kann es beinahe als ein sicheres Zeichen dessen halten, was man im Plane hat, daß gerade die tollsten Revolutionsköpfe in der Nationalversammlung auf Vermehrung des Effectivstandes der schweizerischen Milizarmee, und zugleich auf allerlei instructive und materielle Verbesserungen drangen, und daß die vorhem größten Prahlhanse mit dem Schweizermilitär jetzt sich anstrengten, den Zustand desselben als über alle Maßen erbärmlich zu schildern. — Hiezu kömmt die mit Aufbietung aller Kräfte, neuerdings von den Radikalen angehobene Agitation im Kanton Bern, welche, indem sie allerlei kommunistische Gelüste,

namentlich solche, die auf Plünderung des Vermögens der Stadt und der Patrizier ausgehen, im Volke rege macht, dadurch den Sturz der schwachen, aber ehrlichen und gutdenkenden Regierung von Bern herbeizuführen, und alle Hemmnisse für das Werk der Propaganda in der Schweiz wegzuräumen sucht. Kein verständiger Mensch wird sich durch die Worte, Versicherungen, theilweis auch Handlungen des Bundesrathes und der schweizerischen Centralbehörden täuschen lassen; die Vorgänge in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, die öffentliche Unterstützung und Beschützung der Revolutionen in Italien und Deutschland, die seitherige Verfolgungs- und Ausrottungspolitik gegen alle besseren Elemente im Innern zeigen, wessen man sich von Seite dieser Leute bei einem neuen großartigen revolutionären Ausbruche zu versehen hat. Die Herrschaft des Schweizerradikalismus ist eine Geburt der Revolution, das Kind wird so wenig seinen Vater, als der Vater sein Kind verläugnen. Der konservative Umschwung in Bern im vorigen Jahre war ein unerwarteter Strich durch die schweizerische und europäische Revolutionsrechnung; der gesammte Radikalismus arbeitet nun dahin, ihn auszumerzen. Es ist so ziemlich in gewissen Kreisen bekannt, daß auf dem eidgenössischen Freischießen in Genf, wo die Häupter der Revolutionärs aus der Schweiz und den Nachbarstaaten zusammenströmten, und mit den tollsten Revolutionspredigten die dort versammelten Volksmassen fanatisirten, im geheimen Klub derselben der Sturz der Regierung von Bern und eine energische Beförderung des europäischen Revolutionswerkes der Propaganda beschlossen worden ist.

Es wäre ein Zeichen eines heillosen Leichtsinnes und eines Mangels an allem gesunden Menschenverstande, wenn man solche Vorgänge, wie diese von uns erwähnten, als bloß gewöhnliche Tagesereignisse ansehen, und in ihnen nicht Wahrzeichen der Pläne der Revolutionspartei und Vorboten ihrer bevorstehenden Handlungen sehen wollte.

Die Meuchelmorde in Italien.

Wer seit einiger Zeit in den öffentlichen Blättern nach Nachrichten aus Italien sich umgesehen hat, traf da auf eine Reihe von Meuchelmordsanzeigen. Die Frechheit, womit, und die Umstände, unter denen der Meuchelmord des Sekretärs Evangelisti in Rom und des Dr. Vandoni in Mailand verübt worden war, haben aller Welt die Gewißheit geben müssen, daß diese Ermordungen nicht das Werk einer Privatrache, sondern auf Geheiß der Revolutionspropaganda, deren in London sitzenden und von der englischen Regierung beschützten Chefs verübt worden sind. — Die allgemeine Entrüstung über solche Unthaten, welche bei Allen, die nicht gänzlicher sittlicher Verkommenheit anheimgefallen sind, und in allen Ländern sich kund gab, hat weder die Häupter, noch ihre Werkzeuge von Fortsetzung des fluchwürdigen Beginnens abgeschreckt; Tag für Tag beinahe erscheinen Nachrichten über neue Mordthaten und Mordversuche. In Imola wurde der Kanzler des Kriminalgerichts Garasini auf offener Straße und am hellen Tage erdolcht; in Faenza fiel unter dem Dolche ein Gensdarmerielieutenant; in Forli wurde der Befehlshaber der dort stehenden Carabinieri ermordet; zwischen Mestre und Treviso traf das gleiche Loos einen in dem Postwagen Reisenden; ein Mordversuch in Turin an dem Redacteur eines katholischen Blattes, und ein anderer in Como wurden glücklicherweise vereitelt. Auch in Neapel arbeitet der Meuchlerdolch.

Alle diese politischen Morde wurden verübt, ohne daß sich jene Empörung des sittlichen Gefühls, die eine solche That sogar noch im Herzen eines bereits zum Theil, wenn auch noch nicht ganz verdorbenen Menschen augenblicklich rege macht, irgendwie unter der italienischen Städtebevölkerung

kund gegeben hätte; es ist sogar Thatsache, daß unter dem Schutze der Zuschauer der Mörder oft seine Flucht vor dem rächenden Arme der Gerechtigkeit bewerstelligte.

Der Heldengreis Radetzky hat sich dadurch bewogen gefunden, den Belagerungszustand für die ganze Lombardei in seiner vollen früheren Strenge wiederum eintreten zu lassen; in Rom hat der kommandirende General Gemeau denselben ebenfalls verschärft. Der alte Held gesteht aber selbst in seiner Proklamation, „daß seine Mittel gegen einen Feind, welcher im Geheimen den Abgrund unter den Füßen öffnet, nicht ausreichen." — Dieses Geständniß, so traurig es lautet, ist wahr; vor dem Dolche eines Mörders vermag keine Militärgewalt, vermögen keine Sbirren, keine Polizei, die gewöhnliche Strafgerechtigkeitspflege mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln nicht zu schützen; die Justiz kann den Mörder erreichen, ihn strafen, sein Opfer gegen ihn zu schützen vermag sie nicht. Auch dieses steht wehrlos demselben gegenüber.

Das ist eben neben dem furchtbaren Verbrechen, welches im Meuchelmorde liegt, das Gemeine, Feige und Elende, was dieser That noch anklebt, was sie dem Abscheu sogar desjenigen Preis gibt, der, nach Verlust aller Sittlichkeit, noch einen Funken von Männlichkeit in sich birgt. Wenn ein Mensch so tief gefallen ist, daß er zum meuchlerischen Dolche greift, dann hat er die letzte Stuffe menschlicher Verworfenheit erstiegen; wenn eine Nation so weit gekommen, daß sie in brutaler Gleichgiltigkeit einem planmäßigen Meuchelmordshandwerke zusieht, oder seine scheußlichen Arbeiter sogar beschützt und applaudirt, dann hat sie der Welt den Beweis gegeben, daß sie auf den ehrenvollen Namen einer Nation keinen Anspruch mehr hat, und züchtigende Sklavenketten für sie eine verdiente, gerechte und durchaus nothwendige Strafe sind. — Wenn der Welt nicht ein vollständiger sittlicher Ruin bevorsteht, wenn wir nicht am Anfange eines gräßlichen Chaos von sittlicher und religiöser Verworfenheit, und des

Eintritts der Herrschaft des Antichrists stehen, wenn die Menschengeschichte noch eine Zukunft hat, dann ist das Schicksal eines solchen Volkes für diese Zukunft schon jetzt sichtbar; es hat kein anderes Loos zu gewärtigen, als den Abschen der anderen Völker, und die von diesem Abschen geführte Zuchtruthe. Zur Ehre der Menschheit und zum Glück für das schöne Italien hat man übrigens wohl zu unterscheiden zwischen seiner Städte- und seiner Landbevölkerung; sein sittlicher Verfall rührt von jener her, welche unglücklicherweise von jeher die bestimmende Macht in der Geschichte Italiens war, während die bessere und gesundere Hauptmasse seiner Bevölkerung, das Landvolk, jener wählerischen, unruhigen, sittlich herabgekommenen, verweichlichten, darum feigen und gleich zum Dolche greifenden Bourgeoisie immer nur als Spielball und Beute diente. Wenn Italien aufgeholfen werden will, so muß dieses unmoralische Element in seiner das Land beherrschenden Kraft vollständig gebrochen, und dem sittlich und körperlich noch besseren Landvolke, ein physisches, staatliches Uebergewicht verschafft werden.

Es will uns übrigens scheinen, daß von Seite der Behörden wirksamere Mittel, als bisher geschehen, dem meuchelmörderischen Handwerke gegenüber angewendet werden sollten. Verschärfte Belagerungszustände, Waffen-, Pulverablieferungen, Todesstrafen gegen einzelne Schuldige reichen nicht aus, werden keine einzige That hindern, und das sittlich erschlaffte Volk nicht zu ihrer Verhinderung antreiben.

Man hat in verschiedenen Staaten eigene Aufruhrsgesetze erlassen, welche die Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849 hervorriefen; überall hat man die betreffenden Gemeinden, sofern denselben irgend welche Nachlässigkeit in Erfüllung ihrer Pflicht vorgeworfen werden kann, für allen aus dem Aufruhr entstehenden Schaden verantwortlich gemacht. Diese Gesetze gehen von der Grundansicht aus, daß da, wo

das Pflichtgefühl und der Gesetzlichkeitssinn so tief gesunken sind, daß sie den Einzelnen nicht mehr zur thatkräftigen Verhinderung eines vor seinen Augen vor sich gehenden Verbrechens anzutreiben vermögen, ein neuer Hebel zur Hülfe gerufen werden müsse, der auf eine in Egoismus und Habsucht verkommene Zeit ganz besonders berechnet ist, und darum auf die Einzelnen und Massen eine große, meistens unwiderstehliche Gewalt ausübt, die Aussicht nämlich auf eigenen Schaden, welchen das durch einen Anderen verübte Verbrechen mit sich bringt. — Was man zur Verhütung von Aufruhr als praktisches Mittel gefunden hat, könnte sicherlich mit dem größten Erfolge auch gegen den Meuchelmord angewendet werden. — Wenn man die Gemeinden solidarisch für jeden in ihrem Gebiete, namentlich jeden am hellen Tage, oder an öffentlichen Orten begangenen Meuchelmord verantwortlich machte, sie zur Vergütung eines jeden den Familien dadurch entstandenen Schadens anhielte, denselben überdieß noch je nach Maßstab der Schuld mehr oder minder große Contributionen auferlegte, so würde dieses auf der einen Seite wahrscheinlich die Häupter der Propaganda zu einiger Vorsicht in Erlaß von Mordbefehlen nöthigen, gewiß aber auf der andern Seite die Bewohner eines Ortes, wo ein Meuchelmord verübt wird, antreiben, nicht wie bisher in stumpfer Gleichgültigkeit, oder sogar mit Applaus einer solchen That zuzusehen, sondern wo möglich dieselbe zu verhindern, oder wenigstens den Verbrecher zu erwischen, ihn den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, und sich dadurch von der gesetzlich auch ihnen drohenden Strafe zu befreien. — Das bedrohte Interesse würde die Stelle des sittlichen Gefühls einnehmen, und gar bald seine Stimme selbst gegen diejenigen erheben, die durch ihre Mordbefehle es zu beeinträchtigen drohen. — Eine solche Maßregel, abgesehen, daß sie sich aus dem Gesichtspunkte der Nothwehr rechtfertiget, hätte ihre geschichtlichen Vorgänge, man dürfte sie sogar als ächt germanischen Ur-

sprungs bezeichnen. Die Rechts- und Staatsgeschichte von Deutschland und England liefern uns Beispiele derselben.

Radetzky scheint diesen Weg nunmehr betreten zu wollen, indem er in seiner Proklamation die Drohung bekannt macht, „daß er in dergleichen Fällen genöthigt seyn werde, die ganze Gemeinde solidarisch verantwortlich zu machen und sie zu verpflichten, mit den äußersten Mitteln der Strenge und Energie thätig zur Ueberlieferung von Verbrechern und deren Mitschuldigen mitzuwirken.“

Eine andere Maßregel, der wir allerdings keine bedeutende Wirksamkeit zuschreiben, die man aber, man erlaube uns den Ausdruck, der Ehre unserer Zeit und der Würde des Menschengeschlechts schuldig ist, bestände in diplomatischen Schritten zur Austreibung der intellektuellen Urheber aller dieser Mordthaten, der Chefs der Propaganda, aus England und Europa. Man kann es als eine durch Indizien aller Art erwiesene Thatsache hinstellen, daß die Meuchelmorde in Italien auf Befehl dieser Häupter erfolgen. Es ist bekannt, daß auf Befehl derselben Leute schon früher verschiedene Mordthaten in Italien, namentlich der Mord Rossis, verübt wurde, es war in einer mazzinischen Gesellschaft, im Theater Capranica in Rom, deren Kassier der englische Konsularagent Freeborne, wo auf Befehl von Mazzini 40 durch das Loos als Beschützer der Mörder und 3 aus diesen als die Vollstrecker des Mordes bezeichnet wurden. Mazzini selbst nahm später keinen Anstand, zur That zu stehen; in einem seither veröffentlichten Briefe desselben sagte er zur Rechtfertigung derjenigen, die seine Befehle vollstreckten: „der Mord von Rossi war nothwendig und gerecht.“ Was jetzt geschieht, ist nur eine Wiederholung dieser frühern Vorgänge.

Eine ernste Remonstration von Seite der europäischen Mächte gegen den Schutz, welchen die englische Regierung diesen Mordgesellen gewährt, eine Remonstration, die nicht im Namen eines einzelnen Landes und seiner politischen In-

teressen, sondern im Namen der Menschheit und ihrer heiligsten Rechte gemacht und dem Abscheu gegen ein so fluchwürdiges Treiben Sprache verleihen würde, scheint uns eine ernste Pflicht der europäischen Diplomatie zu seyn. Es wäre möglich, daß ein solcher Schritt selbst zu dem Ziele führen könnte, daß man die, welche man als politische Flüchtlinge nun beschützt, als Mörder austriebe. Das englische Ministerium steht weder so fest, noch ist das Sittlichkeitsgefühl in England so tief gesunken, daß man zum voraus einen solchen Schritt als resultatlos bezeichnen dürfte. Auf jeden Fall würde derselbe einen großen moralischen Eindruck hervorbringen, der, wenn er auch die Mörder von ihrem Handwerke nicht abbrächte, sie doch durch den Abscheu und Fluch von Europa, der dadurch Sprache erhalten, in dessen ungehinderten Ausübung störte.

Es wäre besonders auch Aufgabe der Presse, die nicht von Gesinnungstüchtigen dieser Brut geleitet wird, hoch und laut, und bei jedem Anlasse, ihre Verachtung und ihren Abscheu der Mordklique in's Gesicht zu schleudern. Leider aber ist hier von einem großen Theile der öffentlichen Organe, die weder zu den Eingeweihten, noch den Gesinnungsgenossen derselben gerechnet werden wollen, wenig Gutes zu erwarten. Hat nicht im Angesichte der Gräuelthaten in Italien die allgemeine Zeitung letzthin in einer Correspondenz aus der Schweiz den Arzt Steiger aus Luzern, gegenwärtigen Schultheißen von Luzern, mit dem Titel eines „Ehrenmannes" zu beschenken beliebt, einen Menschen, welcher zweimal an der Spitze eines Freischaarenzuges gegen sein Vaterland stand, und zur Zeit des ersten politischen Meuchelmordes in unserer Zeit, verübt an dem wackern Rathsherrn Leu von Luzern, jene Artikel für die gleiche allgemeine Zeitung fabrizirte, die in den Augen der Welt den edlen Gemordeten im Grabe noch zum Selbstmörder machen sollten. Steiger stand in Berührung mit jener Bande von Meuchel-

mördern, welche den Mord von Leu beschlossen, und durch große Geldversprechungen einen aus ihnen zur Vollbringung der That bestimmt hatten; obwohl die Untersuchung wegen des Schutzes, welchen damals die Regierung von Zürich den des Mordes in Luzern Angeklagten angedeihen ließ, nicht auf das Gebiet des Kantons Zürich, von wo aus der Mord betrieben wurde, und wo auch Steiger sich befand, ausgedehnt werden konnte, so liefert sie dennoch Spuren, die auf diesen Steiger hinweisen. Und diesen Mann, diesen Freischärler, diesen Meuchelmordsvertheidiger, diesen vielleicht selbst unmittelbar an der Gräuelthat Betheiligten, wagt man jetzt noch einen „Ehrenmann“ zu nennen!

Italien macht übrigens selbst in diesem Punkte einer furchtbaren Versunkenheit keine besondere Ausnahme. Die Meuchelmordslust zeigt sich auch anderwärts, hat bekanntlich bereits ihre Opfer gefordert und lechzt nach neuen. Je mehr die Hoffnungslosigkeit der Revolutionspartei, auf dem Wege der Gewalt und des Aufruhrs zum Ziele zu kommen, zunimmt, desto mehr wird die rachsüchtige Hand derselben zum meuchelmörderischen Dolche hingezogen. Sie zückt ihn jetzt in andern Ländern nicht, weil sie mit Siegeshoffnungen sich trägt; sie wird ihn sofort brauchen, wenn sie noch einmal im offenen Kampfe geschlagen werden sollte. Die Zustände Italiens liegen andern Ländern Europas ganz nahe.

XVIII.

Der Dom zu Freising.

So wie die Kirche Christi ihre Vorbilder hat, so spiegeln sich ihre Geschicke auch vielfach in den Gebäuden ab, welche durch die Andacht und Frömmigkeit der Gläubigen zu der Verehrung Gottes aufgeführt worden sind. Es ist dieß eine sehr natürliche, sich von selbst erklärende Erscheinung; der Geist jeder Zeit, ihre religiöse Richtung mußte vor Allem zuerst auch äußerlich an den heiligen Stätten sich kund geben, welche eben dazu dienen sollten, die Christen zum gemeinsamen Dienste Gottes zu sammeln; es mußte das Aeußere mit dem Inneren übereinstimmen. In gleicher Weise haben sich aber auch in späteren Zeiten die verkehrten Richtungen derselben an den kirchlichen Gebäuden geltend gemacht. Sehen wir ab von der Plünderung, welche die Kirchen in Deutschland durch die Säcularisation erfahren haben, so zeigt sich in dem Verfalle des kirchlichen Baustyls, insbesondere in der sogenannten Rénaissance, nämlich des antiken Heidenthums, auf's deutlichste jene Richtung, welche einer vermeintlichen Aufklärung zusteuernd, einestheils die Kirchen ihres großen inneren Schmuckes beraubte, anderntheils das geheimnißvolle Dunkel, welches früher in derselben herrschte, durch Hineinbrechen von Fenstern, damit das Licht des Tages Alles beleuchte, zu zerstreuen sich bemühte. Wozu bei Tage Kerzen anzünden? W

ja ohnehin die vorwurfsvolle Frage geworden, mit welcher die verkehrte Aufklärung unserer Zeit gerne auch noch die Lichter am Altare auslöschen, während die nüchterne Sparsamkeit doch wenigstens die Zahl derselben auf das Minimum reduciren möchte. Treffender kann der in dieser Beziehung bestehende Gegensatz der früheren und der späteren Zeit wohl kaum ausgedrückt werden, als durch den von Sailer (Weisheit auf der Gasse) aufbewahrten Volkswitz:

Einst finstre Kirchen, lichte Herzen,
Jetzt lichte Kirchen, finstre Herzen.

An diesen angedeuteten Schicksalen hat nun insbesondere auch der ehrwürdige Dom zu Freising in einem Grade Theil genommen, wie wenige andere. Derselbe gehört unstreitig zu den für die Geschichte Bayerns wichtigsten Denkmälern, denn wohl begründet ist der Ausspruch Karl Roth's: „Bayerns Geschichte beginnt erst mit den Bischöfen von Freising." An diesen Dom, der sich auf einem lieblichen Hügel an der Mosach erhebt, knüpfte sich ganz vorzüglich die Geschichte Bayerns an; er ist gleichsam das Heiligthum, um welches sich zuerst das gläubige Volk geschaart hat, dessen feste Anhänglichkeit an die katholische Kirche, durch welche es sich lange von andern deutschen Stämmen ausgezeichnet hat, selbst darin seinen Ausdruck finden möchte, daß die Kirche von Freising die erste steinerne war, welche in den seit dem siebenten Jahrhunderte neubekehrten Gegenden erbaut, und eben dadurch ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Aber auch das ist charakteristisch an ihr, daß diese Kirche, zu Ehren der Mutter Gottes erbaut, unstreitig außerordentlich viel dazu beigetragen hat, die ganz vorzügliche Andacht zu erwecken und zu nähren, welche das katholische Volk Bayerns noch jetzt zu der heiligen Jungfrau trägt und — Gott gebe es — noch lange bewahren möge.

Die Geschichte des Doms von Freising zerfällt in drei Perioden, von denen die erste bis auf den berühmten Bischof

Otto, den Verwandten des hohenstaufischen Hauses, die zweite bis in's siebzehnte Jahrhundert reicht, womit dann die dritte beginnt. Diese Geschichte hat nun so eben unter dem sehr bescheidenen Titel einer kunsthistorischen Skizze eine ganz vortreffliche Bearbeitung durch Dr. Joachim Sighart erhalten, eine Bearbeitung, bei welcher man eben so sehr den emsigen Fleiß, mit dem der Verfasser gesammelt hat, als auch das Geschick der Darstellung, die wahrhaft christliche Auffassung und die edle Gesinnung anerkennen muß, welche sich überall in dieser Schrift ausspricht.

Für die erste jener Perioden stellt der Verfasser als sehr wahrscheinlich fest, daß die Kirche ursprünglich von römischen Baumeistern im Basilikenstyl und ohne Thurm erbaut, und nach und nach, bis zu den Zeiten jenes Otto, so herrlich und reich und so ganz aus der Tiefe und Fülle des innigsten katholischen Glaubens ausgeschmückt worden ist, daß sie in der That als eines der schönsten Gotteshäuser angesehen werden durfte. Ueber jenen Zusammenhang mit Rom, den der Orden des heiligen Benedict hier, wie überall und in jeder Beziehung herzustellen bemüht war, bemerkt der Verfasser: „In Betreff der nähern Beschaffenheit dieses Steindoms aber finden wir keine Aufschlüsse in den Urkunden. Aber die Katholizität der christlichen Kunst gibt solchen Ersatz für jenen Mangel, daß aus den wenigen Notizen ein ziemlich deutliches Bild sich schöpfen läßt. Wie nur Ein Glaube damals die Völker beherrschte, der vom Mittelpunkte der Katholizität, von Rom ausgehende christliche Glaube, so gab es damals auch nur eine Kunst, die von Rom aus über den Erdkreis sich verbreitende christliche Kunst. Rom ist die Norm des Glaubens, so auch die Norm für alle Kunstgestaltung im ersten Jahrtausend. Dieß macht jene großartige Einheit und Harmonie der Kunsterzeugnisse aller Völker jener Zeit aus bei aller Freiheit im Einzelnen, wovon wir bei unserer Zerfahrenheit des Geistes und Zerrissenheit der Ansichten, wo Jeder nur

nach eigenem Kopfe künstelt, keine Ahnung mehr haben. So kannte jene Zeit auch keine andere Bauart, als die von Anfang an im christlichen Rom geübte, den aus den Bedürfnissen der Gemeinde und dem Verständniß des Wesens der Kirche hervorgegangenem Basilikenstyl. Wurde diese römische Bauart bei allen Steinbauten in England und Deutschland bald überall angewandt, so läßt sich um so weniger zweifeln, daß auch der an Rom mit innigster Liebe hangende Corbinian und seine Nachfolger ihre Kathedrale im römischen, d. i. im Basilikenstyl aufgeführt. Ja, der erste Dom zu Freising war eine Basilika, deren Grundform noch gegenwärtig an dieser Kirche nicht zu verkennen ist, da gerade der anfängliche Steinbau und die Ehrfurcht vor dem Bau des heiligen Corbinian eine völlige Zerstörung hemmte, eine Basilika mit drei Schiffen, einer Krypta, einem Chore und einer Vorhalle.*

Zu ihrer höchsten Schönheit gelangte aber die ehrwürdige Kathedrale unter Otto, sie befand sich auf dem Scheitelpunkte ihrer Blüthe und ihres Glückstandes. Prangend in einer Herrlichkeit und Majestät, wovon wir seit der Plünderung unserer Kirchen keine Ahndung mehr haben, war sie umgeben von einem Kranz anderer Kirchen und Kapellen, und man muß sagen, es war vielleicht nie jemals auf Erden eine solche Fülle von Gotteshäusern auf so engen Raum zusammengedrängt, als es auf dem Domberg von Freising damals der Fall war. Außer der Kathedrale standen bereits damals hier die Kirchen des heiligen Benedict, des heiligen Johannes, des heiligen Petrus, des heiligen Andreas, des heiligen Martinus und die des Erlösers, ohne zu zählen die kleineren Kapellen. Man wollte dadurch die Erde zum Abbild des Himmels machen, indem man, wie dort viele Wohnungen sich finden, so auch auf Erden viele für Gott und seine Heiligen erbaute. Dieser blühende Zustand der Kirche von Stein war aber nur, wie es immer der Fall ist, der Abglanz des Zustandes der wahren geistigen Kirche. Der

Clerus Freisings erreichte unter Otto's Führung solche Höhe der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, daß der Domberg damals den Namen des Gelehrtenberges (mons doctus) allenthalben trug. Doch", fährt der Verfasser fort, „der Erde Herrlichkeit und Glück ist von keinem Bestand. Bald sollte unsäglicher Jammer an die Stelle dieses heitern Wohlstandes treten. Glücklich war noch Otto, sagt Radewich, und ob seiner Verdienste solcher Gnade gewürdigt, daß er fortgenommen ward, ehe er seine Einzige, seine geliebte Kirche von Freising, mit der er durch die zarteste Liebe verbunden war, in Flamme und Asche verwandelt sah!"

Dieß eben war das große Unglück, welches die Kirche im Jahre 1159 traf; am Palmsonntage in der Frühe brach das Feuer aus, und fast in einem Nu war der Domberg mit seiner ganzen Pracht und ein Theil der Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt. Der damalige Bischof Albert war aber ein Mann, welcher sich durch das Unglück nicht in dem Vertrauen auf Gott irre machen ließ; noch in dem nämlichen Jahre legte er Hand an den Wiederbau der Kirche. Er fand mit seinen Bitten um Beihülfe ein sehr geneigtes Ohr bei Kaiser Friedrich I. und seiner Gemahlin Beatrix. Diese drei Personen können also für die Wiedererbauer des Domes von Freising gelten; ihr Andenken ist auch durch ihre Bilder am Portale des Domes bis auf die Gegenwart erhalten, und es verdienten dieselben wohl einer Nachbildung durch Künstlerhand. Die Geschichte des Neubaues, der bis in's Jahr 1205 dauerte, ist in der That sehr rührend, vorzüglich wirkte Albert's Beispiel belebend und ermunternd auf die Thätigkeit und Hülfeleistung Anderer ein. „Nicht bloß, daß er Alles in eigner Person leitete, den Brüdern (den Kanonikern) immer den Unterhalt spendete, und für die Familie (Domclerus) sorgte, er selbst mühte sich ab bis zum Schweiß Tag und Nacht mit eigner priesterlicher Hand am Bau mitarbeitend. Durch solches Vorbild angespornt, waren die Arbeiter ohne Z[illegible]

rastlos am Werk, und konnte die Bürgerschaft ob des eigenen Unglücks auch wenige Gaben bringen, so hatte und brachte sie doch sich, d. h. sie leistete unentgeltliche Dienste. Welch einen Anblick muß damals der Domberg geboten haben! Während am Baue selbst tausend Hände beschäftigt waren, zogen Hunderte aus allen Ständen, Mönche, Nonnen, Bürger, Adeliche, Knechte, unter heiligen Gesängen, die Wägen mit den Baumaterialien über den steilen Domberg hinauf. Bei solchem Zusammenwirken mußte das Werk rasch fortschreiten und so begreifen wir, wie schon im Jahre 1161 die Fabrika, der Hauptbau, vollendet seyn konnte."

Die neue Kirche wurde im romanischen Style und in dem Grundgedanken ausgeführt: „die Steinkirche sei ein Abbild der Braut Christi; da aber von dieser geschrieben steht, alle ihre Zier sei innerlich (Omnis decor ejus ab intus), so sei das Aeußere auch beim Kirchenbau in größter Einfachheit zu halten, das Innere aber mit Herrlichkeit zu erfüllen." Dieß geschah im vollsten Maße, es blieben aber auch im Laufe der nächstfolgenden Jahrhunderte manche Veränderungen in verschiedenen Baustylen nicht aus; allein, wenn demnach zu Ende des Mittelalters die Freisinger Kathedrale auch „nicht mehr als Werk Eines Geistes und Gedankens wie die Dome germanischen Styls dastand, sondern als ein Gottesbau, zu dem alle bisherigen Bauweisen ihren Tribut gegeben hatten", so waren diese doch alle „nur Zweige Einer Wurzel gewesen", und beruhten „alle auf derselben christlichen Idee", und so „konnte ihm doch das Gepräge der Einheit, Harmonie und Schönheit nicht fehlen."

Mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts traf denn auch die Kathedrale das Schicksal nach dem neuen Styl der Rénaissance durch den Bischof Veit Adam umgemodelt zu werden. Bei der von ihm im Jahre 1621 vorgenommenen Reparatur gingen große Veränderungen vor, und es trat jener Umstand ein, von welchem wir zu Anfang sprachen. „Bisher war die Kirche im Innern dunkel gewesen, gerade als

Abbild des himmlischen Jerusalems, wo auch weder Mond noch Sonne leuchtet, wo Christus das alleinige Licht ist. Nun aber, da das Verständniß christlicher Symbolik verloren war, konnte man keinen Gefallen mehr finden an solcher Finsterniß, es ward mehr Licht hereingelassen dadurch, daß man die auf beiden Seiten sich immer mehr häufenden Seitenkapellen in neue zwei Schiffe verwandelte, und die Wand also vielfach durchbrechen konnte. Eben so wurde das Fensterwerk auf den Gallerien vermehrt, verändert und vergrößert. Die Wände, die bisher Gemälde geziert, wurden mit dem Weißquast übertüncht. Sofort konnten auch die schönen gothischen aber unclassischen Altäre und das Sacramentshäuschen keine Gnade mehr finden, sie wurden entfernt und durch neue, mit römischen Säulen, Statuen und voller Vergoldung gezierte Altäre ersetzt, die zumeist noch vorhanden sind."

In dieser Weise wurde, so weit noch Etwas in dieser Hinsicht zu thun übrig war, in späterer Weise mit Verunstaltungen der Kirche fortgefahren, namentlich beim Jubiläum 1724. Die beiden Brüder Aegidius und Kosmos Asam, der eine Gipsformer, der andere Maler, wurden aus München verschrieben, um die Kirche mit Figuren und Bildern auszufüllen. „Sie kommen mit Gesellen, errichten Gerüste, vermauern die einen Fenster, geben den andern die Birnform und übertünchen wieder alle Wände, um dann ihre Bildereien auftragen zu können." Dieß geschah nun Alles in jenem schrecklichen Style, insbesondere galten aber als „Meisterwerke der Stuccadore die großen, von Genien getragenen Vorhänge, die leider noch über dem Hochaltare und die Vorhalle ausgespannt sind. Auch die herrlichen Chorstühle des Bischof Sixtus entgingen nicht der Tünche und Vergoldung, wodurch die ganze Feinheit der Holzschnitzerei verklebt ward."

Man kann dem Historiographen des Domes von Freising ein gewisses Gefühl der Wehmuth nicht verargen, welches bei der Wahrnehmung über ihn kommt, daß diese Kirche,

von welcher die Christianisirung Altbayerns ausgegangen ist, noch „so verlassen und einsam in dem Kleide der Schmach“ dasteht. Wir können uns nicht versagen, aus der anziehenden und allen Geschichtsfreunden, so wie Künstlern höchst empfehlenswerthen Schrift, die unter der anspruchslosen Gestalt eines Programms wohl nicht diejenige Verbreitung finden möchte, die sie verdient, auch noch den Schluß, in welchem sich so ganz die christliche Auffassungsweise des Verfassers ausspricht, hinzuzufügen. Er sagt: „Dennoch müssen wir auch jetzt von unserm Dome noch sagen, was über sein Vorbild, die Kirche, von einem Höhern gesprochen worden: Nigra sed tamen formosa. Ja, unsere Kirche ist schwarz, geschwärzt durch den Weißquast, die Tüncherei und den Goldflitter der Aufklärungszeit, entstellt durch die Aufputzung mit unschönen, verrenkten Figuren und Malereien, schwarz durch den Modestaub der letzten Jahrhunderte — aber sie ist doch noch schön, weil noch erscheint an ihr der Grundgedanke, sie ist in ihrer Lage und Gliederung, in Grundplan und Aufführung noch ein treues Abbild der Kirche, des mystischen Leibes Christi! Erbaut auf hohem Berge, wie das himmlische und irdische Sion, schaut sie hin über die Lande, gewendet von Westen nach Osten, aus der Finsterniß zum Licht, das Christus ist, hin zum verlornen Paradieß, das im Osten lag, gegen Osten, wo der Heiland uns erlöste und woher er als Weltrichter kommen wird. Noch zeigt diese Kirche deutlicher als alle andern die Gestalt des Schiffes, als Abbild der Arche und des Schiffleins Petri, in welchem alle seyn müssen, die Rettung suchen. Die beiden Thürme mit ihren Uhren und Glocken vor dem Dome, wie jene Säulen vor Salomons Tempel prangend, sind Symbole der Prediger, die unerschütterlich stehen an der Spitze der Gemeine, sie mahnend und führend alle Stunden des Lebens. Die dunkle Krypta mit ihren altehrwürdigen Säulen und Skulpturen mahnt an die Zeit, wo die christliche Kirche noch

in den Gräbern, in den Katakomben, wohnte und betete, wie auch an die Aufgabe aller Wesen Gott zu loben und zu preisen. Die Dreitheiligkeit der Kirche, die in der Vorhalle, dem Schiffe und dem hochgelegenen, gleich dem Licht auf dem Leuchter gestellten Presbyterium hervortritt, ist Symbol der gottmenschlichen Persönlichkeit Christi, der drei Elemente und Aemter der Kirche, der drei Wege zu Christus, des Wegs der Reinigung im Atrium mit dem Weihwasser, der Erleuchtung im Mittelschiffe mit dem Predigtstuhl und der Einigung mit Gott im Presbyterium durch das heilige Opfer! Nigra sed formosa! Wird wohl je wieder die Stunde schlagen, wo wir jubelnd mit dem Dichter auch unserm lieben alten Dom zurufen dürfen":

„„Getrost, getrost mein Münster,
Um ist die Trauerzeit,
Leg ab den Klageschleier,
Weg mit dem Wittwenkleid!

Du sollst jetzt wieder prangen
Als eine stolze Braut,
Wie dich in Schmuck und Ehren
Kein Auge noch geschaut!""

Möchte dieser fromme Wunsch des Verfassers bald in Erfüllung gehen!

XIX.

Das Königthum der Hebräer.

(Ein Beitrag zur Physiologie der Gesellschaft.)

Dritter Artikel.

Daß der König David, wie seine Nachfolger, die ganze oberste Gewalt in ihrem vollen Umfange und ungetheilt besaß, bedarf keiner Erwähnung, eben so wenig aber, daß diese keine schrankenlose, im modernen Sinne des Wortes absolute war. Wie er, nach dem oben bereits Erwähnten, an das Gesetz und die Verfassung Mosis (5. Buch Mos. 17, 14 ff.) gebunden war, so bildete überhaupt die Theokratie, aus der sein Königthum hervorgegangen, eine Schranke seiner Macht. In ihr lag eine mächtige, ja die allein wirksame Bürgschaft gegen Mißbrauch der königlichen Gewalt, wie keine andere bloß menschliche Staatseinrichtung sie je zu gewähren vermag. Darum konnte Nathan, der Bote Gottes, ihm den Ehebruch mit der Bethsabe und den Mord des Urias in einer Weise vorhalten, die kein Herrscher älterer und neuerer Zeit, der sich des lebendigen Glaubens an seine Abhängigkeit von einem höheren Herrn entledigt hätte, jemals geduldet haben würde.

In eben jener mosaischen Verfassung liegt auch, so *lange sie beobachtet wurde*, vollständige Sicherstellung

der Staatsangehörigen gegen widerrechtliche Entziehung ihres Eigenthums, oder willkürliche Besteuerung von Seiten des Königs. Dieser ist, nach dem Geiste der theokratischen Verfassung, keineswegs unumschränkter Herr der Habe und des Gutes seiner Unterthanen. Er ist zwar auf keine Civilliste oder Besoldung, aber auf bestimmte und gemessene Einkünfte und nutzbare Rechte angewiesen, und lebt aus diesen wie jeder Andere, als aus seinem Eigenthume. Dahin gehören

1) die Geschenke, die nach orientalischem Brauche Jeder bringt, der vor des Königs Angesicht erscheint. (1. Sam. 10, 27. 16, 20.)
2) Der Tribut der überwundenen Völker und die Kriegsbeute. (2. Sam. 8, 6—8.)
3) Liegende Gründe aller Art: Aecker, Weinberge und Oelgärten (1. Chron. 27, 26—28), die dem Könige vielleicht aus dem später eroberten, nicht mehr unter die Stämme und Familien vertheilten Grunde und Boden, vielleicht auch aus dem confiscirten Besitz hingerichteter Hochverräther zugemessen waren (z. B. 2. Sam. 16, 4. 3. Buch der Kön. 21, 15), wobei begreiflich unter den spätern Königen vielfache Gewalt und Bedrückung vorkam. (Ezechiel 45, 7. 46, 16—18. 48, 21.)
4) Das Weiderecht in den Wüsten Arabiens und auf den Gemeindeweiden des gelobten Landes, wo David große Heerden hielt. (1. Chron. 27, 29—31.)
5) Dienste und Frohnden der im Lande wohnenden, zinspflichtigen und frohnbaren Kananiter, wie ihrer namentlich beim Tempelbau Salomo's erwähnt wird. (3. Buch der Könige 5, 13—16. 9, 20—22. 2. Chron. 2, 17. 18. Buch der Richter 1, 28 u. ff.) Daß die Israeliten selbst, wenigstens in der Blüthezeit ihres Königthums, Tribut (das Kennzeichen der Ueberwundenen und Unfreien) entrichtet, wie Michaelis vermuthet, ist nicht wahrscheinlich und wird in den Quellen nicht bemerkt. Die Tempelsteuer, die Da-

vid fordert, ist eine rein freiwillige Gabe. (1. Chron. 29, 5. 9.)

Auch das ihm von Gott verliehene Amt des Königs ist keine allgemeine und ungemessene Alles-regiererei, sondern in den beiden Hauptzweigen: Wehren und Richten begriffen. Der König war hauptsächlich höchster Kriegsherr und oberster Richter im Namen Gottes; alle unteren Richter seine Stellvertreter *). Die abgeschmackte Obliegenheit der Staatsgewalt: alle ihre Unterthanen „glücklich zu machen", war den Israeliten eben so fremd, wie dem Alterthume überhaupt. Sie ist rein und lediglich eine Ausgeburt des Pseudopoliticismus.

David, der Gründer seines Hauses, hat keine Erbfolgeordnung für alle kommenden Zeiten vorgeschrieben. Wenn er mit Uebergehung seines ältesten Sohnes (Adonias von der Haggith), den mit der Bethsabe erzeugten Salomo zum Nachfolger bestimmte, so geschah dieß (1. Chron. 22, 9. 10) auf besondere göttliche Offenbarung. Als Adonias noch bei seinen Lebzeiten nach der Krone strebte, ließ er von dem Hohenpriester Sadok und dem Propheten Nathan den erwählten Salomo mit dem heil. Oele salben und zum Könige ausrufen. Kurz vor seinem Tode berief endlich David nach Jerusalem die natürlichen Vertreter seines Volkes: alle Fürsten Israels, die Häupter der Stämme und die Obersten der Schaaren, die dem Könige dienten, auch die Obersten über tausend und hundert, und die, so über die Habe und Güter des Königs waren, und seine Söhne sammt den Kämmerlingen und alle wichtigen und sehr starken Männer im Heere. In feierlicher Versammlung ermahnte er sie: alle Gebote des Herrn ihres Gottes zu halten und zu erforschen, und

*) Beispiele, wie David selbst Recht gesprochen, finden sich 2. Sam. 1, 15—16. 4, 9—12. 15, 1—6. 14, 4—11. 1. Kön. 2, 5—9, das berühmte salomonische Urtheil 3. Buch der Könige 3, 16—28.

kündigte ihnen an, daß der Herr seinen Sohn Salomo erwählt habe, das Haus des Heiligthums zu bauen, zu welchem er ihm die Schätze übergab, die er lange schon für diesen Zweck gesammelt hatte. Ist nun Jemand, so fügte er hinzu, der freiwillig opfert, der fülle heute seine Hand und opfere dem Herrn, was er will. Da gelobten die Anwesenden und gaben zum Werke des Hauses Gottes. . . Und das Volk freute sich, da sie freiwillig ihre Gelübde thaten, denn aus ganzem Herzen opferten sie selbe dem Herrn; aber auch David der König freute sich mit großer Freude. Dann opferten sie, und aßen und tranken vor dem Herrn an demselben Tage mit großer Freude. Und sie salbten zum zweiten Male Salomo, den Sohn Davids, zum Fürsten für den Herrn und Sadoc zum Priester. Aber alle Fürsten und Gewaltigen und alle Söhne des Königs David gaben ihm die Hand, und unterwarfen sich Salomo dem Könige.

Unter Salomo erreicht die weltliche Macht und Herrlichkeit Israels einen Gipfel, wie vorher und nachher niemals. Seine Regierung ist ausgezeichnet durch das, was das Urtheil aller gewöhnlichen Menschen als den Zweck, und zugleich als das wesentlichste Kennzeichen einer glücklichen Regierung bezeichnet: durch ununterbrochenen Frieden, und durch das fortwährende Steigen von Reichthum, Pracht und Bildung. Vermehrte er den erstern durch indirekte Abgaben und Zölle, so war der Handel, den der König auf seine Rechnung treiben ließ, und die Berührung, in die er Israel mit fremden Völkern und weitentfernten Ländern brachte, ohne Zweifel der Erweiterung aller weitläufigen Wissenschaft förderlich. (3. Buch der Kön. 18, 15. 28. 29.) Aber unter den Blumen lauerte die Schlange, und im Moment der höchsten Blüthe begann zugleich der Verfall. Gerade der vermehrte Verkehr und die häufige Berührung mit der Außenwelt legte dem Volke Israel die Versuchung nahe, sich den übrigen Völkern gleich zu stellen und von der alten Strenge des Gesetzes Mosis zu weichen. Das Verderben hub an bei

dem Könige und seinem Hause. Gegen Jehova's Gebot (5. Mos. 17, 16. 17. 20) begann er damit, sich zahlreiche Rosse aus Aegypten kommen zu lassen, Schätze von Gold und Silber aufzuhäufen, über welche die Welt staunte, und ein Frauengemach mit siebenhundert Königinnen und dreihundert Kebsweiber zu halten. (3. Kön. Cap. 11.) Aber die Weiber wandten sein Herz; und als er schon alt war, da ward sein Herz verdorben durch die Weiber, daß es fremden Göttern nachging, und es war sein Herz nicht ungetheilt mit dem Herrn seinem Gott, wie das Herz seines Vaters David, sondern er verehrte die Astarte und den Moloch, und baute dem Chamos, dem Götzen der Moabiter und dem Moloch auf dem Oelberge einen Tempel. Und also that er allen seinen ausländischen Weibern, die ihren Göttern räucherten und Opfer brachten. Daneben freilich beobachtete er genau den Dienst Jehova's, und opferte ihm, wie das Gesetz es vorgeschrieben. Aber der Herr wurde zornig über Salomo und sprach: weil du das an dir gehabt und nicht bewahrt meinen Bund und meine Gebote, so will ich dein Königreich zerreißen und es spalten und deinen Knechten geben. Aber in deinen Tagen will ich es nicht thun; um David deines Vaters willen, von der Hand deines Sohnes will ich es abreißen. Auch will ich nicht das ganze Königreich wegnehmen, sondern einen Stamm will ich deinem Sohne geben, um David, meines Knechtes, und um Jerusalem willen, das ich erwählt habe.

Nach den eben angeführten Worten der heiligen Geschichte erscheint die erste große Katastrophe, welche über das hebräische Volk hereinbrach: die Theilung, als ein unmittelbar von Gott verhängtes Strafgericht über die Sünde der Abgötterei des Königs, welche gewiß auch im Volke Billigung und Nachahmung gefunden hatte. Herbeigeführt wurde dieses Geschick durch die Unzufriedenheit, welche nach Salomo's Tode, bei dem Regierungsantritte seines Sohnes Roboam losbrach. Ob diese begründet, ob sie bloß eine Folge des durch Reich-

thum und Verweichlichung erzeugten Uebermuthes und des herrschend gewordenen heidnischen Irrglaubens gewesen, dieß ist nach den uns vorliegenden Quellen nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die heilige Schrift sagt von Salomo ausdrücklich: daß er von den Söhnen Israels keine Frohndienste forderte. (2. Chron. 8, 9. 3. Kön. 9, 22.) Warum also Jeroboam, der Sohn Nabats, es für einen Grund zur Auflehnung ansehen konnte, daß Salomo den Mello berufe und den Graben der Stadt Davids seines Vaters füllte, ist nicht recht deutlich. (3. Kön. 11, 27.) Diesem, den Salomo als einen wackern und tüchtigen Mann zum Vorsteher über den Tribut des ganzen Hauses Joseph gemacht hatte, war geweissagt worden, daß er zehn Stämme vom Königreiche Salomo's reißen werde, deren Oberhaupt er werden solle. (3. Kön. 11, 26—39.) Salomo hatte ihn, nachdem dieß prophetische Wort ruchbar geworden, zu tödten gesucht, und er sich nach Aegypten retten müssen. Von dort kehrte er nach des Königs Tode zurück und wurde, als auf Roboams unkluge Rede (3. Kön. 12, 14.) die alte Eifersucht gegen Juda wieder auflebte und Israel sich vom Hause Davids lossagte, zum Könige der abtrünnigen zehn Stämme ausgerufen. (V. 20 ebendaselbst.) Hiermit war eine Scheidung und Zerklüftung des Reiches der Söhne Israels bewirkt, die nicht wieder heilte, bis beide Trümmer des einen großen Ganzen in demselben politischen Schiffbruche untergingen.

Mit dieser Trennung änderte sich zugleich in vielen Punkten die bisherige kirchliche und politische Verfassung beider Reiche. Jeroboam hatte mit eben jener Weissagung, die ihm die Krone verhieß, zugleich Jehova's trostreiches Versprechen empfangen: „wenn Du in Allem gehorchst, was ich Dir gebiete, und in meinen Wegen wandelst, und was Recht ist vor mir thust und meine Gebote hältst, wie David mein Knecht gethan, so will ich mit dir seyn, und ein treues Haus dir bauen, wie ich David ein Haus gebaut, und will dir Israel geben." (3. Kön. 11, 38.) Kaum war er aber Kö-

nig der getrennten Stämme, so that er einen Schritt, von dem die heilige Geschichte sagt, daß er durch diese Sünde ganz Israel sündigen gemacht all sein Leben lang. (4. Kön. 15, 18. 17, 21.) In der Besorgniß, daß die Einheit des Glaubens und des Cultus die verwandten Stämme auch über kurz oder lang wieder zur alten politischen Einheit zurückführen würde, stiftete er mit Absicht und Vorbedacht eine kirchliche und religiöse Spaltung, durch welche er dem Volke Israel eine Todeswunde schlug, von der es sich bis an das Ende seiner Geschichte als selbstständiges Reich nicht wieder erholte. „Und Jeroboam sprach in seinem Herzen: nun wird das Reich wieder an das Haus Davids kommen, wenn dieses Volk hinaufzieht, um seine Opfer darzubringen, im Hause des Herrn zu Jerusalem, und es wird das Herz dieses Volkes sich wieder wenden zu seinem Herrn Roboam, dem Könige von Juda, und sie werden mich tödten und sich zu ihm wieder wenden.“ (3. Kön. 12, 27.) Die Mittel für seinen eigensüchtigen Zweck schlau berechnend, begann er damit: andere heilige Orte und Heiligthümer zu schaffen. Im Süden und im Norden des Landes, zu Bethel und zu Dan, errichtete er: den Dienst der alten Symbole, gegen welche Moses schon gekämpft, wieder in's Leben rufend, zwei goldne Kälber, und sprach zu den Stämmen, die ihm gehorchten: ziehet nicht mehr hinauf nach Jerusalem. Siehe, da sind deine Götter Israel, die dich herausgeführt aus dem Lande Aegypten.

Uebrigens errichtete auch in Juda schon Roboam Tempel auf den Höhen im ganzen Lande, und mit Beiseitsetzung des alten an Aarons Geschlecht und den Stamm Levi gebundenen Priesterthums machte er Priester aus den Geringsten des Volkes, nach der Weise der umliegenden Völker *), ordnete

*) 2. Chron. 13, 9. . . . wer da kommt und seine Hand einweihet mit einem Stier von den Rindern und mit sieben Widdern, wird Priester für die, so nicht Götter sind.“

sie zu den Höhen, die er gemacht hatte, erdachte andere Feste, als jene, welche das Gesetz Mosis kennt, und stieg selbst auf den Altar, um Räucherwerk anzuzünden. Die Folgen dieses Beginnens waren eben so weit greifend, als verderblich. Für Israel war, wie für jedes Volk, die Religions- und Kirchenspaltung ein unermeßliches Unglück und ein Vorbote des politischen Untergangs. Der Nachtheil liegt offen am Tage, wenn beide Reiche, was mehr als einmal geschah, sich im Bruderkriege zerfleischten. Aber noch verderblicher waren die Bündnisse, denen doch immer das rechte Band der Einheit fehlte. Fast jede derartige Annäherung bringt Juda großes Unheil (2. Chron. 19.), die gemischte Ehe mit der Athalia (4. Kön. 11.) das Haus Davids seinem Untergange nahe. Gleich nach der Trennung zogen die Priester und die Leviten, nebst vielen Rechtgläubigen aus allen Stämmen sich aus dem schismatischen Lande in das Reich Juda. (2. Chron. 11, 13—16.) In Folge dessen verschwanden die Levitenstädte, und die alte Stammesverfassung wurde in beiden Reichen gelockert, und mehr und mehr aus dem Bewußtseyn des Volkes verdrängt. Bald wird auch in Juda nicht mehr an der von Gott gesetzten Tempelstätte zu Jerusalem geopfert, sondern das Volk zündet Räucherwerk auf den Höhen an. Fast an allen Königen, selbst den sonst frommen und Gott wohlgefälligen rügt es die heilige Geschichte, daß sie den ungesetzlichen Dienst auf den Höhen geduldet haben. Und selbst bei diesen Abweichungen blieben die Bewohner beider Reiche nicht stehen. Von Zeit zu Zeit versinken sie in noch schlimmere Verirrungen und eigentliche Abgötterei. Neben dem Gott ihrer Väter opfern sie dem Baal. Achaz, der König von Juda, läßt seinen eigenen Sohn für den Moloch durch's Feuer gehen. (4. Kön. 16, 3.) Treten gleich von Zeit zu Zeit kräftige Könige in dem einen, wie in dem andern Reiche als Reformatoren auf, bekämpfen sie die gröbsten Verirrungen, hauen sie die Haine der Unzucht um, und stürzen sie die Götzenbilder, so nimmt dennoch die Unkenntniß und Ver-

gessenheit des Gesetzes immer mehr überhand. Das Sabbathjahr ward wahrscheinlich von den Zeiten Asa's (Roboams Enkel) an nicht mehr beobachtet*); die von Moses vorgeschriebenen, periodischen Freilassungen waren längst außer Gebrauch gekommen, als das Reich Juda zu seinem Ende neigte. Freilich machte Sedekias, der letzte König von Juda, während der Belagerung Jerusalems durch die Chaldäer mit allem Volke einen Bund, und ließ ausrufen: daß alle hebräischen Knechte und Mägde freigelassen werden müßten, wie es das Gesetz Mosis vorschreibt. Aber kaum hatten die Feinde die Belagerung ausgesetzt, um den anrückenden Aegyptiern entgegenzuziehen, als das entartete und erschlaffte Volk wieder andern Sinnes ward, das eben erst mit dem Herrn seinem Gott neu aufgerichtete Bündniß brach, und die Entlassenen wieder als Unfreie zu dienen zwang. (Jeremias 34.) Selbst das Gesetzbuch Mosis war zuletzt in dem Grade aus dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden, daß König Josias die Flüche, welche Moses für den Fall der Abtrünnigkeit vom Gesetze über die Kinder Israel ausspricht, nie weder gehört noch gelesen hatte, und zum ersten Male davon Kunde erhielt, als das von Moses Hand geschriebene Gesetzbuch wieder aufgefunden wurde. (4. Kön. 22. 2. Chron. 34, 12.) Dieß Alles sind unzweideutige Zeichen des Erschlaffens der alten Glaubenstreue, mit deren Erschütterung zugleich das gesammte Fundament des jüdischen Staates in Frage war. Es konnte nicht fehlen, daß dieser sittlich-religiöse Abfall seine Wirkungen auch in das politische Gebiet hineinerstreckte. Daß dem Unglauben, sobald er im Staate herrschend wurde, hier wie allenthalben scheußlicher Despo-

---

*) Eine hieher gehörende sehr wahrscheinliche Berechnung findet sich in Humphrey Prideaux: The old and new Testament connected in the History of the Jews and neighbouring Nations, from the declension of the Kingdoms of Israel and Judah to te time of Christ. London 1729. T. I. p. 194.

tismus folgte, beweist die Geschichte des, heuchlerisch in die alten Formen gehüllten, an Naboth verübten Justizmordes. Achab, der König von Samaria, begehrte dessen Weinberg, der an den königlichen Pallast gränzte, und als Naboth, gestützt auf das Gesetz Mosis, den Verkauf seines väterlichen Erbes verweigerte, bestellte die Königin Jezabel falsche Zeugen, die ihn lügenhafter Weise der Lästerung Gottes und des Königs anklagen mußten. Der unschuldig Verurtheilte wurde gesteinigt, und sein Weinberg als Eigenthum eines hingerichteten Hochverräthers vom Könige in Besitz genommen. Auch in Juda hatte Roboam durch die Anlegung von Vorrathshäusern und Festungen, oder Einlegung von Besatzungen Anstalten getroffen, die auf ein Umlenken in die Verfassung eines kriegerischen Staates deuten. (2. Chron. 11, 5—12.) Unglückliche Kriege führten zur Auflegung von Kriegssteuern, die der mosaischen Verfassung unbekannt sind, und von denen wir einem Beispiel erst unter Maacham, dem Könige von Israel begegnen, der auf diese Weise den Tribut zusammenbrachte, den ihm Phul, der König der Assyrier auferlegte. (4. Kön. 15, 20.) Von Josaphat, dem Könige von Juda wird, als das erste Beispiel in der hebräischen Geschichte, erwähnt, daß er ganz in der Weise anderer Erbkönige seinen nachgebornen Söhnen viele Geschenke gegeben an Silber und Gold, und ihnen Renten sammt festen Städten an Juda übergeben, während der Erstgeborne das Reich erhielt. (2. Chron. 21, 3.) Andere durch die Zeitverhältnisse gebotene, heilsame Einrichtungen wurden von demselben frommen und weisen Könige getroffen. Er bestellt zu Jerusalem eine Art oberstes Gericht: Leviten und Priester und Fürsten der Geschlechter aus Israel, daß sie „das Gericht des Herrn und seine Rechtshändel richteten", sowohl in jenen Dingen, die Gott angehen, als in jenen Händeln, die zu des Königs Amt gehören. (2. Chron. 19, 8. 11.) Auch läßt er, um der immer mehr hereinbrechenden Unwissenheit des Volkes zu steuern, förmliche Missionen halten, und sendet mehrere Le-

ner Fürsten mit etlichen Leviten aus, daß sie lehrten das Volk in Juda und hatten das Gesetzbuch des Herrn und zogen umher in allen Städten Judas und unterrichteten das Volk. (2. Chron. 17, 7—9.)

Im Einverständnisse mit Jojada, dem Hohenpriester, hatte sich schon König Joas bei der Verwaltung des Tempelvermögens betheiligt. Diese nicht unbedenkliche Einmischung der weltlichen Macht in die kirchliche Administration war durch die Läßigkeit der Priester selbst herbeigeführt. Joas hatte anfangs verordnet: daß Alles von den Vorübergehenden in den Tempel des Herrn eingebrachte Geld, ferner die an den Tempel entrichtete Kopfsteuer und was Jeder freiwillig opferte, von den Priestern nach ihrer Ordnung eingenommen werden solle, damit davon das Baufällige im Hause des Herrn gebessert werde. Aber bis in das dreiundzwanzigste Jahr des Königs Joas besserten die Priester das Baufällige des Tempels nicht. Der König traf daher eine andere Einrichtung. Den Priestern wurde die Einnahme und Verwaltung des Geldes abgenommen. Man machte eine Lade, in welche man alles Geld warf, welches zum Tempel des Herrn gebraucht wurde, und stellte sie neben den Altar. Von Zeit zu Zeit kamen dann der Hohepriester und der Schreiber des Königs herauf, und schütteten es aus, und zählten das vorhandene Geld, und gaben es dann in die Hand der Bauaufseher, welche es den Werkleuten auszahlten, die im Hause des Herrn arbeiteten und das Baufällige besserten. (4. Kön. 12, 4—11.) Aber das Sühngeld für die Schuld- und Sühnopfer brachten sie nicht in den Tempel des Herrn, den es gehörte den Priestern. (V. 16. a. a. O.) Gewiß läßt sich diese Sorge des Königs für die Erhaltung des Tempels, den Einer seiner Vorfahren gebaut hatte, immer noch, zumal bei der Saumseligkeit der Priester, rechtfertigen. Aber die Schattenseite dieser Theilnahme zeigt sich alsbald. Denn als Hazael, der König von Syrien heraufzog und Jerusa-

lem bedrohte, nahm Joas, der König von Juda alles Geheiligte, was seine Väter, die Könige von Juda, geheiligt hatten, und was er selbst geopfert, und alles Geld, das man finden konnte, nicht bloß im Pallaste des Königs, sondern auch in den Schätzen des Tempels des Herrn, und sandte es dem Könige von Syrien, der darauf wirklich von Jerusalem abzog. (V. 18 a. a. O.) Doch war solche Ausbeute eine mächtige Lockspeise für jeden künftigen Eroberer. Auch blieb die Einmischung der weltlichen Gewalt nicht auf dieser Gränze stehen. König Achaz — derselbe, der seinen Sohn dem Moloch geopfert hatte, — ließ den Altar des Herrn nach dem Muster des Altars zu Damascus umformen, maßte sich gottesdienstliche Verrichtungen an, die nach dem Gesetze Mosis nur den Priestern zustanden, und nahm nach eigner Laune und Belieben eine Reihe von Veränderungen, so in den Oertlichkeiten des Tempels und der Altäre, wie in der Ordnung der Opfer vor, wobei der Priester Urias in sacrilegischer Unterwürfigkeit nach Allem that, was der König Achaz geboten hatte. (4. Kön. 16, 10 — 18.) Kräftigern Widerstand leistete der Priester Azarias dem kriegerischen Könige Ozias, als er den Herrn seinen Gott verachtete, und in den Tempel ging um Räucherwerk auf dem Räucheraltar anzuzünden. Er und achtzig Priester widersetzten sich dem Könige und sprachen: es ist nicht deines Amtes, Ozias, daß du Räucherwerk anzündest dem Herrn, sondern der Priester, das ist der Söhne Aarons, die geweiht sind zu diesem Dienste; geh' heraus aus dem Heiligthume und verachte es nicht, denn dieß wird dir nicht zur Ehre gerechnet von Gott dem Herrn. Erzürnt über diese Warnung drohte der König den Priestern. Aber Jehova kam ihnen durch ein Wunder zu Hülfe. Die Strafe, welcher noch Niemand, der an dem Heiligthume gefrevelt, jemals entgangen ist, folgte dießmal dem Verbrechen auf dem Fuße. Denn alsbald brach der Aussatz aus an des Königs Stirn, und als Azarias, der Hohepriester, und alle übrigen Priester auf ihn blickten, sahen sie den Aussatz an

seiner Stirn und trieben ihn eilig hinweg. Aber auch er selbst erschrack und eilte hinauszugehen, weil er alsbald die Plage des Herrn gefühlt hatte. (2. Chron. 26, 16—20.)

Abgesehen von diesen Ausnahmsfällen blieb die verfassungsmäßig geordnete Trennung der obersten geistlichen von der weltlichen Gewalt in der hergebrachten Weise unangetastet bestehen. Auch während der Periode, wo Juda schon dem Verfall entgegeneilte, kömmt dennoch ein Beispiel vor, wo das Königthum, fast schon im Momente des Erlöschens, noch an der unabhängigen obersten Kirchenwürde einen Stützpunkt fand. Dem Joas, Sohne des Achazias, dem letzten damaligen Sprößlinge des Hauses David, rettete der Hohepriester Jojada Leben und Krone vor der Usurpation und den mörderischen Nachstellungen der Athalia, und setzte ihn, nachdem er sieben Jahre lang im Tempel verborgen gehalten war, mit Hülfe der Obersten des Heeres und ihrer kriegerischen Getreuen wieder in das Reich seiner Väter ein. Die Mörderin der Geschwister des Königs wurde hingerichtet, und die feierliche Erneuerung der alten theokratischen Verfassung vorgenommen. Wiederum war es Jojada der Hohepriester, der in alter Weise einen Bund zwischen dem Herrn und dem Könige, und zwischen dem Könige und dem Volke schloß, daß sie das Volk des Herrn seyn wollten. (4. Kön. 11, 17.)

XX.

Churfürst Joachim II. von Brandenburg.

Unter den Helden der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts nimmt unstreitig Churfürst Joachim II. von Brandenburg eine der bedeutendsten Stellen ein. An seinen Uebertritt zur Lehre Luthers haben sich die nachhaltigsten politischen Folgen für die Geschicke Deutschlands, ja selbst Europas angeschlossen; es lag darin die erste Stufe, von welcher das Haus Hohenzollern zu der Stellung einer Großmacht emporsteigen konnte, wozu es ohne den Protestantismus niemals gelangt wäre. Ein neuerer preußischer Historiograph *) hat zwar Joachim I., dem Vater des gedachten Churfürsten, die mehr als zweifelhafte Ehre erwiesen, ihm nachzusagen: er habe „in Wahrheit der Sache des Protestantismus wesentlichere Dienste geleistet, als die gepriesenen Häupter der Evangelischen im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts; denn er hat, was man nie vergessen sollte, während die letzteren durch ihre unbesonnene Kühnheit zu Schritten verleitet wurden, die zu keinem guten Ausgange führen konnten, in drangvoller Zeit seinen Staat und sein Haus vor dem großen Unglück einer falschen Stellung gegen das Reich be-

*) Helwing, Gesch. d. preuß. Staats. Bd. 1. S. 602.

wahrt, in welche jene nur zu bald geriethen.“ Es ist in der That ganz richtig, daß unter Joachim's I. Regierung die Mark Brandenburg, im Gegensatze zu andern deutschen Ländern, sich in einer sehr glücklichen Lage befand, oder, wie jener Autor, der übrigens diesem strengkatholischen Fürsten alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, sich ausdrückt: „Rund um den brandenburgischen Staat wogte der Kampf der Parteien; in Schlesien sah Joachim I. die Unordnungen der Schwenkfeldianer, im südlichen Deutschland die Verblendung der Bauern, im Nordwesten den Wahnsinn der Wiedertäufer. Mitten im Sturme lag wie ein gesegnetes Eiland sicher und glücklich die Mark; hier waren goldene Zeiten, hier blieb“ — wie nachmals Churfürst Johann Sigismund sich ausdrückte — „Alles in stolzer Ruhe.“ Dieß war unstreitig das große Verdienst Joachim's I., der in seinem festen, unverbrüchlichen Glauben an die Wahrheit der Römisch-katholischen Kirche, seine Unterthanen vor der Irrlehre und der stets im Gefolge derselben befindlichen Auflehnung und Empörung bewahrte. Wenn man hierin aber ein wesentliches Beförderungsmittel des Protestantismus finden will, so ist das ungefähr so, als wenn etwa die lustigen Brüder eines Jünglings, die ihm sein Vermögen durchbringen helfen, den Vater desselben loben, daß er die Pfennige so gut zusammengehalten habe.

Wie ganz anders hätten sich die Dinge gestaltet, wenn nun auch Joachim II. in die Fußstapfen seines Vaters getreten wäre; allein die göttliche Vorsehung hat es zugelassen, daß auf den glaubenstreuen Vater ein von der Kirche abtrünniger Sohn, auf einen sittenreinen Mann ein Wollüstling, auf einen entschiedenen und energischen Fürsten ein charakterloser und schwankender, auf einen haushälterischen Landesvater ein Verschwender und Schuldenmacher folgte. Da nun aber Joachim II., der überall den Mantel nach dem Winde trug, die Partei der kirchlichen Revolution ergriff, so

verstand es sich von selbst, daß er als ein wahrer Heros für den Neuglauben hingestellt werden mußte, und es ist nicht uninteressant wahrzunehmen, wie die protestantische Geschichtschreibung diesen Mann behandelt hat. Wenn man z. B. Pauli's preußische Staatsgeschichte und andere derartige Werke aus dessen Zeit zur Hand nimmt, so findet man hier Joachim II. in seinem ganzen vermeintlichen Glanze dargestellt, ohne daß nur ein Wörtchen über eine Eigenschaft dieses Fürsten, welche einen Schatten auf seinen Charakter werfen könnte, früher erwähnt wird, als bei Gelegenheit seines Todes. Da kommen dann freilich so einige Bemerkungen, die wohl in Betreff der Moralität dieses Fürsten etwas argwöhnisch machen dürften, allein der Erfolg der voraufgehenden Darstellung scheint bereits vollständig gesichert, und es werden selbst diese nachtheiligen Züge zwar mit einer gewissen Offenheit, aber doch in einer Weise behandelt, als ob sie eben kein Gewicht in die Wagschale legten. Spätere Historiker fassen sich darin gewöhnlich kürzer; im Gefühl, ihrem Helden zu schaden, übergehen sie seine Fehler, so viel als möglich, oder deuten sie eben nur kurz an, und nur Einige geben der Wahrheit darin vollständig die Ehre, daß sie Joachim in seiner ganzen Blöße schildern.

Indem hier Einiges aus dem Leben dieses allerdings merkwürdigen und auch durch seine wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Fürsten zusammengestellt werden soll, möchte es eben nothwendig seyn, den Charakter desselben zuerst kennen zu lernen; es wird daraus hervorgehen, daß der Gegensatz, in welchen er oben zu seinem Vater gestellt wurde, nicht unrichtig bezeichnet ist. Auch von seinem Bruder, dem Markgrafen Johann von Cüstrin, unterschied sich Joachim II. sehr bedeutend; war bei jenem der Verstand, so war bei diesem das Gefühl vorherrschend; war Johann kriegerisch und rasch, so war Joachim friedliebend und zaudernd. Zwar hat auch er einen sehr kriegerischen Beinamen erhalten; wie man seinen

Vorfahr Albrecht: Achilles, und seinen Vater: Nestor nannte, so ihn, wenn auch gerade nicht sehr passend: Hector. Wir wollen seine Waffenthaten, die er im Jahre 1532 als Churprinz auf einem Feldzuge gegen die Türken vollführte, nicht im Geringsten schmälern; erkannte ja auch Karl V. dieselben dadurch ehrend an, daß er ihn vor versammeltem Heere zum Ritter schlug. Auf einem zweiten Feldzuge gegen denselben Feind (1542), auf welchem Churfürst Joachim II. von Reichswegen den Oberbefehl führte, hat er sich jedoch keine Lorbeeren gesammelt, vielmehr gar zu sehr den Freuden der Tafel gehuldigt. Andere Waffenthaten, als die angegebenen, kennt die Geschichte von ihm nicht, denn daß er bei Gelegenheit des Streites wegen der Gefangenhaltung des Landgrafen von Hessen gegen den Bischof von Arras den Degen gezogen haben soll, und daß er bei seiner Vermählung mit Hedwig von Polen, nach altgermanischer Sitte, das Brautbett im vollen Küraß beschritt, wird wohl Niemand dahin zählen wollen.

Der zweite jener Feldzüge gegen die Türken, den nachmals noch eine Gedenkmünze aus der Zeit des Churfürsten Friedrich Wilhelm als einen unglücklichen bezeichnete, wird von Vielen als eine Hauptursache angesehen, warum die Mark Brandenburg unter Joachim II. so sehr mit Schulden belastet worden sei. Die eigentliche Ursache lag aber in einem hervorstechenden Charakterzuge des Churfürsten, nämlich in seinem Hange zur Verschwendung und in seiner Vergnügungssucht. Jener Feldzug hatte allerdings Tonnen Goldes gekostet, aber nicht bloß für Waffen und Munition, sondern ganz vorzüglich für die prächtige Tafel, welche der Churfürst hielt. Aus Ungarn heimgekehrt, gab Joachim II. alsbald seinem Adel ein höchst glänzendes Turnier, welches abermals große Summen verschlang. Außerdem ließ er oftmals in Berlin Kämpfe und Hetzen wilder Thiere, z. B. von Löwen, Bären, Auerochsen und Wölfen, oder auch Jagden und Pferderennen veranstalten, wie dieß namentlich alljährlich am

Frohnleichnamsfeste geschah. Joachim hatte überhaupt, wie Möhsen sich ausdrückt, die „seltene Neigung *), Jedermann glücklich und vergnügt zu sehen, wenn es auch auf seine Unkosten geschah; es wurde aber", wie Jener fortfährt, „sein gutes und wohlthätiges Herz öfters gemißbraucht." Ein solcher Mißbrauch kam freilich oft genug vor, und wurde namentlich von Concubinen und Juden geübt. Unter solchen Umständen halfen die bedeutenden Beiträge und Vorschüsse nicht, welche die Landstände dem Churfürsten machten, so daß bei seinem Tode die Schuldenlast auf nicht weniger als auf zwei Millionen und sechsmal hundert tausend Thaler, eine für jene Zeit sehr beträchtliche Summe, sich belief.

Es begreift sich von selbst, daß ein so leichtsinniges Schuldenmachen auch den letzten Rest etwa vorhanden gewesener Charakterfestigkeit zerstören mußte. Joachim wurde aber auch in der That allmählig so schwach, daß er eigentlich Niemanden Etwas abschlagen konnte. Stand z. B. die Vacanz eines Lehens in Aussicht, so versprach er es Jedem, auch dem Dritten und Vierten, der darum bat, und mußte am Ende Diejenigen, die es nicht erhielten, mit schwerem Gelde abfinden; auf diese Weise kostete ihn unter Anderm die Erledigung eines von Ziegesarschen Lehens nicht weniger als 50,000 Thaler. Es konnte nicht ausbleiben, daß Joachim auf solchem Wege in die größte Abhängigkeit von seinen Gläubigern gerieth. Die Geldnoth des Hofes nahm mit jedem Jahre zu, während die Bedürfnisse wuchsen; die Kammergüter, so wie die eingezogenen Klostergüter mußten nach und nach alle verpfändet werden, allein die letzteren ohne einen erheblichen Nutzen; denn wer sich diese verschreiben ließ, schützte die Unsicherheit des Unterpfandes vor, und gab nur eine geringe Summe gegen hohe Zinsen. — Die allerschlimmste Stellung hatte daher unter diesen Umständen

*) Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg. S. 473.

Joachim's geheimer Kammerrath und Rentmeister, Thomas Matthias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war. Dieser sollte immer von Neuem Geld schaffen, „denn der Churfürst wies", wie Möhsen erzählt, „alle Leute an ihn, um sich selbst von dem Anlauf der Gläubiger und ihren Bittschriften los zu machen. Sein Haus war beständig mit Leuten besetzt, die Forderungen und Anweisungen hatten, und wenn er ausging, so geschah es fast niemals ohne deren Begleitung; welches er als ein sanftmüthiger, höflicher Mann, aus Liebe zu seinem Churfürsten willig ertrug, und ihnen mit guten Worten und Vertröstungen die Geduld empfahl. In den dringendsten Schuldangelegenheiten versetzte er nicht allein seine eigenen Kleinodien bei dem Juden Lippold und Andern, sondern gab auch Schuldscheine an auswärtige und einheimische Kaufleute und andere Gläubiger, in welchen er sich selbst zum Bürgen verschrieb.

Der eben erwähnte Jude Lippold ist nun eine der Hauptpersonen in der Regierungsgeschichte Joachims II. Der Vater des Churfürsten hatte die Juden wegen des unleidlichen Wuchers, mit welchem sie seine Unterthanen drückten, im Jahre 1510 zur Auswanderung aus der Mark Brandenburg gezwungen; Joachim II. aber bedurfte ihrer in seinen finanziellen Verlegenheiten. Er bewilligte wiederum mehreren jüdischen Familien die Aufnahme; sie bezahlten ein Schutzgeld von vierhundert Gulden, und verpflichteten sich, zu den Münzen von Berlin und Stendal jährlich dreitausend Mark fein Silber zu liefern. Unter diesem „Hausgesindlein", wie man damals die Juden in der Mark Brandenburg nannte, befand sich Jubel Hluchim aus Prag, dessen Sohn Lippold es verstand, Joachim für sich zu gewinnen. Lippold wurde churfürstlicher Kammerdiener und er — dem man nachsagte, er sei daheim wegen Beschneidens des Goldes gebrandmarkt worden — verband damit bald auch die Stelle eines Münzmeisters. Außerdem hatte ihm Joachim die Verwaltung seiner

Kleinodien, gewisse Auszahlungen bei seinem Hofstaat, und besonders die geheimen Ausgaben, namentlich für seine Concubinen und deren Kinder, so wie die Aufsicht über die im Lande aufgenommenen Juden anvertraut. Der zuvor genannte Schriftsteller erzählt hievon noch Folgendes: „Lippold hatte sich unter Christen und Juden sehr viele Feinde gemacht. Die Juden hielt er mit großer Strenge an, daß sie ihren Tribut bezahlen und die starken Silberlieferungen abführen mußten. Er lieh selbst auf Pfänder, und ließ sich wöchentlich von dem Thaler einen Dreier Zins geben; folglich vier und fünfzig Prozent Zinsen. Man fand (nachmals bei seiner Verhaftung nach dem Tode Joachim's) in seinem Hause für 11,131 Thaler 5 Gr. 9 Pf. versetzte Gold- und Silberpfänder.“ Das Beispiel des churfürstlichen Hofes übte begreiflicher Weise einen sehr nachtheiligen Einfluß aus; Beamte und Bürger begannen ebenfalls einen gewaltigen Aufwand zu treiben, und wo die eigenen Mittel nicht reichten, nahmen auch sie, wie ihr Landesherr, zu den Juden ihre Zuflucht. „Lippold aber, der ein armer Jude gewesen, wurde durch sein Glück und Vermögen stolz und aufgeblasen und verließ sich auf die Gnade seines Herrn. Als Kammerdiener war er beständig um ihn, ja er hatte einen eigenen Schlüssel zu seines Herrn Gemach, um so oft er wollte, den Eintritt zu haben; die Räthe ließ er öfters vor der Thüre stehen, und er selbst hielt des Churfürsten Person belagert. „Er mißbrauchte das Vertrauen, welches dieser in ihn setzte. Wahrscheinlich kam es von ihm her, daß im Jahre 1567, wie er Münzmeister war, auf churfürstlichen Befehl ein Einfall bei achtzehn Berlinischen Bürgern vorgenommen, und das bei ihnen vorräthig gefundene Gold, Silber und Münzen aufgeschrieben und theils an den Juden Lippold, theils an den Juden und Kammerknecht Marcus abgeliefert wurde.“

So schlecht nun auch der Jude Lippold gewesen seyn mag, ein wie viel nachtheiligeres Licht fällt dabei aber auf

seinen Herrn, der sich in die Hände dieses Menschen hatte geben können, und durch ihn und auf seinen Rath seine Unterthanen plündern ließ.

Ein solcher Fürst entbehrte natürlich jeden Fundamentes der Sittlichkeit; dieß wird auch durch andere Thatsachen bestätigt. Von welcher Beschaffenheit z. B. die geheimen Ausgaben waren, die der Jude Lippold zu besorgen hatte, erweist neben andern Umständen auch eine in seinem Hause aufgefundene Rechnung, welche also lautet: „Ein Becher von vierzehn Loth für neun und einen halben Thaler hat das Hurenkind Madeleinichen bekommen und zu D. Luthers Tochter Hochzeit geschenkt.“ Dieses Madeleinichen ist die Tochter Joachim's, welche ihm „die schöne Gießerin“ gebar. In Anna Sydow — dieß war der Familienname der Concubine — tritt nun eine andere Persönlichkeit hervor, welche auf den von ihr beherrschten Churfürsten einen demoralisirenden Einfluß übte.

Joachim II. war also auch in dieser Hinsicht nicht nur nicht fleckenlos, sondern der Wollust ganz eigentlich ergeben. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß diese seine unsittliche Lebensweise etwa schon in die Zeit fällt, wo er noch als katholischer Christ zu dem Sacramente der Buße ging, von dem so vielfach gesagt wird, dasselbe mache das Sündigen so leicht und bequem. Gerade im Gegentheil, jene Lebensweise fing an, nachdem er die Kirche verlassen hatte, eine Erscheinung, die sich auch in neuerer Zeit bei denen so häufig wiederholte, welche von der Kirche abfielen; der äußere Abfall geschieht dann, wenn innerlich von dem Gesetze der Moral abgewichen ist. So war auch Joachim's Gewissen in jener Hinsicht nicht viel zarter, als das des Landgrafen Philipp von Hessen. Es ist dieß freilich an sich ein sehr widerwärtiges Capitel, allein die protestantische Historiographie, welche so entsetzlich viel von der Unsittlichkeit der früheren Zeiten zu reden weiß, hat dergleichen „liebenswürdige Schwächen“ der Helden der Refor-

mation theils zuzudecken, theils als unerheblich darzustellen und zu entschuldigen gewußt, so daß man, um der geschichtlichen Wahrheit willen, keinen Anstoß nehmen darf, auch in Betreff jener die Dinge beim rechten Namen zu nennen und sie so darzustellen, wie sie sind. Sehr naiv sagt Pauli von Joachim: „Er liebte das Frauenzimmer. Da er anfänglich gegen den Landgrafen von Hessen, Philipp, geeifert, daß solcher neben seiner Gemahlin sich ein ander Frauenzimmer beigelegt, mußte er nach dem Unfall seiner zweiten Gemahlin zu demselben Mittel schreiten." Mit diesem vermeintlichen Entschuldigungsgrunde des Ehebruches hat es folgende Bewandniß: Joachim wandelte eines Tages im Jahre 1549 mit seiner Gemahlin Hedwig in einem Saale auf und ab; plötzlich brach der Fußboden und beide stürzten herab. Er kam zwischen zwei Balken zu hängen, sie aber fiel auf ein großes, an der Wand angebrachtes Hirschgeweih, verletzte sich gefährlich, wurde schlecht geheilt und dadurch zum Krüppel. Es ist aber ganz unrichtig, wenn behauptet wird, Joachim habe erst seit dieser Zeit die eheliche Treue verletzt, er hatte schon längst zuvor in gleicher Weise gelebt. Jene schlaue Gießerin nun, welche er sich jetzt ausersah, war die Wittwe eines burgundischen Zeugmeisters und Artilleriehauptmannes, Michael Dietrich, welcher dem Zeughause und der Kanonengießerei des Churfürsten rühmlich vorgestanden hatte. Ihre ehelichen Kinder, einen Sohn und zwei sehr ausschweifende Töchter, die ebenfalls in den Lippold'schen Rechnungen unter nicht sehr ehrenvollen Prädicaten vorkommen, hatte Anna durch den Churfürsten sehr gut zu versorgen gewußt, namentlich hatte sie dem ersteren ein schönes Lehen verschafft. Madeleinichen aber wurde zur Gräfin von Arneburg erhoben. Schon im Jahre 1561 mußte sich der Churprinz verpflichten, die schöne Gießerin nach seines Vaters Tode in seinen sonderlichen Schutz zu nehmen und ihr, so wie ihren Kindern, alles Das zu lassen, was ihr von dem Churfürsten gegeben war. Einige Jahre später verordnete Joachim, daß Magdalena eine

jährliche Rente von 4000 Rthlrn., und bei ihrer Verheirathung das Capital derselben erhalten solle; Gleiches bestimmte er für ein damals noch zu erwartendes Kind. — Man sieht, daß sich Anna Sydow auf ihren und der ihrigen Vortheil verstand; sie ließ aber auch den Churfürsten wenig aus den Augen, der jedoch seinerseits ebenfalls ihre Gesellschaft schwer entbehrte. So mußte sie ihn denn auch auf seinen häufigen Jagdpartien begleiten; bei einer solchen Gelegenheit fragten einmal die Bauern: „Ist dieß unsers gnädigsten Herrn unächte Frau? seyn das die unächten Kinder? wie daß er's thut, und wir nicht müssen!" Das genirte freilich den Churfürsten ein wenig, und er sagte zu Anna: „Kannst Du nicht bei Seite gehen?"

Von einem Fürsten, welcher in einem solchen Grade, wie Joachim, in eine Juden- und Maitressenwirthschaft verstrickt war, kann man wohl überhaupt keine besondere Reinheit der Intention bei seiner Handlungsweise erwarten? sein Charakter entbehrte jeden sittlichen Fundamentes. Ihm dankt nun die Mark Brandenburg das Glück der Einführung des Protestantismus. Soll man nun wohl glauben, daß dieser Mann wirklich von einem reinen Gefühl für eine, wenn auch nur vermeintliche Wahrheit und von einem regen Eifer für dieselbe beseelt war? Gewiß nicht; wohl aber ist es begreiflich, daß einem solchen Charakter der alte wahre katholische Glaube sehr unbequem werden mußte, und daß noch mancherlei andere Motive hinzugetreten sind, welche seinen Abfall von der Kirche befördert haben. Aber wenn er denn doch wenigstens offen und ehrlich hervorgetreten wäre; nichts weniger als das. Seine Politik war das Laviren; wenn sein Vortheil es erheischte, ließ er die Einen, wie die Andern im Stich, und es war gewiß nur das Uebergewicht, welches der Protestantismus durch den Treubruch des Churfürsten Moritz und durch die Unterstützung durch Frankreich erhielt, das zuletzt bei ihm den Ausschlag gab. Wäre der

Kaiser auf seiner Höhe geblieben, und wären dem Churfürsten von Brandenburg andere bedeutende Vortheile daraus erwachsen, man würde schwerlich dafür haben einstehen können, daß er sich am Ende nicht doch noch wiederum zur alten Kirche bequemt hätte.

Es ist nicht uninteressant, die verschiedene, mitunter höchst zweideutige Stellung in's Auge zu fassen, welche Joachim je nach den Umständen der katholischen Kirche und dem Protestantismus gegenüber eingenommen hat. Das häusliche Glück seines Vaters war durch dessen Gemahlin Elisabeth vielfach getrübt worden. Diese, eine dänische Prinzessin, welche gewöhnlich als eine Glaubensheldin gepriesen wird, brachte die Häresie in das churfürstliche Haus. Ein protestantischer Schriftsteller *) sagt von ihr: „Niemand ist es eingefallen, das Unweibliche in ihren Bestrebungen hervorzuheben. Wenn sie im Schlosse ihres Fürsten und Herrn heimlich und ohne dessen Zustimmung, ja wider dessen ausdrücklich ausgesprochenen Willen, neue Formen des Gottesdienstes einführte, so konnte das nur durch Verführung der Unterthanen zur Widersetzlichkeit gegen den Landesherrn geschehen. Durch solchen strafbaren Ungehorsam und durch solche Aufreizung zum Widerstande trat sie die Pflichten der Hausfrau mit Füßen; die der Mutter verletzte sie, indem sie die Gemüther der Söhne dem Vaterherzen entfremdete." Durch sie wurden aber die Gemüther der Söhne nicht bloß dem Vaterherzen, sondern auch der Kirche und der Wahrheit entfremdet, und Churfürst Joachim I. mochte wohl von bangen Ahnungen erfüllt seyn, als er jene an seinem Sterbebette noch einmal um sich versammelte und sie ermahnte: „weil im Reiche mannichfaltige Secten, Ketzereien und Ungehorsam vorhanden seyen, mit ihren Erben und Leuten unverrückt und unverhindert bei dem alten Glauben, der alten Kirche und

*) Helwing a. a. O. S. 607.

in dem Gehorsam gegen die Satzungen der Vorfahren zu beharren.“ Es mag dahingestellt bleiben, ob der Sterbende seinen Söhnen ein eidliches Versprechen, bei dem Glauben der Väter zu bleiben, abgenommen hat; so ganz unwahrscheinlich ist dieß jedoch nicht. Joachim hatte gerechten Grund zum Mißtrauen gegen seine Söhne, auch kannte jene Zeit noch nicht eine Gewissensfreiheit im modernen Sinne des Wortes, sondern eben nur die Eine allein seligmachende Wahrheit, bei welcher zu bleiben schon im Taufgelübde versprochen wird; zudem erwähnt der Landgraf von Hessen in einem Briefe an Joachim II. ausdrücklich jenes Eides, und ermahnt ihn dabei, sich doch ja nicht durch ein solches Versprechen für gebunden zu erachten.

Was indessen auch Joachim's II. eigentliche Herzensmeinung gewesen seyn mag, jedenfalls wagte er nicht, entschieden mit derselben hervorzutreten. Seiner Moral getreu, aber auch in Uebereinstimmung mit der faktischen Wahrheit, sagt Pauli: „In Absicht der Religion beobachtete der Churprinz, so lange der Herr Vater lebte, ein zweideutiges Betragen. Es konnte nicht fehlen, er mußte Luthern in verschiedenen Lehren beipflichten, ob er sich gleich nicht überzeugen konnte, daß dieser Mann eben nöthig gehabt, so weit zu gehen. Die Zeitumstände erforderten, daß er seine wahren Gesinnungen nicht öffentlich zu verstehen gab.“ Warum? „die Kirchenverbesserung hatte doch noch mehr Widersacher als Vertheidiger.“ „Da Joachim II. zur Regierung geboren, so mußte er alle Behutsamkeit beobachten.“ „Die Staatskunst erforderte“, heißt es dann nach dem Regierungsantritte, „daß der Churfürst gleich anfangs keine entscheidende Aufführung nehmen konnte, da überdieß sein Herz selbst zu keinem festen Entschluß gekommen war. Die Liebe zu seinen Unterthanen rechtfertigte einigermaßen sein zweideutiges Betragen, um sich die Herzen beiderseitiger Religionsparteien eigen zu machen“, und dann? etwa die Katholiken durch sein zweideutiges Be-

tragen zu hintergehen? Außerdem beabsichtigte Joachim, eine polnische Prinzessin zu heirathen; „bei diesen Umständen war es wohl für Churbrandenburg nicht rathsam, sich sogleich öffentlich zu erklären.“ Joachim's Bruder, Johann, ging einen andern Weg, und wenn wir auch seinen Uebertritt nicht loben, so lag in seiner offenen Erklärung doch eine gewisse Ehrlichkeit. Churfürst Joachim aber, sagt obiger Schriftsteller beim Jahre 1536, „hinderte zwar Niemand, zu der evangelischen Kirche zu treten, jedoch fand er noch nicht rathsam, durch öffentliche Annäherung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses sich und seine Unterthanen manchen Gefährlichkeiten bloß zu stellen.“ Nach diesen Proben ist es nicht zu verwundern, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo Joachim die brandenburgische Kirchenordnung (1540) einführte, er noch sechs oder sieben Mal in gleicher Weise von dem gedachten Autor entschuldigt werden muß.

Bis zu dieser Zeit hin hatte der Protestantismus reißende Fortschritte in Deutschland gemacht; man hatte die vielfache Abwesenheit des Kaisers zu Rüstungen benützt, und es stand der Schmalkaldische Bund bereits als eine für den Reichsfrieden bedrohliche Macht da. Johann, des Churfürsten Bruder, war diesem Bündnisse auch ohne Weiteres beigetreten, Joachim hingegen wagte es nicht, so weit zu gehen, ja als der Kaiser Miene machte, den schmalkaldischen Bund anzugreifen, wußte er seinen Bruder zum Austritte zu bewegen. Allerdings ist dieß in sofern anerkennenswerth, als der schmalkaldische Bund eine durchaus widerrechtliche Einigung war. Daß er aber damit, so wie durch den Umstand, daß sein Sohn, der Churprinz Johann Georg, in der Schlacht bei Mühlberg (1547) auf des Kaisers Seite kämpfend sich von diesem die Ritterwürde erwarb, bei seinen Glaubensgenossen nicht gerade viel Ehre einlegte, begreift sich von selbst.

Sehr zweideutig mußte diesen aber auch sein Benehmen in der Angelegenheit des Landgrafen von Hessen erscheinen.

Die neueren Forschungen über diesen Gegenstand, namentlich von Menzel, von Buchholtz, so wie auch die von v. Arctin beigebrachten Beweisstücke lassen über die völlige Rechtmäßigkeit der Gefangenhaltung Philipps durch den Kaiser, so wie darüber keinem Zweifel Raum, daß die beiden Churfürsten, Moritz und Joachim II., eigentlich Diejenigen waren, welche, wenn sie nicht absichtlich den Landgrafen, so doch wenigstens in einer unglaublichen Verblendung sich selbst darüber getäuscht haben, daß der Kaiser, in voller Waffenmacht einen so gefährlichen Feind ohne Weiteres auf völlig freien Fuß setzen werde.

Karl V. stand damals auf der Höhe seiner Macht, und so mochte jetzt Joachim II. denken, es sei doch wohl auch nicht rathsam, dem Papste gar so sehr entgegen zu seyn. Zudem wünschte er, seinem Sohne Friedrich die Erzbisthümer Magdeburg und und Halberstadt zuzuwenden. Als daher im Jahre 1551 das ökumenische Concilium wiederum von Bologna nach Trient verlegt worden war, siehe da: gleich kamen die brandenburgischen Gesandten herbei, und in der am 11. October gehaltenen dreizehnten Sitzung desselben hielt im Auftrage des Churfürsten dessen Gesandter Christoph von Straßen folgende höchst merkwürdige Rede: „So wie eine große, ja ohne Zweifel unglaubliche Freude sich in die Gemüther aller Frommen darüber ausgießen mußte, daß nach so stürmischen Zeitläuften, von denen so viele Jahre die christliche Religion heimgesucht worden ist, ganz unerwartet die Hoffnung der Ruhe aufleuchtet, und daß der christlichen Gemeinschaft und dem Glauben die alte Zierde, Ansehen und Majestät auf diesem gesetzlichen Wege durch das ökumenische Concilium wiedergegeben werden soll, so konnte auch meinem erhabenen Fürsten und Herrn, Joachim, nichts Erfreulicheres begegnen, als zu sehen, wie das Schiff unserer christlichen Religion, das so große und viele Beschädigungen durch die Stürme erlitten hatte, endlich aus dem drohenden Schiffbruche unter Eurer, der getreuen Lootsen Lei-

tung gerade zu seiner Zeit in den sichern Hafen zurückgeführt wird. Er hat daher geglaubt, es sei seine Sache und es stehe ihm, als einem christlichen Fürsten zu, daß er, so viel er vermöge, darauf Mühe verwende, daß zum Heile Aller die wichtige Angelegenheit Gottes und der Religion, die Er mit seinem kostbaren Blute bestätigt hat, endlich zu dem erwünschten Ziele geführt werde. Da der beste, geheiligtste und unbesieglichste Fürst und Herr, Karl V. — meinem Herrn Joachim — angezeigt hat, daß unser heiliger Herr Julius III, der heiligsten allgemeinen römischen Kirche höchster Bischof, dieses heilige öcumenische Concilium — zu Trient wieder zu eröffnen angeordnet habe und Se. Majestät — unsern Churfürsten — ermahnt und aufgefordert, diesem heiligen Concilium persönlich, oder wenn persönlich verhindert, wenigstens durch Räthe und Gesandte beizuwohnen, und die heilige Synode nach Kräften zu fördern, zu begünstigen und schützen nicht für beschwerlich zu erachten, so würde — unser Churfürst nichts lieber gewollt, nichts für erhabener und würdiger erachtet haben, als diese heilige und christliche Pflicht, den frommen Wünschen der kaiserlichen Majestät nachzukommen, und persönlich auf dem Concilium zu erscheinen; da er aber durch seine Kränklichkeit und die sehr unruhigen Zustände, besonders jener Gegenden, verhindert ist, dieß selbst auszuführen, so hat er doch nichts desto weniger, um seine ergebene Gesinnung und seinen, dem heiligen ökumenischen Concilium geneigten Willen zu bekunden, mich und meinen Collegen hieher abgeordnet und zunächst befohlen, die heilige Synode in seinem Namen ehrfurchtsvoll zu begrüßen und Euch, den verehrungswürdigsten und höchst angesehenen Herren, seine Ergebenheit an den Tag zu legen, so wie zu bitten, daß die heilige Synode seine Herrlichkeit für entschuldigt halten wolle. Die heilige Synode darf aber nicht zweifeln, daß ich und mein Collegc Alles, was zur Bewahrung und Vermehrung der Autorität des heiligen Conciliums, so wie

für die Beförderung und die Zunahme der heiligen chriſtlichen Religion, ſo wie des Friedens und der öffentlichen Ruhe zu dienen ſcheint, eifrig nach Kräften thun und veranlaſſen werde, und daß der erhabenſte Churfürſt Alles heilig und aufrichtig, wie es einem chriſtlichen Fürſten und gehorſamen Sohne der katholiſchen Kirche geziemt, beobachten und vertheidigen werde, wie die heilige Synode dieſes Alles aus ſeinem officiellen Auftrage erſehen kann. Es erübrigt, daß ich meinen erhabenſten Fürſten und mich nebſt meinem Collegen den ehrwürdigſten und höchſt angeſehenen Herren empfehle.“

So ließ Churfürſt Joachim II. im Jahre 1551, eilf Jahre, nachdem er aus landesherrlicher Machtvollkommenheit die Kirchenordnung in ſeinem Staate eingeführt hatte, das Concilium anreden. Konnte der getreueſte Sohn der Kirche anders, konnte er ehrfurchtsvoller ſprechen? Das Concilium war begreiflicher Weiſe hierüber hoch erfreut und antwortete: „Es iſt, hochanſehnliche Herren, nicht zu ſagen, welche Freude Eure Ankunft dieſer heiligen Synode bereitet hat, und mit welcher Freude des Gemüths ſie das angehört hat, was Ihr über den geneigten Sinn Eures erhabenſten Fürſten gegen die Synode ſelbſt, und vorzüglich von ſeiner kindlichen und demüthigen Unterwürfigkeit, ſo wie von ſeiner Bereitwilligkeit berichtet hat, mit welcher er annehmen und befolgen wolle, was etwa von der heiligen Synode beſchloſſen werden möchte. Sie hofft, daß es durch die Gnade Gottes geſchehen werde, daß Euer erhabenſter Fürſt, wie er es uns durch Euch in Worten hat ausdrücken laſſen, ſo es auch in Thaten bewähren wird, weshalb ſie auch Euch freundlich und liebevoll aufnimmt und die von Euch beigebrachte Vollmacht, wie es ſich von Rechts wegen gebührt, zuläßt.“

Gerade dieſer letztere Umſtand hat ſeine beſondere Bedeutung; der Churfürſt verſprach Gehorſam, und deßhalb *wurden ſeine* Geſandten zugelaſſen, wogegen andere Geſand-

ten zurückgewiesen wurden, bis daß sie ebenfalls diese Bedingung erfüllt haben würden. Man schien sich daher wirklich der frohen Hoffnung hingeben zu dürfen, es würde bald die Aussöhnung aller Protestanten mit der Kirche erfolgen. In dieser Hoffnung schrieb damals Manriquez (Menzel III. 399.) an den Bischof von Arras: „Keine geringe Freude haben uns die brandenburgischen Gesandten bereitet, deren Fürst mit einem ausgezeichneten Beispiel darin vorleuchtet, daß er den Beschlüssen Gehorsam leistet. Wenn der Pfalzgraf, Moritz Herzog von Sachsen und der Herzog von Würtemberg diesen Fußstapfen nachfolgten, dann würde an unserer Hoffnung nichts fehlen, daß wir Deutschland wieder von seinen Krankheiten geheilt sehen würden."

Allein so schöne Hoffnungen sind freilich nicht in Erfüllung gegangen. Wir wollen nicht behaupten, Joachim habe absichtlich mit seinen Verheißungen die Väter zu Trient getäuscht, bloß um seinen Sohn mit hohen kirchlichen Würden geschmückt zu sehen. Allein er war eben ein völlig charakterloser Mann; nicht so sehr die erfolgte Erreichung jenes Zweckes, sondern der Umstand, daß Moritz von Sachsen die Macht des Kaisers brach, und daß dadurch die politischen Zustände in Deutschland sich änderten, war die Ursache, daß Joachim II. schon im folgenden Jahre von allen seinen Zusagen sich los zählte und sein Land und seine Unterthanen auf der Bahn des Protestantismus weiter führte. Er nahm nachmals wohl noch den päpstlichen Legaten Commendone im Jahre 1562 ehrenvoll und freundlich in Berlin auf; auf eine Beschickung des Concils ließ er sich, da er in völliger Abhängigkeit von den ihn umgebenden Personen stand, nicht mehr ein.

Hätte Joachim einen festen Charakter gehabt, hätte er in wahrer, kindlicher Gesinnung sich dem von Christus gesetzten Oberhaupte unterworfen, so würde er sein Volk freilich einen andern Weg geführt und wesentlich zur Kräftigung des deutschen Reiches beigetragen haben, während er

nunmehr eine Hauptveranlassung zu dessen nachheriger Schwäche und Zerbröckelung geworden ist. Möchte die Zeit nicht fern seyn, wo seine Nachfolger in aufrichtiger und reiner Gesinnung Worte, wie er, zu dem Oberhaupte der Kirche sprächen, aber auch durch Thaten ihre Worte bekräftigten!

Begleiten wir nun auch Joachim zu den letzten Tagen seines Lebens. Nachdem er zu Ausgang des Jahres 1570 auf einer Schlittenfahrt umgeworfen worden war, und bei dieser Gelegenheit die merkwürdigen Worte gesprochen hatte: „Hier liegt das Haus zu Brandenburg und thut einen großen Fall“, schien ihm die Ahndung seines nahen Todes stets vor der Seele zu stehen. Er unternahm eine Jagdpartie nach Köpenik; hier erkrankte er in der Nacht vom 2ten bis 3ten Januar 1571, deren größten Theil er zuvor mit seiner Abendgesellschaft in religiösen Gesprächen zugebracht hatte. Ob er vor oder in den Beängstigungen, die nunmehr über ihn kamen, in seinem Schlafzimmer das Bild des leidenden Heilands an die Wand gemalt habe, ist nicht ausgemacht; seine herbeigerufenen Diener fanden ihn am Morgen bereits todtenbleich, und die Versuche, welche sein Arzt, Dr. Luther, des Reformators Sohn, an ihm machte, waren von keinem Erfolg; er starb bald darauf mit Worten der Zuversicht auf die göttliche Barmherzigkeit. Auf diese mag man mit Recht für ihn hoffen.

Die obige Schilderung der Lebensverhältnisse Joachims II. von Brandenburg hat in dem Juden Lippold, der des Churfürsten Kammerdiener und Münzmeister war, eine damals neben der schönen Gießerin Anna Sydow höchst einflußreiche Persönlichkeit hervortreten lassen. Das Lebensende dieses Mannes läßt zugleich einen Blick in die damaligen Zustände und in die *Sittengeschichte* jenes Landes werfen, der wohl geeignet seyn

möchte, Schrecken zu erregen. Diese Zustände grenzen wirklich an's Unglaubliche und man sollte es kaum für möglich halten, daß auf solchem Boden die „Metropole der Intelligenz" erwachsen sei.

Auf Joachim II. war sein Sohn, Johann Georg, gefolgt, dessen Geistesrichtung dadurch bezeichnet wird, daß er alle seine Briefe, welche er wegen der Aufnahme der Reformirten in Pommern an die Herzoge dieses Landes schrieb, mit den Worten schloß: „Gott erfülle uns mit Haß gegen die Lehre des Calvin." Sogleich bei seinem Regierungsantritte bemächtigte er sich jener beiden Personen, der Anna Sydow und des Juden Lippold; ja auch der wahrhaft getreue Diener seines Vaters, Thomas Matthias, entging nicht einer längern Untersuchung, die ihn jedoch völlig rein erscheinen ließ. Die schöne Gießerin wurde nach Spandau in sicheren Gewahrsam gebracht, ihre Tochter, die Gräfin von Arneburg, ehemals Madeleinichen, an einen Beamten Namens Kohl verheirathet und noch ziemlich gut ausgestattet. Die gegen Lippold wegen Veruntreuung von Geldern eingeleitete Untersuchung führte jedoch keineswegs zu dem erwarteten Resultate, im Gegentheil wußte der Angeschuldigte, bis auf einige Kleinigkeiten, Alles durch Quittungen des verstorbenen Churfürsten zu belegen, und auch bei jenen geringen Posten fand man die Nachweise unter den Papieren Joachim's; ja bei der Münze war Lippold sogar noch im Vorschuß. Es unterlag daher keinem Zweifel, daß er alsbald losgelassen werden würde, was vielleicht deßhalb noch unterblieb, weil der Pöbel sehr gegen ihn erbittert war, und seinen Zorn bereits gegen die jüdische Synagoge ausgelassen hatte. Zu seinem größten Unglücke gerieth aber Lippold mit seiner Frau in einen Streit, und diese sagte zu ihm: „Wenn der Churfürst wüßte, was Du für ein böser Schelm bist und Du für Bubenstücke mit Deinem Zauberbuche kannst, so würdest Du schon lange kalt seyn." Dieß wollten Einige von den Bürgern, welche Lip-

pold in seinem Hause zu bewachen hatten, gehört haben, und machten sofortige Anzeige davon. Der Jude wurde daher alsobald in einen engern Gewahrsam gebracht und dem kunstfertigen Meister Balzer zur peinlichen Frage übergeben. Jetzt fühlten Alle, welche durch den dereinst mächtigen Lippold Etwas erlitten oder durch ihn beeinträchtigt worden waren, Juden wie Christen, ihre Rache an ihm. Vornämlich aber entsannen sich etliche Hoflakaien, Churfürst Joachim II. habe am Abende vor seinem Tode sich von Lippold einen Trunk Malvasier geben lassen; also, zog man den Schluß, dieser habe ihn vergiftet. Lippold den fürchterlichsten Torturen unterworfen, so daß man ihn öfters mit scharfen Essenzen in's Leben zurückrufen mußte, um ihn auf's neue foltern zu können, gestand Alles, was man von ihm haben wollte, und wurde in Folge dessen zum Tode verurtheilt. Daß die Vergiftung des Churfürsten durch ihn, dessen ganzes Interesse an seinen Herrn geknüpft war, im höchsten Grade unwahrscheinlich war, daß das Getränk, welches mit Muskat, Oel, Hüttenrauch und Quecksilbersublimat versetzt gewesen seyn sollte, sich sogleich durch seinen Geruch hätte verrathen müßen; daß an der Leiche des Churfürsten nicht die mindeste Spur einer Vergiftung wahrgenommen worden war; daß bis zu jenem Augenblicke hin, wo die Hoflakaien des Trunkes erwähnten, Niemand auch nur einen Verdacht der Art geäußert hatte; — das Alles blieb völlig unberücksichtigt. Lippold, mit seinem in der That die abgeschmacktesten Sachen enthaltenden Zauberbuche am Halse, vernahm nun vor gehegter Bank sein Todesurtheil. Da mochte er wohl, als er zuvor noch einmal ein feierliches Geständniß ablegen sollte, für einen Augenblick der Qualen der Folter vergessen haben; er erklärte, er sei völlig unschuldig an dem Tode des Churfürsten. Gleich wurde er wiederum dem Meister Balzer, welchem die Richter für die während dieses Prozesses bewiesene Geschicklichkeit mehrmals Lob gespendet hatten, von

neuem übergeben und dermaßen gefoltert, daß ihm das Blut zum Halse herauslief; da gestand er dann wiederum. Alsbald zum Tode hinausgeführt, wurde er zuerst an verschiedenen Stellen mit glühenden Zangen gekneipt, dann auf dem neuen Markte in Berlin an Armen und Beinen mit vier Stößen gerädert und endlich geviertheilt. Die vier Stücke seines Leibes wurden an vier verschiedenen Galgen an den Landstraßen, sein Kopf aber an dem Georgenthor der Hauptstadt aufgesteckt, seine Eingeweide sammt dem Zauberbuche wurden verbrannt. Als bei dieser Gelegenheit unter dem Gerüste, auf welchem die Flamme loderte, eine Maus hervorlief, so war dieß für die aufgeklärten Zeitgenossen ein unwiderstehlicher Beweis, daß in der Gestalt jenes Thieres der Teufel erst jetzt den unglücklichen Juden verlassen habe. Mit seinem Vermögen wurden seine Schulden und die Prozeßkosten gedeckt; es blieben noch tausend Thaler übrig; mit diesen schickte man die Wittwe aus dem Lande; kurz darauf (1573) mußten sämmtliche Juden die Mark Brandenburg meiden.

XXI.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

VI.

Welt- und Waldleben.

Die Welt ist gar wunderlich; sie beträgt und will betrogen seyn, betrügen und betrogen werden, corrumpere et corrumpi, das nennt man von Alters her der Welt Lauf.

Wir sind am Bahnhof von Paris; eben kömmt der Zug von Orleans herangekeucht. Ein ältlicher Herr mit ausdrucksvollem Gesicht, dem man aber an seinem Aeußeren keinen bestimmten Stand ansehen kann, geht auf und ab; er scheint einen Freund zu erwarten. Der Zug hält jetzt still; die Reisenden steigen aus; der Alte prüft mit scharfem Blick die Gesichter und Gestalten, die an ihm vorübereilen. Jetzt springt aus einem der letzten Waggons ein elegant gekleideter junger Mann heraus; er scheint hier fremd, und sieht sich wie verwundert nach allen Seiten um, als ob ihm Alles neu wäre, und so tänzelt er durch die Menge hin. Kaum ist der Alte seiner gewahr geworden: so eilt er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und preßt ihn, unter Ausrufungen der Freude, heftig an die Brust. Der Junge scheint anfänglich *höchst betroffen* über diesen unerwarteten Empfang; ja einen

Augenblick will er vor der ihm fremden Erscheinung zurückweichen; allein jetzt scheint auch er sich zu besinnen; es fällt ihm offenbar wie Schuppen von den Augen; und so erwiedert er die Umarmung mit der gleichen Innigkeit. „Ich habe dich doch auf den ersten Blick erkannt, mein lieber, lieber Neffe!“ sagt der Alte, „aber auch so ganz die Gesichtszüge meines seligen Bruders! Ich wollte schon weggehen, weil ich nicht glaubte, daß du heute noch kommen würdest. Ich hätte auch nicht länger warten können, denn ich muß augenblicklich zu meinem Notar, um den Contract wegen des Hauskaufes zu unterschreiben; aber um drei Uhr finden wir uns gewiß im Caffé au mille colonnes, da wollen wir ein Glas Champagner trinken, adieu mon neveu! Der Neffe hatte gar keine Zeit, eine Silbe zu erwiedern, denn Wiedererkennung, Umarmung und diese mit hastiger Eile gesprochenen Worte, das alles war das Werk weniger Augenblicke, und der Alte sogleich in der Menge verschwunden, während der Junge ihm mit zufrieden lächelnder Miene nachblickte, und dann mit einigen raschen Sprüngen in einer Seitenstraße ebenfalls verschwand.

Indessen hatte es mit der Eile des Alten nicht so viel auf sich; sobald er dem Strom entronnen ist und sich allein glaubt, hält er inne; er stellt sich mit dem Rücken an eine Gartenmauer, vor sich hat er einen Baum der Allee, der ihn so deckt, daß ihn Niemand sehen kann. Hier nun zieht er ein seidenes Schnupftuch, einen Operngucker und eine kleine goldene Damenkette hervor, die er mit geringschätziger Zufriedenheit betrachtet — es ist die Beute, die er dem jungen Mann während der Umarmung aus den Rocktaschen entwendet hat — denn der Alte ist Niemand anders, als ein alter Pariser Taschendieb, der die Gimpel gleich beim Empfange zu rupfen pflegt, wenn sie aus der Provinz nach Paris herangeflogen kommen. Jener Auftritt war nur eine Komödie. Jetzt will der Alte auf seine Uhr sehen, wie viel es an der Zeit ist, denn er hat mit einigen seiner Kameraden einen

gemeinsamen Gaunerstreich verabredet, und da möchte er sich rechtzeitig einfinden; er greift in die Brusttasche, findet die Uhr indessen nicht; er denkt, er habe sie vergessen einzustecken, und geht seines Weges weiter an den verabredeten Posten.

Was that unterdessen der Junge, der Elegante? Denkt er etwa daran, sich um drei Uhr im Café zu mille colonnes einzufinden? O nein, nichts weniger. Er ist an die Seine gegangen; er lehnt sich über das Geländer einer Brücke, und scheint dort dem Spiele der Fische im Wasser zuzusehen; in der That aber betrachtet er eine Uhr, um ihren Werth zu schätzen — und diese Uhr ist keine andere, als die, von welcher der Alte glaubte, er habe sie in der Zerstreuung daheim gelassen; denn der Junge ist eben auch ein Taschendieb, einer aus der Provinz, aus Marseille oder Lyon, der nach der Hauptstadt gefahren, um dort seine freie Kunst in größerem Style üben zu können; und da war ihm der Alte eben recht in die Hände gerathen. Er hatte denselben für einen harmlosen Pariser gehalten, der gekommen sei, seinen Neffen wirklich zu empfangen, und hatte ihm daher die Uhr vorn herausgeschnipst, während er selbst hinten von dem Alten ausgebeutelt wurde, was er jetzt zu seiner nicht geringen Ueberraschung entdeckte, da er nach der kleinen Damenkette suchte. Auch sie war eine Beute seiner Kunstfertigkeit; denn er hatte sie im Gedränge, als er sein Billet für die Eisenbahn löste, einem jungen Frauenzimmer vom Hals entwendet. So hatten sich zwei Spitzbuben umarmt, und Jeder hatte gemeint, den andern zu überlisten, und Jeder fand sich am Ende selbst betrogen.

Und geht es in der großen Welt etwa anders zu? — Sie geben dort falsches Geld aus und empfangen dafür falsche Waare und falsches Geld zurück. Da begegnet z. B. in dem Salon des Baron Herrn von Amschels der Graf von Salbader dem Geheimrath Schwernöther. Der Graf eilt auf den Geheimrath zu, und drückt ihm mit viel

Affect die Hand und ruft im Ton gnädigster Freundschaft: je suis enchanté de vous voir – mon cher monsieur de Schwernöther; ah comme vous avez bonne mine! Der Geheimrath ist nicht minder außer sich vor Entzücken über das unerwartete Glück, den unschätzbaren Herrn Grafen hier zu sehen: ich hätte Sie noch in London oder Paris geglaubt, Herr Graf, und freue mich unendlich auf den einzigen Genuß, Sie recht viel von ihren Reisen erzählen zu hören. Nach diesem Austausch gegenseitig sich überbietender Complimente und tausend Phrasen von der einen und der andern Seite geht der Graf mit einem Freund in eine Fensternische und fragt ihn in's Ohr: „Ja sagen Sie mir doch ist denn die Geschichte wegen des falschen Wechsels und der Bestechung wieder vertuscht worden, daß sich der alte Spitzbub, der Geheimrath Schwernöther, noch in einer honetten Gesellschaft blicken läßt. Muß man so einem infamen Plusmacher und Landschaben immer noch schön thun, wenn man etwas bei der Regierung durchsetzen will?“ Während der Graf sich also äußert, steht der Geheimrath von Schwernöther lachend bei einer Dame in der Fensternische gegenüber. Warum so übler Laune, mein lieber Geheimrath? fragt die Dame. — Dem Himmel Dank, daß ich Sie hier entdeckt, meine Schöne, antwortete der Geheimrath; das Unglück verfolgt mich mit ausgesuchter Malice, immer und überall muß ich doch dem unausstehlichen Gecken, dem Strohkopf, dem langweiligsten aller Raboteurs, dem Grafen von Salbader begegnen! Lassen Sie mich darum Trost finden in ihren himmelblauen Augen. Ja machte unser Erbprinz nicht seiner schönen, intriguanten Gräfin die Cour, ich würde mit dem eitlen Einfaltspinsel keine Silbe wechseln, so muß ich aber sein leeres Geschwätz anhören. Ich bitte, sehen Sie nur dieß geistlose Gesicht, den offenen Mund und die stieren Kalbsaugen und diesen Zug dummer Bosheit. Ich möchte doch wissen, was er gerade jetzt seinem Vetter, dem alten Spieler und Schuldenmacher, in die Ohren flüstert.

So begegnen sich beide Männer von Welt einander von Angesicht zu Angesicht, und so urtheilen sie über einander hinter dem Rücken; und die Welt findet es ganz natürlich und nennt es guten Ton; in der That unterscheidet er sich aber nicht wesentlich von dem Benehmen der beiden Taschendiebe: es meint eben Jeder den Andern zu überlisten, und für seinen Eigennutz auszubeuten oder auszubeuteln.

Allein die Welt will sich oft ganz absichtlich belügen und betrügen lassen; sie will ihre Höflinge und Schranzen haben, die ihr die Wirklichkeit hinter eitlem Blendwerk verbergen; und sie nimmt nichts übler, als wenn man ihr mit ehrlicher Freimüthigkeit die Wahrheit in's Gesicht sagt.

Da saß ich einmal an der österreichischen Gränze in einem Kaffehause und hörte dem Gespräche der Gäste zu. Einer der anwesenden Offiziere erzählte von einem seiner Kameraden, einem Oberlieutenant, der damals, wenn ich nicht irre, schon gestorben war, eine Geschichte, über die ich noch lachen muß. Der alte Oberlieutenant hatte einen Kahlkopf, oder eine Glatze; das wußte das ganze Regiment so gut, wie er selbst; allein Niemand durfte sich merken lassen, daß er dieß offene Geheimniß wisse; der Oberlieutenant nahm dieß sehr übel, man konnte ihm im Gegentheil keine größere Freude machen, als wenn man seinen schönen, kräftigen Haarwuchs bewunderte. Er hatte zu diesem Ende drei Perrücken: eine mit ganz kurzen Haaren, eine mit der längeren und eine dritte mit ganz langen Haaren. Zuerst setzte er die kurze auf, und die trug er eine ziemliche Weile, bis er sie eines Tages zwischen Licht und Dunkel mit längeren vertauschte. Die Offiziere wußten genau, daß ein neues Perrücken-Mondviertel eingetreten sei, keiner aber ließ sich etwas davon merken; wenn nicht gelegentlich allenfalls der Oberst die Worte hinwarf: Sie haben doch, Herr Oberlieutenant, einen magnifiquen Haarwuchs, was der Oberlieutenant mit seiner Perrücke schmunzelnd hinnahm. Das währte wieder so eine zeitlang, und nun setzte er die Perrücke Num. 3, die große, auf.

Der Oberst schien es anfänglich nicht zu bemerken, und ließ es eine Weile hingehen, bis sich ihm wieder einmal eine schickliche Gelegenheit zu der Bemerkung bot: Aber Sie, Herr Oberlieutenant, ihre Haare werden doch gar zu lang, sie reichen Ihnen ja bis auf den Kragen; es wäre doch Zeit, daß Sie sie ein wenig schnitten. — Wie der Herr Oberst befehlen, war die Antwort, und am andern Morgen erscheint der Oberlieutenant wieder mit der Perrücke Num. 1, und die Komödie mit ihren drei Acten ging wieder von neuem an.

Ein andermal kam unter den Gästen die Rede auf das Schauspielwesen: es wurde Dieß und Das von verschiedenen Theatern in kleinen und großen Städten erzählt, und da bemerkt ein Leipziger: Ach was können sie denn in so einer kleinen Stadt für ein gutes Theater haben, denn zu einem guten Theater gehören vor Allem schöne Decorationen und eine gute Schminke. So meinte der Leipziger, und ich dachte wieder: der Mann hat es ausgesprochen, was Tausende denken; so will es die Welt. Was gewinnt ihren Beifall? — schöne Decorationen und gute Schminke, und wer ihr die nicht zu bieten weiß, der darf auf keinen großen Zulauf rechnen. Das gilt von dem Theater, und von der Politik gilt es nicht minder; denn die schönen Decorationen und die gute Schminke haben mehr denn eine Revolution, sowohl im republikanischen, wie im imperialistischen Sinne, zu wege gebracht, und wie der römische Imperator beim Austritte aus der Welt zu den Umstehenden sagte: klatschet mir Beifall, denn ich habe meine Rolle gut gespielt; so nahm Napoleon, der seine Welt und seine Zeit gar wohl kannte, bei dem Schauspieler Talma Unterricht in den kaiserlichen Attitüden- und Toiletten-Künsten, ehe er sich die Kaiserkrone aufsetzte.

Ich, meiner Seits, kehre all dieser Schauspielerei der großen Welt mit ihrem Schimmer und Flimmer und ihren Trompeten und Paucken am liebsten den Rücken. Den

dem Walde und den Bergen zu. Da sind
los und die Wasser klar, und die Luft i
und der lichte Thau hängt strahlend an
Knospen, und der Waldgeruch ist so erq
Walddunkel und die Waldnacht so gehei
Waldstille so feierlich! An dem einsamen
seinem krystallhellen Wasser, mitten im du
gehe ich vorüber; sieh nur, wie wunderba
in seiner Tiefe die Berge und Felsen, wie
ter den Wasserlilien die Fische auf seinem G
rauscht dazu wie Orgelton in den Kronen
bäume, und das Eichkätzchen springt von
die Amsel singt in langen Tönen ihr Waldli
dunkeln Stauden. Und ich gehe weiter du
Seewiese, den duftenden Waldessaum entla
wo das Glöcklein der Waldkapelle mit dem
dem Brünnlein silbernen Klanges dem Pilg
her über die Felsen mit den Alpenrosen, u
Tannen mit ihren abdürrenden Aesten hindu
tiefe, nachtschattige Schlucht und am brau

und die Wiesen tief unten, frei und sonnenbeschienen in die klaren, scharfen, kalten, einsamen Lüfte des Himmels. Dort stehe ich bald in Gedanken versunken, bald kehrt sich mein Blick nach der Tiefe und schweift dahin über die Berggipfel und Bergketten und die Thäler mit ihren Bächen und über die weite, unabsehbare Ebene mit ihren Flüßen und Strömen, ihren Städten und Dörfern, ihren Wäldern und Fluren, weiter und weiter bis in die nebelgrüne Ferne; bald hebt er sich empor zu den Wolken des Himmels, die so still und lautlos über die Häupter der Berge, Farbe und Gestalt wechselnd, dahin ziehen, und dort verliert er sich in der unergründlichen, tiefen Bläue, die die tausend und tausend Sterne unsichtbar in ihrem Schooße beschließt; bald auch laß ich mir von dem Hirten, der mich hinanführt, erzählen, wie die Berghörner und Felswände und die Alpen da rings herum heißen, und wer da gelebt, und was sie sich Seltsames und Denkwürdiges, Lustiges und Trauriges und Schauerliches davon aus alten und neuen Tagen zu erzählen wissen.

Ich frage gern nach den Namen in einsamen Berggegenden, die wilde Poesie der Natur theilt sich oft auch diesen Namen, wie der ganzen Sprache und Ausdrucksweise des Bergvolkes mit; diese Namen reizen zum Nachdenken und Nachsinnen, und wecken Erinnerungen und Gedanken auf, die dem Geiste entsprechen, der sie geschaffen. Nicht selten tönen darin Anklänge an die ältesten Ueberlieferungen aus der grauesten Vorzeit nach. Und oft umgibt uns auf einer dieser Alpenspitzen eine ganze Welt der Poesie, der Sage, der Legende und der Geschichte in den Namen ringsum.

Wie heißen die Hörner, die Kulme, die Jöcher und die Felsen, die seltsam gestalteten, die, den weißen Zelten eines Lagers gleich, sich jenseits in langen Reihen neben und hinter einander erheben? — Dort links steht das Schreckhorn, der wilde Kaiser, die wilden Pfaffen, die drei Jungfern und die steinerne Hochzeit; das schwarze Horn nebenan heißt der Teufelssitz, die grüne Felswand

zur Seite des Teufels Wurzgarten, und der einsame Fels die Teufelskanzel, und ihr gegenüber die thurmartige Spitze das wilde Kirchlein; unter dem Kirchlein liegt die verfluchte Alp und das Lägenfeld und der Mordwinkel, und der schwarze Riß in der weißen Felswand ist das Herenloch, und dicht daneben zieht sich das Höllenthal mit der Teufelsbrücke tief in den Felsen hineingerissen hinab in den Abgrund; das Eisfeld mehr Rechts ist der Rosengarten, darüber erhebt sich der Drachenstein und der Jungfernsprung, dort ist auch die Zwerghöhle, der Riesenacker, der Nixenquell und die Elfenwiese, und unten im Thalgrund der schwarze Zaubersee, die Blümlisalp und Vögeliseck und die Wildschönau; die Spitzen, die sich in dem See spiegeln, sind die Goldkappe und der Venediger, der Herzogenstand und der hohe Burgfall und der Kaiserstuhl; und endlich ganz zur Rechten dort der sanftaufsteigende, grüne, sonnenbeschienene Berg ist der Herrgottsberg, dort steht der heilige Wald, dort springt das heilige Wasser, da rinnt der Gnadenborn, dort führt der Engelspfad über die Frohnwiese, auf der Himmelsleiter in dem Felsen, zur höchsten Spitze, dem Paradiese hinan.

Das sind einige der Namen bedeutsamen Klanges, die dem Bergwanderer begegnen, und die oft ihren Eindruck verdoppeln, wenn er, rings von lebloser, tiefer Stille umgeben, diese Felsen mit ihren scharfen, seltsamen Formen im Dämmerlichte des Abends, oder im Mondschein der Nacht sieht, und bei dem ungewissen Wechsel von Schatten und Licht sie von stillen, geheimnißvollen Geistergestalten umschwebt und belebt glaubt. Erzählt ja das Volk im Vorarlberg: als der liebe Herrgott die hoffärtigen, rebellischen Engel in den Abgrund der Hölle hinabgeschleudert, da seien einige von ihnen an den Zinken und Hörnern und in den Felsspalten der Alpen hängen geblieben, und daher rühre das Geisterheer, das *nächtlicher* Weile bald im Innern der Berge, bald auf ein-

samen Höhen, und bald auch in den Hütten der Hirten seinen Spuck treibe.

Gewiß ist, daß man anderwärts nicht leicht so viel von Gespenster- und Geistergeschichten hört, als gerade in den Bergen. Daß diese Geschichten aber nur Einbildungen der Furcht wären, das scheint mir nicht sehr glaublich, da die Männer dort von solchen Erscheinungen häufig wie von ganz natürlichen und gewöhnlichen Dingen reden, etwa wie wenn ihnen eine Gemse, oder ein Stachelschwein, oder ein Luchs begegnet wäre. Manche davon sind, wie sie dieselben erzählen, erst gestern oder vorgestern geschehen, und sie nennen genau den Ort und die Personen und Tag und Stunde; manche andere dagegen, die sich ihrer Meinung nach zu ihres Großvaters, oder Urgroßvaters Zeiten ereignet haben sollen, tragen durchaus einen sagenmäßigen Charakter, und sind auch nicht selten Mythen im christlichen Gewande aus dem frühesten Heidenthum, und werden darum auch an den verschiedensten Orten und in den entlegensten Ländern mit geringer Verschiedenheit erzählt; bei der Einwanderung haben sie sich mit dem Stamme angesiedelt und sich überall an bestimmte Oertlichkeiten angeknüpft.

Nicht selten aber enthalten diese Geschichten ein Goldkorn der reinsten Poesie, oder es spiegelt sich der Sinn, das Gemüth des Volkes, das diese wilde Bergeinsamkeit bewahrt, seine Tapferkeit, seine Frömmigkeit, seine Treue, seine Gewissenhaftigkeit auf eine lebendige und tief ergreifende, oft auch auf eine zarte, sinnige und rührende Weise.

Mir erscheinen diese Erzählungen, die sich oft an die abgeschiedensten Felsen des wildesten Hochgebirges, oder die unzugänglichsten, einsamsten Schlupfwinkel eines alten Waldes knüpfen, wie die Pflanzen und Blumen, die mit ihrer zarten Poesie die härtesten, die kältesten und steilsten Felsen bis über die Schneeregion hinauf überspinnen und ausschmücken, oder auch den Erdbeeren und den mancherlei Waldbeeren gleich, in Gottes wildem Waldgarten zur Lust und zur

Erquickung der armen Kinder und der armen Leute wachsen, die eines anderen Gartens in ihrer Wildniß entbehren müssen. Die einsamen Felsen werden dadurch lebendig und gewinnen eine Sprache für sie, indem sie ihnen mit warnender Stimme eine schöne, lehrreiche Geschichte erzählen, und Berg und Thal, Bach und Wald wird zu einem großen Bilderbuch, das ihr Herz erheitert, oder ihren Geist zu Gott emporrichtet, und sie in den Mühseligkeiten dieses Lebens tröstet und sie von dem Bösen abmahnt und abschreckt.

Das ist freilich eine andere Welt, als die in den Salons der Hauptstädte, worin der „gute Ton der großen Welt" herrscht, und die schönen Decorationen und die gute Schminke den Ausschlag geben, und die Perrücken die Kahlköpfe verbergen und die Menschen die Sprache gebrauchen, um ihre Gedanken zu verheimlichen und die Eide um Meineide zu schwören. Wie gar so altkatholisch fromm, wie so altfränkisch ehrlich und gewissenhaft klingt es dagegen, wenn der Vorarlberger, der Bewohner der dortigen Alpen und des Bregenzer Waldes zur Winterszeit am Feuerherd, oder zur Sommerszeit Abends unter einem alten Baum, der schon seinen Großvater überschattete, den heranblühenden Enkeln erzählt *):

Da ist einmal eine Mutter gewesen und die hatte ein Kind, ein Bübchen, und an dem Kinde hätte sie die größte

---

*) Die drei folgenden Erzählungen sind der kleinen Schrift von J. Vonbun: „Volkssagen aus Vorarlberg. Zweite Auflage. Innsbruck 1850", entlehnt. Der Sammler hat sie in dem Landesdialect erzählt, da dieser aber den norddeutschen Lesern unverständlich seyn würde, so habe ich sie in das Schriftdeutsch übersetzt. Der Ton der Erzählung ist einfach und treu und darum lobenswerth, wundern aber sollte es mich, wenn sich nicht mit leichter Mühe drei- oder viermal so viele aus dem Munde der mit jedem Tage hinsterbenden Alten aufschreiben ließe. Ich selbst werde gelegentlich einige im [illegible] gesammelte nachtragen.

Freude, daß es ihr über Alles auf der Welt ging, und das Bübchen hatte auch sein Mütterlein gar so lieb. Aber die gute Mutter ist bald darauf gestorben, und da hat ihr Kind, das arme Bübchen, den ganzen Tag geweint, und in der Nacht, da es schlafen wollte, ist ihm die Mutter in den Sinn gekommen, und da hat es gerade wieder weinen müssen. Wie es aber nun gegen die Mitternacht geht und das verlassene Kind immer noch so wach und ganz traurig und müde in seinem Bettchen liegt, geht auf einmal ganz sacht die Thüre von dem Schlafkämmerlein auf; und wie das Kind sehen will, wer da herein käme, ach! da steht die verstorbene Mutter als Geist vor ihm, in einem Kleid schneeweiß und glänzend, nur an einem Aermel war ein kleiner schwarzer Tupfen. Freundlich sagte sie dem Kind: Gelt Hännschen, du kennst mich noch? — Ja freilich, sagt das Bübchen. — So geh, sagt die Mutter, und weine nimmer, und bet fromm für mich einen Rosenkranz, daß mir das schwarze Flecklein da am Aermel vergeht, dann bin ich makellos und rein und komm in den Himmel. Jetzt hat mein Geist noch keine Ruhe, weil ich einmal ein Mäßchen Gerste geliehen und es nicht zurückgegeben habe. So sprach die Mutter und verschwand. Das Hännschen betet darauf andächtig den Rosenkranz, und wie es fertig ist, erscheint ihm die Mutter zum zweitenmal, aber ohne das schwarze Flecklein; über und über weiß wie Schnee und lieblich wie ein Engel. Mit einer wunderfreundlichen Miene deutet sie lächelnd zum Himmel und spricht: Hännschen, jetzt kann ich hinauf! und verschwunden war sie, und auch dem Hännschen wird da wohl um's Herz; sein Schmerz ist gestillt und es fällt in einen süßen Schlaf."

Soviel Spektakel um ein geliehenes Mäßchen Gerste! wird freilich der Geheimrath Schwernöther denken. Denn daß nichts Unreines in den Himmel eingehen kann, und daß die Schulden bis auf den letzten Heller bezahlt seyn müssen, daran mag der aufgeklärte Weltmann nicht denken, der nicht [illegible]

Mein Vorarlberger indessen fährt fort:

„Spullers heißt eine Alpe, Herr E
war eine Sennerin, die hatte nur Acht auf
Vieh, und ließ das der armen Leute Hunge
gar zu sehr zu Schaden kam. Und so trieb
tes Wesen viele Sommer. Jetzt einmal zur
die Hirten lange schon mit dem Vieh von
Thal gefahren waren, geht ein Jäger vo
Spullers zu Haasen schießen, und da bege
nem Erstaunen dieselbe Sennerin, den Kopf
und Eis und die rothe Joppe Stein und Bein g
Arm ihren Milcheimer. Der Jäger bleibt steh
und fragt: Ja, Sennerin! willst um die Z
Alp? — Ja, sagt darauf die gefrorene Eis
hinauf auf Spullers, den armen Leuten d
füttern, den reichen Leuten hab ich sie schon
— so spricht sie und geht ihren Weg weiter d
Dem Jäger kam das gar wunderlich und
und er denkt bei sich selber: Mit der da ist'

schwerde wäre, und seine Hunde sind auch schon dazu dressirt, daß kein Bettler in Lumpen seinem Thore nahen darf. Gerade so, sagt darauf der Vorarlberger, haben sie es auch einmal in unserem Ländel auf der Alp ob Brand bei Bludenz halten wollen. Jetzt ist dort ein Gletscher, der auch im Sommer den Eishut nicht lüftet; vor Zeiten aber ist da eine prächtige Alp gewesen, weit und breit berühmt. Schwere Kühe haben dort im fetten Gras um die Hütten geweidet, und manchen Zentner Schmalz haben sie in's Thal geführt. Da hat es freilich auch Niemand geträumt, daß die schöne, blumige Wiese mit den würzigen Alpenkräutern einst das Eishemd anziehen müßte, und daß es dort, wo der Hirt auf der Schwegelpfeife lustige Ländler gepfiffen, und wo sie getanzt und gesungen, in öder Stille Jahr aus Jahr ein schneien würde! Aber über den Sternen wohnt Einer, der kann's und der hat's ihnen gezeigt. Als unscheinbarer Bettler ist er einmal auf Erden gewandelt und zu der Alpe kommen, wo nun der Gletscher steht und der kalte Eiswind über die Schneefelder weht. Einen Kübel in der Hand und das Senner-Käppchen unter dem Arm, so ist er still seinen Weg gegangen von Hütte zu Hütte, um ein bischen Schmalz in seinen Kübel zu bekommen, wenn die Leute es um Gottes willen geben wollten. Aber dieselben Alpleute im fetten Grase mit den schweren Kühen hatten auch ein Herz wie Stein und Eis, und gaben dem armen alten Männchen nichts zur Antwort. Eine Sennerin hat gar noch ihr Gespött mit ihm treiben wollen. Sie nimmt ihm den Kübel aus der Hand und thut, als ob sie Schmalz holen will, hat ihn aber mit Kühkoth gefüllt und ihm's oben hübsch fein mit Schmalz gleich gestrichen, daß er's nicht merken sollte. Aber der Bettler hat's freilich gemerkt; gesagt aber hat er nichts; sondern nimmt der Sennerin den Kübel aus der Hand, und schaut sie mit einem ernsten, durchdringenden Blick an und geht weiter vor die letzte Hütte, und hält auch hier um Schmalz an. Dort aber hauste ein Hirt und eine Sennerin, die das Melken besorg-

ten und dem Vieh abwarteten schon seit vielen Sommern. In dem Haar hat's bei den ältlichen Leutchen zwar schon ein bischen gewintert; aber ein gutes Herz haben sie gehabt, noch frisch und warm, wie die liebe Stunde. Die nun heißen das arme Männchen freundlich in die Stube eintreten, und stellen ihm zu essen und zu trinken vor: Milch, Butter und Käs, wie es eben auf den Alpen der Brauch ist, und vertrieben ihm beim Essen die Zeit mit kurzweiligen Reden. Das Männchen auch nicht faul, langt zu und ißt und trinkt, und läßt sich nicht lang bitten, und erzählt auch, wie es ihm neben an in den Hütten ergangen sei. Sobald die Sennerin das hört, geht sie geschwind und wascht ihm den Kübel aus und füllt ihn bis oben an mit Schmalz. Wie nun das Männchen mit dem Essen fertig ist, nimmt's seinen Kübel, steht auf, hebt den Zeigfinger in die Höhe und spricht in bedeutsamem Ton: Weil das Volk hier auf der Alp die Betteler verachtet und verspottet und auch sonst nichts Gutes thut, so wird die Straf' Gottes über sie hereinbrechen, und verflucht wird die Alp seyn auf ewige Zeiten, keine Wurzel wird hier mehr treiben um die Sennhütten, kein Wiesenplätzchen mehr grünen auf ewig, d'rum ihr Leutchen fliehet, da es noch Zeit ist. Und auf einmal war der Alte verschwunden. Der Hirt und die Sennerin staunen einander an und sagen: das ist eine himmlische Schickung, und ziehen mit Hab und Fahrniß fort. Nicht lange darnach gab's eine rabenschwarze Nacht, und von der Alp her hat's unbändig getost und gekracht, als wollt die Welt zusammenstürzen, und als die Leute sehen wollen, ob's etwa eine Lawine oder ein Bergsturz sei, ist die ganze Alpe eingeschneit und das für immer; denn kein Würzelchen hat seither dort mehr treiben wollen, noch ein Wiesenplätzchen dort grünen. Und die Sennerin, die den Armen so hartherzig verspottete, watet Nachts um Zwölfe dort auf dem einsamen Gletscher im Schnee umher und jammert. Aber die beiden guten Leutchen, der Hirt und die Sennerin, haben noch ein paar Jahre fromm und

gottesfürchtig gelebt, und mit der Zeit ein ruhiges Schlafplätzchen auf dem Heiligkreuz gefunden. — Verstanden, Herr Geheimrath!

XXII.

Die Decanatswahl der philosophischen Facultät an der Universität Wien.

Der Streit über die Wahl des vom gegenwärtigen Unterrichtsministerium nach Wien berufenen Dr. Bonitz, als Decan der philosophischen Facultät, hat vielfaches Aufsehen erregt, und verschiedene Ansichten darüber zu Tage gefördert. Wir erlauben uns auch eine kurze Erörterung über die Sache, da es sich in derselben um ein von jeher von der Revolutionspartei angefochtenes, bei der kirchlichen Revolutionspartei insbesonders verfehmtes Rechtsprincip handelt.

Wir stellen vorab die Frage auf: Ist die Universität Wien ein besonderes Rechtssubjekt? — Die Antwort wird wohl allerwärts eine bejahende seyn. — Wir stellen nun die zweite Frage: Was ist die Universität Wien für ein Rechtssubjekt?

Unsere Antwort ist folgende: Sie ist eine katholische Stiftung mit durchaus katholischer Grundlage, mit katholischem Zwecke, mit speciellen katholischen Rechten und Pflichten.

Diese Antwort nun haben wir zu beweisen, und wir wollen sofort zu diesem Beweise schreiten.

Die Universität Wien wurde unter Kaiser Karl IV., von Herzog Rudolph IV. von Oesterreich, durch Urkunde vom 12. März 1365 gestiftet. Der Zweck dieser Stiftung wird in der Urkunde mit folgenden Worten angegeben:

„Per que Creatoris nostri clementia laudetur in coelis, et *ejus orthodoxa fides dilatetur*, erudiantur simplices, equitas servetur judicii, humanus illustretur intellectus, augeatur racio, crescat respublica, et ad Sancti Spiritus illustrationem corda disponantur hominum.“

In der deutschen Uebersetzung, welche vom St. Georgitag 1365 datirt ist, lautet diese Stelle folgendermaßen:

„Damit des ersten unser Kristlicher Geloube in aller Welt geweitert werde, darnach damit gemain gut, rechte Gerichte, menschlich Vernunft und Beschaidenheit aufnehme und wachse und das durchscheinende Licht Göttlicher Weisheit nach dem Einflusse des heiligen Geistes erleuchte und befruchte aller Leuten Hertzen in solcher Masse, das ein Yeglich weiser Mensch vernünftiger und ain unweiser zu menschlicher Vernunft in rechte Erkanntnüsse bracht und gezogen werde.“

Als ersten, allen anderen vorausgehenden Zweck gibt somit der Stifter selbst die Vermehrung des orthodoxen Glaubens an; diesem erst in zweiter Linie folgt der allgemein wissenschaftliche Zweck der Anstalt.

In der Bulle von Papst Urban V. vom 19. Jun. 1365, womit diese Stiftung bestätiget, jedoch vor der Hand noch keine Bewilligung zur Errichtung einer theologischen Facultät ertheilt wurde, wird der von Herzog Rudloph angegebene Stiftungszweck wörtlich erwähnt, und hierauf gestützt, mit folgenden Worten die päpstliche Einwilligung gegeben:

„Nos praemissa et etiam eximiam fidei et devotionis sinceritatem, quam tam ipse Dux, quam progenitores sui Duces Austriae ad Sanctam Romanam Ecclesiam gesserunt, attente considerantes, ferventi desiderio ducimur. . . . . . und später . . . his omnibus diligenti examinatione pensatis . . . . Auctoritate Apostolica statuimus.“

Die Bulle Papst Urbans VI. vom 20. Hornung 1384, womit die in der Bulle Papst Urbans V. versagte Bewilli-

gung zur Errichtung einer theologischen Facultät nun ertheilt wird, fängt mit folgenden Worten an:

„Dum generosos palmites et fructus uberes, quos *in Domo Domini* vitis abundans et arbor fertilis universitas videlicet Doctorum, Magistrorum et scholarium studii villae Wiennensis, Pataviensis Dioecesis retroactis temporibus, *ad decus* et *praesidium singulare Ecclesiae militantis*, et Reipublicae sedulo et amoene produxit et continuo producit, volvimus attenta meditatione, et grata memoria recensemus, existimavimus etc.“ . . . .

Herzog Albert III., der Nachfolger Rudolphs, gab der Universität ihre Statuten, denenzufolge er totum universitatis clerum in vier Nationen, die Austria, Rhenensis, Ungaria et Saxonum, an ihrer Spitze den Rector, die vier Decane der Facultäten und die vier von jeder Nation gewählten Procuratoren, eintheilte. — Der Rector und die ganze Universität werden darin verpflichtet, bei jedem Feste Mariens, der Mutter des Herrn, einem feierlichen Amte beizuwohnen. — Derselbe Landesherr ertheilte der Universität auch einen reichen Schatz von Privilegien in der mit folgenden Worten klar ausgesprochenen Absicht:

„Cupientes tanquam lucernas in Domo Domini accendi lucifluas, caliginem tenebrarum excoecantium, ignorantiae et malitiae a *finibus univ. Ecclesiae claro lumine proscripturas*, volumus, statuimus, et decernimus privilegia, libertates, gratias et ordinationes singulas.“

Unter diesen Privilegien erscheint eines, welches speciell der philosophischen Facultät (facultas Artium) eingeräumt ist, nämlich die Besetzung von acht Canonicaten an der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien; die betreffende Stelle lautet:

„Ordinavimus quod deinceps de octo canonicatibus et praebendis collegii nostrae fundationis in Ecclesia omnium Sanctorum, alias Sancti Stephani, Wiennensi proxime vacaturis et tunc et iterum perpetuo, totiens quotiens eadem

vacare contigerit, disponi et provideri per nos et successores nostros debeant solummodo pro Regentibus magistris supradicti nostri Collegii Facultatis Artium."

In den besonderen Statuten der philosophischen Facultät wird den Magistern, Baccalauren und Scholaren derselben zur Pflicht gemacht, der Feier des Festes der heil. Jungfrau und Martyrin Katharina in der Amtskleidung beizuwohnen, und von Anfang bis zu Ende zu verbleiben.

Als eine besondere Pflicht des Decans dieser Facultät wird dann noch hervorgehoben:

„Item Decanus debet toto diligenter respicere, ut festa, missae, sermones, vigiliae Defunctorum facultatis devoto tempore et loco congruis peragantur."

Endlich in einer Urkunde von Notar Gundeker Aspel von Obernberg, die eine amtliche Zuprotokollnahme der sämmtlichen Universitätsstatuten ist, wird des Zweckes des Ganzen nochmals und zwar mit folgenden Worten gedacht:

„Serenissimus et metuendissimus Princeps Dominus noster, Dux praedictus, erexit hanc sublimem Universitatem studii Wiennensis ad laudem et gloriam Dei, *ad Sanctae matris Ecclesiae profectum* et ad Domus suae, totiusque Patriae decus et honorem."

Diese Grundlage und Organisation der Universität von Wien ist bis auf die Gegenwart mit zeitweisen geringen Abänderungen der letzten die gleiche geblieben. Kaiser Ferdinand II. hatte durch kaiserlichen Erlaß vom 21. Oct. 1622 der Universität das Collegium der Patrum Soc. Jesu inkorporirt, und diesen die Lehrstühle der theologischen und philosophischen Facultät übergeben. Namentlich wurde durch diese Verordnung verfügt, daß der Decan der philosophischen Facultät immer aus der Gesellschaft Jesu seyn müsse.

Durch den Studienplan Kaiser Leopold II. vom 20sten Januar 1791 wurde dem Vorstand der philosophischen Facultät das besondere Recht der Ueberwachung der Gymnasien übertragen.

Mit der Zeit verlor die Universität die meisten ihrer Privilegien, namentlich im Jahre 1753, wo ihr, nebst mehreren anderen, das der Büchercensur, und im Jahre 1783, wo ihr das der Gerichtsbarkeit genommen wurde. Das Privilegium der Ernennung von Chorherrn, jedoch bloß von sechs, darunter vier nach St. Stephan, die übrigen nach Linz, erhielt unter Joseph II. seine ausdrückliche Bestätigung, und verblieb der philosophischen Facultät bis zur Stunde.

Die die ganze Universität vertretende Behörde heißt consistorium ordinarium.

Diese Behörde nun hat gegen die von der philosophischen Facultät getroffene Wahl des Dr. Bonitz, eines Protestanten, zum Decan derselben, Einsprache erhoben, und es ist dieselbe vom Cultusministerium bestätigt worden. Wir glauben durch die urkundlichen Belege, die wir aufgeführt haben, daß sowohl diese Einsprache, als auch der Entscheid des Cultusministeriums vollkommen begründet ist. Diese Belege zeigen bis zur Evidenz, daß die Universität Wien eine katholische Stiftung, als solche ein katholisch-corporatives Rechtssubjekt ist, dessen Rechte und Pflichten aus seiner Natur sich ergeben, die zu wahren Pflicht der das Rechtssubjekt vertretenden Behörde, des Consistorium ordinarium, und der Regierung ist. Beide hätten diese verletzt, wenn sie anders gehandelt hätten. Es liegt auf der Hand, daß wenn der philosophischen Facultät das Recht eingeräumt worden wäre, einen Nichtkatholiken zum Decan, und damit Mitglied des Consistoriums zu erwählen, dieses Recht in viel höherem Grade auch der medizinischen und juristischen Facultät hätte eingeräumt werden müssen, und daß damit der Grundsatz festgestellt worden wäre, die die Universität vertretende Behörde könne in ihrer großen Mehrheit aus Nichtkatholiken bestehen. Wir begreifen, daß Wünsche für einen solchen Fortschritt (!) vielfach vorhanden seyn mögen, allein wir müßten es nicht nur als einen Mangel von Rechtssinn, sondern sogar von gesundem Menschenverstande erklären, wenn man be-

haupten wollte, daß eine so zusammengesetzte Behörde die stiftungs- und statutengemäße Vertreterin der Universität wäre oder je seyn könnte.

Da nun die Sache so sonnenklar ist und die österreichischen Behörden gar nicht anders handeln konnten, als sie gehandelt haben, so ist es begreiflich, warum von dem Rechtsboden her keinerlei Angriff gegen dieselben erfolgt ist. Aber eben so begreiflich ist es, daß dennoch eine heftige Polemik wider sie eröffnet ist, denn die unglückliche Zerrissenheit Deutschlands im Glauben führt in ihrer Consequenz nothwendig dazu, daß von Seiten des in vielen seiner Fractionen bereits beim Heidenthum angelangten Protestantismus, wie es seit drei Jahrhunderten bei allen Vorkommnissen ohne Unterschied geschehen ist, jedes strenge durch das Recht und jetzt durch jene Beschaffenheit des Protestantismus noch mehr als früher gebotene Festhalten an dem katholischen Princip angefeindet wird. Die Waffen, deren sich diese Polemik bedient, sind, je nach der Gemüthsrichtung des Vorkämpfers, ehrlicherer oder perfiderer Art; von welcher Beschaffenheit diejenigen sind, welche der Verfasser des Artikels in der Allg. Zeit. Beil. Num. 235 gebraucht, überlassen wir dem Urtheile unserer Leser. Auf diese Materie uns des Weiteren hier einzulassen, halten wir um so mehr für überflüssig, als das hundertmal Gesagte immer nur wiederholt werden müßte.

XXIII.

Gleichheit und Brüderlichkeit in Spanien zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts.

Man spricht gar oft von dem „Schauplatze der Geschichte“ und von den verschiedenen „Rollen“, welche die auf jenem auftretenden Personen übernommen haben. Leider ist dieß nur zu oft kein bloßer Vergleich, sondern gar viele Menschen betrachten, ohne gerade engagirte Schauspieler zu seyn, das Leben als eine Komödie, in welcher sie, eitel und ruhmsüchtig, nichts Anders zu erringen sich bestreben, als den Beifall der schaulustigen Menge. Wie viele solcher Komödianten haben wir schon an uns vorüberziehen gesehen; wir haben sie auf den Thronen erblickt, und mancher Fürst hat sich das Augusteische: applaudite cives als das höchste Ziel seiner Thätigkeit gesteckt; wir haben sie unter den Ministern gesehen, die wohlgefällig in erborgter Garderobe auf ihrem Theater einherspazierten; wir haben sie in allen Sphären der Gesellschaft wahrgenommen, am widerwärtigsten, wenn gleich am häufigsten, ist aber die Erscheinung solcher Komödianten in der Klasse der Demagogen. Auch diese haben indessen ihre Vorbilder in allen Zeiten der Vergangenheit, in Griechenland und Rom, so wie in dem Mittelalter gehabt. Gerade diese, welche den Boden des „historischen Rechts“ verlassen und

sich durch Einwirken auf das Gefühl, oder vielmehr auf die Leidenschaften der Volksmassen eine neue Basis schaffen müssen, die, weil die angeborne Stellung ihnen fehlt, eben Etwas vorstellen müssen, was sie nicht sind, werden am leichtesten zu solchen Schauspielerkünsten verführt. Ist ihre Rede unwahr, indem sie von Volksbeglückung schwätzen, während sie, mit geringer Ausnahme, doch nur ihr eignes Ich suchen, so kann es nicht ausbleiben, daß dieß nicht auch augenblicklich einen Einfluß auf ihr Handeln übte.

Vielseitige Beispiele solcher Erscheinungen bietet nicht nur die Geschichte großer Reiche, sondern insbesondere die der Städte dar. Sehen wir von denen des Alterthums ab, so treffen wir die nämliche Erscheinung in den Städten des Mittelalters an. Durch diesen Zeitraum geht fast in allen europäischen Ländern jene große Umwandlung der städtischen Verfassung hindurch, welche darin bestand, daß die Klasse der Handwerker einen Antheil an der Regierung sich zu erringen wußte, wozu die unmittelbare Veranlassung an manchen Orten dadurch geboten wurde, daß die „Geschlechter" sich allerdings manchen Uebermuthes schuldig gemacht hatten. Allein die Erscheinung selbst hängt mit dem überhaupt in der Geschichte zur Geltung kommenden Princip der Mobilisirung des Grundbesitzes zusammen; dieser, die Basis aller frühern Rechtsverhältnisse, verlor seine frühere ausschließliche Bedeutung und der in den Städten mit jedem Jahrzehent wachsende Reichthum an beweglicher Habe, trat gegen den Grundbesitz in die Schranken. Der auf diese Weise, vorzüglich auf dem Wege der eignen persönlichen Thätigkeit erlangte Wohlstand führt den Menschen leicht zur Ueberschätzung seiner selbst; daher trat überall der gewerbfleißige Handwerker, der sich mit Tausenden seiner Genossen in gleicher Lage befand, je mehr er sich fühlte, jedem aristokratischen Princip feindlich entgegen, und man kann recht eigentlich die bewegliche Habe als so *lange* für den Träger des demokratischen Princips ansehen,

als bis diejenigen, welche, weil sie nichts besitzen, noch leichter zu tragen haben, das communistische völlig an dessen Stelle setzen; Revolution ist aber das Eine, wie das Andere; jenes ist gerichtet gegen die unbewegliche, dieses gegen alle Habe.

Um jedoch zur Geschichte zurückzukehren, so bietet sich in einem Lande, wo man vielleicht weniger als in andern geneigt seyn sollte, jene demagogischen Komödianten für möglich zu halten, manches auffallende Beispiel der Art dar. Dieses Land ist Spanien, wo in einer etwas spätern Zeit, als in Deutschland, ganz die nämliche Erscheinung der angeführten Umwälzung eingetreten ist. Interessante Beiträge zu der Geschichte derselben bietet eine von einem selbst demokratisch gesinnten Verfasser herrührende Schrift, welche manche Resultate tüchtiger Studien enthält; sie führt den Titel: „Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens von Dr. Adolf Ebert. Kassel 1849." Seine Gesinnung legt der unläugbar talentvolle Verfasser sehr unverholen an den Tag, indem er Seite 46 sagt: „Begegnen wir doch hier schon jenen Principien, welche seit der ersten französischen Revolution bis auf die jüngste mächtiger und vollkommener dem Staate die fast verschollene Beziehung auf Menschheit und Menschlichkeit zurückriefen, in der Sphäre des Rechts der fortschreitenden Praxis den allmähligen Sieg über die stabile Theorie überkommener heidnischer (römischer) Theorie verheißend — ich meine die Ideen der Gleichheit und Brüderlichkeit." Durch das in dieser Hinsicht bis jetzt benützbare Material ist der Verfasser hauptsächlich auf die Geschichte Barcellona's und Valencia's hingeleitet worden, welche beiden Städte in so fern in einer näheren Verbindung stehen, als die letztere von der erstern aus in der Weise colonisirt worden ist, daß König Jakob I., der Eroberer, die Einwohner Barcellona's aufforderte: „Erwählet in eurer Stadt solche wackere Leute (homens qui sien de valor), die kein Erbe haben, wovon sie vollständig leben

könnten in eurer Gemarkung; und wenn zwei oder drei Brüder da sind und der eine ist beerbt, der andere nicht, so wollen wir die, welche nicht beerbt sind, in diesem Reiche, welches Gott uns geschenkt hat, beerben." Gerade durch diesen Umstand wird die Verfassung der Hauptstadt Catalonien's für die Valencia's von großer Wichtigkeit, und wir benützen die Forschungen des Verfassers der obgedachten Schrift auch darin, daß wir zuerst einige Worte über die städtischen Einrichtungen Barcellona's voranschicken.

Der genannte König hatte im Jahre 1257 die städtische Verfassung durch ein eigenes Gesetz geregelt, welches dadurch merkwürdig ist, daß dasselbe eine Theilnahme sämmtlicher Bürger an dem Stadtregimente anerkannte, in dem die acht dem königlichen Statthalter (Vicarius, Veguer) beigeordneten Consellers aus den verschiedenen Ständen genommen wurden, und diese wiederum in Gemeinschaft mit dem erwähnten Beamten das Recht hatten, sich einen aus allen Ständen zusammengesetzten und aus zweihundert Mitgliedern (Prohombres) bestehenden äußeren Rath (Parlamentum) beizugesellen. Allein dieß blieb in sofern Jahrhunderte lang eine bloße Theorie, als das lebendige Gesetz der Ungleichheit mehr Kraft hatte, als das todte geschriebene der Gleichheit; der innere, wie der äußere Rath wurde von denen und aus denen besetzt, welche vermöge ihres Grundbesitzes im Stande waren, „sich durch schöne Thaten geltend zu machen, sich dem Waffenruhme und der Jagd zu widmen." Diese Klasse der „Ehrenbürger" (Ciutadan honrat) — ein Ausdruck, der freilich nicht in neuerm Sinne zu nehmen ist — schreibt sich ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich von jenen westgothischen Flüchtlingen her, die schon von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen in besondern königlichen Schutz genommen und vielfach privilegirt wurden. Sie trieben, wie auch ihr Stand [illegible]st darnach charakterisirt wird, keinerlei Gewerbe (home de [illegible]honrat, que no fa feina de sos mans), sondern befan-

den sich eben dadurch mehr in der Lage, sich den städtischen Aemtern zu unterziehen, aber auch wohl den Wissenschaften zu widmen, unter welchen sich die Jurisprudenz wiederum als diejenige bot, welche den ausschließlichen Anspruch auf zwei Stellen im inneren Rathe sicherte. Die Ehrenbürger entsprachen demnach in vieler Beziehung den Patriziergeschlechtern in den deutschen Städten; allein einerseits hatten sie das günstige Geschick, daß sie durch königliche Privilegien ausdrücklich als zum Adel gehörig erklärt wurden, andererseits bildeten sie auch nicht wie jene eine abgeschlossene Kaste, sondern nahmen durch gemeinsamen Beschluß auch manche Kaufleute in ihre Mitte auf, welche dann aber ihren Handel, der immer ein Großhandel war, niederlegen mußten. Von den Rittern unterschieden sie sich nur darin, daß sie keinen Antheil an den Cortes hatten; aber dieser Antheil war für viele Ritter nicht so werthvoll, daß sie ihn nicht aufgegeben hätten, um sich damit den Eintritt in die Klasse der Ehrenbürger zu erkaufen. Die Kaufleute (Mercaderes), zu denen auch die Rheder gehörten, bildeten den zweiten Stand (estament), die Kunstarbeiter (Artistas), vorzüglich die Kleinhändler, mit Einschluß der Notare und Chirurgen, den dritten. Sie, wie die Kaufleute haben mit den Handwerkern (Menestrales, Artesanos) den gemeinsamen Ursprung aus der Klasse der Ministerialen genommen, und theilten sich auch in Innungen, die sie aber mit dem vornehmeren Namen collegios bezeichneten, während die Handwerkszünfte gremios genannt wurden. Die Zünfte, in Barcellona fünfundzwanzig an der Zahl, welche allmählig eine sehr ausgebildete innere Organisation und auch das Waffenrecht erhalten hatten, gelangten im Laufe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu immer größeren Reichthum und Ansehen, und so bedurfte es für sie einer geringen Veranlassung, um sich einen Antheil an der städtischen Regierung zu vindiciren, um so mehr, da sie sich auf ein ausdrückliches Gesetz zu ihren Gunsten berufen konnten. Bei Gelegenheit einer Münzverände-

rung kam es zum Auflaufe; man verlangte anfänglich nur eine Wiederherstellung der alten Verfassung, allein König Alphons V. glaubte in dieser Hinsicht noch weiter gehen zu müssen; in seiner „Reform“ vom Jahre 1455 wurde die Zahl der Mitglieder des Parlaments auf 128 bestimmt, welche durch Wahl einer gleichen Anzahl aus jedem der vier Stände zusammengesetzt wurde.

Neben den Zünften, in welchen die Meister die eigentlichen Regenten waren, bestanden zugleich die Bruderschaften (Cofradias), in welche alle Handwerker, die zu einer Zunft gehörten, nebst ihren Angehörigen, selbst die Lastträger und Fuhrleute eintreten konnten. Diese Bruderschaften, deren Zweck zunächst ein religiöser war, wie sie denn auch unter Anrufung eines bestimmten Heiligen gegründet wurden, bezogen sich auf sämmtliche Lebensverhältnisse, in welchen sich irgend die christliche Nächstenliebe zu äußern hatte. Geistlicher Trost, Pflege und Unterstützung der Kranken und Armen, Erweis der letzten Ehre, aber auch Theilnahme an freudigen Ereignissen, welche die Einzelnen angingen, z. B. an Hochzeiten, gehörte zu den Berufspflichten der Mitglieder dieser Genossenschaften. So schön nun die dieser Corporation zum Grunde liegenden Principien auch sind, so blieben sie bereits in jenen Zeiten nicht vor Mißdeutung bewahrt. Jene utopischen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit fliegen auch damals schon auf, und sollten einigen erhitzten Köpfen als Mittel zum Umsturz der bestehenden Verfassungen dienen. Dafür dient nun die Geschichte Valencia's zur Zeit Karls V. (I.) als ein höchst interessanter Beleg; es zeigen sich in derselben so viele Vorbilder für nachmalige Ereignisse, daß die Wahrheit des Satzes Nil novi sub sole durch sie nur noch mehr bestätigt wird.

Von so geringem Umfange das Königreich Valencia auch ist, so erhält seine Geschichte dadurch einen ganz besondern Reiz, daß seine Gründung in eine verhältnißmäßig

wenig entfernte Zeit fällt, in welcher man die gesammten Fundamente seiner Verfassung mit völliger Genauigkeit erkennen kann. Als nämlich im Jahre 1238 Valencia von dem mehrerwähnten König Jakob erobert wurde, trat hier die vollständige Begründung einer neuen Feudalmonarchie ein. Das Heer des Königs, welches ihm das maurische Reich erobern half, bestand aus drei Bestandtheilen: aus den Dienstmannen des Clerus, dem Adel von Aragon und den Bürgern der Städte Cataloniens; darnach geschah auch die Vertheilung des eroberten Landes und gestaltete sich die Verfassung. Clerus und Adel erhielten einen ausgedehnten Länderbesitz; manche von letzterem, und namentlich eine große Anzahl von Rittern (Caballeros) erhielten auch einzelne städtische Grundstücke in Valencia; während das Land von der zurückgebliebenen maurischen Bevölkerung bestellt wurde, waren die Araber, bis auf die Aermeren, aus der Stadt fast sämmtlich, in Folge der geschlossenen Capitulation, ausgewandert, und somit bot sich hier die Veranlassung, dieselbe vorzugsweise mit catalonesischen Bürgern zu bevölkern; ganze Straßen wurden an diese, und zwar besonders an Bürger von Barcellona, Sarragossa und Lerida gegeben; da sich drei Bürger aus der letzteren bei der Belagerung Valencia's besonders hervorgethan hatten, so durfte Lerida dreihundert seiner Töchter stellen, die unter günstigen Verhältnissen an die neuen Bürger von Valencia, die zum Theil die jüngeren Brüder der in Barcellona angesessenen Ehrenbürger waren (s. oben S. 336), verheirathet wurden. Die Stadtverfassung Valencia's war fast ganz der von Barcellona nachgebildet, und hatte darin mit derselben ein ziemlich gleiches Schicksal, als der von Jakob I. den Handwerkern eingeräumte Einfluß auf das Regiment immer mehr in den Hintergrund trat; die sämmtlichen städtischen Würden kamen in die Hände der Ehrenbürger; dennoch war aber andererseits der Einfluß derselben in Valencia minder, als in Barcellona, weil eben dort die ritterlichen Geschlechter ein bedeutendes Uebergewicht erhielten. Während nun die Cor-

ebenfalls in drei Klassen, welche „Hände" g
Diese Hände waren: die größere (mano m
aus den Caballeros), die mittlere (mano me
dadanos honrados) und die niedere Hand (m
Plebeyos). Die seit dem Jahre 1283 auch i
geführte und wohl organisirte Zunftverfassung
auch hier nach und nach zu immer größere
Handwerker; je reicher diese aber wurden,
der empfanden sie die Privilegien der herrsc
und es erzeugte sich eine große Erbitterung g
Eine zufällige Gelegenheit, bei welcher die H
Macht selbst fühlen lernten, fachte die läng
mende Gluth zu hellen Flammen an. Die E
sich in den Jahren 1519 bis 1524 zu Valen
erinnern lebhaft an die Nationalgardenspielerei
entschiedenheit der Machthaber, an die phrase
der Demagogen und an all die übrigen Komi
seit dem Jahre 1830 in verschiedenen Acten
Italien und Deutschland aufgeführt worden si

Die Veranlassung, welche den Handwerkern

forderung von den Handwerkern ergriffen, und während sehr viele Ritter und Ehrenbürger wegen einer herrschenden Seuche Valencia verlassen hatten und die andern Stände überhaupt säumig waren, so wußte insbesondere der Tuchmacher Juan Lorenzo das Volk durch seine Reden zu begeistern, und dasselbe zur bereitwilligen Kriegsrüstung zu bewegen. Allein es war nicht etwa die dem Vaterlande durch die Piraten drohende Gefahr, deren Schrecken er seinen Standesgenossen in lebhaften Farben schilderte, nicht diesen Feinden gegenüber sollten sie Alle wie Ein Mann stehen, nichts weniger als das. Alle seine Reden hatten das alleinige Ziel, den Handwerkern vor Augen zu führen, wie ihre Stellung den andern Ständen, insbesondere den Rittern und Ehrenbürgern gegenüber, eine unwürdige sei, indem sie, die alle Lasten trüge, von allen Aemtern und Stellen ausgeschlossen seien. Unstreitig hat es an vielen gerechten Beschwerden der Handwerker nicht gefehlt, auch wird es nicht in Zweifel gezogen werden können, daß der Adel sich manche Brutalitäten zu Schulden hat kommen lassen, und es läßt sich eben daher um so leichter verstehen, wie ein Mann, der die rechten Saiten in den Herzen anzuklingen wußte, sich bald durch die, der Eitelkeit mehr als alles Andere schmeichelnde Volksgunst gehoben sah und schnell in kühneren Schritten weiter ging. Anfänglich begnügte man sich mit dem Beschlusse einer Gesandtschaft an den jungen König; die in dieser Beziehung gebrauchten Redensarten: wie das Herz des jungen Königs für Gerechtigkeit schlagen, wie er das Gute vom Bösen unterscheiden werde u. dgl. mehr, sind aus andern analogen Begebenheiten hinlänglich bekannt. Alsbald aber trat ein Ereigniß hinzu, welches dem Volke bewies, was es mit den Waffen in der Hand vermochte. Ein Franziskaner hatte in einer Predigt die herrschende Seuche als eine Strafe Gottes für die unnatürlichen Fleischesverbrechen bezeichnet, welche seit einiger Zeit in Valencia durch fremde Kaufleute eingeführt worden seien. Das Volk wurde durch diese Predigt sehr aufgeregt und

forderte die Bestrafung Derer, die sich jener Verbrechen schuldig gemacht hätten. In der That gestanden mehrere Personen die Sodomie ein, und wurden in Folge dessen verbrannt. Unter den Bezichtigten befand sich auch ein Bäcker, welcher Laienbruder war und daher dem geistlichen Gerichte übergeben wurde. Dieses verurtheilte ihn zu lebenslänglichem Gefängniß und zu öffentlicher Kirchenbuße. Nachdem er dieser sich in der Kathedrale unterzogen, sollte er in's Gefängniß abgeführt werden, allein das Volk verlangte seinen Tod. Unglücklicherweise waren die Behörden zu schwach, um dem erhitzten Pöbel Widerstand zu leisten; selbst die feierliche Prozession mit dem Sanctissimum konnte das Volk nicht beschwichtigen, vergeblich stützte sich der Clerus auf das Asylrecht, welches die heilige Stätte gewähre; die weltlichen Behörden, vom Volke gedrängt, schritten ein, holten den Bäcker mit Gewalt aus der Sakristei und überlieferten ihn dem Volke. Unter dem Rufe: „Es lebe die Gerechtigkeit", wurde er auf den Scheiterhaufen geführt.

Die gefahrvollen Consequenzen, die sich an dieses Ereigniß hätten anschließen können, hatten den ebenfalls flüchtigen Gobernador zur Rückkehr in die Stadt und zu dem Verbote aller Volksverbindungen und Versammlungen veranlaßt. Allein die Handwerker waren nicht gewillt, dem nachzukommen, und Lorenzo wußte in einer fanatischen Rede, welche er an die versammelten Zunftmeister hielt, die für sie aus diesem Befehle in Betreff ihrer Volksbewaffnung drohende Gefahr — um so mehr, da Viele bei den letzten Aufruhrscenen compromittirt waren — so eindringlich zu schildern, daß der Gedanke zu noch innigerer Verbindung der Zünfte und Bruderschaften eine bereitwillige Aufnahme fand. In einer bald darauf folgenden Volksversammlung, der die Behörden keinen Widerstand entgegensetzten, forderte Lorenzo das Volk zum festen Zusammenhalten auf; er schilderte in einer diesem sehr verständlichen Sprache die Nothwendigkeit der

Eintracht dem Adel gegenüber. „Sehet“, sprach er, „der Adel gleicht den Schweinen, wenn nur eins grunzend um Hülfe ruft, so bringen sie ihm die andern; Ihr aber gleicht den Hunden, bellt einer von ihnen in Noth, so eilen die andern, ihn mit zu zerfleischen.“ „Alle müssen wir handeln in inniger Verbindung. Knüpfen wir diese enger und für alle Zeit. Laßt uns eine heilige Brüderschaft schließen! Ein heiliger Schwur sei von uns Allen gelobt, einträchtig zu einander zu halten für immer. Also verbunden durch innige Brüderschaft, legen wir zu den Füßen des Königs unsere Bitte nieder.“ Durch diese Rede war das Volk wie electrisirt, wo man sich auf den Straßen begegnete, umarmte man sich; die allgemeine Bruderschaft der Handwerker, die „Germanie“, war begründet und Das einem Gesetze gegenüber, welches dergleichen Verbindungen bei Todesstrafe verbot; ihr schloßen die Landbewohner der Umgegend des Gartens (Huerta) von Valencia sich an. Nun war des Soldatenspielens kein Ende, Paraden und Umzüge der Zünfte in ritterlichem Costüm, mit Trommlern und Pfeifern setzten mehrere Wochen hindurch ganz Valencia in Bewegung. Endlich erfolgte ein Verbot dieser Umzüge durch den Statthalter des Gobernadors, und zwar in dem Augenblicke, als gerade die Zunft der Zimmerleute ihre Parade halten wollte. Lorenzo ermahnte diese, nicht nachzugeben, und mit der nachmals auch oft gehörten Rede: „Auch wir sind Diener des Königs, und was wir thun, geschieht in seinem Dienste“, trotzten die Zimmerleute dem Verbote und — die Obrigkeit war schwach genug, nachzugeben. Zugleich wurde gegen den Befehl Seitens der Germanie ein Protest eingelegt, und man drohte bei dieser Gelegenheit, „der unparteiische König werde selbst durch Bestrafung vornehmer Personen den Hoffnungen des Volkes Rechnung tragen.“

Sind die revolutionären Bewegungen in Valencia bis zu diesem Stadium ihrer Entwicklung wegen der vielfachen Vergleichungspunkte, die sie bieten, sehr lehrreich, so sind sie

es in ihrem weiteren Fortgange, wo sie sich noch mit einem weiteren Factor verbinden, nicht minder. Man sieht die eigentliche Tendenz der Revolution in diesem Fortgange immer klarer; diese Tendenz ist die Zerstörung des christlichen Staates, der in seiner Verbrüderung mit den germanischen Verfassungsformen zwar allerdings keine vollkommene Glückseligkeit auf Erden begründete, vielmehr nach Beschaffenheit der menschlichen Natur ebenfalls seine sehr erheblichen Gebrechen hatte, allein dennoch wegen seiner organischen Gliederung, und durch die genaue Bemessung der Rechtssphäre jedes Einzelnen eine weit größere Freiheit vermittelte, als die vermeintlich um der Freiheit willen begonnenen und durchgeführten Umwälzungen sie jemals in's Leben gerufen haben. Die Geschichte des christlich-germanischen Staates und seiner Zerstörung kann begreiflicher Weise nur in ihrem Zusammenhange mit den Geschicken der Kirche vollständig erfaßt, die Revolution ihrerseits immer nur aus der Empörung der menschlichen Hoffahrt gegen das göttliche Gesetz hinlänglich erklärt werden; eine Seite dieser Verhältnisse wird aber als eine äußere, doch ohne ein tieferes Eingehen auf das kirchliche Gebiet klar, die nämlich, daß die Revolution, wie sie als ein finsterer Geist in verschiedenen Gestalten durch das Haus des altgewordenen Europas hindurchgeht, doch immer darin besteht, daß eines der verschiedenen Glieder der germanisch-politischen Hierarchie seine ihm angewiesene Stellung verläßt, und entweder allein oder, indem es ein anderes zu Hülfe ruft, gegen den übrigen Körper in den Kampf tritt. So vernichtete in England der Adel das Königthum, so schwächte in Frankreich das Königthum den Adel, um dann in Gemeinschaft mit diesem eine Beute der untersten Volksklassen zu werden. Insbesondere ist gerade der Absolutismus von oben, wie schon oft in diesen Blättern ausgeführt wurde, der kräftigste Bundesgenosse der Revolution, und davon liefert auch die Geschichte des kleinen Königreichs Valencia einen Beweis. Leider hatte auch an dem Hofe Karls V. jene absolutistische

Politik Eingang gefunden, und insbesondere sah sein Minister Chièvres die Entzweiung des Volkes und des Adels nach dem bekannten Satze divide et impera nicht ungern. Die Gesandtschaft der Handwerker, Lorenzo und einen reichen Conditor, Juan Caro mit Namen, der dem Minister wohlschmeckendes Zuckergebäck überreichte, an der Spitze, wurde mit Wohlwollen aufgenommen. Auch der König ertheilte ihnen eine sehr gnädige Audienz; die Gesandten versprachen „Gehorsam und Beistand für alle königlichen Befehle“; die Volksbewaffnung und die von den Handwerkern getroffenen Anordnungen wurden gebilligt. Es verstand sich nun wie von selbst, daß die Germanie in dem gesammten Umfange des Königreiches Verbreitung fand; nur im Norden desselben, namentlich in Morella fand sie keinen Anklang, während im Süden, namentlich in Xativa, man sich mit Begeisterung anschloß. Um aber diesen ganzen großen Körper gelenksam zu machen, gab ihm Lorenzo noch eine andere Einrichtung, die wegen ihrer Beziehung auf den Heiland einen tieferen Blick in die Geistesrichtung der revolutionären Handwerker thun läßt. Bis dahin standen als executive Behörde an der Spitze der Germanie die Syndici der achtundvierzig Zünfte, deren jede zwei hatte. Lorenzo beseitigte diese Syndici und setzte eine aus dreizehn Mitgliedern bestehende executive Behörde an deren Stelle. Diese Dreizehn sollten gleichsam Christus und die zwölf Apostel darstellen; war hier etwa auch das tausendjährige Reich Christi im Kommen? wird man nicht unwillkürlich an Thomas Münzer erinnert?

Es begreift sich, daß die Begünstigungen, welche die Germanie bei dem Könige gefunden hatte, für die Ritter ein höchst empfindlicher Schlag war; sie hofften aber noch immer, daß Karl, wie die Verfassung es forderte, selbst nach Valencia kommen, um die Cortes zu eröffnen, in ihrer Gegenwart den Eid leisten und ihre Huldigung entgegennehmen würde. Das aber war es eben, was Karl nicht

wollte, indem er, gedrängt durch die Angelegenheiten Deutschlands, sich dahin zu begeben gedachte. Alle ihre Botschafter, welche die Ritter zu diesem Zwecke an den König sendeten, bewirkten aber Nichts, und während ihre Abgeordneten und die der Germanie einander entgegenarbeiteten, wuchs dennoch diese an Kraft, die um so größer wurde, als Karl einen frühern Befehl, den die Ritterschaft erwirkt hatte, vermöge dessen die Verbindung provisorisch suspendirt war, zurückgenommen hatte. Jetzt konnten die Caballeros es nicht mehr hindern, daß nicht auch ihre (christlichen) Vasallen der Germanie beitraten und mußten mit großem, wohl sehr verzeihlichen Verdruß es wahrnehmen, wie zwei königliche Kommissäre einer glänzenden Heerschau der bewaffneten Germanie beiwohnten. „Achttausend Mann, in 40 Fähnlein, jedes wieder in 20 Rotten getheilt, mit ihren Hauptleuten, Fähndrichen und Korporalen, vortrefflich, ja glänzend ausgestattet, zogen vorüber. Schimmernde Harnische über den seidenen golddurchwirkten Jacken, auf dem Haupte die mit bunten wallenden Federn geschmückte Stirnhaube, an der Seite den Degen mit Silber oder Gold geziert. Bei dem Donner der Arkebusen ließ man dann den König Karl leben!" Die Lage der Ritterschaft wurde dadurch immer bedenklicher, und so sah sich dieselbe genöthigt, ihren Widerstand zu Gunsten der verfassungsmäßigen Eröffnungsweise der Cortes und der Huldigung aufzugeben und mußte zuletzt noch froh seyn, daß Karl ihnen in der Person des Don Diego de Mendoza einen Vicekönig gab.

Das unaufrichtige Benehmen der Regierung, die nach beiden Seiten hin Concessionen gemacht hatte, war die Ursache, daß die Stellung des Vicekönigs eine außerordentlich schwierige wurde. Von ganzer Seele für die Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung eingenommen, wurde er durch die halb und halb den Handwerkern von den Ministern gegebenen Versprechungen in bedeutende Verlegenheit versetzt. Ein

Hauptpunkt in dieser Beziehung war die Forderung der Handwerker, daß zwei aus ihrer Mitte in den innern Rath, der hier den Namen Jurados führte, aufgenommen werden sollten. Sie beriefen sich auf eine früher gemachte Zusage, mit welcher aber ein an die Dreizehn erlassenes Schreiben des Königs, wornach die bisherige Einrichtung bestehen bleiben sollte, in Widerspruch stand. Der Tag der Wahl kam heran; mancherlei Drohungen waren vorhergegangen, namentlich hatte ein junger Tuchweber, Guillen Sorolla mit Namen, der an der Spitze einer Deputation der Dreizehn sich in die Versammlung der Jurados begeben hatte, dieser geradezu erklärt: „Entweder werdet Ihr zwei Geschworne aus dem Volke zulassen, oder die Wände dieses Hauses werden sich mit Blut bedecken.“ An dem Wahltage selbst (26. Mai 1520) war die ganze Stadt unter den Waffen und — die Revolution trug den Sieg davon; eingeschüchtert durch die Drohungen ließen die städtischen Behörden sich einen andern Wahlmodus aufdringen, was den Erfolg hatte, daß wirklich zwei Volksgeschworne erwählt wurden. Der Vicekönig war weit davon entfernt, diese Wahl anzuerkennen; während man die neuen Geschwornen beeidigte, enthielt er sich jeder Theilnahme an diesem Act, den zu hintertreiben es ihm an den Mitteln fehlte. Er glaubte noch einmal den Weg der Güte einschlagen zu sollen, und forderte mit wohlmeinenden und freundlichen Worten die Dreizehn auf, die Germanie, die keinen Zweck mehr habe, gänzlich aufzulösen, wofür er völlige Verzeihung alles Geschehenen versprach. Wirklich scheinen die Besonneren unter Jenen nicht abgeneigt gewesen zu seyn, seinen Wünschen zu entsprechen; mancher von ihnen mochte aus den jüngsten Ereignissen wohl einsehen gelernt haben, wohin die betretene revolutionäre Bahn nothwendig führen müsse. Allein schon machte sich eine exaltirtere Partei in der Germanie geltend, welche eine solche Zumuthung für eine Beschimpfung des Volks und die Behauptung der errungenen Vortheile, die man wohlerwor-

bene Rechte nannte, für eine Ehrensache erklärte. Die unmittelbare Folge davon war, daß man eine große Handwerkerparade, die zu Ehren der neuen Geschwornen gehalten wurde, dazu benützte, um dem Vicekönig allen möglichen Hohn anzuthun; die Seidenweber, unter allen die revolutionärste Zunft, that es hier jeder andern voran, indem sie „unter dem Rasseln der Trommeln vor den Palast des Vicekönigs zog und hier ihm zum Hohn ihre Gewehre abfeuerte.“ Der trotzige Uebermuth der Volkspartei trat sehr bald darauf in einem andern Ereignisse deutlich zu Tage. Hatte damals das Volk den Tod jenes Bruders gefordert, den es selbst zum Scheiterhaufen hinausführte, so forderte die exaltirte Partei durch den Mund des Sorolla die Auslieferung eines zum Tode verurtheilten Verbrechers an die geistlichen Gerichte. Es wurde behauptet, man habe ihm die letzte Vertheidigung entzogen, und als derselbe zur Richtstätte hinausgeführt wurde, griff Sorolla den Zug an, bemächtigte sich des Verbrechers und übergab ihn unter dem Vorwande, er sei ein Laienbruder, dem geistlichen Gerichte. Diesem Acte folgte eine Reihe von Excessen, die vorzüglich durch die fanatischen Reden des zum Lieblinge des Volkes gewordenen Sorolla hervorgerufen wurden.

Diesen in der That nichtswürdigen Menschen müssen wir aber noch etwas näher in's Auge fassen; war Lorenzo von jener Eitelkeit, von welcher die Demagogen so leicht sich umgarnen lassen, gewiß nicht frei, so hatte er doch einen edelmüthigen Charakter im Vergleiche zu diesem abgefeimten Komödianten, dem Sohne eines Sauhirten, dem es völlig gleichgiltig war, das Leben einer großen Menge seiner Mitbürger auf's Spiel zu setzen, wenn nur seine Eitelkeit dabei ihre Triumphe feiern konnte. Wir lassen die Beschreibung der auf jene Ereignisse folgenden Scenen, mit den Worten Ebert's selbst folgen: „Indessen war die Nacht hereingebrochen. Sorolla in seine Wohnung heimgekehrt, sann über das Geschе-

hene nach: er gedachte des großen Einflusses, den er schon über das Volk erreicht hatte — des Hasses, welchen er gegen den Adel und den Wiederhersteller seines Ansehens, den Vicekönig im Busen trug: wie wenig wohl hätte es heute bedurft, das Volk von dieser Bürde zu befreien? Dann überkam ihn der Gedanke an die Verfolgungen, welche von neuem seine Feinde gegen ihn versuchen möchten. Aus diesen Ideen, welche sich in seinem Kopfe kreuzten, entsprang plötzlich die Absicht, die Liebe des Volks zu ihm auf eine unzweifelhafte Probe zu stellen. Wie weit seine Macht in der That reiche, wollte er mit Gewißheit erfahren; vielleicht dachte er zugleich dem Ansehen des Vicekönigs einen unheilbaren Schlag für immer zu versetzen. Er verschließt sich in einem verborgenen Gemach seines Hauses. In seinem Auftrage aber eilt einer seiner Freunde auf die Straßen, welche das noch leidenschaftlich erregte Volk durchströmte: „„Sorolla““, rief er in die Nacht hinaus, „„Sorolla ermordet, der Vicekönig — der Vicekönig hat ihn erdrosseln lassen."" Auf den schauerlichen Ruf folgte nach einigen Augenblicken staunenden Schweigens ein furchtbares Getöse; tausend Stimmen tönten durch einander, bis das Geschrei: „„Zu den Waffen, zu den Waffen““, sich Bahn brach. Alles stürzte nach den Cofradien, nach den Sammelplätzen. — Bald rasselten die Trommeln und die Compagnien der Germanie, wie zahllose, noch ungeordnete, bewaffnete Haufen nach dem Palaste D. Diego's. „„Sorolla ist todt, es sterben alle Ritter und der Vicekönig““, das war nunmehr das Feldgeschrei. Unterwegs schon brachen Einige in die Häuser königlicher Beamten, die sie mißhandelten. Des Vicekönigs Palast, ein festes Haus, ward von nur vierzig Mann, unter denen einige Ritter und Alguaziles, vertheidigt. Schon flüchtete Diego's Weib und sein Sohn über die Dächer, denn das Volk versuchte noch umsonst mit seinen Hellebarden und Arkebusen Thore und Mauern zu zertrümmern: Unordnung und Leidenschaft erschwerten die Erreichung des Ziels. Da rief man nach Feuer, um das Haus und seine

Bewohner den Flammen zu übergeben. — Während dem waren die Behörden rathlos, die Ritter thatlos gegenüber der Wuth des Volkes, die doch allein aus einer falschen, widerlegbaren Nachricht entsprungen." (Würde man den Schreiben, namentlich dem Vicekönig, wohl in solchen Augenblicken geglaubt haben?) „Welchem Verderben konnte die Stadt entgegengehen, wenn der große Palast angezündet, durch die die engen, winkligen Gassen das Feuer über die ganze Stadt hin verbreitete?" (Daran war aber doch einzig und allein Sorolla Schuld.) „Da rettete Valencia die Besonnenheit und der Muth eines Geistlichen, des Bischofs von Segorbe. Dieser von der Grundlosigkeit des Gerüchtes überzeugt, eilte in Person in die Wohnung Sorolla's, durch tausend Versprechungen und Bitten entlockte er seinem Weibe das Geheimniß seines Versteckes. Dorthin drang er, und plötzlich sah der überraschte Sorolla den hohen Geistlichen zu seinen Füßen liegen, seine Kniee umschlingend, mit Thränen und Schluchzen ihn anflehend, er möge sich der Vaterstadt erbarmen, die auf das bloße Gerücht seines Todes hin dem eigenen Volke ein Opfer der Rache zu werden drohe. Sorolla's Stolz war befriedigt, nun hatte er seinen Zweck erreicht. Er widerstand deshalb nicht den Bitten des Priesters, sich jetzt dem Volke öffentlich zu zeigen. Ein sonderbarer Zug setzte sich darauf von seinem Hause in Bewegung: viele Fackeln leuchteten voran, von des Bischofs Dienern getragen; dann auf einem Maulthier der Bischof selbst und hinter ihm Sorolla, jener mit lauter Stimme verkündend: „„Brüder, hier ist Sorolla, lebend und gesund. Freut Euch, denn Ihr habt ihn wieder!"" Sorolla dagegen: „„Beruhigt Euch, meine Kinder, denn noch lebe ich, zum Dienste Gottes und Eurem und zur Erhaltung der Gerechtigkeit!"" Unter dem lautesten Jubelruf: „„Es lebe der König und Sorolla!"" empfing ihn das Volk; schnell wurde das Feuer vor dem Palaste ausgelöscht, und die freudige Menge zerstreute sich bald friedlich in ihre Wohnungen."

Trefflicher als in diesen wenigen historisch getreuen Zügen konnte wohl das ganze Gelichter jener Schandbuben nicht gezeichnet werden, welche, „Gerechtigkeit, Volksbeglückung“ ꝛc. stets auf der Zunge habend, das durch sie verblendete und bethörte Volk, seinem eigenen größten Unglücke entgegenführen; sollten spätere solcher vermeintlicher Patrioten deßhalb an der Aehnlichkeit Anstoß nehmen, weil Sorolla auch noch vom Dienste Gottes sprach, so mögen sie ihn eben damit entschuldigen, daß er gerade hiermit eine Saite anschlug, welche damals noch bei dem Volke großen Anklang fand. Dank sei es der seit jener Zeit vorgeschrittenen lichtfreundlichen Aufklärung, daß es der Heuchelei in diesem Stücke nicht mehr bedarf.

Allmählig gewann die exaltirte Partei der Germanie, an deren Spitze, außer Sorolla, Vicente Periz stand, immer mehr Terrain, so daß Lorenzo mit Schrecken auf das Werk seiner Schöpfung hinblicken mußte. Diese in der Geschichte stets sich wiederholende Erscheinung, daß, sobald einmal der so vielfach geschmähte Rechtsboden verlassen wird, die Bewegung sehr bald zunimmt, und einem von den Anstoßgebern nicht vorausgesehenen Ziele zueilt, kann nicht ernst genug in das Auge gefaßt werden. Man hat gar oft den völlig zutreffenden Vergleich mit dem Herabrollen einer Kugel von einer schiefen Ebene angewendet; jene muß endlich am Fuße dieser Ebene anlangen; eben so richtig ist es, daß das mehr Consequentere stets über das minder Consequente den Sieg davon tragen muß, denn es läßt sich nicht läugnen, daß wenn einmal revolutionirt wird, die Rothen vor den Tricoloren sich durch die Folgerichtigkeit ihrer Principien auszeichnen, und von ihrem Standpunkte aus mit Recht jene zahmen Füchse verlachen, die immer nur bis zu einem gewissen Punkte, bis nämlich sie ihre Hühner gerupft haben, revolutioniren wollen. Aber es liegt in jener Erscheinung auch wohl noch ein tieferes sittliches Moment, welches, wie an den einzelnen Menschen, so auch an ganzen Gene-

senschaften sich kund gibt. Hat der Mensch einmal sich von dem Boden des Sittengesetzes entfernt und einer Sünde Eingang gegönnt, so tauchen bald andere Sünden in ihm auf, und diejenige, welche bereits in seinem Herzen Wohnung ergriffen hat, öffnet ihren größeren Schwestern, unbekümmert um die Trauer des Hausherrn, der nur jene allein herrschen lassen wollte, bereitwillig die Pforte. So ist es auch mit der Revolution; einmal von dem Boden des Rechtes abgewichen, kann die Partei, die nur ein revolutionäres, scheinbar ganz unverfängliches Princip in sich aufgenommen hat, alle übrigen nicht zurückweisen; sie reihen sich wie eine gegliederte Kette an einander an, und in dem anfänglich ganz leidlich aussehenden Hause, wo es zu Beginn auch noch fein säuberlich zugeht, schlagen alsbald die Principien des völligen Umsturzes, der Zerstörung und Zertrümmerung ihre Orgien auf, bis daß das ganze Staatsgebäude rettungslos zu Grunde geht, wenn nicht andere Gewalten einschreiten, welche in dem Kampfe gegen die Revolution diese überwinden.

So sollte es auch in Valencia nicht bis zu dem Aeußersten kommen; bevor aber die endliche Wiederherstellung der Ordnung eintrat, wandelte die Revolution noch durch mehrere Phasen hindurch. Der Vicekönig und der Adel hatte nach jenen Scenen die Stadt gemieden und die Revolution war sich jetzt selbst überlassen. Lorenzo hatte die Zügel nicht mehr in der Hand; er starb aus Gram über eine furchtbare Scene, deren Zeuge er seyn mußte. Ein königlicher Salzhändler nämlich, der die Aeußerung gethan haben sollte, es sei jetzt, da die Ritter die Stadt verlassen hätten, an der Zeit, diese an allen vier Ecken anzuzünden, wurde von dem Volke ergriffen, und „trotz der Bemühungen einiger Priester, die ihn zu retten fast ihr Leben opferten, auf offener Straße getödtet.“ Vicente Periz veranlaßte diese That, und man wollte nunmehr die Leiche des Ermordeten öffentlich verbrennen. „Während man hiezu Anstalten traf, erschien plötzlich Lorenzo,

von der Unthat benachrichtigt: „„Dazu wurde die Germanie nicht gegründet““, rief er mit edler Leidenschaft, indem er den Leichnam ihren blutigen Händen entriß, und zu dem Vicente sich wendend: „„Ihr werdet dieser Stadt zum Verderben gereichen.““ Dann eilte er nach Haus, tief im Innern ergriffen: das lange schon verhaltene Leid seiner Seele über den Untergang seiner Hoffnungen brach ihm mit einem Male das Herz. Kaum hatte er daheim sich niedergelassen, so überfiel ihn ein plötzlicher Tod.“ Dieß war der Ausgang des Stifters der Germanie; wohl mag ihm das Herz gebrochen seyn, um so mehr, wenn er zur Erkenntniß gekommen seyn sollte, welch ein furchtbares Unheil er mit seinen ersten Schritten zur Empörung angerichtet hatte.

Mit Lorenzo war aber der letzte Haltpunkt der Ordnung gefallen; die exaltirte Partei gewann in der Stadt, und überhaupt im Königreiche, mit Ausschluß des Nordens, völlig die Oberhand. Dadurch wurden die Gemäßigteren unvermerkt immer mehr dazu getrieben, sich an den Vicekönig und die Ritter anzuschließen. Vorzüglich trug dazu der Umstand bei, daß der vom Könige in Person des Juan Gonzalez de Villasimplici nach Valencia gesendete Commissär, welcher die Ordnung wieder herstellen und die Stadt zum Gehorsam des Vicekönigs zurückführen sollte, ebenfalls von dem Volke angegriffen wurde und nur mit Mühe der Wuth desselben entkam. Somit war der Bruch entschieden; in dem nunmehr folgenden Bürgerkriege, in welchem einmal das Glück sich entschieden auf die Seite der Germanie neigte, behielt zuletzt, vorzüglich durch die Zwietracht der Parteien unterstützt, der Vicekönig die Oberhand. Er hielt bereits auf Allerheiligen 1521 seinen Einzug in Valencia. Der Kampf dauerte aber noch längere Zeit auch in der Stadt fort, und zwar Seitens der Germanie, über welche Periz als Capitan general den Oberbefehl führte, mit einer wahrhaft fanatischen Erbitterung gegen die Ritter und ihre maurischen Kriegsvölker. Er, wel-

cher stets die Massen durch seine Reden zu begeistern wußte, ließ sich von den übrigen Häuptern der Partei folgende Instruction ertheilen, welche für die Tendenz jener Revolution sehr charakteristisch ist: „Der General Periz“ — so heißt es darin — „soll alle Heiden taufen lassen *), damit es in diesem Reiche gebe kein anders Gesetz, als das Christenthum; und die Neugetauften sollen nicht mehr Abgaben entrichten, als die alten Christen, alle aber sollen leben in Einem Glauben und gleicher Gerechtigkeit. Und wenn Ihr dieses vollendet und erfüllt habt im Osten des Reichs, so sollt Ihr dasselbe im Westen thun. Und auf diese Weise soll, nachdem der Name Ritter und Helde der Vergessenheit anheimgefallen, das ganze Reich in der Bruderschaft seyn, und in Frieden und in Gerechtigkeit unter Einem König und Einem Glauben.“

Periz selbst fiel in diesem Kampfe (3. März 1522), und wenn die Städte Xativa und Algira denselben noch eine Zeit lang fortsetzten, so mußten sie sich, als Karl V. aus Deutschland zurückgekehrt war, doch ergeben. Gegen die Anhänger der Germanie wurden nunmehr die Prozesse eröffnet (Jan. 1524), und viele derselben — unter ihnen der Zuckerbäcker Juan Caro — mit dem Tode bestraft.

*) Wirklich hatte Periz — ähnlich seinem Zeitgenossen Ulrich von Hutten — schon am 29. September 1521 im Maurenviertel von Valencia sämmtliche Bewohner mit Gewalt zum Christenthume bekehrt, und ihre Moschee zur Kirche geweiht.

XXIV.

Sendschreiben eines Schweizers an das englische Parlamentsmitglied Hrn. Gladstone.

Mein Herr! Ihr Brief an Ihren Freund Lord Aberdeen über das angebliche Schreckensregiment in Neapel hat außerordentlich viel Aufsehen erregt; er ist auch in unsere Gebirgsthäler gedrungen, und wie überall von der Revolutionspartei mit Jubel, von den Freunden des Rechts, des Gesetzes und der Ordnung mit Mißtrauen und einer gewissen bitteren Stimmung aufgenommen worden.

Sie wollten Sich durch denselben der Welt als einen Mann der Wahrheit kund geben, als einen Schutzredner nicht bloß der verfolgten Unschuld, sondern auch der mißhandelten Schuld. Ich begreife daher sehr wohl, daß der Eindruck, welchen Ihr Brief allenthalben hervorgerufen, und die Ausbeute desselben durch die Revolutionspartei, nicht im Leisesten Ihre Gemüthsruhe zu stören vermochte; Ihre Absicht war: die reine, nackte Wahrheit zu sagen, möge sie auch dem Ohre des Feindes wohl, dem des Freundes übel klingen.

Es gehört Muth dazu, das Amt eines rücksichtslosen Schutzredners der Wahrheit in einer Zeit zu verwalten, welche durch eine Verdrehung und Verhöhnung aller Begriffe der öffentlichen Moral und des Rechts von allen vorausgegange-

nen charakteristisch sich auszeichnet. Diesen Muth verstehe ich zu ehren; ich kann ihm meine Achtung sogar dann nicht versagen, wenn er aus menschlicher Kurzsichtigkeit auf eine Irrbahn gerathen ist.

Leider war dieses mit Ihnen der Fall, mein Herr! Sie wollten den Weg der Wahrheit einschlagen, und sind in Neapel von einem Lügengewebe umsponnen worden. Dennoch aber können Sie dort unmöglich Ihre Liebe zur Wahrheit eingebüßt haben; ich glaube sogar, daß die Gesellschaft, die aus allen Winkeln von Europa sofort um Sie mit unsäglichem Wohlbehagen sich schaarte, Sie einigermaßen bedenklich gemacht, und Ihnen die Frage aufgedrängt haben wird, ob Sie wirklich an dem Orte angelangt seien, wohin Sie beim Antritt Ihrer für Verkündigung der Wahrheit unternommenen Reise hinkommen wollten.

Sehen Sie, das ist die Ursache, die mir, dem schlichten Sohne der Berge, den Muth gibt, an Sie, den mit Recht stolzen Sohn der meeresbeherrschenden Insel, mich zu wenden, und Ihnen den rechten Pfad, von welchem Sie abgeirrt sind, wieder recht klar vor Augen zu stellen. Ich will ein offenes und zugleich wahres Wort zu Ihnen sprechen. Sie dürfen das von mir anzuführende Thatsächliche unbedenklich als Wahrheit annehmen, und es als solche vor die Welt hinstellen. Seien Sie unbesorgt; es wird mich, der ich es ausspreche und Sie, wenn Sie es wiederholen, kein Mensch der Unwahrheit zeihen.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie vorerst auf einen Fehler aufmerksam mache, den Sie gleich beim Antritt ihres europäischen Fürsprecheramtes begangen haben. — Vertheidiger der Unschuld zu seyn, ist eine der höchsten Aufgaben, die der Mensch sich denken kann. Sie wissen, die Katholiken glauben an einen Schutzengel, welcher auf Anordnung des liebenden und barmherzigen Schöpfers den Menschen auf seiner Pilgerreise durch das irdische Leben begleitet, und alles

Unglück abzuwenden hat, den von ihm, ohne dem Rathschlusse eines Höheren, oder der menschlichen Freiheit entgegenzutreten, abgeholfen werden kann. Der Mensch nun, der die Unschuld eines Andern vertheidigt, nähert sich dem Berufe dieser himmlischen Geschöpfe, er tritt als Schutzengel einem Andern zur Seite um — sein Höchstes, seine Unschuld, vor irdischer Befleckung wenigstens, zu retten. Je größer die Zahl der Schuldlosen ist, die Einer vertritt, desto höher seine Stellung, desto edler sein Tagewerk; und wenn es Einem gegeben ist, als Schutzredner der Unschuld eines ganzen Volkes gegen seine Verfolger und Tyrannen in der Blouse, oder mit dem Scepter, vor der Welt aufzutreten, und diese vor das Gericht der Mit- und Nachwelt zu rufen, dann ist ihm ein so großes und erhabenes Amt zu Theil geworden, daß um dieses, wenn es möglich wäre, selbst jene himmlischen Geister ihn beneiden könnten.

Wäre das Hehre dieses Berufes Ihnen klar gewesen, Sie würden gewiß nicht nach Italien gewandert seyn, um da die ersten Schritte auf der neuen Bahn zu versuchen. Sie können durch ganz Italien kein Volk finden, das schuldlos seiner heiligsten Rechte beraubt ist, dem eine freche Hand geraubt, was es seit Jahrhunderten besessen; Sie finden nur ein unglückliches Land, unglücklich nicht seiner milden Regenten, sondern der fremden und einheimischen Wühler wegen, die in Ihrer nächsten Nähe sind, ihm keine Ruhe gestatten, mit Lügen, Geld, Gift und Dolch solche stören. Sie konnten dort Schuldige, viele Schuldige treffen, warum suchten Sie nie diese auf, und vergaßen dabei anderwärts nach Unschuldigen, ja schuldlos geknechteten Völkern, sich umzusehen. Sie werden mich fragen, wo sind diese? Hier sind sie, mein Herr! in den Bergen, in den Thälern der Schweiz, des freiesten Landes von Europa, wie man es einst nannte, das nun durch englische Treulosigkeit, Schwäche der europäischen Continentalmächte und die Uebergewalt der Revolution in

deren Sklavenketten liegt. Nehmen Sie Sich die Mühe, mit mir einen kleinen Gang durch die Schweiz zu machen; ich will Sie der Mühe einer Reise vorthin überheben, obwohl es in dem Lande sehr schön ist, wo Gottes Macht und Güte von den eisigen Fernern der Berge und aus den Blumen- und Früchtetragenden Thälern, wie kaum irgendwo in der Welt, dem Reisenden entgegenblickt. Allein bleiben Sie vor der Hand ruhig in England, ich will das politische Panorama dieses Landes so klar vor Ihren Augen aufrollen, daß Sie besser dessen Lage erkennen, als wenn Sie ein paar Tage, vielleicht unter Leitung Sir Robert Peels im Lande herumschwärmten, oder am Tische einiger seiner Freunde zuverlässige Mittheilungen wie in Neapel sich machen ließen.

Ich will Ihnen eine kurze Erklärung des Ganzen, das ich hiemit vor Ihre Augen hinstelle, vorausschicken, dann aber Ihre Aufmerksamkeit ganz besonders auf einige einzelne Punkte lenken. Ich verspreche Ihnen, meiner Rolle kurz und bündig mich zu entledigen.

Sie sehen da vor sich den schweizerischen Bundesstaat, mit Behörden an der Spitze, die aus Personen zusammengesetzt sind, welche früher der „crème" des Radikalismus angehörten und noch angehören; sie sind die jetzigen Regenten der Schweiz. Die Behörden der Kantone sind zu ihren Füßen, wie Sie wohl bemerken, entweder bedeutungslose Werkzeuge, oder wo sie nicht mit ihnen eines Sinnes, Gegenstände ihres Zornes und ihrer Parteiverfolgung. Die ehemaligen zweiundzwanzig souverainen Völker, Staaten und Behörden sind der That nach verschwunden, wenn sie auch dem Namen nach existiren; Sie werden gegenwärtig nur einen Souverain in der Schweiz finden — die herrschende Revolutionspartei in den Bundesbehörden. — Sie werden mich fragen: Wie ist das gekommen? Durch Gewalt, mein Herr! durch fluchwidrige Gewalt, durch die Revolution, der man in der Schweiz zum Siege verholfen. Fünf Zuschau-

derte haben da, wie Sie wissen, diese Völklein neben und miteinander gewohnt, in guten und schlechten Tagen treu zusammenhaltend als souveraine Theile eines Ganzen, das sich Eidgenossenschaft nannte, verbündet. Sie haben eine schöne und große Geschichte hinter sich, sie hätten eine ruhmvolle noch in der Zukunft haben können; allein denen, die da nun obenan sitzen, war dieser glückliche Zustand nimmer recht, es wurde ihrer Herrschsucht und ihrem Ehrgeize zu eng in ihrem Kantone, und sie suchten darum den alten, ehrwürdigen Bau zu stürzen, um — aus der Schweiz einen Tummelplatz der europäischen Revolution zu machen. — Sie haben in kurzer Zeit ihre Plane durchgesetzt; seit dem Jahre 1830 drängte ein Aufruhr den andern, und ein Kanton nach dem anderen fiel in ihre Gewalt. — Allein es gab auch solche Kantone, an welchen alle Versuche der Umsturzpartei vereitelt wurden, es waren vorzugsweise die katholischen Kantone, unter ihnen derjenige, von welchem die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft ausgegangen ist. Weil man sie nicht verführen konnte, suchte man sie mit Gewalt zu stürzen. Das Verbrechen gelang vor den Augen von Europa, ohne Einspruch von Europa, auf Hetzerei Ihres Landes, des allerdings sehr ehrenwerthen Lords, dem auch Sie die Verbreitung Ihres Briefes zu verdanken haben. Zweimal überfiel die hervorragendsten dieser katholischen Kantone eine Freischaarenbande, die beim zweitenmale bis zu einer Armee von 8000 Mann heranwuchs; allein zweimal blutig geschlagen, sah man sich genöthigt, zu einem andern wirksameren Mittel zu greifen; zwölf Kantone, welche nach und nach der Gewalt der Revolutionspartei anheimgefallen, aus deren Schooße jene Freischaarenbanden hervorgegangen waren, machten sich auf der Tagsatzung, derjenigen Behörde, welche den schweizerischen Staatenbund vertrat, zusammen, und erklärten da ihren Gegnern, sieben anderen katholischen Kantonen, für die keine Aussicht vorhanden war, ohne Gewalt sie zur Beute der Revolution zu machen, den Krieg. Sie werden erstaunen, wenn ich Ihnen

bemerke, daß das eine vorgeschobene, damals von der ganzen Revolutionspartei in Europa mit rasendem Beifall beklatschte Motiv dieser Kriegserklärung darin bestand, daß ein Kanton aus der Zahl der unglücklichen Sieben vier Jesuitenpatres ein geistliches Seminarium und die Lehrstühle der Theologie übergeben hatte, das zweite aber von daher genommen wurde, daß diese sieben Kantone zur Abwehr neuer Banditen- und Freischaarenzüge, somit in gerechter Nothwehr, eine engere Verbindung unter sich eingegangen hatten. — Fühlen Sie keine Regung des Unwillens, wenn ich Ihnen sage, daß man mit teuflischem Hohne alle Furien des Krieges auf diese sieben Kantone losgelassen, ihre Regierungen gestürzt und nach dem Siege mit berechneter Grausamkeit durch eine militärische Occupation das Volk buchstäblich ausgesogen hat, daß man dann den alten, ehrwürdigen Staatsbau der Schweiz stürzte, und an seine Stelle jenes Parteiregiment setzte, das ich Ihnen so eben gezeigt habe. Sehen Sie Sich nur um; da hier in der Mitte des Landes, wo die himmelhohen Berge sich erheben, wohnen drei Völklein, welche vor 500 Jahren die Schweiz als Staat dadurch gründeten, daß sie als gleichberechtigte souveraine Staaten einen Bund unter sich schloßen, und mit Gut und Blut in manchen Schlachten aufrecht erhielten. Sehen Sie, fünfhundert Jahre waren diese Völklein frei und souverain, ja so gut souverain, als irgend ein Staat in Europa sich souverain nennen kann; fünfhundert Jahre kamen deren Bewohner alljährlich unter Gottes freiem Himmel zusammen, keinen Herrn über sich erkennend, als Den im Himmel; sie sind jetzt nichts mehr, als elendes Schattenspiel ihrer einstigen Freiheit und Souverainetät, finanziell ruinirt, politisch vollständige Nullen, und nur als solche, wenn auch nicht immer, vom Haß und der Rachsucht ihrer Feinde verschont.

Welch herrlicher Beruf für Sie, mein Herr! der Schutzredner dieser ehrwürdigen geknechteten Kantone zu

seyn, dieser Hirten, von deren Schlachtenruhm die Gefilde Frankreichs, Italiens, Deutschlands und der Schweiz wiederhallten, um deren Freundschaft als der einer europäischen Macht die größten Fürsten ihrer Zeit warben, deren Schwert die Wagschaale des europäischen Gleichgewichts sinken oder steigen machte; deren Kinder als Opfer rührender Treue dem Ungeheuer der Revolution, als es zum erstenmal in Paris seinen Rachen öffnete, zum Opfer fielen, die mit dem Muthe der Verzweiflung auf dem eigenen freien Boden, als es seine Brut dorthin sandte, gegen dasselbe sich wehrten, die es mit ihrem treuen Mannesschwerte noch letzthin in Neapel und Sizilien zu Boden schlugen. Hieher, hieher, edler Herr! hier machen Sie den Anwalt, nicht der Schuld, nein der Unschuld, nicht eines Einzelnen oder Mehrerer, nein ruhmreicher Völker und Staaten; stellen Sie hin auf die eine Seite die herrliche Geschichte derselben und ihr ein halbes Jahrtausend altes Recht, und auf der anderen die Knechtschaft, in der sie seufzen, den Parteihaß, mit dem man sie selbst in dieser noch verfolgt. Ja hieher! denn es ruft Sie neben der allgemeinen Pflicht eines Menschen und Staatsmanns die besondere, daß Sie ein Engländer sind. England, das jetzige Ministerium, trägt eine große Schuld an dieser völkerrechtswidrigen Frevelthat. Sie finden da Stoff zu mehr als einem Briefe an Ihren Freund Lord Aberdeen; Lord Palmerston wird diese zwar nicht verbreiten, aber Sie dürfen sicher seyn, daß eine andere Hand sie eintragen wird in's Buch der Geschichte, und daß, wenn der Engel der Offenbarung einst beim Gerichte das Buch des Lebens aufschlagen wird, Sie dieselben auch dort als frohes Zeugniß für Sie, wie für die Unterdrückten und als zermalmendes gegen deren Unterdrücker eingetragen finden werden.

Doch sehen wir uns weiter um! Blicken Sie auf diesen Flecken Landes, von Katholiken bewohnt, hin; es sind dreihundert Jahre, seit dasselbe als souverainer

Staat der Eidgenossenschaft sich angeschlossen hat. Das Land nennt sich Freiburg. Sie sehen da eine Regierung an der Spitze, die auf der Gasse aus der Hefe eines radikalen Pöbelhaufens herausgelesen worden, die eine Verfassung dem Lande aufgezwungen, von welcher das ganze Volk nichts wissen will, zu welcher es nichts zu sagen hatte, die noch die Frechheit beging, in dieser Verfassung dieses Volk souverain zu nennen, nebenher aber zu erklären, daß es nicht fähig sei, seine souverainen Rechte auszuüben, und es im eigentlichen Sinne des Worts zu bevormunden, die auch wirklich das ganze Volk aller seiner souverainen Rechte beraubt, und es in einer so brutalen Knechtschaft bis zur Stunde hält, wie sie kein einzelner Tyrann noch ersonnen hat. Das Joch hätte es hundertmal schon abgeschüttelt, Einzelne zur Verzweiflung getrieben versuchten es, aber dort im Hintergrunde werden Sie den Wald von Bajonetten bemerken, welche zum Schutze dieses Bubenregiments von jenen Männern aufgestellt sind, die Seine Lordschaft im Ministerium des Aeußeren als Acteurs in der europäischen Revolutionstragödie auserkohren hat, die durch Derselben treuloses Spiel die Zügel im ganzen Lande in die Hände bekommen haben. Es ist ein herzzerreißender Anblick, ein ganzes Völklein unter der Sklaverei solcher zu sehen, deren sich die eigenen Schutzherren im Lande schämen — und das will wirklich viel sagen bei der bekannten Unverschämtheit der Revolutionspartei — zuschauen zu müssen, wie die Unterdrückten bereit sind, jeden Augenblick das Joch in Staub zu zermalmen, und wie ihnen dennoch nichts übrig bleibt, als der Muth zu dulden und das Vertrauen auf einen erlösenden, strafenden und rächenden Gott. Schlägt Ihnen das Herz nicht in fieberhafter Bewegung, wenn Sie auf dieses Jammerbild hinsehen; was sind die Ketten eines ehemaligen Ministers, der den Eid gegen seinen Monarchen gebrochen und den Verräther an ihm gespielt hat, der nur die Schuldbuß erleidet, die er auf sich geladen, gegen die Ketten eines unschuldigen Volkes?

Die Ketten jenes Schuldigen, die Thränen seiner Mutter haben warm an Ihr Herz gegriffen, Ehre Ihnen! aber da haben Sie ein Meer von Thränen Unschuldiger vor sich, Sklavenketten, wie sie nirgends in Europa zu finden sind; warum schweigen Sie da?

Ich will Ihnen noch ein Bild vorführen. Da ist noch ein Völklein, gerade im Herzen der Schweiz, das fünfhundert Jahre sich souverain genannt hat. Sie sehen da wieder eine Regierung, die durch die Gewalt der im Dienste der Revolutionspartei stehenden Bajonette an's Ruder gekommen, durch den schändlichsten Wahlbetrug und damit verbundenen Terrorismus sich an selbem erhält, und auf diese Art dieses Völklein um seine heiligsten Rechte betrügt. Der Ort heißt Luzern. Sie haben gewiß diesen Namen gehört; er hat in der jüngsten Geschichte eine Rolle gespielt. Treten Sie näher, mein Herr! ich will Ihnen schauderhafte Geschichten von diesem Lande erzählen. In diesem Lande sitzt ein oberstes Gericht, zusammengelesen aus rachsüchtigen Parteimenschen, welches gewagt hat, den früheren großen Rath, die oberste Behörde, den Souverain des Landes, der durch Natur, Verfassung und Gesetze als unverantwortlich für seine Handlungen erklärt ist, wegen ehrenvoller Handlungen, die er zum Schutz der fünfhundertjährigen Freiheit des Landes und zur Abwehr der Revolution vorgenommen hat, verantwortlich zu erklären, als Verbrecher zu verurtheilen, und ihn mit einer beinahe unerschwinglichen Geldbuße zu belegen. — Sie wollten die Richter in Neapel nicht geradezu Ungeheuer nennen, Sie nannten Sie Sklaven; wenn Sie einen strengen, nicht ungerechten Richter so zu nennen wagen, hat für Sie die Sprache auch noch einen Namen für diese Leute, die ebenfalls Richter sich nennen? — Treten Sie aber noch näher, mein Herr! In diesem Dorfe da, das Hochdorf sich nennt, in demselben Kanton Luzern, ruht die Hülle eines edlen Gemordeten, des ersten Opfers, das in unserer Zeit

ngeber im Rathe ist, hat mit großartigen Ge
zen den Mörder zur That gedungen, und ist
vom Richter zum Tode verurtheilt worden. Ein
hat auch seinen Theil zum Blutsolde versproche
zingen dem Arme der Gerechtigkeit, weil es
Orte in der Schweiz gab, wo man Mörder of
zen wagte. Der erstere ist jüngst von dieser
desbehörde, die Sie da vor Sich sehen, ohne Z
rkennung seiner Verdienste zum Mitglied des
verten obersten Gerichtshofes gewählt worden,
hn vorher durch diesen Gerichtshof von seiner
edem Criminalisten und jedem gesunden Men
laren Schuld hatte frei sprechen lassen. Ich ma
auf ein drittes Subject aufmerksam, das ebens
hatte, von dieser obersten Landesbehörde, und z
Belohnung seiner Verdienste, zum Mitglied des
richtshofes gewählt zu werden. Ich bitte Sie
Sie ganz nahe, die Welt darf nicht hören, w
etzt sagen will: — Dieses Subject da ist von
Kindern, einem stief- und einem natürlichen Kin
schande angeklagt worden.

Empörung und Mitleid die Feder in die Hand, um Briefe an Lord Aberdeen zu schreiben, Briefe des Zornes, die Feuer, Pech und Schwefel vom Himmel herabforbern.

Doch ich habe mich vielleicht getäuscht, Sie wollen kein Schutzengel ganzer unschuldig geknechteter Völker seyn — denn dazu gehört eine allzugroße Kraft — Sie wollen nur, so weit es Ihnen möglich ist, die verfolgte und unterdrückte Unschuld, oder auch die zu hart bestrafte Schuld Einzelner in Schutz nehmen. Ich kann Ihrem edlen Herzen auch hier die rechte Bahn weisen; bleiben Sie mir zur Seite, ich will Ihnen Opfer, schuldlose Opfer des Hasses der Revolutionspartei zeigen, wie sie solche nirgends, nur da in meiner Heimath, finden können.

Sie wissen, die Revolution hat da gesiegt; als Kenner der Geschichte kann Ihnen nicht entgangen seyn, daß die Revolution noch überall, wo sie Meister geworden, ihre zahlreichen Opfer geforbert hat. Diese geschichtliche Thatsache allein hätte Sie bestimmen sollen, vorab nach meinem Vaterlande Ihren Wanderstab zu richten, und da nach unschuldigen Opfern sich umzusehen. Ich habe Ihnen unglückliche Völker gezeigt, die man ihrer wesentlichsten politischen Rechte beraubt, ökonomisch mit kalter Berechnung zu Grunde gerichtet hat, deren Heiligstes, ihren Glauben, man durch eine ruchlose Jugenderziehung allmählig zu untergraben und zu vernichten sucht. Ich hätte noch andere Ihnen vorführen können; da Sie eine Vorliebe für große Zahlen zu haben scheinen, wie aus Ihren Angaben über die politischen Gefangenen in Neapel erhellt, so wäre für Sie hier der schönste Anlaß gewesen, ohne Uebertreibung, ohne Verzehnfachung, wie dieses Ihnen leider begegnete, von Hunderttausenden von Unglücklichen zu sprechen. Allein lassen wir das Rächeramt für diese Gott und der Geschichte über, und sehen wir uns nur um Einzelne um.

Mein Herr! ich bin in einiger Verlegenheit, wo ich

tion das Schwert zur Unterdrückung ihrer
zum Untergange der alten, und wahren Sch
sie flohen über die Gränze, und die Mehrzah
in der Armee der sieben Kantone. Nun d
partei hat in dieser Handlung ein Verbrech
aber, und Jeder, der nicht im Solde jener
für einen ehrenvollen Act, einer muthigen
treue ansehen. Die Mehrzahl dieser Zweihun
dem unglücklichen Ausgange des Krieges mei
Noth als geächtet lange in der Welt umher.
sie fanden nirgends Hülfe, oder Unterstütz
nahme einiger wenigen edlen Seelen beküm
mand um diese Opfer. Die Mehrzahl hat
Loos als — zu verhungern, oder dann freiwi
ker zu wandern. Sie thaten das Letztere. -
auch hierüber wären Briefe zu schreiben, Br
men Opfer, und noch Briefe über ein ander
tiges Thema!

Das ist aber nur ein Beispiel; ich kön
verschiedenen Kantonen ganz gleiche anführen
nicht erlogene oder übertriebene traurige A

Waffen im Auslande zugebracht; in sein Vaterland zurückgekehrt, wollte er in Ruhe den Augenblick erwarten, wo er auch sein Haupt in die Erde legen kann, in welcher seine Väter ruhen. Dieser Mann hörte von dem Unterdrückungskriege, den man gegen die Stifter der schweizerischen Eidgenossenschaft, gegen seine Glaubensgenossen anheben wollte; er geht hin und bietet seine schwachen Dienste ebenfalls an, sie werden unglücklicherweise für ihn angenommen. Wackerer Greis, braver alter Degen, werden Sie ausrufen! Ja wohl, aber wissen Sie, was ihm für diese That geschehen? — Er ist von der Parteirache seiner Gegner zur lebenslänglichen Verbannung verurtheilt, und diese gegenüber den Bitten seiner Anverwandten bestätigt worden!

Mazzini hatte in einem andern, am Westende der Schweiz gelegenen Kanton, Namens Waadt, einer ehemaligen savoyischen Provinz, dann einem Unterthanenlande des mächtigen Kantons Bern, welcher erst seit 1815 ein Glied der schweizerischen Eidgenossenschaft geworden, früher seinen Lieblingsaufenthalt; er liebt auch jetzt noch bei seinen Ausflügen auf den Continent, dorthin oder nach Genf, versteht sich immer unter strengem Incognito, wie alle andern großen Herrn, sich zu begeben, um, wenn es nöthig, seiner italienischen Meuchlerrotte näher zu seyn. Sie werden schon deßwegen vermuthen, daß auch da unschuldige Opfer zu finden seyn dürften. Richtig, mein Herr! Keiner, der sich im Jahre 1847 zum Eintritt in den Dienst der Revolution weigerte, ist straflos ausgegangen. Ueber das Maß der Strafe diene Ihnen folgendes Beispiel: Einen ehemaligen Offizier der französischen Garde, den Abkömmling eines alten Geschlechts, einen Protestanten, der, ohne daß irgend eine persönliche Militärpflicht für das eigene Land auf ihm ruhte, da als Privatmann wohnte, trieb sein durch die Machinationen und die Pläne der Revolutionspartei empörtes Rechtsgefühl in die Reihen der Vertheidiger des Rechts, der Truppen der

land, dessen Süden und Norden, in Brasilien
Amerika. Ich will Ihnen nicht alle aufzähle
Sie ermüden, aber gestatten werden Sie mir,
drei derselben, vorführe. Sie besitzen so gro
für Unglückliche, daß Sie mir gewiß zürnen
ich Sie auf diese nicht namentlich aufmerksam

Seit vier Jahren sind diese Männer flü
mit Weib und Kindern in der Welt umher.
fragen, was sie verbrochen haben, um ein so
sal erdulden zu müssen. Unsere Revolutionsp
ersten zwei Hochverräther; sie hat gegen sie u
der des Kriegsrathes der unglücklichen sieben
Hochverrathsprozeß angehoben und schleppt ih
bald vier Jahren herum. Sie werden mit mi
seyn, daß gegenüber einer Revolutionspartei
des Verbrechens des Hochverraths gar nicht
ist, Sie kennen das Recht besser, als ich, un
daß der Hochverrath nur aus dem Kopfe e
närs, oder aus dem Schooße einer Revolu
springen kann, und daher ein privilegirtes
Revolutionspartei ist. Sie werden also über

muß als Mittel politischer Verfolgung dienen, eine Praxis übrigens, in der die Revolutionspartei von jeher sich sehr bewandert gezeigt hat. Wollen Sie über diesen schamlosen, von den gegenwärtigen schweizerischen Behörden verübten Justizgräuel näheren sachgetreuen Aufschluß, so nehmen Sie eine kleine Schrift zur Hand, welche in diesem Jahre von einem dieser Verfolgten der Oeffentlichkeit übergeben worden ist *).

Ich kann Ihnen wahrheitsgetreu die Ursache der Verfolgung dieser Männer angeben.

Zwei von ihnen standen an der Spitze der Partei in der Schweiz, welche den ehrenvollen Muth hatte, vor der Revolution sich nicht zu beugen und mit gewaffneter Hand, wenn auch unglücklich, derselben Widerstand zu leisten; sie standen an der Spitze des Bundes jener sieben Völklein, welchen die Vertheidigung ihrer fünfhundertjährigen Freiheit, des ewigen Rechts, gegenüber den Zeitforderungen der Revolution zum Zwecke hatte. Das sind ihre Verbrechen, große allerdings in den Augen der Revolutionspartei; man hat sie deßwegen zu Hause ausgeplündert, und verfolgt sie in der Ferne mit Hochverrathsprozessen, um faktisch über sie eine Verbannung zu verhängen, zu der man rechtlich nicht einmal einen Vorwand findet.

Die Ursache, warum der Dritte ebenfalls das Loos der Verbannung theilt, werden Sie nicht errathen — er hat als geschickter Untersuchungsrichter den von einer radikalen Bande gedungenen Mörder jenes Ehrenmanns, von dessen Grabe ich Ihnen sprach, entdeckt, und darum den Haß und Fluch der ganzen Revolutionspartei auf sich geladen!

Die Hand auf's Herz, mein Herr! Nicht wahr, da

*) Beitrag zur Kenntniß der radikalen Gerechtigkeit xc. von Bernhard Meyer. Schaffhausen bei Hurter.

ändhaftigkeit, Ergebung in den Willen Gotte
n ihnen ist es noch eingefallen, obwohl der Ei
ndere schwere Stunden, ja Stunden der Not
d Kindern verlebt haben mag, um Gnade vo
er Feinde zu betteln. Sie finden die Standha
Ergebung Poerio's in sein Schicksal so rühr
ie keine Sympathie für diese Männer?

Ich will Ihnen noch einen besonderen Grund
diese Männer Ihrer Sympathie würdig mach
thie und Unterstützung mangelt es niemals
genten der Revolutionspartei, welche für ihre
m strafenden Arme der Gerechtigkeit erreicht n
ie eigene Partei, sogar Staatsmänner, Regenten
wetteifern für ihre Unterstützung. Sie wiss
t, welche Unterstützungssummen Ihr eignes La
ihren Planen verunglückten Revolutionschefs
ige verwendet hat und noch verwendet; Sie
ummen, welche seit Jahrzehnten Frankreich al
ichem Zweck sendete; Sie haben gewiß in den
esen, welche großartige Summen die Schweiz,

beladen mit gestohlenem und geraubtem Gute, oft mit Millionen, den Schauplatz ihres verbrecherischen Treibens verließen. Es kostet Sie ferner nur eine leichte Mühe, in Ihrer Nähe von dem diplomatischen Colporteur Ihres Briefes zu erfahren, über welche enorme Summen zu gleichem Zwecke der große italienische Banditenchef zur Stunde verfügen kann. Schauen Sie hin, mein Herr! auf jene unglücklichen Schweizerflüchtlinge; sie flohen aus dem Lande ihrer Väter mit reinen, leeren Händen, was sie dort besaßen, hat man ihnen genommen; sie irren umher, ohne daß Staats- und Parteikassen für sie sich öffnen. Mit Ausnahme einiger mitleidiger Seelen denkt sonst Niemand an sie. Wohlan, mein Herr! treten Sie für dieselben auf, führen Sie die Vertheidigung ihrer Unschuld, schildern Sie ihre traurige Lage, züchtigen Sie die Schlechtigkeiten ihrer Feinde, und strafen Sie auch die Schmach, daß man diesen Männern noch nirgends einen Fleck angewiesen hat, wo sie, als auf heimischem Boden, ruhig ihr Haupt zum Schlafe hinlegen können!! Nicht wahr, da wären Briefe, viele Briefe an Lord Aberdeen zu schreiben?

Ich bin zu Ende, mein Herr! ich könnte noch Vieles, gar Vieles Ihnen schreiben, allein ich habe Ihnen Stoff genug geliefert. Zum Schluße nur noch eine Bemerkung. Sie sollen in jüngster Zeit bisweilen Anwandlungen einer Vorliebe für die modern republikanische Staatsform bekommen haben. Kommen Sie in die Schweiz, Sie können ihren Werth nirgends gründlicher kennen lernen, ich mache mich anheischig, Ihr Führer zu seyn und Ihnen hundertfältige lebendige Proben vor Augen zu führen, wie es in einem Lande mit der Freiheit der Einzelnen und des ganzen Volkes, mit Recht und Gerechtigkeit bestellt ist, dessen Regenten offene Verhöhnung der Gerechtigkeit zu einer republikanischen Tugend, und ein boshaftes Verfolgungs- und Vernichtungssystem ihrer Gegner zu ihrer Regentenmaxime gemacht haben. Geben Sie Ihren republikanischen Anwandlungen Folge, und gehen Sie in die Schweiz.

XXV.

Die Mission in Centr

(Ein Beitrag zur Länder- und V

Oeffentliche Blätter haben vielfach d
vom hl. Stuhle zum Generalprovicar von
ten Dr. Ignaz Knoblecher aus Krain in
Innern von Afrika erwähnt, und es
über diese merkwürdige Reise mitgetheil
sultate derselben, so wie die großen Hof
sie für die Ausbreitung des Christenthu
zum großen Theile unbekannten Gegend
Völkerkunde und für Geschichte berechtig
stimmt, einem aus dem Tagebuche He

von der göttlichen Vorsehung berufen sei. Wir werden, je nachdem Zeit und Raum es gestatten, bisweilen einige Mittheilungen folgen lassen.

Um unsern Lesern ein vollständiges Bild von dieser höchst interessanten Expedition in's Innere geben, theilen wir den Bericht in drei Hauptabtheilungen, wovon die erste von der Gründung der Mission und der Reise durch Aegypten, Nubien nach der Hauptstadt Sudan's (des Landes der Schwarzen), die zweite von der Reise in's Innere, handeln, die dritte aber Bemerkungen über Religion, Sitten, Gebräuche, Charakter, Lebensweise, die körperliche und geistige Beschaffenheit der auf dieser großen Expedition angetroffenen Völker enthalten wird.

I.

Gründung der Mission in Centralafrika und Reise nach Chartum.

Regierungen und Privatgesellschaften haben sich zu verschiedenen Zeiten bemüht, das Innere von Afrika zu entdecken. Handels- und wissenschaftliches Interesse leitete sie bei ihren Unternehmungen. Es gelang aber nur Wenigen, einen Theil des tausendjährigen Schleiers, welchen das Innere von Afrika deckte, zu lüften. Die beherztesten Forscher, welche die Absicht hatten, ganz in's Innere von Afrika vorzubringen, wurden entweder vernichtet, oder zum Rückzuge gezwungen; es hatte den Anschein, als stehe ein Engel mit flammendem Schwerte vor den Thoren Centralafrikas, und weise die neugierigen europäischen Eindringlinge, die nur äußere vergängliche Ursachen so weit geführt hatten, gebieterisch zurück. Nur von einem Punkte des europäischen Festlandes aus hat dessen Zauberkraft gebrochen werden können, von Rom, dem Mittelpunkte der Christenheit, von wo aus von jeher die Sendboten des Glaubens, die Bändiger der Finsterniß und Verbreiter des Lichts ausgegangen sind. Der größte Theil der

Länder, die sich christlich nennen, haben Rom diesen christlichen Namen und damit ihre Civilisation zu verdanken. Von dem Felsen Petri, von dem der Herr sagte, daß er auf ihn seine Kirche bauen, und daß die Mächte der Finsterniß sie nicht erschüttern werden, sind die Lichtstrahlen nach allen Richtungen ausgegangen, welche die civilisirte Welt nun erhellen; die undankbare Gegenwart will es nicht mehr anerkennen, allein das Zeugniß der Geschichte straft ihre Undankbarkeit Lügen. Sie wird das gleiche Zeugniß auch für Afrika, diesen alten, in seinem Innern aber Jahrtausende unbekannten und darum neuen Welttheil liefern.

Rom, dem heil. Vater, und zwar vorerst jenem großen Manne, welcher unter dem Namen Gregor XVI., den heil. Stuhl inne hatte, wird Europa die Eröffnung der dunklen Thore Centralafrikas und dieses selbst seine Erleuchtung durch das heil. Licht des Glaubens zu verdanken haben.

Am 3. April 1846, kurz vor seinem Tode, erließ Papst Gregor XVI. ein Breve, worin er Centralafrika zu einem apostolischen Vicariate erhob. Papst Pius IX. bestätigte dasselbe. Es wurden sofort von der Propaganda des Glaubens in Rom die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung getroffen und fünf Männern mit Namen Casolani, Ryllo, Knoblecher, Vinco und Pedemonte das große Werk übertragen. Dem ersteren vertraute man die Leitung des Ganzen, und er wurde zu diesem Zwecke zum Bischofe geweiht. Sie zögerten nicht, die erforderlichen Einleitungen zu treffen; der hochwürdige Bischof Casolani begab sich nach Malta, um die Vorbereitungen zur Reise anzuordnen. Die hochw. Patres Knoblecher und Angelo Vinco gingen nach Syrien zu unseren christlichen Mitbrüdern, den Maroniten am Libanon, theils um sich in der arabischen Sprache auszubilden, theils im Gebete, in stiller Zurückgezogenheit Kraft zum mühevollen Werke zu sammeln und die Gnade *von Oben zu erflehen.* Pater Ryllo, ein Pole, traf einige

Monate später in Syrien ein und brachte die Schwestern des heil. Josephs mit. Vor der Abreise nach Afrika besuchte unser Glaubensbote Knoblecher noch das heilige Land.

Im Monate Juli 1847 trafen die Missionäre in Alexandrien ein; hier erfuhren sie die Resignation des Monsign. Casolani auf das Provicariat von Centralafrika und die Ernennung des P. Ryllo an dessen Stelle zum apostolischen Vicar. Monsign. Casolani kam übrigens als einfacher Missionär mit.

Die Missionäre hatten von dem Vicekönige einen Ferman zur Reise, keineswegs aber zur Eröffnung einer Mission erhalten; es bedurfte sogar der Vermittlung des österreichischen Generalconsuls in Alexandrien, um nur einen solchen zu erhalten.

Die Abreise von Cairo auf dem Nil fand Ende September 1847 statt.

Es liegt außer dem Zwecke, den wir uns vorgesetzt haben, eine vollständige Beschreibung der Reise durch Oberägypten, Nubien bis nach Chartum, der Hauptstadt Sudans zu liefern. Es sind diese Gegenden schon vielfach von Reisenden besucht und ganz ausführliche Beschreibungen darüber geliefert worden, so daß wir uns füglich nur auf einzelne wenige Bemerkungen beschränken können.

Den ersten längeren Halt machten die Reisenden an den Gränzen Oberägyptens und Nubiens bei der Insel Phile. Sie hatten achtzehn Tage gebraucht, um von Cairo bis dahin zu gelangen. Die Insel Phile liegt an der ersten Nilkatarakte, sie ist bekannt durch ihre herrlichen Tempelruinen und die Granitsteinbrüche, aus welchen die alten Aegypter die Steine zu ihren kolossalen Tempel- und Obeliskenbauten nahmen. Auf dieser Insel hatte in Aegypten sich das Heidenthum am längsten erhalten und dem Lichte des Christenthums Widerstand geleistet. Die Missionäre waren wegen Krankheit ihres Chefs, des Pater Ryllo, welcher durch Erkältung die Dyssenterie sich zugezogen hatte, genöthiget, zwölf Tage in

die unbantbare Gegenwart will es
allein das Zeugniß der Geschichte st
Lügen. Sie wird das gleiche Zeugni
sen alten, in seinem Innern aber Ja
und darum neuen Welttheil liefern.

Rom, dem heil. Vater, und zwe
Manne, welcher unter dem Namen G
Stuhl inne hatte, wird Europa die
Thore Centralafrikas und dieses selbst
das heil. Licht des Glaubens zu verd

Am 3. April 1846, kurz vor sein
Gregor XVI. ein Breve, worin er
apostolischen Vicariate erhob. Papst P
selbe. Es wurden sofort von der P
bens in Rom die erforderlichen Vo
führung getroffen und fünf Männern
Ryllo, Knoblecher, Vinco und Peden
übertragen. Dem ersteren vertraute
Ganzen, und er wurde zu diesem
geweiht. Sie zögerten nicht, die er

Monate später in Syrien ein und brachte die Schwestern des heil. Josephs mit. Vor der Abreise nach Afrika besuchte unser Glaubensbote Knoblecher noch das heilige Land.

Im Monate Juli 1847 trafen die Missionäre in Alexandrien ein; hier erfuhren sie die Resignation des Monsign. Casolani auf das Provicariat von Centralafrika und die Ernennung des P. Ryllo an dessen Stelle zum apostolischen Vicar. Monsign. Casolani kam übrigens als einfacher Missionär mit.

Die Missionäre hatten von dem Vicekönige einen Ferman zur Reise, keineswegs aber zur Eröffnung einer Mission erhalten; es bedurfte sogar der Vermittlung des österreichischen Generalconsuls in Alexandrien, um nur einen solchen zu erhalten.

Die Abreise von Cairo auf dem Nil fand Ende September 1847 statt.

Es liegt außer dem Zwecke, den wir uns vorgesetzt haben, eine vollständige Beschreibung der Reise durch Oberägypten, Nubien bis nach Chartum, der Hauptstadt Sudans zu liefern. Es sind diese Gegenden schon vielfach von Reisenden besucht und ganz ausführliche Beschreibungen darüber geliefert worden, so daß wir uns füglich nur auf einzelne wenige Bemerkungen beschränken können.

Den ersten längeren Halt machten die Reisenden an den Gränzen Oberägyptens und Nubiens bei der Insel Phile. Sie hatten achtzehn Tage gebraucht, um von Cairo bis dahin zu gelangen. Die Insel Phile liegt an der ersten Nilkatarakte, sie ist bekannt durch ihre herrlichen Tempelruinen und die Granitsteinbrüche, aus welchen die alten Aegypter die Steine zu ihren kolossalen Tempel- und Obeliskenbauten nahmen. Auf dieser Insel hatte in Aegypten sich das Heidenthum am längsten erhalten und dem Lichte des Christenthums Widerstand geleistet. Die Missionäre waren wegen Krankheit ihres Chefs, des Pater Ryllo, welcher durch Erkältung die Dyssenterie sich zugezogen hatte, genöthiget, zwölf Tage zu

Nachdem P. Ryllo sich wieder e
setzten sie zu Schiff auf dem Nile
fort. Sie hatten anfänglich die
den gewöhnlichen Reiseweg durch d
von Korosko einzuschlagen, der leid
sionschefs nöthigte sie aber, die Rei
So kamen sie nach Wady Halfa in
Tage lang auf eine kleine Flotille v
teten, welche von Ambukól her Gr
bringen sollten. Nach ihrer Ankunft
denselben fort und passirte glücklich
schnellen von Batn el Hagiar, Dar
sere Reisenden zählten siebzehn dersell
terbrochenen Reise von einem Monat
der Hauptstadt von Dongola an. Si
immer zunehmenden Schwäche P. Ryll
einen ganzen Monat zu bleiben, und
erstenmal in ihrer Mission das Christ
den sich einige christliche Familien, K
türkischen Regierung als Schreiber

gen. Sie zeigten voll Ehrfurcht gewöhnlich auf das Bild hin, und riefen: „Seht, das ist die Jungfrau." — Bekanntlich sind die Mohamedaner in dieser Beziehung noch nicht so weit gekommen, als viele, die sich noch Christen zu nennen wagen; jene glauben an die Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn.

Der Mudir (Gouverneur) von Dongola, von Geburt ein Tscherkesse, benahm sich auf eine wirklich ganz ausgezeichnete Art gegen die P. Missionäre. Er hieß Mussa (Mores) Bey; sein Name verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Er war während des einmonatlichen Aufenthaltes stets voll Zuvorkommenheit und Gefälligkeit gegen die Patres, dem kranken P. Ryllo schickte er sein eigenes Bett; ja er bot denselben zum einstweiligen Aufenthalte das Haus an, welches er in Chartum besaß, und schrieb deßwegen dorthin an seinen Verwalter. Die Missionäre bewohnten dasselbe wirklich auch fünf Monate lang.

Von Ourdy setzten sie dann die Reise auf dem Nil bis Ambukol am Eingange der Wüste Bajuda fort, die sie in zehn Tagen auf Kameelen (die Zahl derselben betrug fünfzig) passirten. — Am Gebet (Berg) Rujan erreichten sie wieder den Nil und trafen am 11. Hornung 1848, im Angesichte von Chartum, in der Hauptstadt Sudans, der Residenz des ägyptischen Statthalters, mit einer Bevölkerung von zwanzig bis dreißig tausend Seelen, ein.

Herr Generalvicar Dr. Knoblecher hat in einem Briefe an den Fürstbischof von Laibach, Ant. Al. Wolf, in einigen kurzen gelungenen Zügen den Eindruck, welchen diese Reise durch Oberägypten und Nubien auf ihn machte, geschildert. Es ist dieser Brief früher in der Laibacher Kirchenzeitung abgedruckt gewesen, dieses hindert uns aber nicht, die betreffende Stelle hier wieder zu geben.

„Die Anmuth der lieblichen, von Palmenreihen begränz-

bewerkstelligen.

Die ganze Mission befand sich anfängli
trübten Zustande. Man sah sich darauf besc
lige Messe in aller Stille in dem Gartenha
päers, welcher dasselbe hiezu angewiesen h
später gelang es, ein Stück Gartenland an
mit einigen alten Gebäulichkeiten darauf zu k
Intriguen, welche die mahomedanischen Behö
fangs gegen die Niederlassung der Missionäre
haben in's Werk setzten, kamen noch die uner
mischen Verlegenheiten, welche das für Europ
Jahr 1848 auch für unsere entfernten Gla
sich brachte. Die Mission wurde nämlich du
tionären Vorfälle in Rom von ihrer Haupt
einige Unterstützung zufließen ließ, der Propag
bens in Rom, abgeschnitten. Es war ein Gl
daß ein gutdenkender Einwohner von Chart
Wechsel auf die Propaganda der Mission ei
schuß leistete. — Doch nichts vermochte den (
ner des Glaubens zu lähmen. Schon im M

die Missionsanstalt die Pflanzschule künftiger christlicher Glaubensboten für Centralafrika eröffnet. Sie bestand aus Negerknaben, welche theils aus der Sklaverei losgekauft, theils von nubischen Eltern der Anstalt übergeben wurden. Am 17. Juni starb, in Folge einer Krankheit, im besten Mannesalter, der Vorstand der Mission, P. Ryllo; auf dem Sterbebette hatte er deren Führung an Dr. Knoblecher übergeben.

Während man mit Hindernissen aller Art kämpfte, und mehr als einmal das noch schwache Werk den gegen dasselbe heraufbeschwornen Stürmen zu unterliegen drohte, wurde doch nie das Hauptziel, ein Vordrängen in's Innere, zu den in den Armen eines finsteren Heidenthums liegenden Negerstämmen, aus dem Auge gelassen. — Von den Negerknaben, welche in der Missionsanstalt sich befanden, suchten die Missionäre Erkundigungen über deren Heimath und über die das Innere bewohnenden Negerstämme einzuziehen. Noch reichlicher wurden ihre Bemühungen bei den Negersoldaten, welche als reguläre Truppen in Chartum stationirt sind, belohnt. Da der Herr Generalvicar, bei dem Mißtrauen der türkischen Behörden, es nicht wagen durfte, in ihren Kasernen sich mit denselben in Verbindung zu setzen, so brauchte er den Ausweg, hie und da im Geheimen einzelne Soldaten in sein Gartenhaus kommen zu lassen, wo er dann Fragen über ihre Heimath, über ihre Landessprache u. s. w. ihnen vorlegte und beantworten ließ. Er sammelte sich auf diese Weise eine Art von Wörterbuch über verschiedene im Innern des Welttheiles gesprochene Sprachen.

Im Plane des Vorstandes der Mission lag, auf eigenen Schiffen in's Innere vorzubringen; allein hiezu fehlten gänzlich die Mittel. Wenn eine Reise unter den damaligen Umständen unternommen werden wollte, so konnte dieses nur in Verbindung mit der Expedition geschehen, welche von der ägyptischen Regierung alljährlich nach dem Innern abgeschickt

1849 anzutreten, fand es aber nod
wendig, auf einem eigenen Schiffe,
miethete, derselben sich anzuschließe
früher mit P. Vinco nach Ennager
Lage der Mission zu schildern und
treiben; im Frühjahre 1849 kehrte
zwei neuen Missionären zurück; sie
riellen Hülfsmittel, wohl Aufopferu
für das heilige Werk. Der Generalv
gekommenen zurück, und vertraute
zarte Pflanze, sein Missionsinstitut
entschloß sich zur Reise in's Innere
Reisegefährten, den Patres Ang. V
der Absicht, wenn immer es im Wil
schon jetzt im Innern eine Niederlass

XXVI.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Seit der Berufung meines Vaters an die Universität München durch König Ludwig, im Jahre 1827, bis zum Jahre seines Todes, 1848, also während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren, hat derselbe eine Reihe meist historischer Vorlesungen über Universalgeschichte in ihrem ganzen Umfang, so wie über deutsche Geschichte, über neuere Geschichte seit der Revolution und andere abgesonderte Gebiete des historischen Feldes gehalten. Wie diese Vorlesungen, in denen sich Hunderte von Zuhörern bildeten, einen Haupttheil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit in der letzten Hälfte seines Lebens ausmachten und wie sie, gleich seinen übrigen Schriften, zu den Schöpfungen seines unermüdlichen Geistes gehören: so werden sie auch in der von mir beabsichtigten Gesammtausgabe seiner Schriften ihre Stelle finden. Die hier folgenden, gesprochen am Beginne des zweiten Semesters 1839, werfen zur Orientirung der neu eingetretenen Zuhörer einen Rückblick auf die gesammte neuere, mit Christus beginnende Geschichte, und bildeten in dieser Weise die Einleitung zum Beginne der Darstellung der jüngsten Jahrhunderte seit dem Tode Maximilians I. Sie erscheinen hier, wie sie einer seiner talentvollsten Zuhörer, Herr Assessor Seiler, wortgetreu stenographirte, der die Güte hatte, sie der Redaction, in dankbarer Rückerinnerung an seinen Lehrer, in der Reinschrift zu diesem Zwecke mitzutheilen. Unsern Lesern, die in jedem Worte den Geist dessen, der sie gesprochen, wieder erkennen werden, wird diese Mittheilung gewiß nicht minder willkommen seyn, wie es einst die Proben aus den Vorlesungen Möhlers waren, die ebenfalls in diesen Blättern erschienen.

München, den 15. September 1851.

Guido Görres.

Erste Vorlesung.

Wir haben die Vorträge im vorigen Semester geschlossen mit dem Tode Maximilians I., der im Jahre 1519 eingetreten.

Damit ist eine Unterperiode in dem dritten Weltalter neuerer Geschichte abgeschlossen. Da dieser Abschluß zugleich mit dem Schluße eines Semestral-Vortrages zusammenfällt, so wird es sich fügen, damit die allenfalls Hinzugetretenen sich orientiren mögen, einen raschen Ueberblick über die durchlaufene Geschichte zurückzuwerfen.

Wir theilten die neue Geschichte ein nach dem großen Schema der primitiven Genesis in drei große Weltalter, in eben so viele Welttage neuer Geschichte von dem Anheben des Christenthums bis auf unsere Tage herunter.

Das erste dieser Weltalter, der erste Welttag umfaßt die Zeit, wo das neue höhere Licht in die Finsterniß der Welt hineingeschienen, der neuen Geschichte ihr ganzes Gepräge und ihre Grundlage gebend; wo dieses Licht durch die Finsternisse sich durchgearbeitet, und über sie theilweise herrschend geworden ist.

Das war also das erste Weltalter neuer Geschichte, während dessen Verlauf es zur Scheidung des neuen Lichts und der alten Finsterniß gediehen. Sollte das neue Licht in diesen Finsternissen eine Stätte finden, und in ihnen ein neues Leben bewurzeln, dann mußte es zuerst als höhere Doctrin sich geltend machen, und der Geister sich bemeistern. Dieses Durchleuchten der Geister durch die eingetretene höhere Erleuchtung erfüllte die erste Unterperiode des ersten Weltalters.

Es war aber damit keineswegs das Werk des neuen Lichts vollbracht, daß es die Geister durchschienen, es mußte auch der Willenskraft sich bemeistern, es mußte auch im Leben Wurzel fassen, es mußte den menschlichen Willen durchleuchten, durchwärmen, umbilden nach seinem Princip in eine

neue organische Form, kurz — es mußte in seinen socialen Einflüssen sich gleichfalls geltend machen, nachdem es zuvor als Lehre sich geltend gemacht.

Es mußte also, nachdem es die christliche Doctrin vollendet, auch ein christliches Reich begründen, und dieses Reich in seinen allgemeinen Umrissen darstellen.

Das erfüllte nun die zweite Unterperiode des ersten Weltalters, die nun sofort einer dritten die Stelle geräumt, welche, um das begonnene Werk zu vollenden, gleichfalls durchlaufen seyn wollte.

Das neue Licht mußte hinunterscheinen bis in die Tiefe des Lebens, nachdem sie dasselbe durchwärmt; es mußte in ihm gleichsam Fleisch geworden seyn, damit es auf diese Weise des ganzen Lebens sich bemeistern, und dasselbe umzubilden vermöge, damit die neue Lehre und das neue Princip heimisch werde auf der Erde, und Anspruch machen könne, auf ihr eine universal-historische Bedeutung zu erlangen. Es mußte also den ganzen Haushalt der Völker durchdringen, es mußte die innersten menschlichen Verhältnisse ergreifen und umbilden, damit das Werk des ersten Weltalters in diesen drei Unterperioden sich geschlossen finde.

Dieß war im Laufe der ersten Folge von Jahrhunderten geschehen, wie wir sie geschildert haben; wir haben die Thatsachen verfolgt, als wir jene Zeit behandelten, und es hat sich gezeigt, daß die Dinge wirklich in dieser Entwicklung abgelaufen.

In dieser Folge wurde es am ersten Welttage Morgen in der ersten, Mittags in der zweiten Unterperiode und Abend, als die dritte angebrochen. Morgen, Mittag und Abend — der erste Tag war geworden, und Gott sah, daß Alles, was sich herausgebildet aus der Zusammenwirkung der menschlichen Einsicht, des menschlichen Willens und der menschlichen Lebenskraft unter Einwirkung der höhern Providenz, daß es gut sei.

Damit war noch keineswegs Alles erschöpft, was in diesem ersten Weltalter sich begeben.

Es war die gute Seite, das gute Element, das hier wirksam gewesen, aber neben diesem guten Element hatte ein anderes, ein böses, ein nächtliches mitgewirkt.

Die ganze Geschichte, wie sie als Erbe des neu hervortretenden Geschlechts überkommen, mit allen in ihr lebenden Kräften und Motiven, war keineswegs so, wie die allererste primitive Geschichte, die unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgegangen; dieses Erbe war keineswegs gut durch und durch, und das Gute mochte sich in der Geschichte nicht ohne Hemmniß und Widerstand entwickeln. Denn neben dem Guten, was Gott in die Natur und Geschichte gelegt, war durch des Menschen Schuld ein Böses in dieselbe gekommen. Es war der Sündenfall, jene Auflehnung des neugeschaffenen Menschen gegen den Schöpfer, der diesen bittern Tropfen in das beginnende neue Geschlecht hineingelegt. Hatte nun der Tropfen des Guten, der oben herab geträufelt, durch alle frühern Perioden sich fortentwickelt, so hatte der bittere, finstere Tropfen nicht minder seine Evolutionen durch diese Weltalter durchgemacht. Er war mit dem ersten Sündenfalle in das Blut des Geschlechts gedrungen, hatte mit ihm durch die antidiluvianische Zeit sich fortentwickelt, war mit in die Arche eingetreten und aus der Arche mit hervorgegangen. Neben dem Lichtstrom war der nächtliche finstere Höllenstrom fortgeflossen, der schwarze Faden hatte neben dem goldenen Faden, sich einander durchflechtend, durch das ältere Geschlecht sich hindurchgeschlungen. So war das Doppelgewebe auch in die neuere Geschichte hinübergekommen; denn der Sünde war wohl das Genick gebrochen und dem Drachen das Haupt zertreten; aber er war nicht ganz getödtet, und fortan streitend und kämpfend sollte die neue Kirche sich erbauen.

Neben der naturgemäßen Genesis zieht sich auch in die neue Geschichte eine unnatürliche, krankhafte Entwicklung des *Bösen hinüber*, in dem der Sündenfall continuirlich sich fort-

setzt. Dasselbe Princip, welches das Gute durch die Weltalter treibt, und dadurch die Geschichte gliedert, treibt auch das Böse in gleicher Weise durch die Geschichte hindurch, es abgliedernd also, daß es, während das Gute im Formwechsel aus einem Weltalter in das andere übergeht, seinerseits einen correspondirenden Formenwechsel durchläuft, in jeder neuen Metamorphose aber mit dem Guten in Widerstreit steht, und dasselbe fort und fort bekämpft.

Drei Weltalter des Bösen sind also ebenso durchlaufen, wie die drei Weltalter des Guten, und wie nun das erste dieser Weltalter in drei Unterperioden je nach der Entwicklung des Guten sich abgegliedert hat, so hat auch das entgegenkämpfende Böse im ersten Weltalter drei Unterperioden durchlaufen.

Das gute Licht, das im Beginn des ersten Weltalters in die Geschichte hineingeschienen, hat sogleich das böse Licht sich gegenüber vorgefunden, das Licht des Irrthums und der Lüge. Hatte das gute Licht der ersten Unterperiode als Doctrin in seiner ganzen Fülle und Entwicklung sich festgestellt, und der Geister nach der guten Seite hin sich bemeistert, so quoll ihm das aus dem primitiven Sündenfall in diese Weltperiode fortgesetzte falsche Licht entgegen, versetzte sich sofort mit ihm in Kampf, und räumte ihm nur im Falle der Besiegung die verlorne Stelle.

Was aber das neue Licht vor sich gefunden, aus dem zunächst ihm jenes falsche Licht entgegengequollen, das war die entartete Synagoge des früher erwählten, später aber verworfenen Volkes, andererseits aber das entartete Heidenthum, das vordem den Gegensatz zu dem früher erwählten Judenthum gebildet.

Die Synagoge trat dem neuen Lichte in der ersten Unterperiode mit der Kabbala entgegen, das Heidenthum mit der Gnosis und eclectischen Philosophie. Es begann nun der Kampf in der ersten und zweiten Richtung, nachdem die cabbalistischen und gnostischen Lehren im Widerspruch mit dem Chri-

stenthum sich entwickelt. Aus dem Heidenthum war zunächst, in sofern es Pantheism gewesen, die ganze Mannigfaltigkeit der gnostischen Lehren hervorgegangen; in sofern es auf dem Dualism beruhte, hatte sich ihm der Manichäism entgegengestellt. Es waren vielfache Kämpfe zwischen dem neuen Lichte der Wahrheit und dem alten Lichte des Irrthums. Es war eine Versuchung, die im falschen Lichte der Wahrheit den Inhabern der Wahrheit genaht. Hatten sie von der Versuchung sich bemeistern lassen, hätten die Häupter oder Untergeordnete, die der Versuchung sich hingegeben, von dem Körper der Kirche sich getrennt, und eigene Secten gebildet im Gegensatz zur Kirche, so war innerhalb der Kirche Scheidniß eingetreten. Was zur lichten Seite sich gehalten, bildet dann die große fortdauernde universalhistorische Strömung; was vom Lichte abgefallen und dem finsteren Principe sich zugewendet, bildete in größerer oder kleinerer Entfernung, je nachdem es mehr oder weniger Irrthum in sich geschlossen, das episodisch Getrennte und Geschiedene, es bildete die Antithese zu der in der Kirche gegebenen These. Das war in der ersten Unterperiode gewesen. Darauf war die zweite eingetreten, wo das neue Licht auch in seinen socialen Einflüssen als bildsam sich erwiesen, und große sociale Formen in seinem Geiste hervorzurufen strebte.

Auch hier fand es Widerspruch, auch hier war der primitive Sündenfall in die neue Zeit hinübergegangen. Der finstere Strom war nach der ersten Unterperiode in die zweite eingetreten, und hatte seinerseits gleichfalls die herrschenden socialen Formen angenommen. Der Widersatz aber, den das sich entwickelnde neue Princip hier gefunden, lag in dem socialen Princip des Heidenthums, im römischen insbesondere. Dieses Princip hatte durch die neue Lehre in der tiefsten Wurzel sich angegriffen und verkehrt gefühlt. Mit allem Grimm, dessen es fähig gewesen, hatte es sich in einen blutigen Krieg mit der neuen Lehre eingelassen, zehn *blutige Verfolgungen* bezeichnen und unterabtheilen die zweite

Unterperiode der Kirche. Es war die zweite Versuchung, die den Bekennern der Kirche genaht. Mit allen Martern war war sie an sie getreten; die sich schrecken ließen waren abgefallen und dem Heidenthum zugefallen. Sie bildeten die Antithese, die Treugebliebenen die thetische Strömung. Diese zweite Unterperiode hatte nun gleichfalls Schiebniß hervorgerufen, und wir haben sie seiner Zeit in den einzelnen Facten und Entwicklungen verfolgt. Die dritte Unterperiode, indem sie durch das neue Licht im Guten durchlaufen, hatte sonach das Böse sich gegenüber streitfertig vorgefunden. Ein dritter Kampf hatte sich erhoben. Im Gebiete des Lebens wurde dieser Kampf ausgefochten; denn im Gebiete des Lebens wollte und mußte das neue Princip sich festsetzen, auf daß es sicher auf der Erde Wurzel fasse. Das Princip des Lebens war aber vergiftet von dem entarteten Geiste der frühern Zeit, es war das Princip des Heidenthums tief in das Fleisch und Blut jener Zeit eingetreten. Es war das Princip, worauf dieses entartete Heidenthum sich gründete einerseits die Lust des Lebens und die Gewaltthätigkeit des ungebändigten Willens, sodann der Hochmuth, welcher das eigene Ich über sich selbst erheben wollte. Darauf hatte aber das bessere Heidenthum in seiner frühern Zeit nicht beruht, obgleich schon ein großer Theil in ihm enthalten war, und ihm Farbe und Charakter gegeben hatte. Späterhin waren aber diese Elemente in voller Zügellosigkeit ausgeartet, die Sinnenlust war über alle Schranken hin ausgetreten, die Gewaltthätigkeit hatte Blutströme hervorgerufen, während der Hochmuth des Wissens nach allen Seiten hin sich Bahn gemacht. Das neue Princip hatte ihm gegenüber den entgegengesetzten Grund gelegt.

Statt der Lust des Lebens sollte die Bändigung der Triebe und deren Mäßigung unter einer verständig geordneten Ascese eintreten, statt der Gewaltthätigkeit der Zeit, die Rache um Rache, Blut um Blut, Leben um Leben zu ihrem Principe gemacht, sollte Milde mit Liebe vereint ihren Einzug in die Geschichte halten, und statt des Stolzes auf den

eigene, auf sich selbst begründete Wissen sollte die Unterordnung des Geistes unter ein höheres mitgetheiltes Wissen, unter ein höheres dem Geist von Oben herabgekommenes Wissen treten.

Dieser Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum, der jetzt plastischer Natur geworden, mußte alle Elemente der Gesellschaft durchdringen, und in dem gesondertsten Haushalt des Menschen sich durchstreiten. Es war neue Sitte und Gesinnung und Lebensanschauung in die Geschichte eingetreten, und das Alte, das zuvor geherrscht, räumte dem Neuen allmählig die Stätte.

Dieß war der dritte Kampf, dieß war die dritte Versuchung. Die die Versuchung bestanden hatten, blieben bei der thetischen Strömung, die erlegen waren, bildeten sich zur antithetischen, und es war somit abermals Schiedniß in der Geschichte.

Was nun endlich in allen diesen drei Unterperioden in der Antithese sich von dem neuen Principe geschieden hatte, suchte nun, nachdem das gute Princip, wo es siegreich geworden, um eine große Centraleinheit sich gesammelt, auch seinerseits nach einer Einheit, um die es sich vereinigen möge.

Nachdem alle verschiedenen Irrlehren, die die Kirche erschütterten, abgelaufen, und sie alle Verfolgungen, mit dem Blute der Bekenner und Martyrer besiegelt, bestanden hatte, nachdem alle Tumulte zu Ende gekommen, in denen das neue Princip des alten, heidnischen Meister geworden, sammelten sich alle Scheidungen und Strömungen aus diesen Kämpfen als trübe Wasser von dem reinen Krystallstrome, und vereinigten sich um den neuen falschen Propheten Muhamed her.

In ihm hatten sie das Wort der Einheit gefunden, in welchem alle sich einigen konnten. Er hatte die Lust des Lebens zu einem, die Gewaltthätigkeit des ungebändigten Willens zum andern Principe gemacht, und seine Anhänger bewaffnet, um in alle Welt auszugehen. Er hatte endlich seinen Stolz befriedigt, indem er sein Ich dem Allah

gegenüber als Propheten setzte, Allah selbst aber als Abstraction, die er selbst in sich hervorgerufen, als Gott seiner Lehre vorgesetzt.

Seine Lehre vereinigte zu gleicher Zeit das entartete Judenthum in seiner abstrakten Form, so wie das entartete Heidenthum, beide jedoch wieder von anderer Seite zu einer höheren Stufe emporhebend.

Der neue Prophet einigte daher in seiner Lehre alle Gegensätze, die während der drei Unterperioden gegen die Kirche sich erhoben hatten. Alle einzelnen Fäden, die in seinen schwarzen Faden sich zusammengewebt, schlangen nun in einen Knoten sich zusammen; denn sie hatten in dieser Lehre ihren Einheitspunkt gefunden, welcher alles in sich fassen sollte, was bei den verschiedenen Versuchungen von der Kirche sich abgewendet.

So war das erste Weltalter abgelaufen. Es war Morgen, Mittag und Abend geworden, und Gott sah, daß das, was im Ablaufe der thetischen Strömung sich gebildet, gut war; er hatte aber auch geschaut, daß das, was aus der andern Strömung hervorgegangen, sich als böse gestaltete, und seine Vorsehung bewaffnet, daß, das Böse zum Guten wendend, seiner Sache der Sieg verbleibe.

Darum schied er jetzt das Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht den Tag, die Finsterniß die Nacht; den Tag: das Gute durch alle Gebiete hin begreifend; die Nacht: das Böse umfassend durch alle Gebiete, worin und womit es gegen das Gute kämpft.

Das erste Weltalter, der erste Welttag ist somit vorübergegangen.

Am Schlusse desselben tritt nun eine Art Dämmerung ein, die zum folgenden Weltalter hinüberführt.

Es war aber dieß eine Dämmerung, wie sie in sommerlangen Tagen einzutreten pflegt, wo die Abenddämmerung des vorigen Tages in Mitte der Nacht mit der Morgendämmerung des kommenden zusammenfällt.

So auch hier in einer Reihe von Entwicklungen, die als Uebergangsformen sich an den Ablauf des ersten Weltalters anschließend, in das zweite hinüberreichen.

Durch die ersten Jahrhunderte bis zur Begründung des Muhamedanismus hatte das erste Weltalter gedauert; die Dämmerungszeit reichte in das zweite hinüber, das wir mit Karl dem Großen begonnen haben. Die Zeit, die zwischen der Gründung des Muhamedanismus verlaufen, bis zur Gestaltung des zweiten Weltalters, bezeichnen wir somit als die Zeit der Dämmerung.

Es war die Zeit, in welcher der germanische Geist der Kirche gegen das alte, sogenannte classische Heidenthum zu Hülfe gekommen, wo dieser germanische Geist gleichfalls Wurzel gefaßt, und in der großen Völkerwanderung die antiken Völkerschaften übergossen, wo diese Völkerwanderung alle Elemente des alten Lebens durchdrungen, alle mit neuem Blute verjüngt, und dem neuen Principe es möglich gemacht hat, sich in noch unbenütztem Material fester zu begründen und weiter fortzuwirken. Die Zeit der Bewurzlung des germanischen Geistes, die Zeit des Connubiums des germanischen Bluts mit dem romanischen, jene Zeit, die insbesondere das fränkische Reich gebraucht, um sich zu erheben, die Zeit, die nöthig gewesen, um die ersten Rudimente der neuen Bildungen innerhalb der europäischen Societät zu legen, diese Uebergangszeit war erfüllt worden in den nächsten beiden Jahrhunderten nach Muhamed.

Nach ihrem Verlaufe, und zum Theil innerhalb ihres Verlaufes war alsdann das zweite Weltalter hervorgetreten, der zweite Welttag neuer Geschichte, gleichfalls sich gliedernd und theilend in drei Unterperioden, wie der erste, und wie wir gesehen, auch nach zwei Richtungen verlaufend, einerseits in der Strömung des Guten, andererseits in der Strömung des Bösen, jenes Bösen, das einerseits aus dem vorigen Weltalter hinübergewirkt, und jenes andern Bösen, das *in der allgemeinen* Metamorphose auch seinerseits, die Form

des Weltalters annehmend, in ihm sich reproducirte, und auf demselben Gebiete mit dem guten Principe den Kampf fortsetzte, den es vorher mit ihm begonnen hatte.

XXVII.

Die kaiserlichen Handschreiben vom 20. August.

Mit der eines Fürsten würdigen Entschiedenheit machte im Jahre 1849 Kaiser Franz Joseph dem Unwesen der Constituante von Kremsier ein Ende. Auf die ernste Frage: was nun zu geschehen habe, erfolgte die Antwort in der Verfassung vom 4ten März. Sie war in dem Drange der Umstände gegeben, denn die trügerische Vorstellung, daß das Heil der Völker ganz unerläßlich eine derartige papierne Constitution erfordere, beherrschte so sehr die Gemüther, daß nicht etwa bloß diejenigen, welche im vollsten Bewußtseyn, zu welchem Ziele dieß Verlangen als erster Schritt führe, mit Ungestüm darnach schrieen, sondern auch viele Wohlgesinnte und Freunde der Ordnung sich an Jene in ihrem Begehren anschlossen. Die öffentliche Meinung also forderte eine Constitution, und es schien sich darum zu handeln, entweder gänzlich mit jener zu brechen, oder ihr nachzugeben.

Wir sind keineswegs der Ansicht, daß nicht die Obrigkeit in einem Staate in so manchen Fällen verpflichtet sei, geradezu der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, denn diese darf nicht über der höchsten Autorität im Staate stehen, sondern kann ihr nur als ein Fingerzeig für ihre Handlungen dienen, den sie nicht unter allen Umständen unbeachtet lassen darf; dennoch kann es in gegebenen Fällen, Seitens der Autorität, sehr weise gehandelt seyn, — vorausgesetzt, daß sie die

Kraft in sich trägt, die Zügel in der Hand zu behalten — dadurch eine verkehrte öffentliche Meinung zu corrigiren, daß sie dieselbe die Probe der Erfahrung machen läßt. Die Lage der Dinge in Oesterreich war nun im Jahre 1849 die, daß auch hier ein solcher Versuch für unerläßlich erachtet wurde. Zwar konnte sich Niemand, der irgend einen tieferen Blick in das Gebiet des Staatsrechtes und der Politik zu thun vermochte, verhehlen, daß eine derartige Constitution nach modernem Zuschnitt, mit all deren Zubehör von bekannten Schlagwörtern, in Oesterreich am allerwenigsten an ihrem Platze war. Denn wie soll überhaupt, was nicht in dem fruchtbaren Boden der Geschichte seine Wurzeln geschlagen hat, und aus denselben seinen Lebenssaft zieht, von Bestand seyn? wie sollte insbesondere für die vielen, zur österreichischen Monarchie gehörenden Volksstämme, deren jeder seine scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit und jeder in seiner Geschichte die ihm ausschließlich eignen Institutionen ausgebildet hat, wie soll da eine für diese alle taugliche Constitution erfunden werden? Und dennoch — sollte der Irrwahn, welcher das Wohl der Völker an jene Art von Verfassungen knüpft, nicht in der That ein völlig unheilbarer werden, und die Regierung sich den scheinbar gegründeten Vorwurf machen lassen, sie erkenne nicht das wahre Wohl ihrer Unterthanen, so schien es, bei dem allgemein herrschenden Taumel, nothwendig, den Heilungsprozeß auf dem angegebenen Wege vor sich gehen zu lassen. Freilich wäre es zu wünschen gewesen, die Staatsmänner, welche die Verfassung vom 4. März beriethen, hätten mit voraussehendem Geiste den wahrscheinlichen Ausgang und die Zukunft im Auge behalten, und dieselbe durch ausdrücklichen Vorbehalt gewahrt, indem sie es einer weiteren Bestimmung anheimgegeben, wenn verletzte Rechte und bedrohte Interessen gegen die neue Constitution Einsprache erheben würden, oder die eine oder die andere ihrer Bestimmungen sich in der Wirklichkeit unausführbar und der Souverainetät ihres Kaisers, oder der Einheit der Monarchie, oder der Ruhe und dem Wohle der Völker des Kaiserstaates als verderblich erweisen würde. Allein in jenen gefahrvollen Tagen des Ueberstur̈zes und Umsturzes galt es das Nächste gegen die andringenden Sturmfluthen zu retten; die Stürme der Gegenwart übertäubten die Stimme der Zukunft, und wer mit ihnen am tapfersten gerungen und ihre Gewalt selber erfahren, wird auch der billigste Beurtheiler menschlicher Verwicklungen und menschlicher Verhängnisse seyn.

Seitdem ist die Ebbe wieder eingetreten; die Besinnung ist zurückgekehrt; die Erfahrung hat gesprochen, und alle diejenigen,

welche Ruhe und Frieden, welche die Ordnung und nicht den Umsturz wollen, haben in ganz kurzer Frist sich so vollständig von der Unzulänglichkeit, ja von der Verderblichkeit des Constitutionalismus in seiner Anwendung auf Oesterreich überzeugt, daß eine Fortdauer der bisherigen Zustände von Jedermann nur als höchst nachtheilig erkannt werden, und es wünschenswerth erscheinen mußte, zunächst einzelne seiner Hauptprincipien beseitigt zu sehen. Ohne Widerrede muß sowohl von den Anhängern und den Gegnern des Constitutionalismus zugegeben werden, daß eines der Hauptschlagwörter desselben die Verantwortlichkeit der Minister ist. Gerade durch dieses Princip wird der Markstein zwischen der höchsten Autorität und der öffentlichen Meinung nicht nur verrückt, sondern völlig umgeworfen. Sobald nicht die Conservativen am Ruder sind, macht jener Grundsatz, von der Partei des Umsturzes gehandhabt, jede Regierung unmöglich. Konnte sich nun etwa der Kaiser, so wie die Zustände Oesterreichs waren und sind, auf die Länge verhehlen, wer, trotz dem tapferen Heere, zuletzt doch die Oberhand behalten würde, und durfte er sich etwa mit dem Ausdrucke, welchen jenes falsche Princip in den Worten: „der König kann kein Unrecht thun", gefunden hat, beruhigen? Gewiß nicht, denn um Recht thun zu können muß, wie der einzelne Mensch, der Fürst auch Macht haben, Unrecht thun zu können; nicht um es zu thun, sondern um sich in völliger Entschiedenheit eigener Ueberzeugung zu denjenigen Handlungen bestimmen zu können, welche für das wahre Wohl des Volkes nothwendig sind.

Und so hat Kaiser Franz Joseph dasjenige Princip, welches nach dem Stande der Dinge allein Ordnung und Frieden im Innern des Reiches möglich machte, als Norm für die Verfassung Oesterreichs in seinen Handschreiben festgestellt, indem er Ministerium und Reichsrath der Verantwortlichkeit gegen irgend Jemand sonst, als gegen seine Person, entledigt hat, es selbst auf sein Gewissen nehmend, seine Regentenhandlungen vor demjenigen Herrn zu verantworten, durch welchen die Könige regieren. Der feste Wille und die Entschiedenheit des Kaisers sind wahrlich keine Sache des Zufalls, sondern sie geben uns eine Bürgschaft mehr dafür, wie die Fürsten es vorzugsweise sind, deren sich die göttliche Vorsehung als ihrer Werkzeuge zu dem Wohle ihrer Völker bedient. Denn Niemand wird verkennen, daß ein minder entschiedener Fürst, trotz der Einsicht in die Verhältnisse und der täglich mehr vor Aller Augen sich kundgebenden Unausführbarkeit des angestellten Versuches mit einem so folgereichen Schritte länger gezögert und dadurch wesentlich zur Lockerung

der Bande der Ordnung beigetragen haben würde. Hoffen wir also, daß Oesterreich auf dieser Bahn zu großer innerer und äußerer Kraft geführt werden wird. Die erstere ist die Bedingung der letzteren. Denn, was vermag selbst ein so tapferes Heer, wie das österreichische, das auf so vielen Schlachtfeldern die glänzendsten Beweise seines Heldenmuthes und, selbst im Unglücke, der ruhmwürdigsten Ausdauer gegeben hat? was vermag es auf die Länge, wenn im Innern des Reiches die Ordnung in Frage gestellt ist.

Jetzt, nachdem die besprochenen Hindernisse hinweggeräumt sind, hat sich die höchste Autorität in den Stand gesetzt, sich mit Erfolg des Rathes weiser Staatsmänner zu bedienen, auf diese Art wirksam die Zustände des Reiches zu ordnen und Gesetze zu erlassen, welche den wahren, aus der großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse entspringenden Bedürfnissen angemessen sind. Aber eben so wenig, wie auch die tapferste Armee nicht im Stande wäre, diese innere Ordnung zu schaffen, eben so wenig würden auch die erleuchtetsten Staatsmänner mit den weisesten Gesetzen die erwarteten segensreichen Früchte hervorzubringen im Stande seyn, wenn nicht das ganze Staatsgebäude auf einem festeren Fundamente, als auf dem der menschlichen Politik und der materiellen Kraft beruhte, und nicht ein höheres Band Fürst und Volk aneinander bände. Diese unwiderlegliche Wahrheit zu erkennen und die Kraft, darnach zu handeln — wie er gethan — hat Gott dem Kaiser verliehen. Franz Joseph hat die Kirche aus den unnatürlichen Banden erlöst, die sie hinderten, die Völker zu ihrem Heil und des Reiches Wohlfahrt zu erziehen, und damit zugleich auch die Bürgschaft gegeben, daß es ihm überhaupt um die Herstellung der von Gott gewollten Ordnung nicht um ein absolutistisch-bureaukratisches Regiment zu thun sei; er wird, gleich Karl dem Großen, als ein Imperator a Deo coronatus, wie seine, so auch die Rechte aller seiner Unterthanen mit gesetzlicher Schutzwehr gegen jede Willkür umgeben.

Gott segne den Kaiser, verleihe Oesterreich treue Hirten der Kirche, weise Staatsmänner und schütze sein Heer!

XXVIII.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Zweite Vorlesung.

Nachdem der erste Welttag neuer Geschichte niedergegangen, ist sofort der zweite in den Aufgang eingetreten. Dieser zweite Welttag hatte wieder durch sechs Jahrhunderte, vom 7ten oder 8ten bis in's 13te Jahrhundert hinübergeführt, umfaßt also das gesammte Mittelalter.

Fragen wir uns, was dieser mittlern Zeit ihr eigenthümliches und auszeichnendes Gepräge gegeben, und wollen wir seinen Charakter in einem Worte zusammenfassen, so müssen wir denselben als einen architektonischen bezeichnen.

Der Charakter des ersten Tages war ein Ringen des Lichts mit den Finsternissen, es war ein Ringen des neuen Lebens mit dem alten Tode, und in soferne der Tod weggeräumt und aufgezehrt werden mußte, damit die Bildungen des Lebens eine Stätte fanden, in soferne war dieses Ringen ein Zerstören, es war aber ein Zerstören des Todes. Denn wie aus zwei Negationen eine Affirmation hervorgeht, so wird in gleicher Weise nur durch die Zerstörung des To-

des dem Leben Bahn gemacht. Das Ringen war also ein Zerstören, aber kein aufhebendes, sondern ein gestaltendes, belebendes Zerstören, und in sofern allerdings zugleich mit einem Aufbau begleitet. Dieser Aufbau war aber nicht das Charakteristische gewesen; denn es war nur ein Aufbau des Keimes, gleichsam ein Aufbau und Vegetation nach Cotyledonenart in Keimblättern; es war zwar ein Treiben und Versuchen in verschiedenen Formen, in den socialen Verhältnissen und Beziehungen, aber nur untergeordnet dem eigenthümlichen Werk der ersten Zeit, die da berufen gewesen, die großen Vorbilder und leuchtenden Typen aller künftigen Formen zuerst auszusäen in die Welt, damit sie aufgehen und zu großen Bäumen erwachsen mochten, den verwilderten Acker von den Dornen zu reinigen, damit er wieder urbar werde.

Das war nun im Verlaufe des ersten Weltalters vollbracht, und der Acker wirklich zubereitet worden.

Jetzt trat eine neue, andere Weltzeit hervor, die jene leuchtenden Typen wirklich in die ungepflügte Erde eingesäet, sie dem Wirken des höhern Geistes hingebend, damit er sie aus dem Schooße der Erde hervortreibe und ihnen fruchtbares Gedeihen schenke. Die bildende Kraft ist also aus dem frühern Gebiete in ein anderes Gebiet übergegangen, um in diesem sich zu versuchen.

Das frühere Gebiet war das geistige gewesen, in dem jene höhern, von oben herab eingesäeten Typen sich fruchtbar entfaltet; das andere Gebiet, in das die bildende Kraft übergeht, ist die Region der Seele, und da an das seelische Gebiet alle socialen Verhältnisse in der Menschheit geknüpft erscheinen, ist es ein Bilden und Gestalten und Bauen innerhalb der Gesellschaft und der socialen Formen gewesen, nach welchen die Gesellschaft als eine große Totalität sich zusammenbauen soll, das nun diese Zeit bezeichnet.

Das frühere Bilden im Geiste ist nach Ideen geschehen, nach jenen höhern selbst leuchtenden, sich selbst bewegenden

und in sich selbst lebendig quellenden Einheiten, die da höhern Ursprungs, als eines irdischen, der Vernunft eingesäet worden, entweder ursprünglich bei der Schaffung des Menschen, oder im Verlaufe der Geschichte durch die höhere Offenbarung, welche die Ideen an dieses sie recipirende menschliche Vermögen gebracht.

Es waren Ideen im Geiste, die in der ersten Zeit gewirkt; jetzt sollten es Ideen der Seele seyn; es sollten sociale Ideen seyn, die jetzt gestaltend in die Zeit eintreten. Sie sollten dieselbe lebenskräftige, selbstständige Natur besitzen, die sie innerhalb dem Gebiete des Geistes besessen, und sich des neuen Gebietes bemeistern und es befruchten.

Es müssen also jetzt, nachdem es zuvor Ideen mehr theoretischer Natur gewesen, praktische Ideen seyn, die nicht wie Blitzschläge schnell vorüberleuchtend die alte Finsterniß zurücklassen, sondern Ideen, die eben, weil sie Leben in sich haben, auch der Einleibung, der Incarnation fähig sind, und nun in die Geschichte wirklich eingeleibt und incarnirt, ihr Leben nicht nach Menschenaltern, sondern nach Jahrhunderten, ja nach Jahrtausenden zählen.

Und wenn dieß ihr Leben ja begränzt erscheint in der Geschichte, so wird es dadurch begränzt, weil alles Lebendige durch die erste ursprüngliche Schuld infizirt, auch dem Tode verfallen ist, so daß selbst eine unsterbliche Idee, wenn sie Mensch geworden, wohl auf Jahrhunderte und Jahrtausende in der Menschheit fortleben kann, ohne darum sich die volle Unsterblichkeit zu bewahren.

So sehen wir am zweiten Welttage solch' große, auf das neue Princip gegründete, praktisch fruchtbare Ideen hervortreten.

Die Grund- und centralste Idee, die dem ganzen Mittelalter sich untergelegt, war zunächst die von der Gründung des Reiches Gottes auf der Erde, und seiner Verbreitung über die ganze Erde hin.

Das Reich Gottes aber sollte nach der Natur alles Irdischen, indem es alle Gebiete des Irdischen durchwirken soll, auch ein dreifaches seyn.

Es sollte ein heiliges Reich werden, d. h. eine Kirche im neuen Princip erbaut; es sollte auch ein politisches Reich werden, d. h. ein Reich, das da die Gesammtheit begreifend, ohne der Freiheit des Einzelnen Eintrag zu thun, doch diese Gesammtheit zu einer höhern überirdischen Einheit vereinigen sollte; es sollte endlich drittens ein Reich des Lebens in den untern Lebenselementen seyn, damit auch dieses seine volle Umgestaltung finde.

Das Leben und sein Haushalt, die bürgerliche Gesellschaft und die religiöse Gesellschaft bildeten die drei Abtheilungen des Reiches Gottes; auf sie mußten nun auf gleiche Weise auch die Grundideen gefunden werden, über denen sich die Architektonik erbauen könne. Die Grundidee des Reiches Gottes mußte in drei verschiedene Ideen gespalten werden, und aus dieser Spaltung sind die drei, das gesammte Mittelalter begeistigenden Ideen hervorgegangen.

Die erste, die der Einheit des gesammten kirchlichen in sich vollendeten Reiches wurde erfaßt unter der Einheit des Papstthumes, dann die der politischen Ordnung in ihrer Entwicklung und Ausdehnung in der Idee des Kaiserthums. Die dritte endlich, indem sie das Leben nicht also auffaßt, als sei es in seinen irdischen Verhältnissen als das Vorwiegende zu beachten, sondern umgekehrt, indem sie das irdische Leben als das episodisch zugegebene zu einem höhern überirdischen gestaltet. Nicht das irdische Leben sollte nach der Anschauung des Mittelalters als wesentlich erscheinen, sondern jenes verborgene höhere Leben sollte das eigenthümliche wahre seyn. Nicht also sollte nach dieser Anschauung der Sonntag in der Woche nur die äußere Zugabe der Werktage seyn, sondern umgekehrt, der Sabbath setzte sich als das erste, die Werktage *waren* diesem nur als äußere Zugabe beigefügt, weil der

Fluch der Sünde eben die Arbeit wie nothwendig, so auch heilsam gemacht.

Das Leben also christlich gestaltend, sollten die irdischen Verhältnisse nicht als das Bleibende, sondern als das Vorübergehende, die Gesammtheit des irdischen Lebens aber nur als Vorschule zum höhern Leben betrachtet werden.

So und in dieser Weise setzte es sich dem Alterthume entgegen, das das irdische Leben als erstes setzend, das andere nur als Schattenexistenz betrachtete.

So war für den zweiten Welttag eine Folge innerer Entwicklungen gegeben.

Die Realisirung des Reiches Gottes in der Kirche war Aufgabe der ersten Unterperiode, die Realisirung des Reiches Gottes in der politischen Gesellschaft Aufgabe der zweiten; wenn gleich diese Realisirung in der ersten Unterperiode bereits angefangen und ihren Fortgang genommen, so war es doch nicht das, was diese Periode selbst bezeichnete, indem wir die erste vorwiegend kirchlich, und die zweite vorwiegend politisch gefunden.

Endlich sollte die dritte Unterperiode das Werk vollenden, indem sie ihre Aufgabe bis in die unteren Regionen des Lebens durchgeführt und ausgeführt.

Und so sehen wir diese Strömungen durch das gesammte Mittelalter oft verborgen unter der Oberfläche, unter den vielfältigsten Gebilden dahingleiten, und auch hier den goldenen Faden aus der ersten Zeit in die zweite hinüberreichen.

So war auch im zweiten Weltalter Morgen, Mittag und Abend geworden, und Gott sah, daß, was durch die drei Zeiten hindurch auf diesem Wege sich aufgebaut, daß es gut sei.

Aber auch ein anderer Faden ist durch das zweite Weltalter hindurchgegangen. Der nächtliche schwarze Faden war keineswegs abgerissen, als das erste Weltalter abgelaufen; er hat sich fortgesponnen in das zweite, und den andern guten Faden mit seinen Bildungen umsponnen.

Gute durchgegangen.

Indem also der Charakter des Welta
typisch leuchtend im Geistigen gewesen, jetzt
socialen Gebiete geworden, hatte das Böse s
chitektonisch und praktisch ausgebildet, und
gegen das Gute, den es im ersten Weltal
zweiten fortgesetzt.

Während aber die Idee des Guten b
bend gewesen, hatte die fratzenhafte Idee de
Natur nach aufhebend, entwurzelnd und zer
Eigenschaft das Daseyn verrathen und sein
ausgesprochen, und wie es als Versuchun
der frühern Zeit genaht, so ist es in gleiche
ten Weltalter ergangen.

Die erste Versuchung, die an dieses
hinangetreten, mußte zunächst die beiden G
Weltalters betreffen, nämlich das Verhält
socialen Princips zum politisch-socialen Pri
hältniß des Papstthums zum Kaiserthume,
Staate.

eltalter

sten Würdeträger in jenem salischen Heinrich IV., genaht, ihn ansprechend:

„Soll der Staat sich unter die Kirche erniedrigen? Wo ist die Kirche hergekommen, ist sie nicht dem Boden des Staats entsprossen, nicht durch die Wohlthaten der Kaiser begründet worden? Wie kann sie auf Selbstständigkeit Anspruch machen, da sie als untergeordnetes Glied der gesammten Societät eingewachsen erscheint? Die Kirche ist dem Staate untergeordnet, sie lebt und besteht von ihm und in ihm. Der Staat also ist das erste, er muß in sich die Kirche als selbstständige, unmittelbar für sich bestehende Potenz aufheben. Der Kaiser ist Herr des Staats, die Kirche bildet einen integrirenden, untergeordneten Theil des Staates, eines seiner Dikasterien."

Dem geistlichen Machthaber nahte der Versucher mit der entgegengesetzten Lehre, ihm zusprechend:

„Die Kirche ist das Erste, unmittelbar von Gott Gegründete, der Staat für sich aber, wie alles Irdische, der Endlichkeit verfallen, eine thätige Maschine, die keine Art selbstständigen Lebens in sich hat. Die Kirche muß den Staat verschlingen, in sich vernichten und ihn entbehrlich machen. Die Kirche ist die allein gebietende Macht innerhalb der irdischen Societät, nur durch sie kann das Reich Gottes auf Erden realisirt und ausgebreitet werden. An die Decretalen, die man fälschlich Gregor VII. zugeschrieben, lehnt sich diese Lehre an, wie sie der Versucher der andern Macht in's Ohr gesprochen."

Hatte der schwache Salier sich verführen lassen, war andererseits der starke Gregor der Versuchung nicht erlegen. Er hatte die Frage so gestellt, wie sie nach dem christlichen Principe in richtiger Weise gestellt werden soll. Staat und Kirche blieben zwei verschiedene Gebiete; in beiden realisirt sich das Reich Gottes auf Erden. Indem beide Principe sich einander durchwirken, müssen sie voneinander geschieden gehalten werden also, daß jedes sein eigenthümliches Princip und von ihm aus seine Bewegung erhalte, und alle Bestre-

im Beginne des Streits aufgefaßt.

Dieser Kampf, der die erste Unterperiode
aber sofort zu einem zweiten Kampfe hinüber
dem die beiden Gliederungen sich voneinander
und die Kirche ihr eigenes Gebiet erlangt,
da das Kaiserthum Raum erhalten, sich inner
gion auszubilden, und die Kirche sich innerh
zu entwickeln begonnen, trat die andere Frage
lich gesinnte, auf Ehre haltende Zeitalter hin:

„Wer soll der erste unter beiden seyn,
der Staat"?

Eine zweite Versuchung war sonach gerei
nahte der Versucher den Gewalthabern der
der mächtige, gewaltige Barbarossa, der größ
den die deutsche Geschichte hervorgebracht.
Versucher:

„Wie! das Kaiserthum auf der Höhe
ein Vasall der Kirche seyn? Soll das stolze,
Haupt sich beugen vor dem drei gekrönten Ob
dort in Rom seinen Sitz genommen? Nicht
Kaisers Glanz und Majestät erbleicht jedes

jener kecke Jäger in der Ebene von Sennaar zuerst sich unterfangen, als er Menschenjäger geworden"?

„Aus der Sünde also ist jegliche weltliche Gewalt und auch das Kaiserthum geboren; die Sünde aber soll mit Scham sich bedeckt erkennen, und auf keine Ehre Anspruch machen. Es gibt keine andere Ehre, als die kirchliche Ehre, und keine andere Gewalt, als die kirchliche Gewalt, sie ist die von Gott gegründetete, die des Staats hat ihre Quelle im Satanas, dem Teufel."

Die Versuchung hatte an zwei gleich große Männer sich gerichtet, sie waren beide ihrer Meister geworden. Nachdem eine zeitlang Schwankungen hin und her sie aus dem Gleichgewicht zu drängen versucht, war das Bessere siegreich geworden, und bei der berühmten Zusammenkunft der beiden Häupter der Christenheit zu Venedig war diese Frage glücklich beigelegt, und somit auch die zweite Versuchung glücklich abgewiesen worden.

Der Papst hatte sich erinnert, was der Stifter des Christenthums gesagt, daß im Reiche des Geistes der am meisten gelte, der am meisten sich demüthige; der große Kaiser hatte erkannt, daß seine Majestät nur der Reflex einer höhern Würde, eines höhern Lichtes sei. Indem er also sich seinerseits vor dem Papste erniedrigte, hatte er in Wahrheit sich erhöht. Der Papst hatte erkannt, daß er herrschend dienen müsse, und daß seine Herrschaft darin bestehe, daß er Diener Aller sei; der Kaiser hatte erkannt, daß er dienend herrschen könne, und daß darauf seine Macht und der Grundpfeiler seiner Herrlichkeit ruhe.

So war nun jene Gefahr abgewiesen, keineswegs gänzlich aber beseitigt worden.

Die dritte Periode brach heran; die festgestellten Principien hatten sich fortentwickelt; jener doppelte Sieg war nicht unfruchtbar geblieben. Beide große Organismen der Christenheit hatte unter dem höhern Segen großes Gedeihen gefunden. Jetzt nahte in der dritten Unterperiode noch eine

wegte.

Aus den vielfachen Spaltungen und Sc
die große Parteiung der Welfen und Ghibel
gangen; in diese Parteiung hatten sich fast
nisse eingegliedert, daß selbst die Häresien di
sche und ghibellinische Farbe trugen, ganz
dem gnostisch geistigen Charakter im früheren

Es waren wieder die Machthaber, den
die Versuchung genaht, während sie peripher
ergriffen hatte.

Das Kaiserthum war nämlich als freie
gehalten in Mitte der europäischen Gesellsch
fundirt wohl auf eigene Domäne und besond
nicht also, daß es auf ihr gleichsam sein
Haushalt erbauen sollte. Das Kaiserthum so
Erbreich werden, auf eigenthümlichen Besitz
gründen, sondern es sollte eine Institution se
zen angehörig, auf das Ganze allein basirt,
sondern Haushalt dem Haushalt des Ganzen
Die Kaiser Besitzer von Allem, mit Allem bel
se besitzen, d

sen, auf das der päpstliche Stuhl angewiesen war. Dieß Erbe sollte aber nur eine Art von Pfründe seyn zur Unterhaltung so des Glanzes des heiligen Stuhles, wie um die Mittel darzubieten, seinen allgemeinen Einfluß über die gesammte Christenheit auszubreiten. Kein Gedanke konnte obwalten, daß ein Erbverhältniß zwischen diesem Besitze und den zeitlichen Inhabern des Stuhles eintreten könne. Aber die Gelüste zogen abwärts nach dem irdischen Besitze so auf der einen wie auf der andern Seite. Darauf hin war die Versuchung gegründet. Sie nahte dem spätern Hohenstaufen, Friedrich II. Es war Italien, es war Neapel, das die Hesperidenäpfel bot; die lockende Frucht war schön anzusehen, war reizend. Friedrich ließ sich verführen, und griff nach der Frucht. Die frühere Freiheit des Kaiserthumes war dadurch hingegeben; es wurde zu gleicher Zeit durch die Ueberverpflanzung nach Italien Deutschland entrückt, das Centrum der Gravitation wurde excentrisch gemacht. Als Folge dieser Verlockung traten die Irrungen mit den Päpsten hervor; die weltliche Macht, die sich hatte verführen lassen, bot die Frucht auch den Inhabern der geistlichen Macht; auch sie ließen theilweise sich verführen, wie wir später sehen werden. Die dritte Versuchung war nicht mit gleichem Glück bestanden, wie die beiden früheren; die Folge davon war der Fluch, und die Folge des Fluchs die Zerrüttung des Mittelalters.

XXIX.

Armenpflege im Mittelalter.

Die seit dem vorigen Jahre zu Karlsruhe er „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines“ v Mone enthält eine Reihe sehr interessanter Abha über einzelne Zustände des Mittelalters, welche v gleichungspunkte mit denen der Gegenwart darbieten gehören z. B. Aufsätze über Zinsfuß und Ablösung, pfälzische Zollwesen, über das Gesindewesen, über d wesen, über das Bücherwesen, über die Gewerbe, Forstwesen und über die Armenpflege. Der zuletzt Gegenstand hat zwar erst vor Kurzem in diesen Blät Besprechung gefunden, allein er hängt so sehr mit Lebensfragen der Gegenwart zusammen, daß es ni teressant seyn dürfte, noch Einiges von Demjenigen

handen gekommen ist. Das Christenthum nämlich, welches das Gebot der Nächstenliebe aufstellt, wendet sich mit demselben nicht an die juristischen Personen der Gemeinden, sondern unmittelbar an die Individuen. Sehr treffend bemerkt Mone, daß mit dieser, auf die christliche Nächstenliebe begründeten Armenpflege weder die heidnische Humanität, noch die politische Nothwendigkeit eine Vergleichung aushalte, indem die positive Bestimmung der Pflicht fehle, und daher bei ihr die Armenpflege von der Laune abhänge, wogegen die politische Armensorge die Mittel erschöpfe und zwar um so schneller, je mehr — aus verschiedenen Ursachen — sich das christliche Almosen davon zurückziehe. Das Mittelalter kennt daher die Armenpflege nicht als Gemeindelast und kennt keine Armentaxen, sondern Alles beruhte auf dem Privatalmosen. Für dieses aber gewährten damals die Stiftungen Sicherheit, von deren Einkünften die Armen verpflegt wurden. Mit dem sechszehnten Jahrhunderte trat aber in den meisten Ländern die Zerstörung des Stiftungswesens ein, und die politische Armenpflege an dessen Stelle; aber die Bedürfnisse haben sich gemehrt und die Sicherheit gemindert, und es hält daher unglaublich schwer, aus den Armenbeiträgen irgend welche Capitalien als einen Grundstock zu bilden. Im Mittelalter übergab man nun jene Stiftungen theils an Kirchen, theils an Gemeinden; an jene, die ohnehin auf Armenpflege angewiesen waren, und einen großen Theil ihrer Einkünfte dazu verwendeten, die Verwaltung der kleineren Almosen, während man die größeren zu solchem Zwecke bestehenden Anstalten, wie Spitäler, der Gemeinde überwies. Es waren mit der der Kirche übergebenen Armenpflege viele große Vortheile verknüpft, namentlich die wohlfeile Verwaltung und der religiöse Charakter, den die Armenpflege in jeder Beziehung erhielt; darin lag eine stete Aufmunterung zu neuen Stiftungen, und zugleich eine heilsame Fürsorge für die Sittlichkeit der Armen.

Was zunächst diese kirchliche Armenpflege anbetrifft, so war es etwas Gewöhnliches, daß die kleineren Vermächtnisse

(pauperes scholares) paßte. Von diesen
die Kirchenschule und waren zum Chor
ihr Almosen erhielten sie entweder bloß i
oder sie wurden in die Kost gegeben (qu
medebant); die Andern, die fahrenden S
von einer Stadt zur andern (civitatem in
men nur eine vorübergehende Unterstützu
ster Grundsatz der mittelalterlichen Arm
der, daß die Spenden nur in Natural
Geldspende war so sehr Ausnahme, da
tungen der Betrag des Almosens schlecht
geben wird, dieß so zu verstehen ist, daß d
kauft werden sollen; es hatte eben dieß de
daß damit der eigentliche Zweck der Ar
und unmittelbar erreicht wurde; daran knü
bemerkt, noch andere günstige Folgen an,
brauchte keine Zeit auf Anschaffung und A
rung zu verwenden, er wurde bewahrt vo
Fruchthandels, litt nicht unter den Schwa
preise und wurde nicht in die Versuchung

Canoniker ebenfalls von den Spenden ausgeschlossen wurden, trat die Armenpflege insbesondere mit diesem Institute in eine noch nähere Verbindung. Dieß geschah in der Weise, daß in vielen Stiftern die Armen als die Ersatzmänner der nachlässigen Cleriker und Schüler angesehen wurden; der sogenannte magister praesentiarum zeichnete die Ausbleibenden auf, und überwies ihren Antheil den Armen. „So dienten die Armen eineStheils zur lebendigen und wirksamen Controle gegen nachlässige Mitglieder der Kirche, anderntheils wurden sie stets daran erinnert, daß dieses Almosen Gott gegeben wurde und ihm dafür gedankt werden müsse. Die vermöglichen Leute, welche dem Gottesdienste beiwohnten, hatten durch die wiederholten Almosenspenden eine mahnende Veranlassung, auch in ihrem Testamente die Armen zu bedenken, wodurch bei zunehmender Bevölkerung auch die Mittel der Armenpflege vermehrt wurden, wie dieß die Menge der Armenstiftungen beweist." Vorzugsweise waren es aber die armen Schüler selbst wiederum, welche stellvertretend eintraten, doch wurden diese auch noch auf eine andere Weise bei manchen Stiftern bedacht. Es war jener Zeit das Admassiren der Zinsen überhaupt fremd, und so pflegte man jenen die Erträgnisse solcher Stiftungen zu verabfolgen, die selbst noch nicht für eine Pfründe ausreichend waren, von dem Wohlthätigkeitssinn der Zeitgenossen es erwartend, daß durch neue Vermächtnisse die Pfründe vervollständigt werden würde.

Alle solchen Stiftungen, die ohne Unterschied der Stände von dem höchsten Adelichen bis zum Hörigen herab gemacht wurden, bedurften aber einer gewissen Garantie. Diese fand das praktische Mittelalter in verschiedenen Mitteln; zunächst darin, daß der Bischof in jeder Diöcese die Oberaufsicht über alles Stiftungsvermögen hatte, sodann darin, daß der Stifter „den Nichtvollzug seines Willens damit bestrafte, daß er die Armen", deren bestimmte Classe näher zu bezeichnen üblich war, „in den verfallenen Jahresgenuß der Stiftung

mehren konnte."

Was endlich die gemeindliche Armenpfl
wurde diese theils in der Weise besorgt, da
kirche Almosen vertheilt wurden, theils so,
men in Spitälern verpflegte, und zwar sowe
häusern, als auch in eigentlichen Armenhä
pauperum), in welchen mit der Armenpflege a
pflege vereinigt war; über die Armen außerl
führte der Bettelvogt die Aufsicht.

Mone schließt seinen belehrenden Aufsatz
kung: „Die religiösen und politischen Stürme
Jahrhunderte haben die (meisten dieser) Ei
stört und ein unberechenbares Kapital der
schlungen. Durch die gewaltige Veränderung
hältnisse ist die Armenpflege viel schwieriger
sie früher war; der Rückblick auf die Vorzei
auf Grundsätze führen, die man nicht verlas
ein gutes Ziel erreicht werden soll."

XXX.

Schilderungen aus dem irischen Volksleben.

Unsere Erde trägt viele unglückliche Menschen, aber sie trägt auch ganze unglückliche Völker; unter diesen ist wohl keines, dessen Schicksale so tragisch sind, und darum die lebhafte Theilnahme jedes menschlichen Herzens so sehr erregen müssen, als das der Iren. Die ganze Geschichte dieses merkwürdigen celtischen Stammes ist fruchtloser Kampf, Verfolgung, Unterdrückung, Knechtschaft. Schon in ältester Zeit wurde er von den ihm überall auf dem Fuße nachfolgenden Germanen aus seinen Wohnsitzen getrieben. Bis auf die westlichste Insel unseres Welttheiles verscheucht, war ihm auch hier auf die Dauer keine Ruhe beschieden; der stolze Anglo-Normanne überzog mit Waffengewalt sein schönes Eiland und raubte ihm Hab' und Gut; der kalt-speculative Anglikaner und der fanatische Puritaner nahm den Vertilgungskampf seiner Vorfahren wieder auf, und würdigte durch seine Grausamkeit und Wuth in den unglücklichen Iren, eigentlich mehr noch in sich selbst, die Menschheit bis zur tiefsten Stufe hinab. Kein Jammer und Elend, das nicht in Irland seine bleibende Stätte gefunden und den unglücklichen Iren, die jenseits des Oceans in fernen Welttheilen eine solche gesucht, nachgefolgt

wäre. Vielfach zu sittlicher Depravation in größter Noth getrieben, liefert der unglückliche Stamm, dessen Söhne in siegreichen Schlachten noch jetzt für ihre Zwingherren bluten, einen großen Theil der Bevölkerung der englischen Verbrechercolonien. Aber Ein herrliches Gut ist dem armen Volke geblieben, das ihm nicht Feuer, nicht Schwert haben rauben können: der alte katholische Glaube, und mit diesem hat dasselbe auch seine große nationale Eigenthümlichkeit bewahrt. Gerade vermöge der wunderbaren Mischung von Gut und Böse, Edel und Roh, Zart und Derb, wie es sich in dem Charakter der Iren findet, stehen diese in einem sehr merkwürdigen Gegensatze zu andern Völkern, insbesondere zu den Großkrämern jenseits des St. Georgecanals, den Saxanagh, da. Der tragische Hintergrund ihrer Geschichte reflectirt sich in ihrem ganzen Leben, ihrer Denkweise, ihrer Sprache, und es ist äußerst interessant, sich mit den Eigenthümlichkeiten dieses Volkes zu beschäftigen.

Eine reiche Quelle, aus welcher sich auf eine eben so belehrende als anziehende Weise, eine nähere Kenntniß Irlands schöpfen läßt, sind die vor wenigen Jahren von Mr. und Mrs. S. C. Hall herausgegebenen Sceneries of Ireland. Dieses aus drei Bänden bestehende Werk, welches die anmuthigsten Beschreibungen der Gegenden und Schilderungen der Zustände Irlands und seiner Bewohner, so wie interessante historische Details, nebst Sagen und einem Schatz von Erzählungen enthält, verbindet mit seinen übrigen Zwecken auch den, die mancherlei Vorurtheile, welche in England gegen die Irländer vorherrschend sind, möglichst zu beseitigen. Wir können dieß interessante Buch nicht dringend genug empfehlen, Jeder wird sich durch dessen Lectüre vielfach erquicken. Daß eine Dame Mitarbeiterin dieses Buches ist, hat unstreitig auf die zarte und gefühlvolle Behandlung des Gegenstandes einen sehr günstigen Einfluß gehabt. Nicht diesem Umstande allein, sondern auch der Wahrnehmung, daß die irischen

Frauen, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe, weit mehr den eigentlichen Nationalcharakter repräsentiren, als das männliche Geschlecht, schreiben wir es zu, daß in den mitgetheilten Erzählungen vorzüglich Frauen als die Hauptpersonen hervortreten.

In Betreff dieser Verschiedenheit zwischen den Männern und Frauen Irlands bemerkt die Verfasserin: „Bei den Männern artet gar oft die Energie in Ungestüm aus, Großmuth in sorglose Verschwendung, Geselligkeit in Genußsucht, Muth in nutzlose Verwegenheit, vertrauender Glaube in knechtische Furcht, Ehrgefühl in Rechthaberei und Religion in Bigotterie, denn in keinem Lande der Welt ist die Gränzscheide zwischen Tugend und Laster so eng gezogen, wie in Irland. Aber die irischen Frauen haben, im Allgemeinen genommen, die Licht- ohne die Schattenseiten, das Gute ohne das Böse, oder, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, den Waizen ohne die Spreu. Voll Glauben, Andacht und Reinheit, sind sie die besten Mütter, die besten Töchter, die besten Hausfrauen, denn vorzugsweise besitzen sie, im engern und weitern Sinne des Wortes, die Schönheit und Heiligkeit der Tugend. Man hat sie sehr richtig dadurch bezeichnet, daß sie die Mitte zwischen den französischen und englischen Frauen halten, indem sie die Lebhaftigkeit der Einen mit der Festigkeit der Andern vereinigen. Eine Irländerin hat mehr natürlichen Takt des Herzens, als jene: nie wird sie das Zartgefühl zum Opfer bringen, und doch ist sie völlig frei von kleinlicher Sprödigkeit; ihre Fröhlichkeit neigt nie zur Leichtfertigkeit hin, und ihre Offenheit bleibt stets fern von Freiheit; ihr Ruf ist nicht weniger gesichert, denn jeder Verdacht mangelt, und die natürlichen Ehrenhüter sind, wenn auch unsichtbar, doch gegenwärtig. Ihr Wissen ist ohne Anmaßung, ihre Bildung ohne Prunk, ihr Einfluß wird nicht äußerlich zur Schau getragen; in keiner Lage des Lebens stellt sie sich auf eine, die Anmuth und Schicklichkeit

herruprence, sehr gelungene Bearbeitung einzelner
zählungen, unter dem Titel: „Skizzen aus Irl
nen, wenn auch nicht völligen Ersatz. Um unsern L
auch einige Proben des eigenthümlichen Charakters
Hall mitgetheilten irischen Erzählungen zu geber
wir eine der rührendsten derselben in der Huber'sc
beitung hier auf. Sie führt den Titel: „Die P
nach Kilcrea"; an sie reihen wir eine andere,
Huber nicht angetroffen wird, hinzu; auch sie, wi
die tragische Geschichte einer Irländerin, Mary Ro
Loos durch Liebe an einen Verbrecher gekettet war.

Die Pilgerschaft nach Kilcrea.

„Als wir uns anschickten, weiter zu gehen,
wir in einer kleinen, halbverfallenen Kapelle in
des Grabsteins vor dem Altar ein knieendes W
war nicht mehr jung, aber wohlgebildet und di
Züge ihres gen Himmel gewandten Gesichts hatten
chen Ausdruck demüthigen, ernsten und zuversichtl

nen, und wir eilten uns, in die Wohnung der guten Frau zu flüchten.""

„Wir haben in Ireland keine reinlichere, ordentlichere, behaglichere Hütte gesehen, als das kleine Schwalbennest in dem mächtigen Thorweg von Kilcrea. Der Fußboden von gestampftem Lehm war glänzend gerieben, der tannene Tisch schneeweiß; ein allerliebstes Kätzchen saß drauf und leckte zierlich seine Milch aus einer Schaale; hinter einer halben Bretterwand, der Thüre gegenüber, das reinliche Bett; daneben ein Hühnerkorb mit ein Paar bunt gesprenkelten Hühnern; ein Küchenschrank, reichlich mit irdenem Geschirr besetzt; zwei Schemel und ein Stuhl — damit war der enge Raum so besetzt, daß wir uns kaum umdrehen konnten. Aber Alles war so „„heimelig"", daß wir halbwegs wünschten, wir möchten gezwungen seyn, hier die Nacht zuzubringen, um an dem flackernden Feuer des reinlichen Herdes alle Sagen und Geschichten der ehrwürdigen Trümmer alter Herrlichkeit, Kraft und Frömmigkeit aus dem Munde der Frau zu vernehmen. Sie bot uns Alles an, was das Häuschen vermochte — frische Milch — Eier, eben erst gelegt — ein Stück frisches Haferbrod, wenn es uns nicht zu schlecht wäre! Erst nach wiederholter Entschuldigung, daß wir spät gegessen und nur um ein Glas Wasser bäten, und nachdem sie dieß auf den Tisch gestellt, gönnte sie sich einige Ruhe und setzte sich zu uns, ihren Strickstrumpf in der Hand. Wir brachten das Gespräch bald wieder auf die „„arme Pilgerin.""

„„Ja, ja — meinte die Alte — mein Herz thut mir weh um die arme Seele — eine arme Wittwe, Ew. Gnaden! — obgleich meine Augen sie vor vier oder fünf Tagen zum erstenmal in meinem Leben gesehen haben, als sie müd und hungrig hier ankam, um einen Rundgang zu beschließen, den sie übernommen."" „„Ihr meint von einem Kloster zum andern zur Vergebung ihrer Sünden — Nicht?""

„„Nicht ihre eigenen Sünden, das weiß Gott — erwiederte

ms gegeben, um sie mit solchen, wie die dort, zu
Indem trat die Fremde in die Thüre, und ihre
cheinung vermehrte die Theilnahme, die ihr erster A
ms erweckt hatte. Ihre Haube war schneeweiß und
es, schwarzes Band bezeichnete ihre Wittwentrauer.
hr eine kleine Gabe reichten und sie fragten, wie
wieder heim zu kommen gedenke, sagte sie mit dem
infacher, ruhiger Zuversicht: „„der Herr wird m
md Freunde schaffen, daß ich heimkomme. — Und
enn nicht schon gethan?““ setzte sie mit einem
Blick auf uns und auf das Geldstück hinzu, was si
er Hand hielt. „„Gepriesen sei sein heiliger Na
orgt für Wittwen und Waisen!““ — „„Ihr habt
gehabt, die Zeit her, gute Frau““ — fragte ich wei
em sie auf unsere Einladung mit einem tiefen Kn
reten war. „„Das hab ich — antwortete sie mi
ber bewegter und erhobener Stimme — Dank sei
mir die Kraft gab, es zu überstehen! Es ist ein lan
on Kenmare bis Kilcrea — ein langer, mühselig
md etwas Wundervolles, Großes ist es, die hoh
hinanklimmen; und schön ist es auch, Ew. Gnaden

„„Ich bin bald vierzig Jahre alt, Ew. Gnaden; aber Gott gleicht die Kraft und die Last, die schwachen Glieder und die steilen Berge aus. Aber ich würde doch nicht dran gedacht haben — wenn nicht der eine Grund gewesen wäre. Seht, meine liebe Dame — denn Sie sind mir freundlich und hülfreich gewesen und werden mich aushören und mir thut es wohl — als es Gott gefallen hatte, meinen armen Mann von mir zu nehmen und meine armen Söhne dazu, da ließ er mir ein kleines Mädchen — ein zartes, herziges Ding — und obgleich es mein eigen Kind war, so darf ich es doch sagen: ein besseres und lieblicheres Kind brachte noch nie den Sonnenschein in die Hütte einer einsamen Wittwe. Wenn ich meine müden Augen schloß zum Schlafe, so konnte ich sicher seyn, ihre sanfte Stimme zu hören, wie sie für mich betete; und wenn ich Morgens früh die Augen aufthat, da war sie auch wieder und strahlte ihren Segen auf mein Lager. Und so fleißig und so geschickt und gelehrt — das klügste Kind, sagte der Schulmeister, das je zu seinen Füßen gesessen. Nun wohl — liebe Dame — jede wahre Krone hat ihr Kreuz. Viele warben um meines Kindes Liebe; aber der sie gewann, war ein junger Bursche, von dem kein Mensch sonst etwas hielt, als gerade das arme süße Kind. Warum gerade sie und gerade ihn ausersehen — das weiß Gott allein. „„Alley — sag ich — wenn Du Lawrence Daly heirathest, so bricht mir das Herz.““ — „„Mutter““, sagt sie, und wirft sich mir um den Hals und drückt mich mit ihren Armen, weiß wie frischer Schnee — „„Mutter, dann will ich's nie und nimmer thun.““ Mein Sinn wurde darnach leicht wie eine Feder, denn ich wußte, sie würde Wort halten. Aber bald kam der Jammer, zu sehen, wie sie sich grämte und härmte und dahin schwand — mir vor den Augen so hinwegsterben! Wie ich es überlebt, weiß nur Gott. Sie klagte nicht; aber sie fiel so ab, wie die Frühlingsblüthe vom Zweige. Ich konnte es nicht aushalten; so sag' ich:

und weinte bitterlich. „„Seine Liebe
fort — wechselte nicht, das muß ich vo
er war gegen sie sanfter und freundliche
eine Creatur auf Erden. Ja, wenn e
Dinge aufgeben wollen, die ihn nichts
vielleicht Alles gut gegangen seyn. Abe
Ungelegenheit — in schwere Ungelegenh
das lange Elend kurz mache, liebe Dam
nachdem sie geheirathet hatten, saß er
im Kerker zu Tralee, wegen einer von
ten mit den Grundherren und neuen P
mein süßes Kind, auf den Knieen zu d
in der Grafschaft, von dem sie glaubt
könnte, einen Blick durch die Eisengitte
ihn gehen zu lassen. Und war es nicht
rein wie Himmelslicht, wie frisch gefalle
dig in allen Dingen, wie — und sie wu
Schuld! Sie konnte es nicht einmal läu
wahrheit hatte keinen Raum in ihr —
Liebe mit seiner Schuld und seiner No
en, was sie

Mutter Willen, nicht nach dem Gerichtshause zu gehen; aber sie blieb dabei, sie that es. Sie klammerte sich an mich in dem Gedränge, und ich fühlte ihr Herz gegen meinen Arm schlagen, als wenn es ausbrechen wollte. Immer dichter kroch sie an mich heran, als wollte sie sich vor dem Tageslicht verbergen, bis das Verhör begann und ihr Lawrence aufgerufen wurde. Da richtete sie sich plötzlich auf und stand starr den Blick unverwandt auf ihn gerichtet. Bald läugnete Daly, daß er an der schlimmen Geschichte Theil genommen, oder irgend dabei gewesen, und ein Paar Burschen gaben Zeugniß für ihn. „„Dort““ — rief der Staatsanwalt plötzlich, und deutet mit der Hand nach uns — „„dort steht sein eigenes Weib, fragt sie, wo ihr Mann in jener Nacht gewesen!““ Jedermann rief aber „„Pfui!““ über ihn; der Vertheidiger aber sagte: es sei gegen göttliches und menschliches Recht, das Weib zum Zeugniß gegen den Mann aufzufordern, aber eh' ich mich noch recht besinnen konnte, hatte das arme Kind mich umfaßt und sich an meiner Brust verborgen und: „„Mutter, Mutter — wimmerte sie — nimm mich hier fort, ich kann es nicht sagen, ich kann es nicht sagen!““ Und da war ein junger Bursche zur Hand — er hatte mein kleines Mädchen von Kindsbeinen an lieb gehabt; ein stattlicher Mensch und im besten Leumund weit und breit und von braven, anständigen Leuten, und der nicht einmal nach ihrem Daly hinsehen mochte, wenn er des Wegs kam — nun der tritt hervor mit glühendem Angesicht und seine Augen funkelnd wie Diamanten, und ruft laut: „„Hört Alle — sagt er — ich kann es beschwören, wo Daly war in jener Nacht, und Niemand, der mich kennt und ihn, wird denken, daß ich Larry Daly zu Gunsten zeuge.““ Vor Noth um mein Kind, das in Ohnmacht an mir hing, und Schrecken über den Burschen, von dem ich wußte, wie sehr er Larry haßte und warum, vergingen mir fast die Gedanken; und dann strömte mein Blut wie eiskalt nach dem Herzen, und mein Gehirn brannte wie Feuer, als ich hörte, daß der Bursche

daß Larry gerettet sei; Jener andere
zurück, und nachdem er sie einen Au
mit solchem Blick! „„Alice — flüsterte
neen, lebe und sei glücklich, denn um
gethan, was ich vor einer Viertelstun
hätte. Ich habe meine Seele versündi
willen — so lebe denn und sei glücklic
umsonst ist, und Gott segne Dich!““
nicht ein wunderbar Ding?““

„„Aber seine Liebe hatte sich da
gethan. Ich hatte die beiden Kinder
und sie dort glücklich genug beisamme
voll guter Vorsätze, wie es die Leute i
eben aus der Noth erlöst sind, und di
kelchen, so lustig wie die Finken, daß
hatten. Und wie ich so vor mich hinge
Thals: „„Mrs. Lawlor — sagt eine St
nen Namen darf ich nicht sagen) — M
was geschehen, ist meines Bleibens nic
aber Daly ist ein solcher Querkopf, da

Dame — sagte sie endlich — aber wir Armen haben noch ganz andere Schmerzen, als die Armuth bringt, und wenn die Reichen sich oft mit Ekel von unserem Elend abwenden, so — aber, was ich sagen wollte: Alice, das arme Kind — Jedermann sah es ihr an, daß sie es nicht lange mehr treiben konnte; sie hatte sich den Tod geholt an jenem Tage, und doch sprach sie unaufhörlich davon: sie müsse einen Rundgang machen — eine Pilgerschaft, wissen Sie, liebe Dame. Und ich redete ihr viel und oft zu, warum sie denn gerade ein so schweres Gelübde übernehmen wollte? was sie denn für Sünden zu büßen hätte — das arme Lamm! Aber sie schüttelte dann ihr Köpfchen und lächelte so für sich. Aber ein solches Lächeln — das brennt wie ein glühend Eisen in dem Mutter-Herzen! Und Gott verzeih' es mir, wenn ich ihn ermüdet habe mit Flehen, daß er uns den Engel noch hier lassen möge, der schon seine Flügel ausbreitete! Und auch Larry — der arme Junge, es kam ihm hart genug an und er hatte sich so, daß es sie vollends fertig machte, ganz und gar. Und so ließ sie den Priester kommen eines Tages, und als er von ihr kam, sagte er zu mir: „„Ihr könnt Gott danken, Mrs. Lawlor, daß Ihr ein solches Kind für den Himmel geboren und gezogen habt; das ist eine große Gnade. Gott gebe, wir wären unserer Seelen alle so sicher, wie die dadrinnen.““ Und als ich zu meinem Kinde hineintrat, hieß sie die Andern alle hinausgehen, sie habe mit ihrer Mutter zu sprechen; und ihre Stimme war so schwach, daß ich sie kaum hören konnte, und ihr Athem streifte meine Wange so kalt, wie der erste Frost im Herbst. „„Eins gibt es noch — flüsterte sie — eins, meine liebe Mutter, liegt mir noch schwer auf der Seele, obgleich Se. Hochehrwürden sagen, es sei keine große Sache. — Es ist eine Schuld, und ich würde leichter sterben, wenn ich lang genug gelebt hätte, um sie zu tilgen.““ — „„Was für eine Schuld, mein Lamm““, frag' ich. — „„Du hast doch den Tag nicht vergessen, Mutter?““ — „„Gewiß nicht““, sag' ich, und merkte schon, wo

ne, er hat falsch geschworen um m
„„Der Herr ist ihm gnädig!““ sagte i
sollt' ich sonst sagen, Ew. Gnaden, w
„„Ja, das weiß ich auch — fing sie n
der an — und ihre Stimme wurde imm
habe in jener Nacht ein Gelübde gethan
bis nach dem heiligen Kloster von Kilcr
die Schuld durch mich von ihm genomm
ter, das ist mir nun nicht vergönnt, un
auf der Seele; ich kann es nicht los w
nein, mein Kind, Avourneen — sag
ist weit und ich bin alt und arm, ab
und seiner Heiligen will ich Dein Gelüb
Schuld von ihm nehmen.““ Und so th
auf meinen Knieen neben ihrem Bett.
Mutter, meine Mutter, meine liebe M
und es blühte noch einmal auf ihrem l
dann schwand es hin, hin, hin und w
Larry und die Kinder ihren letzten Seu
Aber sie starb zufrieden und beruhigt, u
auch, da ich erfüllt, was ich ihr verheiß

Hügel hinter ihnen ist auf's schönste mit Bäumen und immergrünem Gesträuch bepflanzt; Rosen winden sich in reicher Fülle hinauf, und Klematis, Geisblatt und andere rankende Pflanzen sind mit ihren Zweigen verwachsen. Wir hatten den Abend mit einigen Freunden zugebracht, deren feiner Geschmack ihren hängenden Garten in ein kleines Paradies verwandelt hatte; die Luft war so balsamisch und die Strahlen des Mondes fielen auf den Fluß in solch' langen silbernen Streifen, daß wir es vorzogen, nach unserm Gasthaus zu gehen, statt zu fahren. Während wir bei dem Abschiede von unseren Freunden in der Vorhalle zögerten, wurde unsere Aufmerksamkeit durch die Töne einer weiblichen Stimme gefesselt, sie war schwach, aber sehr sanft; aus dem Schlußvers erkannten wir eine alte Ballade, die wir vor zwei Jahren von einem Fischer auf dem Shannon gehört hatten, und die Klage, womit der Gesang endigte, schien in Harmonie mit der matten Stimme, die ihn ausstieß, sie lautete:

„Und er hat mich ganz allein gelassen, um zu sterben."

Wir hielten inne, um zu lauschen; aber das Lied wurde nicht wiederholt, es hatte uns traurig gemacht; unser Lebewohl wurde in leiserem Tone, als zuvor, wiederholt, und als wir in dem sanften Mondlichte unsern Weg antraten, sprachen wir von der armen Sängerin. Plötzlich hub die Melodie wieder an, nicht an derselben Stelle, sondern näher der Stadt zu, und wir hatten die anmuthige Terrasse am Fluße bereits aus dem Gesichte verloren, bevor wir jene einholten. Die Theilnahme, welche uns der Gesang eingeflößt hatte, verwandelte sich nunmehr in ein lebhaftes Interesse an der Sängerin, denn ihr Lied wurde von heftigen, aber unterdrückten Seufzern unterbrochen. Sie hatte sich an die Thüre eines kleinen Hauses angelehnt, und versuchte, ihren Gesang fortzusetzen; aber zuletzt fiel sie auf die Stufen nieder und rief aus: Ich kann nicht, jetzt kann ich nicht weilen! Wir drückten ihr ein kleines Almosen in die Hand;

im Stande, auch nur ein Wort hervo
ich weiß, daß in diesem Hause Jemand
antworten würde, selbst wenn ihre Lipp
auszudrücken vermöchten, daß sie mich er

Wir forderten das arme Geschöpf
Tage zu uns zu kommen; gute Frau,
sie, ich bin von Kleidern entblößt, fast
Kind; oh, wäre meine Seele eben so
Unmöglich konnte mit menschlichem Wor
haftere Vorstellung des schrecklichsten El
den, als wie es in diesem Ausspruche sic
als ob man ihr das Herz brechen hö
dessen Vorkehr, sie wieder zu sehen, ur
für Mary Nolan, dieß war ihr Nam
Entdeckung gesteigert, daß sie die Toch
gendbekannten war.

Einst war ich eine Andere, als
Mary; ich hatte ein strahlendes Auge
ches Herz; das Licht dieses Auges
... schenkte ich einem jungen Ma

— denn er war mein Mann, und viele Andere, nicht bloß der Priester, wußten dieß — von ganzem Herzen; wir liebten uns so sehr, daß ich kein Bedenken trug, als er während des Kriegs, der damals über das Land kam, in manchen Stücken irregeleitet wurde, und bei Nachtzeit den Versammlungen der jungen Männer von Kilcrea beiwohnte, oder in der Grafschaft Limerik bei den tanzenden Wassern des Shannon sich aufhielt, mit ihm oft beim Mondenschein zusammenzutreffen, und ihm manche Flasche Branntwein von den Hügeln zu bringen. Eine schöne Stimme hatte er und wir sangen oft zusammen, und manch fröhliches Herz, dessen letzten Schläge fern vom Vaterlande schlugen, machte durch kräftigen Gesang Berg und Wald erschallen. Oh! wir glaubten, Alles würde gut gehen. Und zu Zeiten waren die Versammlungen so still, wie die alten Gräber, über die wir dahingeschritten sind, bis daß der Branntwein die Männer mit heißem Athem und brennendem Auge in's Land trieb. Das Ende kam, und es kam bald, aber nicht das Ende, auf welches wir gehofft hatten. Viele, viele Wochen hielt sich mein Mann verschmachtend und elend in seinem Verstecke auf; er war gleich dem Wilde im Gebirge, und ward von den Soldaten, wie ein Vogel im Stoppelfelde, von den Hunden gehetzt, und ich habe mit trockenen Kartoffeln und ein wenig Salz manch' langen Sommertag hindurch auf ihn gepaßt, und unter dem Schatten der Felsen mich zu ihm zu schleichen gesucht, denn ich wußte, daß er die ganze Zeit vor Hunger sterbend war; ja ich sah ihn oft so nahe, daß ich ihn hätte greifen können, und doch durfte ich nicht wagen, meine Hand nach ihm auszustrecken, um ihm etwas zu essen zu geben. Ach, es waren trübselige Tage, aber noch größere Trübsale sollten nachkommen. Die Menschen haben eine erstaunliche Ausdauer, wenn es gilt, einander zu verfolgen.

Zuletzt wurde er gefangen und ich saß drei Tage an dem Thore des alten Gefängnisses, obschon sie mich nicht

hineinlassen wollten. Da kam die Schmerzensstunde über mich, mein Herz brach, aber mein Kind lebte. Mein Mann wurde zum Tode verurtheilt; ich war im Gerichtshofe und hörte es, und das kann ich nimmer vergessen; sie erzählten, ich sei durch die Menge hindurch gedrungen, dem Richter zu Füßen gefallen und hätte mein Kind auf sein Gewand gelegt, ich hätte ihn gebeten, uns alle zu tödten, und ihm gesagt: daß die Zeugen falsch geschworen, daß mein Mann durch Branntwein, den ich ihm gebracht, aufgeregt worden sei, und daß ich am meisten den Tod verschuldet hätte. Sie erzählten ferner, ich sei wahnwitzig gewesen, und ich glaube es, daß Gott in seiner Barmherzigkeit mir das Gehirn erhitzt hat, denn ich weiß nicht, was ich that. Mehrere Wochen später fand ich meine arme alte Mutter mit meinem Kinde auf ihrem Schooße an meiner Seite sitzen; ich war eine pflichtvergessene Tochter gegen sie gewesen, aber als sie von meiner Noth hörte, hatte sie ihre behagliche Heimath im Westen verlassen, und war gekommen, mich aufzusuchen. Oh, die Liebe dieses Mutterherzens überwand Alles; sie gab mir das Kind zu küssen, als ich sie aber nach dessen Vater fragen wollte, da kam die Finsterniß wieder über meine Augen, die Stimme versagte mir, und nur sie wußte, was ich meinte. Preise Gott! Mary, mein liebes Herz, sagte sie, preise ihn von ganzer Seele; dein Mann ist nicht todt, sondern nur deportirt. Ich sagte kein Wort, aber es stürzten mir die dicken Thränen aus den Augen, ich empfand, wie meine Mutter sie abtrocknete, und fühlte ihren Athem an meiner Wange, wie einen Segen.

Die arme Mary bedeckte ihr Antlitz mit ihrer langen hagern Hand, und ich sah, wie sehr das Andenken an ihre Mutter ihr das Herz erschütterte. Sie war eine gute Frau, fuhr sie nach einer Weile fort; sie war eine ehrsame, fleißige, gute Frau, Gott schenke ihr den Himmel! Oh, dürfte ich doch hoffen, dort oben ihr beigesellt zu werden, wie freudig

würde ich sterben! Sie hat mich gut auferzogen, bis das Bücherlesen begann, aber sie ließ mich eigenwillig werden, und hat zuletzt darunter gelitten. Ach, es ist hart, aus Liebe leiden, und dennoch ist die Liebe auch die Quelle meiner Leiden.

Meine arme Mutter wünschte nach meiner Genesung mich nach ihrer Heimath mitzunehmen, aber ich konnte mich ohne meinen Mann nicht dazu verstehen. Ich ging zu Allen, die nur irgend im Lande was zu sagen hatten, und bat darum, daß man mich zu ihm gehen ließe; sie verlachten mich und sagten: außer Verbrechern würde Niemand dorthin geschickt. Ich hatte nie aus Rücksicht auf Andere meinen Willen gezügelt, das wollte ich auch jetzt nicht; ich vergaß alle meine Pflichten, außer der einen, und so wurde ich zur Verbrecherin. Auf diese Weise zwang ich die, welche mich verlacht hatten, mich deportiren zu lassen. Als ich aber mit meinem Kinde, welches man mir zu nehmen gedroht hatte, an das Ziel der Reise gelangt war, so fand ich, daß er von mir so fern war, als je zuvor; er war im Innern des Landes, während ich in der Stadt bleiben mußte, und wahrlich, ich glaubte rasend werden zu müssen. Ich schrieb an ihn, aber Wochen und Monate vergingen und ich erhielt keine Antwort. Unterdessen gelang es mir, die Zufriedenheit meines Aufsehers in dem Grade zu erwerben, daß ich größere Freiheit erhielt, die ich nach einer langen Sklaverei dazu benützte, zu ihm zu entweichen. Ich nahm meine Kleine mit mir; einem wilden Thiere gleich durchlief ich das wilde Land, aber ich fand ihn — ihn meine erste Liebe, meiner Gedanken Ziel, meines Herzens Leben, um dessentwillen ich zur Diebin geworden war, ich fand ihn verheirathet mit der Tochter eines Aufsehers, einen freien Mann.

Anfänglich gab er vor, mich nicht zu kennen, bis daß ich ihm meinen Trauschein zeigte, den ich mit mir genommen hatte; da ging er darauf ein und versprach, daß, wenn ich

.... gegen mich, so g
vergaß seine Falschheit, als ich seine
und sein Antlitz wieder sah, obschon
Liebe davon entwichen war. Er bat mi
zu zeigen; kaum hatte er ihn in seiner
in Stücken zerriß. Ich fiel auf meine
geflucht haben, wenn meine kleine Mar
bedeckte meinen Mund mit ihrem süß
fichte, da konnte ich nicht fluchen; mich
und er stand da und bot mir Geld, u
ich nicht gutwillig gehen würde, mich
Verbrecherin zurückzuschicken; bis zu d
es mir schwer, zu glauben, daß er es
den feinen Kleidern und mit dem kalten
mir gute Nacht, dazu bemerkend, er ge
Morgen; dann küßte er die Kleine und
ich auch war, kroch ich ihm dennoch nac
seinen Schatten. Ich flehte zu Gott,
mein Kind und ich weinten zusammen,
Tag graute, sagte sie: Mutter, laß uns
auf, so gut ich es vermochte, ...

meine Mutter wieder zu sehen, bevor sie sterben würde; sie wünschten die Kleine zu behalten, aber diese wollte mich nicht verlassen.

Als ich Alt-Irlands ansichtig wurde, da war mir's, als sei meine Noth vorüber; das dauerte aber nicht lange. Ich kam nach meiner alten Heimath, meine gute Mutter war todt, aber noch war das Gras auf ihrem Grabe nicht gewachsen. Auf diesem kniete ich mit meinem Kinde, um zu beten, nieder, denn das war das Einzige, was ich noch thun konnte. Ihr kleines Vermögen hatte meine Mutter mir hinterlassen, so wenig ich dieß auch verdient hatte. Es wollte aber nicht gedeihen; und ich fürchtete, mein armes Kind möchte dem Schicksalsfluch seiner Mutter verfallen; dieser Gedanke quälte mich Tag und Nacht. Ich erfuhr, daß ihres Vaters Schwester in der Nähe von Cork lebte; sie wußte, daß wir verheirathet waren, und ich schlug ihr vor, ihr mein Kind zu übergeben, denn ihre eigenen hatte sie alle verloren. Sie ging darauf ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich die Kleine nie wieder sehen sollte. Ach, das war hart, ich mußte mein Kind täuschen, um einen Grund für die Trennung zu finden; später sollte ihr gesagt werden, daß ich todt sei, was ich, so Gott will, auch bald seyn werde. Sie haben des Kindes Namen geändert, und ich bin seit den letzten vier Jahren bettelnd durch das arme Land gezogen, und zu Zeiten gewallfahrtet; im Innern meiner Seele habe ich, wie es sich gehört, aufgeräumt, aber jetzt, Gott möge mir beistehen, schwindet die Kraft meines Herzens, und ich verlange noch einmal, das Antlitz meines Kindes zu sehen. Gestern Abend hoffte ich, sie würde, wenn sie meinen Gesang hörte, meine Stimme erkennen, ich war ganz Herzleid vor Sehnsucht, sie zu sehen, so daß ich glaube, hätte ich die Stimme ihres Mundes gehört, so wäre ich vielleicht vor Bewegung gestorben; und doch, fügte sie hinzu, ich weiß nicht warum, Gott stehe mir bei, ich weiß nicht warum, es war ein

ſoll ich freilich nicht brechen, aber die
zerbricht Mauern von Stein. Ich entſi
Kindheit, daß wenn ich ein Vogelneſt g
Käfig geſetzt hatte, und dann die Junge
doch mit dem erſten, wie mit dem letz
Alten kamen und die Jungen fütterten, u
ſicherte, ſie hätten beſſeres Futter bei m
ſchaffen könnten; aber dennoch kamen
klagten und trauerten — und klagten un
holte die arme Mary mit Betrübniß. Ki
bei ihr im Kampfe, aber es konnte mir
wenn ſie am Leben bliebe, auch bei ihr,
bei iriſchen Frauen der Fall iſt, die Liebe
Kinde den Sieg davon tragen würde.

Als wir von Killarney zurückkehrte
Tage zuvor geſtorben, und obſchon wir
worin ihre Tochter wohnte, ſo konnten w
ren, ob ſie ihre Mutter geſehen hatte.

XXXI.

Literatur.

De catholicae Ecclesiae primordiis recentiorum Protestantium systemata expenduntur dissert. hist. dogm. quam publice defendit J. Hergenröther. S. theol. Dr. Ratisbonae apud G. Manz 1851.

Wie der vorherrschende Charakter eines haltlosen Systems oder einer einseitigen Richtung, selbst den Vertretern derselben oft unbewußt, überall, wohin jene sich wenden, mit innerer Nothwendigkeit sich geltend macht: so tragen auch die neuesten Erzeugnisse der protestantischen Theologie im Gebiete der Kirchen- und Dogmengeschichte so recht das lebendige Gepräge des jetzigen Protestantismus an sich, wie er sich spaltet und zersplittert, und in der Zersplitterung völlig sich auflöst. Da ist ein buntes und endloses Gewirre von Meinungen und Hypothesen, von denen die eine die andere verdrängt und in Lethe's Fluthen begräbt; die abentheuerlichsten Phantasiegebilde treten im prunkvollsten Gewande auf, und, nennen sich Resultate der schärfsten historischen Kritik; aber das Historische selbst verschwimmt nach und nach, und verliert sich in den puren Nihilismus, der das dogmatische Element im jenseitigen Lager schon lange nicht nur beherrscht,

Christus auf die höflichste Manier beseitigt zu
der in der Kirche fortlebende nicht entfernt n
Schärfe noch zeigte, das müsse doch mehr
seyn, was wie er in den Vordergrund der
ten, und länger als ein Jahrtausend eine so
und bleibende Stellung im Leben der Völke
hat? Wollte man nicht auf halbem Wege ste
galt es jetzt, demselben zersetzenden Verfahren
schichte wenigstens in ihren ersten und wichtig
unterwerfen, wie es die heiligen Schriften
ergehen lassen mußten; es galt das Vorbild
chendste Apologie des in sich so vielfach gethei
tismus in der Urkirche selbst zu finden, die
völligen Glaubensfreiheit und Toleranz nach
Zuschnitt und mit einer Verfassung auf der
kratischen Grundlage ausgestattet werden mußte,
gen, wie sie auch unsere Zeit fordert — kurz
teste Kirche so viel als möglich zu protestantisir
siren; dann war der höchste Triumph des unste
erreicht. Die Neutübinger Schule scheint
tu

eine uralte Behauptung der reformirten Genossenschaften, die Kirche sei schon frühe corrumpirt, und nach und nach immer mehr verunstaltet worden, bis ihre Makel und Gebrechen jenen Höhepunkt erreichten, der es den Reformatoren zur Pflicht und zur Nothwendigkeit machte, aus ihrem Verbande zu scheiden, um das heiligste Gut der Christen, das Evangelium in seiner Reinheit zu retten. Aber wann diese Veränderung im kirchlichen Leben, diese Alteration und Depravation des christlichen Bewußtseyns eingetreten, darüber war und blieb man schwankend. Mit der Hervorhebung hierarchischer Anmaßung war noch nichts erreicht; der Zeitpunkt, in dem die alte Kirche fremdartigen Einflüssen sich hingab und vom wahren Glauben apostasirte, und die Art, wie dieser Abfall Statt gefunden, mußten festgestellt und nachgewiesen werden. Diesen Nachweis aber blieben die älteren protestantischen Gelehrten ihren katholischen Gegnern schuldig, und daher glauben sich die neueren, die dieses eingestehen, von ihrem minder beengten Standpunkte aus berechtigt und verpflichtet, diese „Lücke der seitherigen protestantischen Geschichtsschreibung“ auszufüllen, und mittelst einer kritischen Durchforschung der zwei ersten christlichen Jahrhunderte die Genesis der altkatholischen Kirche zu enthüllen. Natürlich stimmt keiner dieser Historiker mit dem anderen überein, und so muß eine Hypothese die andere fortwährend verschlingen. Indessen mehr oder minder stützen sich dieselben insgesammt auf die schon von Protestanten des vorigen Jahrhunderts vorgegebenen Parteiungen in der Urkirche und unter den Aposteln selbst, auf die Differenz von Petrinern und Paulinern, Juden- und Heidenchristen, aus deren endlicher Vereinigung entweder noch am Schluße der apostolischen Zeit, oder in der Mitte, oder am Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts die altkatholische Kirche (nicht aber die neukatholische, wie sie seit dem Tridentinum besteht) hervorgegangen seyn soll. Die neutestamentlichen Bücher sind Programme dieser verschiedenen christlichen Fractionen, die

ben, der schon und stattlich dem Auge
mit seinen Fundamenten wie immer be

Die rasche Aufeinanderfolge dieser
seitig ihre Schwächen sich aufdeckten,
das andere immer aus dem Feld schlu
und undankbare Arbeit des Widerle
Theologen ersparen, die nebstdem auch
chen Machwerken der willkürlichsten Co
verdiente Ehre zu erweisen, falls sie
historische Bearbeitungen anerkennen we
eine Widerlegung aller Erscheinungen
Seits als ein Bedürfniß, oder eine Not
werden kann: so ist es doch Sache de
schaft, nicht nur die Entwicklungen i
Literatur im Allgemeinen mit Aufmerk
sondern auch von Zeit zu Zeit wenigs
Produkten derselben öffentlich gegenübe
es in der katholischen Literatur an einen
rischen Gemälde der ältesten Christengen
zelnen, da und dort zerstreuten Züge in
zen sammelt; aber schon ...

bezeichnet ihre Widersprüche und Paralogismen, bespricht die Beweisquellen der Gegner, und behandelt endlich diejenigen Momente, welche nach jenen Theorien die katholische Kirche erst begründet haben sollen. Der Verfasser will nicht eine allseitige und ausführliche Confutation der gegnerischen Schriften geben, sondern bezweckt zunächst nur eine Erörterung der wichtigsten Fragepunkte und eine Orientirung vom katholischen Standpunkte aus. Die Art, wie er bei der Fülle des Stoffes in präcisem lateinischen Ausdruck dieses ausgeführt, verdient alle Anerkennung und Empfehlung, und berechtigt zu der Hoffnung, daß er nicht ohne Erfolg die Urgeschichte der Kirche zum Gegenstande einer besonderen größeren Arbeit nehmen würde, wozu er das Vorhaben angedeutet.

Wir begnügen uns hier, indem wir auf die Schrift selbst verweisen, noch folgende Bemerkungen des Verfassers anzuführen, die für die geschichtliche Entwicklung der protestantischen Theologie und des Protestantismus überhaupt von nicht geringem Belange sind. Während die ersten Protestanten, ungeachtet ihrer Verwerfung des Traditionsprincips, doch nie zugeben wollten, daß die älteren Kirchenväter die specifisch-katholischen Lehren geglaubt und verkündet: sehen viele der Neueren sich genöthigt, von Irenäus an den Katholicismus als bereits in seinem Wesen entfaltet, und in der Kirche herrschend geworden anzuerkennen; sie räumen der katholischen Kirche bereits das ganze christliche Alterthum ein, nur mit Ausnahme der zwei ersten Jahrhunderte, und selbst in diesen finden sie wenigstens Keime der eigentlich katholischen Lehre. In diesen Bekenntnissen, die zum Theil als eine Frucht gründlicherer patristischer Studien betrachtet werden dürfen, zeigt sich ein neuer Triumph der katholischen Kirche. Ferner eben jene Schriftstellen, die man sonst hartnäckig gegen den von der katholischen Ueberlieferung ihnen beigelegten Sinn auslegte, werden jetzt in eben dieser früher bestrittenen Bedeutung verstanden, und gerade darum zu Argumenten für

die spätere Abfassung einzelner Theile des neutestamentlichen Canon benützt — und hierin liegt eine große Rechtfertigung der katholischen Exegese. So dienen selbst die Bestrebungen der Feinde der Kirche zu deren Apologie. Endlich, je mehr man vom Urchristenthum geredet, desto weiter ist man gerade vom Urchristenthum abgewichen. Man wollte mittelst historischer Forschungen im Protestantismus das reproducirte, verjüngte und wiedererstandene Urchristenthum finden; man fand es aber nicht. Nun soll es aber auch in der katholischen Kirche nicht mehr vorhanden seyn; das wahre Christenthum existirt also gar nicht mehr; keine der bestehenden Kirchen ist die wahre; also hat Christi Kirche gänzlich aufgehört. Die also noch eine wahre Kirche haben wollen, müssen auf den katholischen Standpunkt sich begeben; sonst sind sie rettungslos steter Unruhe und stetem Zweifel anheimgegeben. Und das ist ja eine der großen Thatsachen der Gegenwart: die Scheidung in zwei große Heerlager, wo es heißt: Entweder christlich und dann katholisch — oder nicht christlich, und dann glaubenslos. Ist durch Baur's und Schwegler's, oder Roth's und Ritschl's Kritik erst die wahre Christuslehre und Christi wahre Kirche zu finden: dann müssen wir ewig suchen und finden niemals das, was wir gesucht.

XXXII.

Kaiser Karl V.

Beiträge zu seiner gerechteren Beurtheilung.

I.

Der Kaiser und sein Zeitalter.

Gibt es Menschen, über deren Leben das Licht eines höheren welthistorischen Berufes leuchtet und sich durch manche außerordentliche Fügungen kund thut, so gehörte Kaiser Karl V. gewiß zu ihnen; er selbst hatte auch das Bewußtseyn dieser seiner providentiellen Stellung, und im Vertrauen auf den Stern, der über seinem geweihten Haupte leuchtete, durchschiffte er die hohe See seines Lebens und seiner Zeit mit standhafter, gleichmüthiger Seele: ob nun die Sonne des Glückes blendenden Scheines auf die spiegelglatte herniederschien, oder ob die finsterste Nacht des Verderbens die stürmisch bewegte bedeckte, und unter Donner und Blitz die zornigen Wogen über seinem müden Haupte zusammenschlugen.

Schon seine Geburt fällt bedeutsamer Weise mit dem ersten Jahre jenes 16ten Jahrhunderts zusammen, das einen so verhängnißvollen Wendepunkt in der ganzen Geschichte bilden sollte, und dessen erste Hälfte sein Leben und seine Thaten erfüllten.

Loos seiner gebrechlichen Natur ist, in demselben Augenblick so grell einander gegenüber, daß dieser Anblick seine Umgebung mit tiefer Wehmuth erfüllte. Eines solchen erschütterten Begegnisses gedenkt Guillaume van Male in einem Briefe an seinen Freund und Gönner, Louis von Flandern, Herrn von Praet, worin er uns, acht Jahre vor Karls Tod, einen Tag aus dem kaiserlichen Leben schildert.

Van Male, einer adelichen Familie von Brügge entsprossen, war nämlich Kammerherr des Kaisers; er genoß Karl's Zuneigung und seines innigsten Vertrauens, und brachte viele Tage und Nächte an seinem Krankenlager zu; er las ihm vor, erzählte ihm und betete ihm vor; und der Kaiser fühlte sich so sehr zu ihm hingezogen, daß er ihm einmal bei verschlossenen Thüren die geheimsten Gedanken des Herzens eröffnete. 1550 hatte van Male diese Kammerherrenstelle durch die Verwendung de Praets, Gouverneurs von Flandern und Schatzmeisters der Niederlande, erhalten, dem er von dem an aus dem kaiserlichen Gemache eine Reihe von Briefen schrieb, die manches überraschende Licht auf das innere häusliche Leben des Kaisers werfen, dessen erschöpfter Körper damals schon unter der schweren Last seiner Kronen erlag. Seine Schilderungen versetzen uns mitten in das wirre Getümmel jener Tage mit ihren Gährungen, Empörungen und Kriegen, worin das Glück oft von Stunde zu Stunde grausam wechselte. Keine Geschichte kann uns ein lebendigeres Bild von der Lebensweise des Kaisers und den wechselnden Gefühlen, die auf ihn einstürmten, geben, als wenn dieser vertraute Kammerherr, dem eingeschlummerten Kranken zur Seite, neben seinem Bett, stehenden Fußes, ohne Tisch und ohne Stuhl, mit freier Hand dem fernen Freunde schreibt, was er eben gesehen und gehört, und was sein eigenes Herz dabei empfunden. Da schreibt er von Augsburg unter dem 30. September 1550 unter Anderm also: „Während den vergangenen zwei Tagen habe ich an der Person des Kaisers philosophische Betrachtungen über das klägliche

Loos der menschlichen Dinge — calamitosam rerum humanarum conditionem — und das wunderbare, ja lächerliche Gebahren des Glückes angestellt. Die Gesundheit des Kaisers hatte sich eben ziemlich befestigt, obschon ihn kurz vorher die Hämorrhoiden und eine widerwärtige Magenschwäche heimgesucht hatten; er gab sich den Anforderungen des Publikums, der Jagd, der Lectüre hin; ergötzte sein Gemüth an dem heiteren Gespräche der Hausgenossen; einen großen Theil des Tages und der Nacht verwandte er unterdessen zur Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten, indem er den König und die Königin zu geheimen Berathungen berief; so genoß er", sag ich, „im Vergleich zu seinem gewöhnlichen Zustand und der Hinfälligkeit seines erschöpften Körpers eines athletischen Wohlseyns. Siehe, da schwillt ihm von dem nächtlichen Stich einer Schnacke am Handgelenk die Haut und verursacht ihm ein Jucken; dem Kaiser ist es unerträglich, er streichelt und reibt sich mit dem Nagel nur leise die oberste Haut. Und wer sollte es glauben! Hand und Ellenbogen werden von einer solchen Entzündung ergriffen, daß man hätte glauben können, der Krebs sei plötzlich bei ihm hervorgetreten. Lächelnd gedachte ich bei mir der alten Fabel von dem indischen Elephanten und der Stechmücke, da ich Zeuge war, was der Stachel des gemeinsten Thierleins gegen den König vermochte! Der Kaiser meinte, auch das Chiragra spiele in den Schmerz seines Geschwüres hinein; ich mochte indessen nicht glauben, es werde so unhöflich seyn, und einen solchen Fürsten mit der Linken anfassen, da die Höflichkeit doch gebietet, die Rechte darzureichen. Aber höre nun weiter die blendenden Schmeicheleien der Fortuna: während sie die Stechfliegen gegen den Kaiser bewaffnet, entreißt sie seinen wüthigsten Feinden die Waffen: den Sachsen bei Magdeburg, den Türken und Numiden bei Leptis. Und was das Erstaunen noch steigert, ist, daß, wie die Länder, wie Nord und Süd von einander verschieden sind, so auch die Umstände der beiden Waffenthaten. Höre kurz den Verlauf.

Der Fürst von Braunschweig hatte auf Befehl des Kaisers die Belagerung, womit er Braunschweig seit mehreren Monaten bedrängte, aufgehoben, da der Magistrat beim Kaiser um Frieden gebeten, und sich nach Niederlegung der Waffen zu einem gütlichen Uebereinkommen bereit erklärt hatte. In dem entlassenen Heere war nun ein edler Jüngling des Hauses Mechelburg *), von blühendem Alter und Anmuth, und durch sein Waffengeschick und seinen Arm von der raschesten Entschlossenheit, der ließ einen Theil des aufgelösten Heeres, Fußvolk und Reiterei, den Fahneneid ablegen, und zog mit ihnen rasch von dannen, als gelte es einen Einfall in das Land eines übermächtigen Bischofes, mit dem er und seine Stammgenossen in Feindschaft lebten. Er weiß sich die Soldaten zu gewinnen, wendet auf dem Marsch um, erstürmt eine kleine Stadt des Magdeburger Gebiets, und gibt sie seinen Soldaten zur Plünderung Preis. Die Magdeburger, entflammt über die Verletzung ihrer Bundesgenossen, ziehen ihm in Schlachtordnung entgegen; im Vertrauen auf ihren alten, unheilvollen Starrsinn und ihre Anzahl stellen sie die Entscheidung einem unglücklichen Treffen anheim. Auf Mansfeld's Antrieb waren sie bisher in ihrer Wuth und ihrem Wahnsinn verharrt, und eben dieser Mansfeld adelte nun durch seinen Tod die Niederlage der Stadt, nachdem sie drei Tausend an Erschlagenen und Verwundeten, und sechszehn fahrbare Geschütze verloren. Ihn suchte der von Mechelburg im Kampfe mit heißem Muth auf, und als er seiner habhaft geworden, hielt er ihm ein Handgeschoß vor die Stirne und streckte ihn nieder. So endete jenes Mansfeld's Leben, der die dem Kaiser gelobte Treue, — es war kurz vor dem Beginne des Kampfes gegen die Glieder des schmalkaldischen Bundes zu Regensburg, — so frevelhaft gebrochen hatte. Ich war in dem Schlafgemach des Kaisers zugegen, als er von dem Bischof von Arras den Verlauf der Sache erfuhr; er

*) Mecklenburg.

war sehr erfreut über eine so gute Zeitung, und rühmte ausnehmend die treffliche Tapferkeit jenes Jünglings. Nun wende den Blick nach Afrika, höre den Fall von Leptis *). Alles war zum Sturme vorbereitet, als am zehnten September, auf das Verlangen der Soldaten, die von Kampfbegier brannten, die Befehlshaber der Flotte und des Heeres das Zeichen zum Angriff gaben. Bereits zwölf Tage vorher schon hatten die Kaiserlichen ununterbrochen gegen die eine Seite der Stadt, jedoch ohne Erfolg, Minen geführt; darauf hatten sie mit dem Geschütz die Mauer dort zusammengeschossen; jetzt also rannten sie in dreifacher Schlachtreihe, frohgemuth und mit Aufbietung aller Kraft, darauf los; der Sturm erfolgt; sie dringen hinan durch die zerstreuten Blöcke und die Trümmer des Walles, allein die Höhe der Befestigung hindert sie, sich in die darunter stehenden feindlichen Schaaren zu stürzen. Da wenden sie sich im eiligsten Laufe nach der rechten Seite der Stadt hin, die das Meer bespült; dort nämlich hatten die Unseren zwei Galeeren mit Ankertauen an einander befestigt, damit sie nicht von den Fluthen bewegt würden; sie hatten sie mit Erde und einem Walle zur Aufnahme der Geschütze versehen und der Stadt gegenüber aufgestellt. Auf dieser Seite also gehen die Soldaten bis zur Brust durch das Wasser; mit unglaublicher Tapferkeit besiegen sie die höchsten Schwierigkeiten jeder Art, und so dringen die mit Speeren Bewaffneten in die Stadt, denn da die Höhe des Wassers ihnen die Pulverfässer genäßt, so konnten sie ihre Feuergewehre nicht gebrauchen. Während frische nachgesandt wurden, hielten sie unterdessen, ohne den Schutz ihrer Büchsenschützen, die Gewalt der Feinde mit der größten Tapferkeit aus; drei ganze Stunden währte von beiden Sei-

*) Leptis, eine Stadt unweit Tunis, von den Europäern Monastero genannt; unten nennt van Male den antiken Namen Aphrodisium, was bei den Arabern Mahadia ist.

ten der heißeste Kampf. Die Barbaren vermögen den Sturm der Kaiserlichen gegen die Mauer nicht zurückzuwerfen; sie geben die Stellung auf und ziehen sich in die Stadt zurück; der Kampf entbrennt von neuem auf dem Markt und in allen Stadttheilen; noch zwei Stunden leisten sie mit größter Anstrengung Widerstand. Endlich ergreift sie gänzliche Verzweiflung, und sie fliehen zu dem nächsten Thurme, als der letzten Zufluchtsstätte ihrer Rettung; auch er wird schnell von den Unseren bestürmt, und so ergeben sich Alle in die Knechtschaft. Die Kaiserlichen hatten in diesem Treffen ungefähr zweihundert Verwundete und Todte, die Zahl der gefallenen Feinde war darum nur eine geringere, weil die Unserigen gieriger nach der Beute verlangten und es darum vorzogen, später einen Sclaven zu verkaufen, als ihn mit eigener Lebensgefahr umzubringen. Die Ritter von Rhodos hielten sich in diesem Kampfe mit der höchsten Tapferkeit, da es ihnen ja ein Ruhm ist, auf Wahlstätten dieser Art ihr Leben gleichsam verschwenderisch hinzuopfern. In meiner Gegenwart wurde dem Kaiser von dem Befehlshaber der Rhodiser Flotte durch Don Luis d'Avila angezeigt, daß er mit einer auserlesenen Schaar von Rittern dieses Ordens das höchst Mögliche bei diesem Feldzuge geleistet habe. Zeuge dafür seien der Tod und die Wunden der Seinen, deren er vierzehn begraben hätte, und daß unter der großen Zahl von Verwundeten zwei und zwanzig sich befänden, an deren Rettung die Chirurgen und Aerzte verzweifelten. Dieses wurde dem Kaiser schriftlich gemeldet; nun höre noch von dem Aberglauben der Afrikaner. Aus der Zerstörung von Leptis prophezeihen die Priester und Wahrsager dieses Volkes den Untergang des muhamedanischen Gesetzes; denn sie deuten aus den alten Jahrbüchern, werde Aphrodisium erobert, dann würden des Alcorans Gesetze erlöschen *)."

*) V. Cl. Guilielmi Malinaei, Brugensis, Flandri, imp. Caes. Carolo V. Aug. a cubiculis, epistolarum liber ad illustriss. virum. D.

Allein es waren nicht immer frohe Siegesnachrichten, die den Kaiser, bei seiner frühen körperlichen Hinfälligkeit und seinen herben Schmerzen und schlaflosen Nächten, aufrichteten und erheiterten: es kamen auch eben so oft schlimme Unglückskunden von drohenden Gefahren, herzzerreißende Trauerbotschaften von schweren Unfällen und Niederlagen der Seinen. Ja häufig in demselben Augenblick, wo er, nach unendlichen Mühen, Anstrengungen und Opfern, endlich meinte, das lang ersehnte Ziel erreicht zu haben, wo ihm das Glück überall lächelte und der heißeste Wunsch seines Herzens, der allgemeine Friede, nahe schien: überraschte ihn die trostlose Kunde, wie plötzlich ein neuer Feind losgebrochen, oder Zwietracht unter den kaum Versöhnten sich erhoben, oder seine alten Feinde einen neuen furchtbaren Bund gegen ihn geschlossen, der ihn und das mühsame Werk seines Lebens wieder mit nahem Untergange bedrohe. Und es waren auch nicht immer die bloßen Boten von dem nahenden Unheil, die ihn überraschten; manchmal trafen die Feinde mit ihnen zugleich ein, so daß dem von der Gicht an Arm und Bein gefesselten Kaiser kaum Frist blieb, in einer Senfte der Gefangenschaft zu entgehen. So zwei Jahre später, 1552, als Kurfürst Moriz von Sachsen den Arglosen, der im Vertrauen auf den bestehenden Frieden und die gesetzliche Ordnung im Reiche,

---

Ludovicum a Flandria, Prati Toparcham, ordinis aurei velleris equitem, Aerarii Belgici praefectum supremum. Cf. Epist. XIV. Der Baron von Reiffenberg hat diese Briefe lateinisch herausgegeben unter dem Titel: Lettres sur la vie intérieur de l'Empereur Charles-Quint, écrites par Guillaume van Male gentilhomme de sa chambre. Bruxelles 1843. In einer im 8ten Bande der Memoiren der Akademie von Brüssel, neue Folge, früher von ihm verfaßten Abhandlung: „Particularités inédites sur Charles-Quint et sa cour", hat Reiffenberg diese Briefe und die ungedruckte Schrift des Jean van Nesse über die Reisen Kaiser Karl's V. benützt.

wie auf die Dankbarkeit seines Schützlings, in einer seiner Städte friedlich und unbewaffnet Hof hielt, dort durch List plötzlich aufzuheben gedachte, eine Verrätherei so heuchlerisch, so schmachvoll und niederträchtig, wie je ein deutscher Fürst sie gegen seinen Bundesgenossen, seinen Wohlthäter, den er Vater genannt, und gegen seinen Kaiser verübt. Gewiß hat diese bittere Enttäuschung nicht wenig dazu beigetragen, Karls Gemüth der Welt zu entfremden, und ihm die deutschen Angelegenheiten gänzlich zu verleiden. Die Sache verhielt sich also.

Karl hatte sich im Oct. 1551 nach Innsbruck begeben, um dem Concil von Trient, das der zerrissenen christlichen Welt, wie er hoffte, den Frieden und die Eintracht wieder geben sollte, näher zu seyn. Der Beginn des Jahres 1552 war kein erfreulicher. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, die verbitterten Gemüther gaben wenig Hoffnung zu einer wahren Aussöhnung. In den verwichenen Jahren hatten die Türken seinem Bruder, dem römischen König Ferdinand, in Ungarn großen Bedrang angethan, und das deutsche Reich mit ihren Verwüstungen bedroht; sie hatten dieß im Einverständniß und aufgehetzt von dem allerchristlichsten König von Frankreich unternommen; die Nachrichten von dort her lauteten jetzt schlimmer als je; ein neuer Türkeneinfall stand für dieses Jahr abermals zu befürchten. Während aber so der Osten des Reiches einen Einbruch der ottomanischen Horden mit Schrecken gewärtigte, verbreiteten sich dumpfe Gerüchte, ihr geheimer Verbündeter, Heinrich II. von Frankreich, beabsichtige, trotz des bestehenden Friedens, Hand in Hand mit den Türken, einen gleichzeitigen Einfall von Westen her, so daß sich Türken und Franzosen vielleicht im Herzen von Deutschland hätten die Hand reichen können. Um jedoch das Maaß des Unheiles bis zum Ueberfluß zu füllen, so verbreiteten sich zu gleicher Zeit auch die beunruhigendsten Gerüchte, als hätten mehrere protestantische Fürsten, an ihrer Spitze ihr mächtigster, Kurfürst

Moriz von Sachsen, mit dem Bundesfreunde der Türken, mit Heinrich II., gleichfalls einen heimlichen Bund geschlossen, um, während die Türken von Osten und die Franzosen von Westen über die Gränzen des deutschen Reiches räuberisch hereinbrächen, und die dortigen Reichsstädte und das Reichsgebiet besetzten, auch ihrer Seits aus dem inneren Deutschland über den Kaiser in Innsbruck herzufallen.

Gerade um diese Zeit, am 30. März 1552, schrieb van Male aus dem kaiserlichen Hoflager von Innsbruck an de Prat: „Während ich der Betrachtung des gegenwärtigen Jammers entfliehe, werde ich am Briefschreiben verhindert; doch habe ich mich gegen Alles abgehärtet, was übrigens Vielen zum Ende zu gehen scheint. Zum großen Troste gereicht uns Allen ferner, in einer so widrigen und fast verzweifelten Lage der Dinge, die hervorleuchtende Tugend des Kaisers und die Tapferkeit seines Gemüthes, das Bewußtseyn seines fleckenlosen Lebens, und was eine Hauptsache bei so großen Gefahren ist, sein leibliches Wohlbefinden" *).

Der Kaiser, der sich von Seiten der Türken und Franzosen nichts Besseres versah, wollte anfänglich den warnenden Gerüchten und Nachrichten über den Verrath der protestantischen Fürsten, und besonders des sächsischen Kurfürsten, durchaus keinen Glauben schenken; es schien ihm, als entehre er sich selbst und den deutschen Stamm, dem er von väterlicher Seite angehöre, durch einen so schwarzen Argwohn. Keinem protestantischen Fürsten hatte er ja so rückhaltslos sein Vertrauen geschenkt, wie Moriz; keiner war ihm so durch Wohlthaten jeder Art verbunden, wie dieser. Ihm, gerade dem

*) Epistola XXX: Magna porro nobis omnibus consolatio est in rebus tam adversis ac tantum non desperatis eximia in Caesare virtus atque animi fortitudo, conscientia vitae innocentissimae et, qui magnus ad tanta pericula nervus est, valetudo integra.

Protestanten, hatte er die Ausführung der Reichsbeschlüsse aufgetragen, und ihn an die Spitze des Heeres gegen die Landesfriedensbrecher seiner Confession gestellt, um den Protestanten eine Bürgschaft zu geben, daß es sich dabei nicht um eine religiöse Gewissensbedrückung handle. Und einst im französischen Feldzug, als Moriz vor einer Festung in einen Kugelregen gerathen war, ritt der Kaiser ihm nach und führte ihn aus dem Bereich des Geschützes, mit den Worten: „Er verstehe noch nicht, wie man sich unter den herumfliegenden Kugeln drehen und wenden müsse.“ Moriz nannte ihn Vater, und Karl ihn Sohn; und auf ihn hatte er, statt des gefangenen Johann Friedrichs, die sächsische Kurwürde übertragen. Und erst jüngst hatte Moriz, nach langer Belagerung, von dem Kaiser dazu beauftragt, Magdeburg zur Uebergabe gebracht, und die abgefallene Stadt auf's neue dem Kaiser die Treue geloben lassen. Und wiederholt empfing er neue Versicherungen der Treue und Anhänglichkeit von Seiten des Kurfürsten, und wie er und seine Räthe und seine Theologen bereits auf dem Wege nach Trient und Innsbruck seien, um dem Kaiser in seinem Friedenswerk für die Christenheit und das Reich getreulich beizustehen.

Die verlängerte Haft des Landgrafen von Hessen, hieß es, treibe den Kurfürsten zu diesem Aeußersten; allein gerade Moriz hatte sich früher hinsichtlich seiner Befreiung mehr als gleichgültig gezeigt; die Religionsbedrückungen der Protestanten in Deutschland durch den Kaiser, hieß es weiter, seien ein Hauptgrund, warum sich Moriz durch alle von Karl empfangenen Wohlthaten und seine Pflichten als deutscher Reichsfürst nicht abhalten lassen könne, für seine Glaubensgenossen Schutz bei dem Reichsfeind, bei Frankreich zu suchen. Allein wenn der Kaiser, der stets auf's Neue die Versöhnung durch Milde versucht hatte, und Gewaltthätigkeiten ausgewichen war, seine Mäßigung und unerschöpfliche Langmuth mit der schonungslosen Härte verglich, womit Franz I.

und Heinrich II. den Protestantismus und die Protestanten in ihrem Lande verfolgten und auszutilgen suchten: wie hätte er glauben mögen, ein deutscher protestantischer Fürst könne seine Treue gegen das Reich und die eigene Ehre und die Ehre seiner Confession so sehr vergessen, um dort Zuflucht zu suchen, und den räuberischen Feind in die Marken des Vaterlandes einzulassen, in demselben Augenblicke, wo die Türken mit den furchtbarsten Rüstungen von der andern Seite her drohten, und der Kaiser in gänzlicher Entblößung keine Streitmacht zur Verfügung hatte, weder um das Reich gegen die Türken, noch gegen die Franzosen zu schützen. „König Heinrich II., Franzens Sohn und Nachfolger", bemerkt hierüber K. A. Menzel, „war nicht weniger, als sein Vater, ein Feind und Verfolger der Protestanten in Frankreich, und zu derselben Zeit, wo er gegen das Concil zu Trident protestirte, ging ein Edict (am 22. Juni 1551 zu Chateaubriand erlassen und am 2. September publicirt) gegen sie von ihm aus, welches die Blutgesetze seines Vaters schärfte und vervollständigte, den Angebern große Belohnungen verhieß, und über jeden Ketzer, vor dem Feuertod, noch die Qual des Zungenausreißens verhing." Mit diesem „Zungenausreißer" also sollten deutsche protestantische Fürsten ein geheimes Bündniß aufgerichtet haben, daß er sie von der tyrannischen Verfolgungspolitik ihres Kaisers befreie, eines Kaisers, der bei seiner Anwesenheit in Wittenberg nicht einmal den protestantischen Gottesdienst in der Grabkirche Luthers auf einen Tag unterbrochen hatte, und der einen Protestanten, eben diesen Kurfürsten Moriz, als den rechten Arm seiner Politik, mit der höchsten Macht an der Spitze des Heeres bekleidet hatte. Es widerstrebte dem edlen Sinne des Kaisers, eine solche Infamie von einem Manne zu glauben, der ihn noch jüngst Vater genannt, und der fortdauernd Anhänglichkeit an ihn heuchelte und das Verlangen nach friedlicher Verständigung äußerte, ja der sogar zum Scheine schon Quartier für sich

und seine Räthe in Innsbruck bestellt hatte, und sich auch wirklich auf dem Wege dorthin befand, um Alles persönlich mit ihm in Güte zu vertragen, während seine Abgesandten in Trient, — gleichfalls nur zum Scheine, um den Kaiser in seiner Sicherheit noch mehr einzuschläfern, angewiesen waren, — neue Forderungen zu stellen, als denke Niemand an Krieg, als solle Alles friedlich und in Güte vertragen werden!

„Auch in den Jahren, als Karl's Muth und sein Ehrgeiz noch frisch war, hatte er oft geäußert, wenn er auch das ganze Königreich Frankreich erobern sollte, würde er es dem Könige wieder geben, und nur den kleinen Theil behalten, den er als ihm selbst gehörig betrachte, da er auf das Uebrige kein Recht habe; denen aber, welche ihm das Beispiel des Julius Cäsar vorhielten, wie man Siege nicht nur erfechten, sondern bis zur gänzlichen Vernichtung des Gegners verfolgen müsse, pflegte er zu antworten: „Die Alten hatten nur ein Ziel vor Augen, die Ehre; wir Christen haben deren zwei, die Ehre und das Heil der Seele *).“ Diese Gesinnung, die auf seiner tiefen religiösen Ueberzeugung ruhte, die ihn auch später bewog, freiwillig all seiner irdischen Macht und Herrlichkeit zu entsagen, um Gott ungetheilt zu dienen und das Heil seiner Seele zu wahren, stand freilich im grellsten Widerspruch gegen den macchiavellistischen Geist der Politik seiner Zeit. Diese Macchiavelistik wußte nichts von Gewissen, von Religion, von Gott, außer wenn sie ihr zum Deckmantel dienen konnten: ihre Triebfeder war die Eigensucht, ihr Ziel Machtvergrößerung, und ihre Mittel Lug und Trug, treulose List und ungerechte Gewalt. Daher auch von Ludwig XI. erzählt wird, er habe gesagt, sein Sohn solle statt allen Lateines den einzigen Spruch lernen, der die ganze Regentenweisheit in sich be-

*) Zenocar a Scawenburg lib. V. p. 263 bei K. A. Menzel. D. Gesch. III. 221.

fasse: „Qui nescit dissimulare, nescit regnare.“ Das „dissimulare“ war übrigens nur die eine unschuldigere Seite dieser Staatsweisheit, das simulare war ihre Hauptstärke, und hierin zeigte sich Moriz, bis zum letzten Augenblick seines Anschlages, als Meister.

Die besorgten Freunde und Staatsmänner des Kaisers hatten indessen längst die Verderben drohenden Gefahren in ihrem Beginne aufsteigen sehen; die Schritte Frankreichs, das zweideutige Benehmen des Sachsen waren ihrem Verdachte gleich Anfangs nicht entgangen; die drohenden Ungewitter, die das Jahr 1552 für den Kaiser bringen würde, standen daher auch mit furchtbarer Klarheit vor ihren Augen. In diesem Sinne hatte ihm schon im October 1551 seine Schwester, die Regentin der Niederlande, die Königin Maria, Wittwe des im Türkenkriege bei Mohacs gefallenen Ungarkönigs Ludwigs, eine Frau von kühnem, tapferem Charakter und staatsmännischem Geiste, einen sehr merkwürdigen Brief voll Schrecken geschrieben, in dem sie ihm Alles warnend voraus sagte, wie es sich ereignete. Sie meldete ihm darin ihre Besorgniß, daß der König von Frankreich im kommenden Frühjahr Deutschland von mehreren Seiten angreifen werde, und daß Moriz mit ihm und mit allen Feinden des Kaisers im Einverständniß stehe; wie auch, daß ein Bruch mit England und eine Revolution daselbst zu besorgen sei: „denn“, sagt sie, „man hat dort noch seltsamere Dinge gesehen, zu denen es noch minder einen Anschein hatte, dergestalt, daß ich sehe, daß wir viele Feinde und Neider, und wenige Freunde und Gönner haben.“ Alles stehe darum auf dem Spiel, und „es gelte für das kommende Jahr, das Aeußerste aufzubieten, um entweder zu siegen, oder besiegt zu werden, wovor uns Gott bewahre.“ Sie baue, fährt sie fort, spanische Luftschlösser, wie diesen Gefahren zu begegnen sei. Sie wünscht, er möge sich etwa nach Speier begeben, dem Schauplatz näher zu seyn, und räth ihm unter Anderm,

zu bedenken, ob es nicht gut sei, Moriz mit freigebiger Hand einen ehrenvollen Oberbefehl, entweder gegen die Türken in Ungarn, gegen die man sich auch würde schlagen müssen, oder anderwärts, außerhalb Deutschlands (gegen die Franzosen) zu geben, so werde man die Ruhe von Deutschland vor seinen Umtrieben sichern und zugleich seinen Sinn erproben; denn nehme er einen so ehrenvollen Antrag nicht an, so könne man an seiner Verrätherei nicht zweifeln. Sie räth dem Kaiser dann weiter, sogleich für Anwerbung und Aufstellung einer starken bewaffneten Macht an den französischen Gränzen Sorge zu tragen, um nach beiden Seiten hin anzugreifen, da er doch würde genöthigt werden, nach beiden Seiten hin sich zu vertheidigen. Endlich solle man sich der Freundschaft Englands versichern, oder das Land erobern. Jedenfalls hänge Alles von dem Krieg des kommenden Jahres ab, daß er glücklich und kurz sei; sei er unglücklich und ziehe er sich in die Länge, dann wehe: „je tiens l'empire perdu et nous en grand dangier." *)

Dem Kaiser konnte in der That die Mißlichkeit und Gefährlichkeit seiner Lage unmöglich entgehen. Allein durch die gemachten Anstrengungen hatte er kein Geld, Maria hatte kein Geld, und sein Bruder Ferdinand hatte auch kein Geld und bedurfte selbst der Unterstützung; ohne Geld aber, um Truppen anzuwerben und die im Dienst befindlichen zu bezahlen, waren die Rathschläge der Schwester freilich spanische Luftschlößer. Nach reiflicher Ueberlegung hatte er sich daher damals, im Herbst 1551, entschlossen, nach Innsbruck zu gehen, wohin sich in den Stürmen des Jahres 1848 auch Kaiser Ferdinand hinwandte, in die Felsenburg zwischen Italien und Deutschland. In Italien war damals das Zerwürfniß mit Frankreich auf's neue wegen Parmas ausgebrochen,

*) Der ganze Brief, ein interessantes Actenstück weiblicher Staatskunst, steht bei Lanz: Correspondenz des Kaiser Karls V. III. 78.

in Deutschland aber gährte es im Innern, und von außen drohten dem zerrissenen Reiche hier die Franzosen und dort die Türken; so konnte er denn von Innsbruck, je nachdem die Dinge sich so, oder anders entwickelten, im entscheidenden Augenblick sich dahin, oder dorthin begeben. Wie er indessen die Tage in der stillen Alpenstadt verlebte, während die Gewitter sich sammelten und näher rückten, schildert uns das Male in seinen Briefen. Zur Abwechslung mag hier das Wesentliche daraus folgen:

Innsbruck, den 22. November 1551 schreibt er: wie die Nachrichten aus Ungarn günstig lauten und das ganze Jahr überhaupt dort so glücklich gewesen sei, daß man sich schon mit dem Untergange der Türken schmeichle. „Der Kaiser befindet sich wohl. Die Alpenluft hier haben wir über Alles Erwarten milde gefunden; doch ist sie in den letzten Tagen über die Maaßen grimmig, nicht zwar durch die Kälte, sondern wegen dem dichtesten Nebel bei stets bedecktem Himmel; allein eben jetzt hat ihn die Sonne schon wieder so verjagt, daß ich mich fast meiner Klage schäme. Es ist daher beinahe zum Sprüchwort geworden, des Kaisers Gewalt erstrecke sich auch über die Elemente. Ich lebe und es geht mir wohl, und ich ringe mit meinen Arbeiten und meinen Nöthen; ich trage sie um so geduldiger, da ich von Tag zu Tag meinem Herrn genehmer werde. Nur wünschte ich, daß er seinem Wohlwollen ein klein wenig Freigebigkeit beimischte, denn bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, welchen Stempel diese Münze trägt, da er doch meine Genossen mit einem Geschenke bedacht hat; seine Liebe aber ist, wie Alle meinen und ich selbst erfahre, unerhört."

Innsbruck, den 9. Dec. meldet er wieder: „Aus Ungarn und Italien nichts Neues; der Kaiser ausnehmend wohl, frei von Gicht und jedem Leiden. Sein Verlangen nach Lectüre ist unersättlich. Er hörte mich jede Nacht lesen; hat er sein kleines Mahl beendet, gleich fragt er wieder nach dem Buch,

wenn ihn die Schlaflosigkeit eben belästigt; das ist meine Erholung. Ich bin der Schmiegsamkeit meiner Natur äußerst dankbar, die sich so umgebildet, daß sie diese Lebensweise heiter hinnimmt."

Minder günstig lautet der Bericht vom 13. December: „Heute ist der fünfte Tag, seit die Gicht den Kaiser auf das Lager fesselt, doch ohne Heftigkeit. Es spielt ein leichtes Fieber mit hinein. Sie durchläuft ihm die einzelnen Glieder und erfaßt sie zuletzt, wie am Ziel ihrer Laufbahn, sämmtlich. Gestern um Mitternacht erhielten wir Nachrichten aus Siebenbürgen von einer türkischen Niedermetzelung. Der Kaiser war ungehalten über die Treulosigkeit der Unseren — Caesar porro inique tulit nostorum perfidiam — denn die Unseren hatten die Stadt bereits erstürmt; die Feinde zogen sich in die Burg zurück und ergaben sich, indem ihnen Leben, Waffen und Gepäck in der Capitulation zugestanden wurden. Auf dem Marsch aber wurden sie von den Unseren überfallen und niedergemacht, ihr Anführer gefangen und ihr Gepäck geplündert. Das Uebrige konnte ich nicht genau erfragen, denn ich bin beim Bett des Kaisers wie an einen Pfahl gebunden, und kann mich nicht Strohhalm breit von ihm entfernen. Crasso" (des Kaisers Sekretär für die spanischen Angelegenheiten und den Krieg) „geht Morgen nach Italien, in wichtigen Geschäften für den Kaiser; er soll für Aufbringung von Geld sorgen; denn ich sehe nicht, was er anders in Mailand, Genua und Venedig thun sollte. Der Kaiser hat mir diese Frist zugestanden, um Dir auf den heute von Dir erhaltenen Brief zu antworten; jetzt aber ruft er mich wieder, damit ich mit ihm sein Gebetpensum verrichte." Nachschrift: „Wie die Bienen den Thymian umschweben, so kommen die Hofleute herbei, da sie sehen, daß ich Dir schreibe: Rocarmius" (Philippe de Sainte Adelgonde, Kammerherr), „Baux und Arbaix, Alle grüßen Dich verbindlich. Ich kann Dir nicht sagen mit welcher Liebe, oder wenn Du es glaubst, mit wel-

cher Verbindlichkeit der Kaiser mit mir von Dir spricht; statt Verbindlichkeit möchte ich noch richtiger Pietät sagen. Glaube mir, er bewundert deine heroischen Tugenden, die ich, im Eifer ihm zu folgen, nach meinem Unvermögen preise; es bedarf aber dazu keiner weit her gesuchten Gelegenheit, da er mir täglich dazu Veranlassung darbietet. Auf baldiges Wiedersehen!"

In dem folgenden Schreiben, Innsbruck 13. Januar 1552 nimmt der Himmel schon eine kriegerischere Farbe an, das Unwetter sammelt sich im Osten, er schreibt: „Heute hat mich der Kaiser angelegentlich über deine Gesundheit befragt; ich zeigte ihm sogleich deinen Brief; er lachte über deinen Zorn, weil ich einen Monat lang geschwiegen hätte, da er doch selbst Zeuge war, daß es nicht so lange her ist. Auch sah er mein Packet bereit, dem der Axiochus des Plato beilag, er hat den Inhalt desselben, sowie des Xenophons Symposium, wenige Tage früher aus meinem Munde mit heiterem Behagen vernommen. Er lobte mich wegen meiner Sendung an Dich. „So hat also," sagte er, „Herr von Prat mir seine attische Muse ganz verheimlicht. Gestern Nacht beunruhigte uns eine Unglücksbotschaft von dem König von Böhmen, er bekam einen Rückfall in die Krankheit, von der er bei seiner Abreise von hier genesen schien. Noch spät in der Nacht ließ der Kaiser den Doktor Barsdorp rufen und trug ihm auf, am Morgen in aller Frühe in einem schon bereiteten Reitsessel mit Hubermont sich zum König zu begeben. Während ich dieses schreibe, sind bereits günstigere Nachrichten eingetroffen. Mich dauert Barsdorp wegen dieser Reise, bei seiner noch schwachen Gesundheit, im härtesten Winter; der Rücktritt wird noch härter seyn, da die Sache den Steinschmerzen wenig zusagt. Die Königin von Böhmen weiß von dem Allem nichts, sie sitzt bei ihrem Vater, unterhält sich mit ihm und scherzt; ich betrachte mit ausnehmendem Behagen diese natürliche Liebkosung der Kinder, „στοργὴν φυσικὴν τὴν

περὶ τὰ τέκνα," wie unser Cicero an den Atticus schreibt. Wenn sie ihr Vergnügen nur noch eine Stunde fortsetzten, damit auch ich mich um so ungestörter mit meinem Briefschreiben vergnügen kann. Hier ist ein gewaltiger Waffenlärm. Da erdröhnt Italien und dort Thracien. An der Donau-Mündung wird, wie es heißt, eine ungeheure Flotte erbaut. Der Ottomane zieht mit den gewaltigsten Schaaren gegen Ungarn heran, ihre Zahl übersteigt allen menschlichen Glauben, diese Kunde ist uns jüngst aus Dalmatien gekommen. Der Schreckensbote ist jener Buchia und der Bruder, der zu Salon wohnt. Er sagt: „ganz Griechenland stehe in Waffen und Viele, die unter der türkischen Knechtschaft ein elendes Leben führten, würden durch die Hoffnung eines günstigeren Glückes für die Freiheit entflammt werden. In Italien ist ein buntes Gewoge; ich erwäge unterdessen bei mir, wie treffend Homer den Ἄρης ἀλλοπρόσαλλος nennt. Ihr guten Götter, wie graziös, wie sinnreich, wie wahr! Als Crasso uns verließ, rühmte er sich, er werde vom Kaiser zur Beilegung der italienischen Sachen geschickt; ich weiß nicht, ob er etwas ausgerichtet hat, ich höre, Alles sei des Wirrwars voll, wie er selbst auch der Prahlerei ἀλαστονεία voll ist, einer, der sich ohne Gleichen liebt, wie Tullius über den Hirrus scherzt. — Jüngst in unsern nächtlichen Lesungen, da der Kaiser mir zuhörte, geschah es, daß er etwas so obenhin dazwischen warf, was sich auf das Vorgelesene bezog. Es war nämlich die Rede von der Freigebigkeit der Kaiser und Fürsten; da führte ich ihm unter Anderem den Spruch des Solons an: Belohnung und Strafe halte das Gemeinwesen zusammen. Ach! hätte ich nur Zeit, daß ich Dir diese unsere ganze διατριβὴν könnte vollständig auseinandersetzen oder, was ich noch mehr wünschte, sie Dir persönlich mittheilen. Aber siehe mein Unglück! schon entreißt mich der Kaiser dieser unendlichen Wonne, die mir die kurze Frist,

wo ich mit Dir plaudere, gewährte. Lebe wohl Du Hoffnung, Schutz und Zierde aller Ehrenmänner!"

Innsbruck, den 7. Februar: „Morgen wird Doctor Bandorp zurückkehren, wie uns Hubermont versprach, der gestern zurückkam. Der König befindet sich besser, die Königin rüstet sich für den Abschied. Der Kaiser fährt, trotz der Abwesenheit seines Machaon, in seinem frühern Wohlseyn fort; heute hatte er sich selbst einige Tränklein verschrieben, die Sache ist nicht übel ausgeschlagen. Crasso ist stets bei ihm. manchmal eilt der Bischof von Arras (der Sohn des älteren Granvella) zu ihm, Vargas erscheint auch nicht selten auf derselben Bühne. Es gibt viele und große Geschäfte, hoch branden die Wogen im Tridentinum. Jüngst kam von dort der Spanier Legulejus zu uns. Ich gehe in diesen Tagen mit einem großen und inhaltreichen Brief an Dich schwanger, über meine Feldzüge, die ich mit dem Kaiser gemacht u. s. w."

Innsbruck, den 17. Februar: „Johann Steels von Antwerpen, den ich vor einigen Monaten anging, die Commentare Titelmanns zu den Psalmen Davids zu drucken, ist uns so schnöde begegnet, daß er uns nicht einmal einer Antwort gewürdigt hat. Gestern unter dem Lesen befragte mich der Kaiser, was von der Sache zu hoffen stünde; da ich ihm nichts Gewisses versprechen konnte, so sagte ich, ich wollte Dir durch Hubermont schreiben und Briefe an Steels beifügen. Der Kaiser antwortete hierauf in der Art, er möge nicht, daß Du mit dergleichen Kleinigkeiten zur Unzeit behelligt würdest. Er befahl, Steels sollte durch Deinen Sekretär gemahnt und ihm meine Briefe übergeben werden. Ich folge darum dem Kaiser und will Dich auch nicht böslicher Weise mit meinen andern Alfansereien stören. Glück und Heil!" *)

Nun folgt der letzte, oben schon erwähnte Brief vom 30. März 1552, nachdem die Dinge die schlimmste Wendung

*) Malinaei epistolae: XVI, VII, XIX, XIII, III, XXXII.

genommen und die Lage des Kaisers schier verzweifelt schien; worin van Male seines Herrn tapfere, wahrhaft kaiserliche Haltung und unerschütterte Gemüthsruhe, die Alle tröstete und aufrichtete, dem fernen Freunde rühmt.

Das Bild des Kaisers, wie es uns aus diesen Briefen, in einem jener entscheidenden Momente, die den Menschen auf die Feuerprobe stellen, entgegentritt, ist sehr verschieden von dem, wie er gemeinhin in den Geschichtsbüchern erscheint. Keine Spur jenes finstern, menschenscheuen Trübsinnes, jenes nimmersatten, ränkesüchtigen, unverträglichen Ehrgeizes. Wie human, wie heiter, wie freundschaftlich, wie gemüthlich, wie wohlwollend verfährt er mit den Seinen! Wie unermüdlich thätig ist sein edler Geist bei aller körperlichen Hinfälligkeit! Während er gewissenhaft sein „Gebetpensum“ mit dem Freunde seines Vertrauens verrichtet und sich für den Druck biblischer Commentare interessirt, läßt er sich zugleich in seinen schlaflosen Nächten von Plato, Xenophon und Solo erzählen, und er hört mit stiller Freude zu, während die Gefahren drohend an das Schlafgemach klopfen. Wenn er daher Gelehrte und Künstler, die Fürsten im Reiche des Geistes, auszeichnete und ehrte, so geschah es nicht der eitlen Ostentation wegen, sondern weil er Kunst und Wissenschaft selbst liebte. Von einem herzlosen Despoten ist hier keine Spur. Im vertrauten Kreise der Seinen, wo der Mensch sich so zu geben pflegt, wie er ist, tadelt er die Treulosigkeit der Seinen, die wortbrüchig über den Feind hergefallen; die Verrathenen waren Ungläubige, waren Türken, waren seine geschwornen Feinde; er dachte aber nicht daran, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern verdammte den Treubruch, wer ihn auch verübte und wen er traf.

Kehren wir jetzt zu Moriz zurück, der ihn unterdessen, mit den Genossen seiner Untreue, von der arglistigsten Heuchelei, an den Reichsfeind verrieth und dann über ihn herfiel.

(Fortsetzung folgt.)

XXXIII.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Dritte Vorlesung.

Die Aufgabe des ersten Weltalters war gewesen, das neue Licht zu tragen in die alte Finsterniß, es anzupflanzen und auszubreiten, und zwar in allen seinen Entwicklungen und Consequenzen. Darum war, wie wir gesehen, diese Aufgabe in drei Probleme zerfallen: zuerst das neue Licht geltend zu machen als Lehre, zweitens es geltend zu machen als Norm für alle socialen Verhältnisse, und drittens es als Regulativ einzutragen in das gesammte Leben und seinen Haushalt. Als es an die Lösung dieser drei Probleme gegangen war, hatten sich drei Versuchungen als Hemmungen ihnen entgegengestellt, indem zuerst das Heidenthum in seiner Pracht und Herrlichkeit, mit seiner Wissenschaft und seiner Mythologie der Einfalt der neuen Lehre entgegentrat; indem zweitens dasselbe Heidenthum als Staat mit seiner überwiegenden Macht und Gewalt sich ihm in den Weg geworfen, und indem drittens dieses Heidenthum mit seiner ganzen lockenden, sinnlichen Ausbildung, mit seiner auf das Sinnliche gerichteten Triebkraft, der Zucht und der Enthaltsamkeit entgegen-

trat. Daraus waren vielfältige Kämpfe hervorgegangen, die das erste Weltalter erfüllt; Abfälle mancherlei Art und Verkümmerungen des Erstrebten waren die Folge gewesen. Das neue Licht hatte aber im Ganzen und Großen den Sieg davon getragen, so weit nämlich das Christenthum in jenem Zeitalter sich ausgebreitet; und selbst das Heidenthum, wo es den Sieg davon getragen, hatte zuletzt doch in dem Muhamedanismus einen Schritt vorwärts sich gefallen lassen müssen. So war das erste Weltalter vorübergegangen.

Der sich nunmehr in dem zweiten Weltalter entfaltenden Geschichte hatte eine neue Aufgabe gewartet. Da, wo das neue Princip herrschend geworden, sollte es nun auch wirklich hervortreten in allen in dem frühern Weltalter angegebenen Beziehungen. Die Realisirung der Ideen war also Aufgabe des zweiten Weltalters, oder des Mittelalters, das, wie bemerkt, einen durchgängig architektonischen Charakter hat. Auch hier hatte die Aufgabe in drei Probleme sich gelöst. Es sollte der Bau der Kirche in dem neuen Principe wirklich ausgeführt und über die ganze Christenheit verbreitet werden; es sollte nicht minder der Ausbau des christlichen Staats erfolgen, und endlich drittens auch die Entwicklung des christlichen Lebens in allen seinen idealen Typen zur Durchbildung gelangen.

Nicht aber vereinzelt sollte das Alles sich entwickeln, sondern vereinigt, harmonisch in einander greifend; denn Einheit war der überwiegende Charakter des neuen Princips.

Der Kirchenbau, der Staatsbau und der Bau des Haushalts im Leben sollte also der Aufgabe gemäß in durchgebildeter Harmonie vollendet werden.

Hier war es, wie wir gesehen, wo wieder die Versuchung der Zeit gewartet. Sie trat wieder dem Kirchenbau zuerst entgegen, und seiner harmonischen Ausbildung im Staate, indem sie die Bauenden unter sich verwirrte, und Einer den Andern überwachend, ihn in sich aufzuheben suchte. In der zweiten Versuchung war es das Trugbild der Ehre,

das beide untereinander entzweite. In der dritten Versuchung war endlich die Verwirrung in's Leben eingedrungen, und hatte von dort aus die Bauleute verführerisch aus der Harmonie zu treiben gesucht.

Auch hier war es also zu einem Kämpfen und Ringen gekommen, und dieser dreifache Kampf, wie er einerseits das gesammte Mittelalter erfüllt, hat andererseits auch seine Hervorbringungen vielfältig zurückgehalten, verkümmert, und ihm die Erreichung des gesteckten Zieles vorenthalten. Diese Trennungen und Parteiungen, durch die ganze Christenheit hindurchgehend, hatten alle Völker entzweit, Städte gegen Städte, Insassen gegen Insassen bewaffnet, und den Zwist bis in das Innere des Hauses getragen. Drei verschiedene Formen hat er zu drei verschiedenen Zeiten angenommen, in der frühern Zeit der Salier die erste Form, in der Zeit der ersten Hohenstaufen und der frühern Welfen und Ghibellinen in die zweite Form hinüberschlagend, in der Zeit der letzten Hohenstaufen und spätern Welfen und Ghibellinen eine dritte Umbildung und Form annehmend, in allen Formen aber immer dasselbe Princip verfolgend.

Wie aber der Charakter dieses Weltalters nicht bloß architektonisch in der Christenheit gewesen, sondern auch außerhalb derselben im Gebiete des Muhamedanismus sich kundgegeben, so hatten die Kämpfe jener Zeit sich auch keineswegs bloß innerhalb der Gränzen des christlichen Gemeinwesens bewegt, sondern waren auch über dasselbe hinausgetreten.

Architektonisch war, wie gesagt, das Mittelalter nicht bloß innerhalb der Christenheit, sondern es war, über das christliche West- und byzantinische Ostreich in das Gebiet des Muhamedanismus hinübergezogen, gleichfalls baukünstlerisch verfahren.

Der Muhamedanismus hatte, von demselben herrschenden Trieb der Zeit ergriffen, sich von Beginn an zu einem

Reiche constituirt, in dem auch sein Princip in seiner Entwicklung und Entfaltung nach außen sich offenbaren sollte.

Eben aber, weil dieses andere Reich außer der Wahrheit gelegen, deßwegen war, was dort im christlichen Reiche als Versuchung ausnahmsweise der Wahrheit gegenübergetreten, in ihm vielmehr die Regel geworden, die gleichsam von selbst sich verstanden.

Das Chalifat also, das schon der Prophet gegründet hatte, mühte sich nicht um jene innere Harmonie der verschiedenen Bildungen, die das christliche Gemeinwesen erstreben sollte, sondern es hatte, überall auf Gewalt gebaut, auch hier mit dem Schwerte den Knoten zerhauen, der jenem zur Lösung aufgegeben gewesen.

Der Prophet schon hatte zugleich als Haupt seiner Kirche, als Gebieter in dem neuen Staate, und zugleich als oberster Hausmeister im Hause seiner Anhänger sich gestaltet, also zwar, daß der Regent aufgehen sollte in dem Priester, und beide mit einander auf's engste mit dem Hausmeister sich zusammenschloſſen.

Was also im christlichen Reiche als Extrem verführerisch der Harmonie drohend gegenüberstand, war hier die Regel geworden. Das Extrem hatte sich hier als die höhere Mitte geltend gemacht. Kein Wunder also, daß dem Extrem begegnend ein anderes bald aus seiner Mitte sich aufgeworfen, das der Lehre „der Führer soll in dem Priester aufgehen", sogleich praktisch gegenübertrat, und umgekehrt den Satz aufstellte, „es soll der Mann des Schwertes vielmehr den Priester bemeistern, und über ihn gebieten."

Nachdem nun in jenem Reiche der Emir al Omrah aufgestanden, hatte derselbe bald an jener Deutung sich versucht. Daraus hatten Kämpfe sich entwickelt, die nach kurzer Dauer zuerst zur Entkräftung des Chalifats, und endlich gegen den Schluß dieses Weltalters zu seiner gänzlichen Vernichtung hingeführt.

Das Schwert, das jenes Chalifat erbaut, hatte es wieder zerstört, und das war nach der Ordnung und nach der Gerechtigkeit, die die Nemesis handhabt in aller Geschichte!

Zwischen diesem Chalifat und dem Reiche der Christenheit war durch das ganze Mittelalter Kampf und Fehde in Folge jenes primitiven Fluchs, der da Feindschaft gesetzt zwischen den Nachkommen des Weibes und den Nachkommen des verführenden Drachen.

Aus diesem Kampfe waren die Kreuzzüge hervorgegangen, indem einerseits die christliche Lehre und das Dogma rang mit der Lehre des falschen Propheten, indem andererseits die christlich-sociale Ordnung in Kampf trat mit der Ordnung, wie sie das Chalifat im Gefolge des Propheten aufgestellt, und seinen Einbruch abzuwehren strebte, indem endlich nicht minder das christliche Leben seinen Kampf kämpfte, mit dem entgegengesetzten dissoluten Leben, wie es jene Lehre systematisch begründet hatte.

Dieser Kampf, einerseits conservativ auf das Christenthum wirkend, begründete zu gleicher Zeit eine lebendige, immergrünende Versuchung in der fortdauernden Berührung des christlichen Volks mit dem muhamedanischen, einen Verkehr, der, wie wir bei Betrachtung jener Zeit gesehen, vielfältig nachtheilig auf das christliche Volk gewirkt, und zwar insbesondere wieder in jenem Friedrich II. in der entscheidenden dritten Perturbation des Mittelalters; in jenem Friedrich II., der Muhamedaner als Heeresmacht um sich hatte, und damit das päpstliche Heer mehr als einmal bestritten; in diesem Friedrich, der selbst einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande machend, in verdächtige Berührung mit dem Muhamedanismus gekommen, und während er in seinen Staaten nach dissoluter muhamedanischer Weise von muhamedanischen Bajaderen sich umgeben ließ, so weit in seiner inneren religiösen Entwicklung herabgesunken war, daß man ihn in seinem Zeitalter bezüchtigen konnte, von ihm sei die Schrift

von den drei Betrügern, wenn nicht ausgegangen, doch gutgeheißen worden.

Er war Repräsentant auch dieser Richtung und Entartung geworden, die aus jenem Verkehr hervorgegangen, und auch das hatte mitgewirkt zu dem Fluch, den die Nemesis auf sein Haus gelegt, und der sich bis zur gänzlichen Austilgung desselben sogar im Blute eines Unschuldigen zuletzt erfüllte.

Das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, die lange, schwere, kaiserlose Zeit, bezeichnet für den Occident den Uebergang aus dem zweiten in das dritte Weltalter, das seither verlaufend bis auf uns herunter bis zur Stunde noch nicht zum Ablaufe und zu seinem Schluße gekommen ist. Zunächst bietet sich uns nun die Frage dar: „Was wird in der Ordnung der Entwicklungen der Charakter dieses neuen Weltalters seyn? Welches Zeichen, welche Signatur soll es neben den andern tragen, und wie sollte es nach historischen Gesetzen weiter sich entfalten?"

Nach der historischen Entwicklung sollte es nach dem Ablauf der zwei ersten Welttage als ein dritter aufgehen, um das Werk fortzusetzen, das jene beiden ersten begonnen hatten.

Sehen wir nun, was das vorhergegangene Weltalter bezeichnet hat, so müssen wir als solches Kennzeichen die Begeisterung durch die christliche Idee in allen ihren verschiedenen Formen und Gestaltungen annehmen.

Wir nennen es Begeisterung, denn es ist die Natur aller Ideen, daß sie im Menschen Begeisterung weckt. Sie ist ein Gegebenes, als solches ein Ergreifendes; sie erfüllt die menschlichen Kräfte und Vermögen, in ihnen zündend, also daß sie wie von Miasma angesteckt sich erheben, um Aehnliches hervorzurufen. Der Charakter, der im Einzelnen aus solcher Stimmung hervorgegangen, ist der der Genialität,

und ein solcher Charakter war durchgängig der, der jene Zeit charakterisirte.

Aber mit der Idee allein, selbst wenn sie durch alle Formen und Entwicklungen hindurchgetrieben wird, ist es in der Geschichte noch nicht gethan; sie kann sich nicht mit einer bloß allgemeinen, wenn auch universell genialen Auffassung und Zusammenfassung der Dinge begnügen. Denn auf der Erde ist Alles gesondert, und so muß auch die Idee gleichfalls gesondert und durchgetrieben werden, bis in's Einzelne, damit sie wirklich und wahrhaft nicht bloß die Geschichte überschwebe und vorübergehend begeistere, sondern auch eine bleibende Stätte in ihr realisire und Heimath in ihr nehme.

Zu jener genialen Auffassung und Begeisterung muß auch noch das hinzutreten, was man im Einzelnen mit dem Namen des Talents zu bezeichnen pflegt, jene Aufgreifung der gegebenen Idee, jene Durchbildung derselben in einer intensiv geistigen Bewegung, in der sie gleichsam sich innerlich zerlegt, in allen Entwicklungen zur Gestaltung kömmt, und nun, indem sie in ein neues Gebiet geistiger Kräfte überschlägt, in ihm als Ferment wirkend gleichsam einen Leib gewinnt, und dadurch erst auf der Erde wirklich heimisch wird.

Das Werk also sollte naturgemäß also sich fortsetzen, daß die im vorigen Weltalter gehegte Idee sich entfalte, sich auseinanderthätige, und auf gleiche Weise gleichsam Fleisch und Blut annehmend, auf der Erde für immerdar in der Geschichte sich befestige.

Die Idee aber ist nach der Verschiedenheit der Gebiete, denen sie sich eingibt, eine verschiedene, und kann daher auch in verschiedener Weise sich realisiren, und zwar zunächst als geistige Idee, als speculative Idee, als Idee, die irgend einem Lehrgebäude zu Grunde liegt. Eine solche Idee realisirt sich aber in Begriffen.

Die Idee ist in sich lebenskräftig, eine selbst leuchtende Einheit, als solche erleuchtend, begeistigend und begeisternd; sie ist

...; sondern der Begriff ist eine complexe
Einheit, die durch Zusamenfassung des Gleicha
gegangen; er ist also eine Einheit durch San
wie im Brennpunkte des Brennspiegels die gesam
len sich verbinden, nicht aber wie sie ausstrah
Sonne selbst schon Einheit haben. Der Begri
Reflexion und verbindende Abstraction gebildet,
Kunstprodukt, er ist ein Werk im Schweiße de
vom Geiste ausgebildet, während die Idee als
Gabe geschenkt und gegeben wird.

Die Idee aber bleibt für sich allein in ihrer
geschlossene; im Menschen wird sie mit dem B
mählt; dieser Begriff ist das Kleid, das Bild d
bildet die hohle Form, bestimmt die Idee aufzune

Bei der Vielheit nun, die sich in mancherlei v
Weise zur Einheit des Begriffes vereinigen kann, g
auch eine Vielheit von Begriffen, während nur e
dieser Vielheit correspondirt.

Die Idee also, dieser Vielheit von Begriffen
mählend, entwickelt sich in jedem in einer eigenen
nen Seite, und ... nmt der ganze in ihr
Reichth...

die ganze Summe aller Principien wissenschaftlich aufzufassen, durch die Begriffswelt durchzuführen, und in ihr es vollkommen zu realisiren.

Die Idee erscheint aber nicht bloß als Princip, sie erscheint auch in anderer Form als Endzweck, und zwar als idealer Endzweck, vorgesteckt einem auf das Große und Universelle gerichteten praktischen Bemühen.

Auch eine solche praktische Idee ist ihrer Natur nach unerschlossen, in ihrer überreichen Fülle und Einheit begeisternd Jegliches, das die Willenskraft hat Großes hervorzubringen, wie wir es am Mittelalter gesehen haben, in sofern es die praktisch christliche Idee des Reiches Gottes als Endziel sich vorgesetzt, und diesem nachstrebend, Großes und Unglaubliches gebildet, gethan und geleistet hat.

Aber auch diese praktisch christliche Idee muß aus ihrer Höhe herniedersteigen, um zur Realisirung zu gelangen; sie wird aber realisirt in den Mitteln, die zum Ziele führen; sie wird realisirt von den Individuen, wie von Völkern, wenn diese aller Mittel zur Realisirung zuvor sich Meister gemacht.

Das war aber nicht Sache des zweiten Weltalters gewesen, das nur erst gelernt in Ideen theoretisch und praktisch zu verkehren, das diese Ideen als Typen seinem socialen Bauwerk vorgesetzt, ohne im Stande zu seyn, in Durchführung des Grundtypus denselben vollkommen zu realisiren.

Das noch Fehlende mußte im folgenden Weltalter ergänzt werden. In allen socialen Verhältnissen mußte jetzt die Aufmerksamkeit des praktischen Verstandes auf die Mittel gerichtet seyn, die zum Erreichen des großen socialen Zweckes dienen. Es mußte also gleichsam experimentirend der ganze Kreislauf jener Verhältnisse durchlaufen werden, damit der Geist den ganzen Umkreis der Mittel erkennen lerne, und sich zu gleicher Zeit die Fertigkeit verschaffe, diese Mittel auf's Beste zu gebrauchen, um wirklich auf die Dauer zu jenem Ziele zu gelangen. Dieß war das zweite Problem.

Aber noch ein Drittes schließt sich diesem an. Denn die Idee hat nicht bloß Geltung im geistigen Gebiete, und in der Form des Princips, auch nicht bloß Geltung im praktischen Willensgebiete und in den socialen Verhältnissen: sie hat auch Geltung im Leben und seinem Haushalt.

Das Leben ist aber vorzugsweise der Erde angehörig; es lebt, umgeben von einem andern Leben, das die ganze physische Natur hindurchgehend, alle verschiedenen Lebensreiche durchschlägt; vermöge dieser Stellung ist das Leben des Menschen und das Leben der Völker ein Leben in Mitte des Naturlebens. Es ist dieß ein centrales Leben in Mitte aller peripherischen Vitalitäten, die auf der Erde vorhanden sind. In dieser Centralität war der Mensch ursprünglich zur Herrschaft über alles Leben auf der Erde berufen; er war der legitime König der ganzen irdischen Schöpfung, und nur durch seine Verschuldung war er aus dieser Stellung herausgefallen.

Die Aufgabe seiner ganzen Geschichte war neben anderen unter Mühen und Anstrengungen wieder diese verlorne Herrschaft zu gewinnen, und sie ist nun auch durch alle früheren Weltalter obgleich keineswegs in vorwiegender Weise hindurchgegangen. Das erste Weltalter hat am mindesten sich damit abgegeben, das zweite mehr in seiner Weise aus dem Gesichtspunkte der Idee; sie muß nun auch in das dritte Weltalter hinübergeleitet werden, damit sie jetzt in naturgemäßer Entwicklung hinüberschlage in das Gebiet verständiger, überlegender Betrachtung und Durchforschung der äußeren Naturkräfte, damit er in Bewaffnung der einen gegen die andere, und dadurch in der Bezwingung aller derjenigen, die rebellisch gegen den Menschen geworden, auf diese Weise die verlorne Herrschaft wieder erlange.

Das war das dritte Problem unserer Zeit, das den beiden andern sich angeschlossen, so zwar, daß sie in ihrer Dreiheit die drei verschiedenen Unterperioden unsers Weltalters zu bezeichnen dienen.

Die Grundbedingung der naturgemäßen Entwicklung dieser drei verschiedenen Probleme war: daß diese Entwicklung unter der Zucht der höhern Idee geschehe; es sollte die Idee aus dem zweiten menschlichen Gebiete, das sie im vorigen Weltalter erfüllt, jetzt in das dritte Gebiet hinüberschlagen, und in diesem fruchtbar und thätig sich erhalten.

Diese Thätigkeit aber sollte nicht dem Zufalle preisgegeben werden; nicht die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Gestaltungen, wie sie in dem neuen Gebiete vorkommen, sollte das Herrschende und Bedingende seyn, sondern umgekehrt, die Einheit der Idee sollte thetisch jeder Entwicklung zu Grunde liegen.

Die Idee sollte jenes fortschreitende Werk in dem neuen Gebiete, das sich eröffnet, disciplinieren, damit das Werk voranschreite, und im Hinausgreifen in die Ferne und in die Mannigfaltigkeit nimmer die Einheit und nimmer die tiefere geistige Heimath verliere. Darum sollte, was im früheren Weltalter gebildet worden, keineswegs verloren seyn. Nicht auf den Trümmern des früher Gebauten soll das neue Gebäude sich erheben, sondern das Neugebaute sollte die Fortsetzung, die weitere Entwicklung des früher Hervorgebrachten, des früher Hervorgetriebenen seyn, wie der Stamm die Fortsetzung der Wurzel, die Aeste die Fortsetzung des Stammes, die Zweige die der Aeste, und die Blätter und Blüthen die der Verzweigungen.

Geschah dieß nicht, traten Perturbationen hervor, die das naturgemäße Werk der Fortbildung irrten und verkümmerten, so wurden auch in das neue Weltalter mancherlei Abweichungen von seinem universalhistorischen Typus hineingetragen.

XXXIV.

Aphoristische Zeitläufte.

Unsere Lage.

Den 23. September 1851.

Es ist, wenn man die Weltläufte recht überlegt, doch gut, daß nicht immer Alles beim Alten bleibt. Das, was sich überlebt hat, und unrettbar faul geworden, muß zuletzt endgültig doch an seiner eigenen Entwicklung zu Grunde gehen. In diesem Prozesse scheint seit einiger Zeit das Repräsentativsystem begriffen. Es ist kein kleines Verdienst der Hallerschen Schule und der historischen Jurisprudenz in Deutschland, daß sie den unversöhnlichen Kampf gegen jene Theorie gekämpft haben, bis auf die gegenwärtige Stunde. Fangen wir vielmehr, aller Bescheidenheit unbeschadet, damit an: zu erklären, wie diese, trotz alles Hohnes, und aller Gewalt der Gegner festgehaltene Polemik, das einzige Verdienstlein ist, auf welches wir Anspruch machen. Genug, der Umstand: daß eigentlich Freund und Feind, mithin so ziemlich die ganze Welt, das Repräsentativsystem nach seinem letzten Siege zu verachten begann, war ein deutliches Zeichen, daß der Streit um die obersten Principien der Staatsordnung, trotz aller Geringschätzung, mit der man ihn behandelte, doch auch seine

nothwendige Bedeutung, und seinen guten Nutzen und Zweck haben müsse. Aber mit der bloßen stillen Verachtung war es nicht gethan. Das Wort mußte Fleisch werden, und durch Gottes gnädige Fügung ist gerade Oesterreich diejenige Macht gewesen, welche berufen war, einen hoffentlich entscheidenden welthistorischen Schritt zu thun. Wird sich das constitutionelle System noch jemals wieder von der Todeswunde erholen, welche ihm die österreichischen Verordnungen vom 20sten August geschlagen haben? Leider ist es aber nur zu oft schon scheinbar todt, oder dem Tode nahe gewesen. Hoffen wir aber auch, daß jetzt die Elemente von Wahrheit und Gerechtigkeit, die im Repräsentativsysteme, wie in jedem historischen Kampfe dagegen liegen, nicht mehr latent bleiben, sondern zur Ehre Gottes und des Vaterlandes sich immer erkennbarer entwickeln werden. Begrüßen wir überhaupt jene österreichischen Verordnungen als eine heilsame rettende That, als einen Entwicklungsmoment von höchster Wichtigkeit, in dem freilich kein Vernünftiger den Stein der Weisen für alle Zeiten anerkennen wird.

Das constitutionelle System hatte sich auf einen Standpunkt gestellt, wo es nur noch die Argumente der gegnerischen Dialektik ignoriren, aber nicht mehr widerlegen konnte. Vollends waffenlos war es Thaten gegenüber. Haben diese mit dem 20. August dieses Jahres wirklich begonnen, so ist es leicht, dem Repräsentativsystem sein Prognostikon zu stellen. Beiderlei Strömungen der Zeit gehen eben im raschen Auf- und Niedergang auseinander, und jede soll sich jetzt in ihrer vollen Bedeutung vor die Welt stellen, wie sie ist. Nur darin liegt die Hauptfrage: worin scheidet sich der Charakter dieser Zeit von dem Geiste der Revolution vor 1848 ab, als sie im Steigen begriffen war? Wir möchten, um neue Irrthümer für immer in der Wurzel abzuschneiden, mit lauter Stimme über ganz Europa hinrufen: der Unterschied ist nicht in einer Veränderung der materiellen Macht auf der

einen oder andern Seite, auch nicht in der wachsenden Einsicht der Zeitgenossen, und am allerwenigsten ist er in einem neu entstandenen guten Willen der Jünger des politischen Fortschrittes zu suchen. Ach nein! wir Deutsche sind eben keine politischen Menschen; wir waren es nie, und wir werden es auch in Zukunft nicht seyn, ohne ein politisches Wunder, wie deren in der Weltgeschichte nicht vorzukommen pflegen. Der Unterschied zwischen heute und den Zeiten von 1848 liegt allein darin: daß damals durch alle Träger der Autorität die felsenfeste Ueberzeugung ging, der revolutionäre Feind sei unwiderstehlich und unüberwindlich, und daß sich heute die entgegengesetzte Anschauung herausgebildet hat, daß heute die Revolution gar keinem ernsten und kräftigen Widerstande auf Leben und Tod gewachsen sei. Aus diesem ganz einfachen Grunde fragte die Autorität, wenn sie sich zu irgend einer Maßregel ermannen wollte, zuerst nach dem Eindrucke, den der beabsichtigte Schritt bei den Männern der Revolution machen werde. Sie stand davon ab, wenn sie fand, die Maßregel könne im Lager drüben übel gedeutet werden. Heute ist man doch wenigstens so weit vorgeschritten, daß man mit sich im Voraus darüber einig ist, wie solche Schritte wirken müssen, welche Oesterreich am 20. August gethan hat. Es ist eine alte Lehre, und dennoch thut die Welt, als ob sie dieselbe nie gehört hätte. Man will nach Möglichkeit der Revolution gefallen, mit ihr Arm in Arm gehen, und ist heimlich stolz auf ihren Beifall. Wer das ist, kann ihr nicht heimlich nach dem Leben trachten. Bei unsern erbittertsten Gegnern wird sie auf geheime Zustimmung und Anerkennung rechnen dürfen. Darum konnte bisher jeder Schritt einer Regierung gegen die Revolution in der Regel zu gar Nichts führen, und hat in der Wirklichkeit zu weniger als gar Nichts geführt. Man wollte und wollte nicht, man wollte schlagen und nicht treffen, man wollte verwunden, aber bei Leibe nicht tödten. Endlich einmal ein tüchtiger Schlag aus dem innersten Princip, aus dem Kerne und

der Wurzel des Lebens heraus! Hoffen wir, daß mit ihm eine neue Aera beginne, und freuen wir uns aus ganzem Herzen, daß Oesterreich, wie es scheint, deren Fahne führen wird. Gott gesegne es ihm!

Man würde sehr irren, wollte man sich selbst darüber täuschen, daß die Lage dieser Monarchie, trotz der glücklichen Wendung der neuen Zeit, von großen Schwierigkeiten und Gefahren umgeben ist. Diese liegen in der Verwirrung der Begriffe, Meinungen und Wünsche, nicht bloß dessen, was man gewöhnlich das große Publikum zu nennen pflegt, sondern in dem viel bedrohlicheren Zustande der Gelehrten und Halbgelehrten, denen wir fast ausschließlich die österreichische Revolution verdanken. Es ist unmöglich, ein politisches System in einem Lande durchzuführen, ohne daß sich die Regierung dabei auf die erleuchtete Ueberzeugung und uneigennützige Mitwirkung eines nicht eben allzu eng gezogenen Kreises von guten Köpfen und starken Charakteren stützen kann. Hat die österreichische Regierung in Betreff ihrer künftigen Plane für ihr Land auf eine solche nicht vergoltene und nicht vergeltbare Mitwirkung zu rechnen? Soll Oesterreich, dem diese Elemente des Fortschrittes und des Widerstandes fast gänzlich fehlen, den Neubau seines Staates beginnen und frisch durchführen, so ist diese Aufgabe wahrlich keine leichte. Gewiß ist wenigstens, daß zu einem modern constitutionellen Selbstgouvernement in Oesterreich schlechthin gar keine Elemente vorhanden sind. Das, was am 20. August geschehen ist, war das unbedingt und absolut Nothwendige; seine Unterlassung wäre wahnsinniger Selbstmord gewesen. Leider ist die gegenwärtige moralisch-politische Lage von Oesterreich eine solche, daß sie in allen diesen Beziehungen das Meiste zu fürchten, fast alles zu wünschen übrig läßt. Der einzige Vortheil besteht dortlandes darin, daß die Revolution auf der Straße (eine Form wie jede andere) vorüber ist, so lange die im Heere liegenden Elemente der

Reaction vorhalten. Hiervon abgesehen steht, was die Erkenntniß im Volke betrifft, die Staatsveränderung nicht am Ende, sondern im ersten Stadium ihres Beginnes. „Weisen Männern" ist es daher nur zu klar, daß bei dem in Oesterreich herrschenden politischen Indifferentismus für das Gute, bei der trockenen Stimmung gegen die Dynastie, bei der als Lebensprincip festgehaltenen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, bei dem Mangel an Enthusiasmus für das Wahre, und bei der eben so großen Neigung und Fähigkeit sich für die Götzen der Zeit zu enthusiasmiren, die Revolution in Oesterreich immer noch große Chancen für sich hat. Wir nehmen keinen Anstand, es auszusprechen: Oesterreichs Heil ist auf lange, lange hinaus an die jetzigen Minister und ihr System gebunden; nicht etwa weil es in der praktischen Politik eine absolute Wahrheit gäbe, sondern weil als nothwendige Folge der in Oesterreich auf Seiten des Volkes herrschenden Staatsgleichgültigkeit das heutige System der Regierung am meisten angezeigt ist. Das Beispiel von Frankreich liegt nahe. Wie oft ist dort der Abgrund der Revolution für geschlossen erklärt, und dennoch, wer hätte geglaubt, daß diese letztere, am 24. Februar 1848, so vollständig, so rückhaltlos, so consequent zur Herrschaft kommen könnte? Mit tiefem Schmerze müssen wir es bekennen: es gab Momente, wo die Verwirrung, das anarchisch intellectuelle Durcheinander der Gebildeten in Oesterreich dort noch größer, der praktisch politische Sinn fast noch weniger ausgebildet, der Gehorsam mehr untergraben schien, als selbst in Frankreich vor der Februarrevolution. Aber wir hoffen immer noch, auch diesem Scheine durch die Probe der Zeit die Gewißheit gegenüber stellen zu können, daß die in Oesterreich wahrhaft vorhandenen Elemente des politischen Heils (die mit der in den Schulen gelehrten Staatstheorie nicht verwechselt werden dürfen) stärker sind, als in irgend einem andern Lande Europas. Wir hoffen daher, selbst die Sturmfluth von 1848 wird den im österreichischen Volke liegenden Fonds von Ge-

horsam nicht erschöpfen, wenn derselbe anders mit dem Glauben und der Kirche des Landes in rechter Verbindung bleibt. Denn das ist das eigentliche politische Geheimniß des kirchlichen Glaubens katholischer Völker: er lehrt sie Geduld, und dieß zwar hüben und drüben, die Unterthanen wie die Beamten, wenn diese freilich auch nur noch an den letzten Resten und Fetzen einer bessern Vergangenheit zehren. Kömmt dazu noch die überhaupt den Oesterreicher charakterisirende Neigung zum heiteren Lebensgenuß, so ist es evident, daß diese aus der Umarmung eines systematischen Mißtrauens, das dem andern principmäßig nur das Böse zutraut, und feindlicher Tücke erzeugte Gemüthsstimmung in dem gutmüthigen, specifisch monarchischen Lande nie die allein herrschende werden kann. Hier fehlt im ursprünglichen und eigentlichsten Sinne des Wortes die constitutionelle Bildung, ohne welche das bekannte Treiben in den Kammern ohne Kraft und Saft verrinnt. Der beste Beweis ist der: daß in Oesterreich nur sehr Wenige es gemerkt haben, in welcher Weise sein 4ter März unschädlich gemacht wurde, und dieß zwar neben der nobelsten und freiesten Aufrichtigkeit der Regierung, deren Freimüthigkeit selbst der Unverschämtheit gegenüber nichts zu wünschen übrig läßt. Aber was ist geschehen? Der redliche Kaffehaus-Wiener, der treue Jünger Hye's und Kudler's hat die Sache gelesen, überlegt und — nicht verstanden, obgleich vor drittehalb Jahren sein redlicher Wille es war, der die Constitution decretirte. Wenn jetzt nicht in der letzten der kaiserlichen Verordnungen einige verfängliche Ausdrücke die Schlauesten gewarnt hätten (es war von Verfassungsrevision die Rede), so hätte schlechthin Niemand ohne Ausnahme auch nur den Sinn und Inhalt des neuen Gesetzes geahnet. So weit war und ist die öffentliche Meinung bereits diesen Gegenständen entfremdet. Manche, die von Freundeshand darauf hingewiesen wurden, die Verordnungen zweimal zu lesen, erklärten: sie fänden für dießmal nichts Anstößiges und würden in acht Tagen wieder kommen. Genug

Revolution in Oesterreich ihre Versuche, sich
spinnen, erst langsam aufgeben wird. Es n
wundern, wenn eine sehr kleine aber intelligen
ihren Haß und Grimm gegen die Verordnunge
August in Abrede stellt oder verbirgt. Worin
terschied zwischen heute und damals liege? ha
bereits erwähnt. Es kömmt mehr als je darauf
in die Irre schicken zu lassen.

Es sollte uns nicht wundern, wenn in näc
die Revolution in Oesterreich sich auf die historisch
sollte, als welches, wenn es Wahrheit, nicht
Heuchelei wäre, in unserm und unserer politis
Munde, wahrlich kein Vorwurf seyn könnte. V
doch heute schon, selbst im Munde politischer M
Meinung, als ließen sich Verfassungen wie die
machen", was freilich nicht möglich ist. Andere j
les Ernstes: wie jetzt Oestrreich dem rey netto
Gleich als ob es seit dem 15ten März 1848
Hülfs- und Rettungsmittel gegen die Aula und
gegeben habe. Und daneben dann quasi re ben
Forderung, man möge doch ... 'a wieder a
zurü

XXXV.

Schilderungen aus dem ungarischen Volksleben.

I.

Die Hungersnoth und der kleine Johannes.

„Wo war's, wo war's nicht?" so fangen gewöhnlich die alten ungarischen Märchen an; wo war's, wo war's nicht? so will auch ich meine Erzählung anfangen, obschon es kein Märchen, sondern eine wahre Geschichte ist. — Es war also in Oberungarn, und es war nicht lange vor dem Jahre 1848, dem stürmereichen, folgeschweren Jahre der Revolutionen, als dort die Bewohner, Slovaken ihres Stammes, von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht wurden. Da sie Alles rein aufgezehrt hatten, so wanderten die armen verzweifelten Leute, vom Hunger getrieben, schaarenweise aus, um in den verschonten besseren Gegenden, von Schloß zu Schloß, von Pusta zu Pusta, von Dorf zu Dorf ziehend, des Lebens Nothdurft von Tag zu Tag sich zu erbetteln, oder irgendwo eine Unterkunft zu finden.

Das war wohl gar ein jämmerlicher Anblick, die Leute in ihren zerrissenen alten Kleidern, mit den eingefallenen, ausgehungerten Gesichtern, den abgemagerten Händen, den stieren, verzweiflungsvollen Augen, so flehend und wimmernd

in der Fremde ihre Straße dahin ziehen zu sehen, ohne daß sie wußten, was morgen ihr Schicksal seyn würde. Und mit dem ungarischen Liederdichter konnte wohl Mancher klagen und fragen:

Szülöföldem' szép határa!	Meiner Heimath schöne Auen,
Meglátlak-e valahára?	Werd ich je euch wieder schauen?

Und wenn er an eine fremde Thüre klopfte und Unbekannte, die eine fremde Sprache redeten, um einen Bissen Brod anflehte, dann mochte er denken:

Kisded hajlék, hol szüllettem,!	Liebes Haus, das mich geboren,
Hej töled be távol estem!	Hab von dir mich weit verloren,
Távol estem mint a' levél,	Gleich des Herbstes welkem Laub,
Mellyet elkap a' forgószél.	Das dem Sturme ward zum Raub!

Mancher von ihnen hat auch die Heimath nimmer wieder gesehen und ruht mit seinem Hunger in fremder Erde, wo er das Grab und das Ende seiner Leiden gefunden!

Es war damals etwas ganz Gewöhnliches, daß die Eltern ihre Kinder verkauften. Ein kleines konnte man leicht für einen Gulden bekommen, ein größeres kostete mehr. In ihrer verzweifelten Noth meinten sie, damit sei dem Kinde für die Dauer und ihnen für den Augenblick geholfen, da sonst Alle im Elend zusammen umkommen müßten!

Auch in unsere Gegend kamen viele dieser hungernden Familien. Wo wir wohnen? Nun, wir wohnen nicht „an der tiefen Donau Strand" — mély a' *Duna* közepén — noch auch an dem Plattensee, dem im Sonnenscheine weithin glänzenden — messze fénylik a' *Balaton* — sondern zwischen dem schnellen Donaustrom und dem stillen Plattensee mitten inne, seitab von den großen Straßen und Städten und ihrem Getümmel. Keine Post kömmt zu uns. Es ist ein flaches, sehr fruchtbares Land, mit weithin sich ziehenden Wäldern, Wiesen und Fluren und einer dünnen Bevölkerung. In dem ganzen Comitat gibt es keinen Stein, der so groß wäre wie eine Baumnuß, was die Fruchtbarkeit vermehrt, aber den Straßenbau natürlich sehr erschwert. Die

Bewohner sind Ungarn, gebornes Husarenblut, und der Herr und der Bauer kann von seinem Sohne sagen: „Magyar tüz volt a' fiában, d. h. Magyarenblut fließt in seinen Adern.“ Es gibt dort noch herrschaftliche Güter von einem Umfange, von dem man in Deutschland kaum mehr einen Begriff hat, und eine alte Gastlichkeit wird daselbst geübt, wie sie ebenfalls anderwärts längst verschwunden ist, und wie sie nur bei einem großen Besitze in einem fruchtbaren Lande möglich ist. Wer kömmt und seinen Namen nennt, den heißt der Herr gastlich willkommen. Eben so sind auch die Bauern sehr wohl genährt; es wächst ihnen ja Alles mit leichter Mühe in Hülle und Fülle; und auch an schönen Pferden, dem höchsten Stolz des Ungarn, haben sie keinen Mangel.

So schaut es bei uns aus.

Und da kamen denn die armen Slovaken zu uns herüber, und boten ihre Kinder zum Kaufe feil. Ich schickte meine Leute auf den Markt nach einem benachbarten Flecken, um mir einige zu kaufen; sie kamen aber zu spät; ich konnte keines bekommen. Glücklicher war ein Pfarrer in meiner Nachbarschaft, dem ein Bube zu Theil ward. Es war aber ein eigenes Schicksal mit dem Kinde; ich will es erzählen.

Die elende, hungerige Mutter, die sich nicht anders zu helfen wußte, hatte in ihrem Jammer ihr armes Kind, das ein Jahr alt seyn mochte, bei der Straße ausgesetzt, damit es dort Jemand finden und aufheben möchte. Die Slovakin hatte sich aber unweit davon versteckt, um das Schicksal des armen Wurmes zu beobachten, ob es auch in gute Hände käme. Denn ganz konnte sich ihr Mutterherz nicht von ihm trennen. Unterdessen kam eine Ochsenheerde brüllend den Weg daher gezogen, gerade wo das Kind lag. Eine andere Frau, die eben auch in der Nähe war, fürchtete, die Ochsen möchten das Kind zusammentreten. Sie lief also herzu, hob das Kin… auf und trug es zum Herrn Pfarrer; denn der Herr Pf…

rer muß ja immer Rath schaffen. Die Slovakin folgte mit spähendem Blicke von fern.

Der Pfarrer war ein guter, mitleidiger Herr, und sein Herz wurde bei dem Anblick des Findlings gleich erweicht; er nahm ihn auf seinen Arm und erklärte sich bereit, das Kind bei sich zu behalten und väterliche Sorge dafür zu tragen. Sobald die Mutter sich davon überzeugt hatte, daß es im Pfarrhof bleibe, dachte sie bei sich, es sei dort am besten aufgehoben, und ging ihres Weges, ohne sich weiter etwas merken zu lassen.

Nun aber entstand bei dem Pfarrer der Zweifel, ob das arme Knäblein auch schon getauft sei; sprechen konnte es ja nicht; es hatte nur ein zerrissenes Hemdlein an, auf dem kein Name stand; einen Taufschein hatte es auch nicht, und weder seine Mutter, noch sonst Jemand ließ sich sehen, um Auskunft darüber zu geben. Der Pfarrer beschloß also, es Sicherheit halber cum conditione zu taufen. Da ihm indessen das Kind von Stunde zu Stunde lieber wurde und die größte Freude machte, so wollte er ihm auch eine rechte Ehre anthun. Sein Tauftag sollte darum ein Festtag seyn, und dazu lud er in der Freude seines Herzens alle Freunde in der Nachbarschaft ein.

Mit großer Feierlichkeit und nicht minderer Heiterkeit fand also die heilige Taufe statt, und der kleine Slovake mit den schwarzen klugen Aeuglein und dem kleinen feinen Munde erhielt den Namen Johannes, auf Ungarisch János.

Das frohe Fest im Pfarrhof, dem Findling zu Ehren, wurde in der Gegend kundbar, und auch die Mutter erfuhr davon, wie heiter es dabei unter den geistlichen Herren zugegangen, und wie lieb der gute Pfarrer sein Pflegkind gewonnen, und wie warm es dort aufgehoben sei. Weiche Empfindsamkeit war nicht die schwache Seite der Slovakin, und sie sang nicht mit Kisfaludy: „Hej violám, szép violám, o Veilchen, süßes Veilchen du, was kehrst du mir dich nimmer zu?“ sie dachte vielmehr, von dieser günstigen Fügung

auch für sich zu profitiren. Sie meinte, jetzt könne die Sache nimmer mehr so gefährlich seyn, und so ging sie guten Muthes in den Pfarrhof und stellte sich dort als die Mutter des gefundenen Kindes vor. Dem Pfarrer erzählte sie, daß ihr Kind kein Heide gewesen, sondern schon längst getauft sei, und daß es seltsamer Weise auch schon vor seiner zweiten Taufe Johannes geheißen habe. Dieß Zusammentreffen machte dem Pfarrer die größte Freude. Allein hierauf gerieth der gute Mann in großen Schrecken, als die Mutter nun ganz ernstlich that, als ob sie ihr verlornes Kind durchaus wieder haben wollte. Es schien ihm schier unmöglich, daß er sich wieder von seinem kleinen Johannes trennen sollte; er hätte sich aber nicht so sorgen dürfen, es war ja von der Mutter doch nicht so ernst damit gemeint. Sie wollte ihm nur einige Zwanziger aus dem Beutel locken, die er ihr auch sehr bereitwillig hingab, von Herzen froh, daß er nun seinen Schatz, den kleinen Johannes, behalten durfte.

Und so wuchs er denn in dem Pfarrhofe auf, der kleine Johannes, und er hatte es da so gut, wie nur je ein Kind in seiner Eltern Haus. Es war auch ein überaus feines Kind, schön und zart von Angesicht, und aufgeweckt und klug von Geist; und dem Pfarrer lachte das Herz, wenn er es ansah. Am Tisch, wenn er Gäste hatte, saß der Johannes neben ihm, und da gab er ihm die guten Bissen, und die Gäste hörten dem artigen, freundlichen Kinde mit Vergnügen zu, so überaus anmuthig und klug wußte es für sein Alter zu erzählen, und zu schwatzen und sich mit ihnen zu unterhalten. Niemand durfte ihm ein böses Wort geben; ja der Pfarrer schickte sogar einen Dienstboten fort, der sich herausgenommen, seinem kleinen Johannes, verdient oder unverdient, einmal eine Ohrfeige zu geben.

In Ungarn sagen die Kinder zu ihren Eltern: süßer Vater und süße Mutter, und wenn man nun den kleinen Slavaken fragte: wer ist dein Vater? dann antwortete er auf den Pfarrer zeigend: das ist mein süßer Vater, un

den Caplan nannte er sein Mütterlein, sein süßes Mütterlein — „Anyám, oh kedves jó anyám."

Dabei faßte er beim Lernen Alles leicht auf und hatte ein gutes Gedächtniß, und so wußte er bald schon so viel, daß es wirklich zum Verwundern war. Der Pfarrer sprach daher mit stolzer Freude über das glückliche Gedeihen seines Findlings: „Der kleine Johannes muß einmal mein Bischof werden", und schon im voraus war er glücklich, wenn er daran dachte, daß sein Johannes, den sie ihm von der Straße nackt und hungrig hereingetragen, ihm einst in seinem Alter den bischöflichen Segen geben würde.

Aber es ging anders, als der gute Pfarrer dachte.

Ich weiß nicht, war der kleine Johannes zu gut für diese Welt, oder hing das Herz des Pfarrers gar zu sehr an ihm, und hätte vielleicht ihm und dem Kinde diese übergroße Liebe zum Unheile gedient. Gott hatte es eben anders beschlossen; er nahm das Kind, wie er es ihm gegeben, ohne daß er eine Ahnung davon hatte. Es geschah ganz stille, da gar Niemand daran dachte, und ehe er zur Besinnung kam, war es schon geschehen.

Der liebe Gott schickte, als die rechte Stunde gekommen, seiner lichten Engel einen hinab in den Pfarrhof, und der trat still vor das Bettlein hin und schaute dem blühenden Knaben in die Augen: da erlosch ihr helles Licht, und seine rothen Wangen entfärbten sich und sein Puls stockte. Das Kind welkte dahin wie eine Blume in der Mittagssonne, die des Windes Hauch geknickt. Der kleine Johannes hatte das Nervenfieber. Der Pfarrer und der Caplan standen vor seinem Bette. Mit lächelndem Munde und dankendem Blicke sprach der kleine Johannes noch einmal mit leiser, ersterbender Stimme: „süßer Vater! süße Mutter!" Ach! der Pfarrer stand betend und weinend ihm zur Seite, aber weder seine Gebete, noch seine Thränen konnten die scheidende Seele zurückhalten, die dem Rufe des Engels folgte; er

schlummerte ein wie der Waisenknabe auf der Mutter Grab in der kalten Winternacht: *)

Es im az árva boldogul,	Und sieh', nun ist dem Kinde wohl
Jól érzi most magát:	Nun fühlt sich's frei und leicht,
Elmultak minden gondjai	Ihm winkt im Schlaf ein treuer Freund
Az álom hiv barát.	Und jeder Kummer weicht.
Szive még egyszer földobog	Die bleichen Lippen lächeln mild,
Mosolygnak ajkai:	Noch einmal pocht das Herz;
Csöndes-nyugodva alszik ott —	Dort schläft das Kind in süßer Ruh,
'S meghaltak kinjai.	Gestorben ist sein Schmerz! —

Hatte aber früher das Kind verwaist und verlassen auf dem einsamen Felde neben der Straße gelegen, bis das Mitleid guter Menschen es aufgehoben: so fühlte sich jetzt der Pfarrer neben der Leiche des kleinen Johannes so einsam, so verwaist und so unglücklich, daß ihm das Licht seines eigenen Lebens erloschen schien. Je tiefer die Liebe in seinem Herzen gewurzelt, um so betäubter fühlte er sich nun von dem Schmerz, der es durchschnitt. Seine Freude und seine Hoffnung hatten sie mit dem kleinen Johannes in das Grab gesenkt, und wo er hinblickte, da blickten ihm Leid und Trauer entgegen, und erfüllten ihn mit düsterer Schwermuth, denn immer stand das Bild seines sterbenden Johannes ihm vor der Seele; und lange konnte er nicht froh zum Himmel hinanblicken, denn in seinem Gebete störte ihn immer der Gedanke, der grollend in seinem Herzen ruhte: daß ihm Gott dieses Glück nicht gegönnt! Sein Herz hatte so fest an dem irdischen Gute gehangen; ach! es kostete ihn manchen Kampf, manche heiße Thräne, bis er seines Kummers Meister ward, bis er den Frieden der Seele wieder gewann, und im Hinblick zur schmerzensreichen Mutter, der Trösterin der Betrübten, die mit durchbohrtem Herzen unter dem Kreuze ihres heiligsten Sohnes steht, lebendig erkannte, daß die Liebe sich nur durch Opfer bewährt, und daß seinem kleinen Johannes dort

*) A' megfagyott gyermek Báró Eötvös Józseftől.

oben nun wohler ist, als in dem Pfarrhof, und daß ihm selbst noch viele, viele Kinder da unten geblieben sind, deren Seelen einst von ihm, ihrem Hirten, werden gefordert werden. So gab er sich denn, ausgesöhnt, seinem heiligen Berufe wieder hin, wie er gethan, ehe sie ihm das Findelkind von der Straße gebracht; aber einen anderen Johannes wollte er nicht mehr zu sich nehmen, weil er seinem eigenen Herzen mißtraute, und fürchtete, es möchte sich wieder von Liebe und Leid überwältigen lassen.

Das ist so eine Geschichte aus jenem Hungerjahr, wie sich ihrer hundert begaben. Noch eines aber will ich erzählen, was mir selbst begegnet ist und was mir mein Leben lang zur Warnung dienen soll. Es war um die Zeit der einbrechenden Nacht, wo man draußen die Gestalten, Menschen und Bäume, nur mehr in unbestimmten, verworrenen Umrissen im Halbdunkel sieht. Ich fuhr gerade nach Hause. Der Wagen fuhr an unserem Calvarienberg vorüber, das sind drei Kreuze mit einem heiligen Johannes: als ich neben dem Wege ein seltsames Geheul und Gewimmer hörte und Gestalten sah, die, wie mir schien, die Hände flehend aufhoben. Ich ließ halten. Es war eine hungernde Slovaken-Familie, die sich bei den Kreuzen gelagert hatte. Die Leute sahen schrecklich aus, ihr Geheul war herzzerreißend; die Einsamkeit und die einbrechende Nacht machten ihren Anblick noch unheimlicher. Es war ein Mann und eine Frau und fünf Kinder. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen, denn ich bin ihrer Sprache unkundig; allein ihr jämmerliches Aussehen sprach nur zu deutlich. Ich gab ihnen also, so gut ich konnte, durch Zeichen zu verstehen, daß sie mir folgen sollten, was sie auch thaten. Ich ließ den Wagen langsam vorausfahren und dankte Gott, als wir daheim waren. Hier setzte ich sogleich Alles in Bewegung. Die ausgehungerten Leute hatten mich so erbarmt, daß ich an nichts dachte, als ihnen eine gute, kräftige Mahlzeit zu bereiten. In meinem Mitleid und Eifer bedachte ich nicht, daß eine recht magere

und spärliche für's erste das Beste für sie gewesen wäre. Es war gerade Krauttag; denn bei uns auf dem Lande hat jede Jahreszeit und jeder Tag in der Woche seine bestimmte, hergebrachte Küchenordnung, und das wechselt so regelmäßig, wie die Jahreszeiten. Auch noch eine zweite Familie des armen Volkes fand sich dazu ein. Sie bekamen Suppe, Kraut und Fleisch in großen Portionen. Ich stand dabei, wie es aufgetragen wurde; die Frau theilte die Speisen aus; es war schrecklich anzusehen, ich werde es in meinem Leben nicht vergessen: diese gierigen Blicke aus den tiefen Augen des ausgehungerten Gesichtes, dieses krampfhafte, leidenschaftliche Ergreifen der so lange entbehrten Nahrung, und dieses heftige Hineinwürgen und eilige Hinunterschlingen! Nach dem Essen ließ ich ihnen Stroh zurecht machen, sie legten sich dort schlafen. Die Frau aber fühlte sich bald unwohl; der lange Hunger und Kummer hatte ihre Kraft zu sehr erschöpft, als daß ihr Magen die gierig verschlungene Speise hätte vertragen können. Jetzt fiel es mir schwer auf's Herz, daß es besser gewesen wäre, wenn ich mich von meinem blinden Mitleiden nicht hätte beherrschen lassen, und ihnen anfänglich nur wenig gegeben hätte. Es war leider zu spät! Nun kam noch ein kleiner Unfall dazu, der mich recht bekümmerte. Die Frau hatte, nach ihrer Landessitte, um den Kopf ein Tuch gewunden, so lag sie in ihrem Fieber da. Nun hatten wir ein zahmes Reh. Als es klein war, da war es sehr niedlich und artig, jetzt aber ist es groß und oft unartig. Wir ließen es damals noch frei herumlaufen, so ging es zu dem Lager der Kranken hin und fraß ihr, ehe es Jemand bemerkte, ein Stück von ihrem Kopftuch weg. Als ich es erfuhr, schickte ich sogleich zum Juden, und ließ mir seine zwei besten Tücher holen, die ich ihr zum Ersatz schenkte. Es war die letzte Freude, die ich dem armen Weibe machen konnte; denn zwei Tage darauf war sie eine Leiche und bedurfte keiner menschlichen Almosen mehr! So ist es mir damal ergangen, und ich denke noch oft daran, und eine

gute Lehre habe ich mir daraus genommen: so oft später solche ausgehungerte Leute zu uns kamen, es mochte nun Krauttag oder Erbsentag, Fasttag oder Fleischtag seyn, ich gab ihnen für's Erste nichts Anderes, als Wasser und Brod; denn das nimmt der Mensch aus Bedürfniß, und wenn er genug hat, hört er auf, und keiner ist mir daran gestorben. Schaden macht klug.

II.

Der Zigeuner und seine weinende Baßgeige.

Es gibt zwei Arten von Zigeunern bei uns: die einen, das sind die herumfahrenden, die von Ort zu Ort wandern. Sie dürfen aber überall nur drei Tage bleiben, dann müssen sie weiter. Sie können freilich nach sechs Tagen wieder kommen, das thun sie aber doch nicht, weil ihnen die Leute sonst nicht so leicht wieder etwas geben würden. Die anderen sind die ansässigen. Neben mancherlei Geschäften und Künsten, die sie treiben, bilden sie meist auch die Musikbande in den Herrschaften.

Der ganze Stamm aber hat in Vielem noch seinen orientalischen Charakter treu bewahrt. Wie sie das unstäte, flüchtige Leben lieben, so hat ihr Geist auch einen ganz eigenthümlich abenteuerlichen Schwung; das macht sie auch zum Wahrsagen so geschickt; sie lieben eine erhabene, prunkende bilderreiche, feierliche Rede, als seien sie geborne Fürsten; ja sie brauchen dieselbe sogar in den gemeinsten Vorkommnissen des Lebens, was dann manchmal höchst komisch herauskömmt, und es wird um so komischer, wenn man sich den Redner selbst ansieht, dessen Anzug oft nichts weniger als erhaben ist, wie die volltönenden Worte, die er im Munde führt.

So traf es sich einst, daß ich die kranke Frau unseres Schweinhalters besuchen wollte. Ich komme in eine niedrige Hütte und finde dort eine Zigeunerin, die gleichfalls krank

war. Es war die Frau des Obersten unserer Musikbande. Ich frage sie, was ihr fehle. Sie klagte mir: Ihr Mann sei dem Trunke ergeben, und da sei er einmal betrunken nach Hause gekommen und habe sie im Rausche so geprügelt, daß sie vor Schmerz und Aerger davon das Fieber bekommen. Ich sagte ihr: sie möge ihrem Mann von mir ausrichten, er solle das Trinken seyn lassen, sonst würde ich ihm auch nicht beistehen, sondern ihn in seiner Hütte liegen lassen, wenn ihm einmal eine Krankheit von seinem abscheulichen Laster zustoßen sollte.

Das war nun gut.

Nach vierzehn Tagen aber wird mir wirklich gesagt, der Zigeuner, das Oberhaupt unserer Bande, sei erkrankt. Ich mache mich also auf, ihn heimzusuchen. Ich trete in die Thüre hinein und finde zu meinem Erstaunen eine sehr saubere, niedliche Hütte. Die Wände sind ganz mit colorirten Heiligenbildern überdeckt. Ein großes weißes Handtuch hängt an der einen Wand. Ein hohes Bett mit vielen Polstern aufgethürmt, steht nebenan. Allein es ist nur das Paradebett, wie es bei den Zigeunern der Brauch ist. Sie bedienen sich seiner nicht, sondern pflegen nur ein oder das andere Polster davon zu nehmen, um sich neben hin auf eine Bank zu legen.

So hatte es auch der kranke Zigeuner gemacht.

Er lag neben seinem Staatsbett auf einem Federpolster, der ohne Ueberzug war, er hatte nur einen Unterzug. So lag er dort in seinem haarigen Mantel, mit seinem breitkrämpigen Hut, die Pfeife im Mund. Es war ein seltsamer, komisch erhabener Anblick. Der Hut saß ihm unternehmend schief auf dem Kopf. Attitüde und Drappirung war die majestätische, cokette eines Marinaro, der sich in seinen Lumpen wie ein Triumphator zu kleiden weiß.

Meinem Zigeuner gegenüber an der Wand hieng sein Stolz, seine geliebte Baßgeige, die er stets vor Augen haben mußte.

So empfing er mich, und so war auch der Styl seiner imperatorischen Redeweise.

Ich bedauerte ihn wegen seiner Krankheit, fügte indessen in verweisendem Tone bei: „Aber, lieber Freund! ich höre, du pflegst zu viel zu trinken!“ darauf erwiederte er, ohne sich im Mindesten in seiner königlichen Ruhe stören zu lassen: „Bin ich denn nicht Musikant?“ damit meinte er ohne Zweifel, sei sein Trinken vollkommen erklärt und gerechtfertigt.

Ich fuhr indessen fort: „Du bist freilich Musikant, lieber Freund, und sogar das Haupt unserer Bande mit deiner Baßgeige; aber siehst du wohl, wenn du zu viel trinkst, dann kommst du von Sinnen und prügelst deine arme Frau!“ — „Prügel,“ erwiederte der Zigeuner in dem ruhigsten Ton von der Welt, „sind den Weibern manchmal sehr zuträglich und nothwendig?“ Das war freilich nicht sehr galant gesprochen, ohne indessen die Nothwendigkeit und Heilsamkeit der ehelichen Prügel weiter zu erörtern, sagte ich: „Aber sieh! wenn du deine Frau prügelst, so schmerzt sie das und sie weint.“ — „Thränen,“ erwiederte der Zigeuner ganz gelassen, „sind die Waffen der Weiber.“ — „Aber bedenke, lieber Freund!“ fuhr ich fort, „daß du mit deinem unseligen Trinken nicht nur deine Frau, sondern auch, wie du jetzt siehst, dich selbst krank machst, und daß du dabei unmöglich wieder gesund werden kannst. Du mußt mir darum jetzt heilig versprechen, daß du in vierzehn Tagen kein Glas Branntwein mehr anrühren willst. Nicht wahr, das thust du?“ — Als ich dies sagte, sah mich der Zigeuner mit einer gewissen mitleidigen Entrüstung an und sagte dann in der feierlich erhabenen Weise seiner spanischen Grandezza, den Blick nach der Baßgeige an der Wand gekehrt: „Nein! darüber müßte ja selbst meine Baßgeige weinen!“ Ich mußte mein Gesicht von ihm abkehren, denn so sehr mich der kranke Mann in seinem Elende dauerte, so machte mich doch seine weinende Baßgeige fast lachen. Ich sah wohl, daß all mein Predigen hier nicht viel helfen und die Baßgeige eher weinen, als er von seinem Trin-

ken lassen würde. Und so ging ich denn unverrichteter Sache wieder von dannen. Noch ist leider kein Pater Mathew unter den Söhnen Arpads erschienen, der dieß Wunder bei uns vollbracht hätte, wie der Mäßigkeits-Apostel in dem grünen Erin unter den Kindern St. Patricks.

III.

Die Waisenkasse und der Räuber.

„A' Bakonyban sok a' fa" — viel sind Bakony's Bäume und viel sind der Räuber im Magyarenland. Wer wollte ihnen auch nachjagen? Ungarn ist ein Reiterland, und wer große Wälder und große Weiden, feurige Rosse und feurige Reiter sehen will, der komme nach Ungarn. Die Civilisation hat hier noch nicht Alles so eingezäunt und eingehegt, und überall Warnungstafeln und Polizeiverordnungen aufgerichtet und angeheftet. Der Reiter findet da gute Pferde und reichliches Futter für sie, und eine weite offene Bahn, um nach Herzens Lust mit verhängtem Zügel frei dahin zu sprengen. Und kommt Einer mit vier Pferden daher gefahren oder geritten, so kann er einkehren, wo er will, der Edelmann reicht ihm gastlich die Hand; er bleibt, so lang es ihn freut, und erhält dann das Ehrengeleite. So wollte es wenigstens die alte ungarische Sitte!

Das viele ungebaute Land und die vielen weit sich hinziehenden, schattigen Waldungen, die wir noch besitzen, geben aber auch den Räubern manchen sichern und bequemen Schlupfwinkel; und das unstäte Räuberleben mit seinen unerwarteten Gefahren und Abenteuern sagt dem kriegerischen, nomadischen Sinn unseres Reitervolkes sehr zu. Wie die italienischen Banditen, so halten sich auch die ungarischen Räuber für Galantuomini, und lieben es, eine gewisse Courtoisie zu zeigen, die den Damen die Hand küßt, ehe sie ihre Finger der Ringe beraubt. Oft auch sind sie einzelner Hand-

darin seine Freiheit gönnt, läßt er sich
begeistern, und dann ruft er auch
pro rege nostro!" Im umgekehrt
stutzig wie ein feuriges Roß, an desse
Hand reißt, und dann stürzt es sich
Abgrund!

Um aber wieder auf die Räuber
diese zu gelegener Stunde ihre Abge
oder in die Schlößer zu schicken, un
Bande entbieten zu lassen, daß der
bestimmten Ort, etwa an einen bezeic
nen gewissen Felsen, oder einen einsa
so und so viele Brode und andere Le
stimmte Summe Geldes, manchmal z
Gulden, oder zwanzig Gulden, je nach
und dem Vermögen des mit ihrem B
ligst schicken möge.

Nun schickt man ihnen entweder
man sucht sich durch die Erklärung, d

Umgekehrt verpflichtet die gewährte Forderung die Dankbarkeit der Räuber zur Freundschaft, und sie beschützen und bewahren dann wohl auch den, der ihnen ihren Tribut bereitwillig und arglos entrichtet hat.

Es sind, wie man hieraus sieht, die Raubritter und Freibeuter des Mittelalters, die hier noch fortleben, und so mischt sich auch der Charakter des Spitzbuben und des Ritters in diesem Treiben oft auf eine seltsame Weise. Ich will davon ein Beispiel anführen, das mir der Edelmann selbst erzählte, dem es begegnet ist.

Dieser Edelmann betreibt, wie es bei uns häufig der Fall ist, seine Oekonomie selbst; seine Wohnung bildet daher auch einen großen Hof, und in seinem Garten blühen die schönsten Tuberosen in Ungarn.

So stand er eines Sommerabends, da es gegen Sonnenuntergang ging, auf seinem Hof, um in der Oekonomie nachzuschauen. Die Knechte und die Mägde waren noch da und dort bei der Arbeit zerstreut; er war allein auf dem Hof; da sieht er seinem Hause zwei Gestalten nahen, von denen er, nach der Farbe ihrer Kleidung zu urtheilen, anfänglich glaubt, es seien Panduren, das heißt, eine Art von Gerichtsdienern des Comitates. Indessen, wie sie näher treten, erkennt er sogleich, daß es „szegin legyn", das heißt, arme Bursche, oder deutlicher gesprochen, Räuber sind.

Sie waren, wie es Brauch dieser Leute ist, trefflich bewaffnet: ein Gewehr über dem Rücken, Pistolen in den Seiten, Dolch und Säbel. Was dem Edelmann indessen sehr mißfiel, war, daß sie geschwärzte Gesichter hatten, um sich unkenntlich zu machen. Das war eben nicht geeignet, sein Vertrauen in ihre aristokratische Großmuth zu erwecken.

Nachdem sie ihn begrüßt, beginnen sie: „Ihr Scharfblick wird Ihnen gewiß schon gesagt haben, wer wir sind." — „Meine Freunde", erwiedert darauf der Edelmann, „allerdings weiß ich, wen ich vor mir habe; aber was ist Euer Begehren von mir?"

Während sie so sprechen, sieht er, wie sich ein anderer von den Fremden an die Hausglocke stellt, womit den Leuten bei der Arbeit und auf dem Felde zu Mittag geläutet wird. Der Fremde bewachte sie, um jeden Hülferuf unmöglich zu machen.

Die beiden entgegnen dem Edelmann: „Um es Ihnen kurz zu sagen, wir lassen uns nicht mit Wenigem abfinden; wir verlangen Ihre ganze Kasse. Machen Sie aber ja keinen überflüssigen Spektakel, Sie wären sonst verloren!", damit zeigten sie auf ihre Pistolen, und wie gut sie bewaffnet seien, um ihm anzudeuten, daß der erste Ruf von seiner Seite sein Tod wäre.

Der Edelmann wollte sich mit der Ausrede entschuldigen, daß er gegenwärtig nicht bei Kasse sei. Die Bursche erwiederten aber: „Täuschen Sie uns nicht! es ist doch Alles vergeblich, wir sind genau unterrichtet, und wenn Sie Ihr Geld nicht selbst zu finden wissen: so wollen wir es Ihnen zeigen, wo Sie es stehen haben."

Während dieser Verhandlung wurde da und dort noch ein Trupp Räuber sichtbar, die den ganzen Hof besetzten und die Leute des Edelmanns einzeln, wie sie heimkehrten, in den Keller abführten und dort einsperrten.

Der Edelmann sah wohl ein, daß unter diesen Umständen an Widerstand nicht zu denken sei, und zugleich fiel ihm ein, daß er einmal einen Schlosser bei der Reparatur seiner Kasse gebraucht hatte, der den Räubern wohl Alles verrathen hätte. Er führte sie also hinauf, und sie nahmen sofort von der Kasse Besitz.

Nachdem dieß geschehen, erklärten sie ihm: nun müßten sie auch den Schmuck der „gnädigen Frau" haben. Was war zu machen? er mußte sie auch zu der Edelfrau führen. Die erschrack natürlich nicht wenig bei diesem unverhofften Besuch. Die Räuber suchten sie indessen auf das höflichste zu beruhigen: „Erschrecken Sie ja nicht, gnädige Frau; vertrauen Sie uns, es wird Ihnen gewiß nicht das Mindeste geschehen;

wir sind nur gekommen, um uns Ihren Schmuck gefälligst auszubitten."

Sie mußte ihnen also die Schränke aufschließen, und sie säckelten ein, was sich da an Kostbarkeiten vorfand.

Die Frau war eine besondere Liebhaberin von kleinen seidenen Tüchern, die Räuber fanden solche daher in großer Anzahl, und während sie dieselben zu sich steckten, sagte der Eine: „Diese Tüchel wären vortrefflich, um darin die Füße einzubinden. Sie erlauben wohl, gnädige Frau!" und damit setzte er sich in eine Ecke, zog die schmutzigen wollenen Lappen von seinen kothigen Füßen, und band sie in zwei von den schönen seidenen Tüchern der Edelfrau, was diese fast mehr schmerzte, als der Verlust ihres ganzen Schmuckes.

Nachdem sie auch hiemit aufgeräumt hatten, sagten sie im artigsten Tone: „Gnädige Frau! jetzt bedürfen wir einiger Erquickung; wir zweifeln nicht, Sie werden gewiß Etwas für uns in Ihrer Küche vorräthig haben." — Also begab sich die gnädige Frau mit ihren verehrlichen Gästen in die Küche, wo sie die Schinken, und was sie sonst von Speisen vorfanden, als gute Beute mitgehen hießen.

Bei dieser Küchenvisitation entdeckten sie in einem Schranke einige Kuchen. „Gewiß", sagten die Stegreifritter, „das Machwerk der gnädigen Frau; erlauben die gnädige Frau, daß wir sie verkosten, so werden wir Ihnen sehr verbunden seyn!" „Ach", sagte die Edelfrau, die in ihrem Elend über diese seltsame Artigkeit vor Aerger lachen mußte, „Ihr habt mir Alles genommen und habt nicht darnach gefragt, warum fragt Ihr denn jetzt wegen der Kuchen um Erlaubniß? Seht, Ihr habt mir ja all unser Silber genommen, so daß ich nicht einmal einen Löffel hätte, wenn ich auch essen wollte." — „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daran soll es Ihnen nicht fehlen", entgegnete der eine Räuber, „Sie und der gnädige Herr sind zwei, hier haben Sie zwei Stück", und damit gab er ihnen zwei Bestecke zurück. Dann fuhr er fort: „Aber ich muß fürchten, die gnädige Frau sind zu [illegible]

angezogen, Sie könnten sich wirklich verkälten! ich muß Sie daher dringend ersuchen, sich mit einem Mantel zu versehen."

Die Edelfrau mußte sich auch diese zarte Rücksicht gefallen lassen. Sie gingen also aus der Küche wieder in das Zimmer der Edelfrau, die hier eine ihrer Schubladen öffnete, worin ihr Mantel lag. Der Räuber nahm ihn heraus, band ihr ihn selbst, wie ein galanter Cavalier, um, bot ihr den Arm und führte sie — zum Keller, wo er ihr, wie den übrigen, die Thüre öffnete und sie hinabsteigen ließ.

Hierauf wandten sie sich wieder an den Edelmann, um mit dem Rest aufzuräumen. Sie fanden in der That auch noch eine zweite Kasse. Als sie sich indessen derselben bemächtigen wollten, rief der Edelmann in einem ernsten, sehr bedeutsamen Ton: „Das, meine Freunde, ist die **Waisenkasse**!"

Der eine der beiden Anführer zog die Hand zurück und sprach zu dem anderen: „Das lassen wir! Waisengeld ist heilig!" Der andere dagegen erwiederte höhnisch: „Geld ist Geld, und das nehmen wir mit!"

Vergeblich bot der erste Alles auf, ihn zurückzuhalten; die Begier seines Kameraden war zu groß, er erbrach die Waisenkasse, während der Andere ihm zurief: „Das Unglück über dich! Ich habe keinen Theil daran!"

Nachdem sie auch hiemit fertig waren und den Herren zu den Seinen in den Keller gesperrt und die Thüre wohl verschlossen und mit allem möglichen Hausrath verrammelt hatten, schickten sie sich zum Abmarsche an.

Beim Abzuge nahm der, welcher die Waisenkasse beraubt hatte, noch eine Flinte mit, die dort an der Wand gehangen. Hierauf verschwand die Truppe, und der Hof wurde auf einmal still und leer.

Die im Keller Eingesperrten suchten sich jetzt zu befreien. Sie thürmten daher Fäßer und Hölzer und was sie sonst unten fanden, über einander, und so stieg einer von ihnen glücklich zu einem Kellerfenster hinauf, das er einstieß und so

die Freiheit gewann. Von den Räubern war nichts mehr zu sehen, und somit schlüpften mehrere hinaus; sie machten die Kellerthüre wieder frei, und der Herr und seine Dienerschaft kamen wieder glücklich an's Tageslicht.

Der Edelmann machte nun sogleich die Anzeige; indessen die Bande war verschwunden und Geld und Schmuck mit ihr. Allein einige Tage später gelang es der Polizeimannschaft, ihren Schlupfwinkel ausfindig zu machen; sie wurden umstellt; es kam zu einem heißen Kampf. Und hier war es, wo der Eine der beiden Anführer, der die Waisenkasse erbrochen und die Flinte von der Wand genommen, im Handgemenge eben diese Flinte beim Rohr faßte, um mit dem Kolben seinen Gegner niederzuschlagen; aber während des Schlages entlud sich die Flinte und der Schuß ging ihm in den Fuß und machte ihn kampfunfähig: „Die Waisenkasse!" rief der stürzende Räuber verzweifelnd, als er gebunden wurde, um seinen Lohn am Galgen zu empfangen. Es war Millfai. Sein Raubgenosse aber, der seine That verflucht hatte, war Schobri, von dem noch heute so viele Abenteuer in Ungarn erzählt werden; denn von Räubern sich Geschichten zu erzählen, ist eine Lieblingsunterhaltung an der Theiß und an der Maros.

Neben den wahren Geschichten aber, wie sie sich noch täglich heute in den Wildnissen der ungarischen Wälder und auf den einsamen Pusten begeben, laufen auch mancherlei wunderbare Räubersagen im Munde des Volkes um, die einen fabelhaften Charakter an sich tragen und Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes sind. Auch in ihnen spiegelt sich das magyarische Wesen, und darum will ich zur Abwechslung auch eine von ihnen mittheilen *).

*) Fr. Gaal („Märchen der Magyaren, Wien 1822") und Graf J. Majlath („Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen, Stuttgart und Tübingen 1837, zwei Bände") haben bekanntlich die ersten Sammlungen herausgegeben. Nach ihnen hat die Kisfal[illegible]



IV.

Das unheimliche Waldschloß.

Es war einmal ein preußischer General, ein weitgereister Mann, der vieler Menschen Länder und Städte gesehen und ihre Sitten erkundet, der machte auch eine Reise

Gesellschaft die neueste Sammlung von Volksliedern und Märchen in ungarischer Sprache besorgt, und zwar wie sie im Munde des Volkes leben: Népdalok és mondák. kiadta Erdélyi János. Pest Beimelnal 1846 — 47. Hiervon ist eine Auswahl in deutscher Uebersetzung erschienen unter dem Titel: „Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdelyischen Sammlung übersetzt von G. Stier. Berlin, Dümmler 1850." Die obige Geschichte von dem Mordschloß ist hier die sechste S. 45. Wieder andere, in der jüngsten Zeit erschienene Sammlungen haben den Zweck, das Ausland mit der magyarischen Volkspoesie sowohl, als ihrer Kunstpoesie bekannt zu machen. So: „Toldy Ferencz (Schedels) Handbuch der Ungrischen Poesie. 2 Bände. Pesth und Wien 1828." Nach ihm hat der Engländer Bowring, der bekannte Uebersetzer russischer, polnischer, serbischer, böhmischer, holländischer und spanischer Volkslieder, die er in einer Reihe von Anthologien herausgegeben, auch eine ähnliche Sammlung für die ungarische Poesie verfaßt und mit einer Einleitung über die Sprache und mit biographischen Notizen über die Dichter herausgegeben, unter dem Titel: „Poetry of the Magyars, preceded by a sketch of the language and literature of Hungary and Transylvania by John Bowring. London 1830." Eine Reihe ungarischer Volkslieder schließen diese Sammlung. Verwandten Inhalts ist eine spätere Sammlung, die dem ungarischen Texte der Lieder zur Seite die deutsche Uebersetzung gibt, und sich daher für solche, die die Sprache lernen wollen, als Lesebuch eignet. „Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neueren magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen von Gustav Steinacker, Director der vom reformirten Consistorium gegründeten weiblichen Erziehungsanstalt zu Drebezin. Erste Abtheilung. Leipzig 1840." — Endlich ist auch jüngst eine Sammlung ungarischer Sprüchwörter von Bloch erschienen, unter dem Titel: „Dr. Ballagi Mór. Magyar peldabeszédek, közmondások és szójárások gyüjteménye. Szarvason 1850."

nach Ungarn, und als er wieder heimkehrte und die Leitha überschritten hatte, da fragten ihn seine Freunde, was ihm denn im Lande der Magyaren das Merkwürdigste geschienen, was er dort gesehen; da erwiederte der preußische General: „Ueber die geringelten Schwänze der Schweine in Ungarn habe ich mich am meisten verwundert“, worüber seine Freunde natürlich lachten. Daß aber der Preuße schlechte Augen, oder keine gute Brille bei sich hatte, und daß es dort noch merkwürdigere Dinge, als die geringelten Schwänzlein der Schweine gibt, das kann Jeder schon aus der folgenden Geschichte ersehen, wie sie in Ungarn der gemeine Mann erzählt:

„Wo war's, wo war's nicht? ein zersprungener, zerklungener Ofen hatte kein Stückchen Wand mehr; es war einmal eine Stadt, da wohnte eine ungeheuer reiche Gräfin. Die Gräfin hatte eine ausgezeichnet schöne Tochter, ganz allein. Da nun das Gerücht von ihrer Schönheit und ihrem Reichthum groß war, umschwärmten sie die Großen des Landes als Freier. Unter manchen Andern kamen zu ihrem Hause auch einmal drei junge Grafen, drei Brüder, welche ein Schloß nicht weit von der Stadt in einem schönen Walde hatten. Diese schienen nach ihrer ganzen Ausrüstung viel reicher zu seyn, als die andern Alle, wie sich aus ihrem Großthun abnehmen ließ; aber woher und wie wußte Niemand.“

„Die Grafen waren bald tägliche Gäste im Hause, ohne daß Jene sie einmal wieder besucht hätten, und darum wiederholten sie dem Mädchen bald jeden Tag ihre Bitten, sie doch einmal zu besuchen.“

„Das Mädchen verschwieg nun diese Bitte so lange, bis sie sich einmal zu einem Spaziergange zurecht machte in eben den Wald, wo die Grafen wohnten, wie sie gesagt hatten. Ihrer Mutter fiel es auf, daß sie gerade dahin ging, aber weil sie ihre eigentliche Absicht verschwieg, so gab die Mutter ihren Bitten nach. Das Mädchen ging, und die Schönheit des Waldes, anderntheils auch ihre Neugier lockte sie allmählig

...... Das Mädchen ging weiter
eingang. Weiße Marmortreppen b
und das Mädchen, von dem Glanz
nahe geblendet, stieg hinauf, die S
dert"", sagte das Mädchen halblaut
Reihe Stufen zu dem Wendeabsatz g
sie sich um, und ein in einem Käfig
ihr in's Auge. „„Mädchen, nimm
ihr zu; aber das Mädchen von Gl
thört, ging, ohne auf die Worte des
ten, immer weiter, die Stufen zäh
sagte das Mädchen wieder, als sie z
men war; aber auch bis jetzt hatte si
und da sie so irgend Etwas finden zu
sie die erste Thüre auf. Darinnen n
schreibung prächtig, überall so, wie si
sehen hatte; aber auch hier war Niem

„Sie ging in die nächste Stube, un
anderm Hausrath, auch drei Betten; das
sich, die Schlafstube der Grafen seyn,
ter. Das Zimm...

trieb sie zurück. Zitternd ging sie der Reihe nach durch die frühern Zimmer, aber als sie in das Schlafzimmer trat, schlug Männergespräch an ihr Ohr. Der Muth gebrach ihr, weiter zu gehen, und da sie Schritte sich nähern hörte, verbarg sie sich unter einem Bette. Die Männer kamen, es waren die drei Grafensöhne, welche ein schönes Mädchen mit sich schleppten, in der die zitternde Gräfin unter dem Bette, nach dem Ton ihrer Stimme eine ihrer Freundinnen erkannte. Sie befreiten jetzt das Mädchen von allem, was sie hatte, und da einer von ihren Diamantringen am Finger so fest saß, daß er nicht abging, hieb ihr einer von Jenen den Finger ab, welcher gerade unter das Bett rollte, wo ihre Freundin war. Einer von ihnen wollte den Ring suchen, aber die Andern riefen ihm zu: „„Du findest ihn auch ein ander Mal““, da ließen sie ihn dort liegen, und nachdem sie dem Mädchen alle Kleider ausgezogen hatten, führten sie sie in ein anderes Zimmer, wo es einige Zeit darauf klang, als würde sie von der Messerfigur unter dumpfem Stöhnen zerschnitten, und die zerstückelten Ueberreste des unglücklichen Opfers fielen in den Abgrund.“

„Die jungen Grafen kamen wieder, und einer fing von Neuem an, nach dem Ring zu suchen, während die unter dem Bette Versteckte Todesschweiß vergoß. „„Er bleibt uns auch so, morgen wird er sich schon finden““, sagte auch dieß Mal Einer, und forderte seine Kameraden zum Schlafengehen auf. Und dabei blieb's, sie verschoben das Suchen bis zum andern Morgen. Sie gingen zur Ruhe, und die Gräfin fing in ihrem Verstecke an, freier zu athmen. Jetzt tappte sie behutsam herum, fand den Ring und nahm ihn zu sich; und so wie sie merkte, daß die Grafen in tiefem Schlafe lagen, schlich sie sich leise heraus, ließ aber die Thür hinter sich offen.“

„Am andern Tage kamen die Grafen wieder zu dem Fräulein auf Besuch, und diese erzählte ihnen, wie sie im Traume in ihr Schloß gekommen wäre, wie sie auf dem

gen hatte; aber als der Traum bis
kam, fingen sie an zu zweifeln, a
wohn regte. Aber wie sie nun ihr
chen erzählte, und zum Beweise Fi
da riefen die Grafen zitternd aus:
und wollten fliehen; dafür war aber
den Dienern, welche schon auf sie
Bei der Untersuchung kamen jetzt a
Geheim vollbrachten Gräuelthaten an
geköpft."

So wird diese Räubergeschichte
aber habe ich einen Freund, einen sc
wunderliche mystische Ideen hat, und
machen, es sei eigentlich keine Gesch
eine Mythe oder eine Allegorie.
behauptet er, sei Niemand anders, al
ihre schöne Tochter, das sei die ungar
den drei fremden Freiern aber, diesen
lich gar so nobel und fein ausgesehen,
Räuber und Mörder gewesen, damit

arglistiges Herz aber habe nur nach ihren Schätzen getrachtet. Und so sei auch die Frauengestalt in dem Mörderschloß über dem Abgrund, die aus lauter scharfen Rasirmessern zusammengesetzte, offenbar Niemand anders, als die Revolution mit ihrer Guillotine, und der Vogel, der die Unglückliche warnen wollte, sei die Erfahrung, die gezeigt, welche Aepfel auf den rothen Pariser Freiheitsbäumen wüchsen. Und wenn ich das nicht glauben wolle, so möge ich nur Ungarn ansehen, ob es nicht jetzt ausschaue, als sei es von der Rasirmesser-Hexe umarmt worden.

So spricht mein wunderlicher, schwarzgelber Freund mit den mystischen Ideen, und ich lasse ihn reden, wenn ich gleich glaube, die Messer der Hexe, die den Ungarn so weh gethan, seien nicht alle bloß rothe Pariser gewesen, und die landverderblichen, volksverführerischen Ideen seien auch nicht alle nur von Paris oder London gekommen. Ich disputire aber nicht gern über Politik, wir werden leicht heftig, und was kömmt auch heraus? Bringe ich Einen von seiner Meinung ab, so denke ich, er ist ein Schwachkopf, daß er so schnell seine Ueberzeugung ändert; hält er aber, wie es meistens geschieht, eigensinnig daran fest, dann ärgere ich mich, daß ich so viele Worte verliere. Gott gebe nur, daß es bald besser wird, und dazu schöpfe ich frische Hoffnungen aus den kaiserlichen Handschreiben vom 20. August, die ich mit jubelndem Herzen begrüßt habe! Nun wird doch Ungarn nicht den bureaukratischen Schablonen einer modernen, constitutionellen Schreiber-Uniformität geopfert werden, die nicht einmal Frankreich, von dem sie doch herstammt, vor der Messerhexe bewahren konnte. Ungarn ist in gar Vielem grundverschieden von den übrigen Kronländern, und bedarf daher auch einer von ihnen verschiedenen Verwaltung und Verfassung, soll sie seinen Verhältnissen angemessen seyn. Es hat noch eine Aristokratie, man weise ihr die ihr gebührende Stellung an. Nur keine Vielschreiberei und Vielregiererei! Je weniger kosmopolitisch, je lokaler, je einfacher, je natürlicher, um so besser. Steuern

...uption und steter Erbitterung. Auch
Fremden gebildet, des Landes und
und dabei stets gewechselt, wird ih
chen können. In Summa: Ungar
handelt seyn, wie Tyrol tyroleris
patriotischen Phantasien *).

Ob nun der Schwarzgelbe mit sei
Messerhere und seinen andern wunderli
das weiß ich nicht; aber das weiß ich,
daran thut, wenn sie den Freiern ihr
Augen schaut, und den rothen Glück
schließt, sonst darf sie sich mit ihrer T
setzen, und da mögen sie miteinander

„A' világon setét éj van
A' millyen bús szivemb
'S én itt ülök magánosan,
Fejem a' két kezemben.

Karlsbad im September 1851.

---

*) Die Hist.-polit. Blätter haben seiner ...
in einer W...

XXXVI.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

I.

Die Errichtung eines deutschen Gottesdienstes in einigen Städten von Frankreich ist eine in mehrfacher Beziehung freudige Erscheinung. Nicht nur in Frankreich eingewanderte Deutsche, sondern geborne Franzosen, Männer, die in Kirche und Staat die bedeutendsten Rollen bekleiden, nehmen sich mit warmem Interesse der Sache an; wir sehen in Paris den dortigen Kirchenfürsten an der Spitze derjenigen, welche die Einführung eines deutschen Gottesdienstes für Deutsche sich zur Aufgabe gemacht haben; an seiner Seite stehen andere Namen, die in der politischen Welt einen weit gekannten, ehrenvollen Klang haben. Die Sorbonne ist mit höherer Bewilligung bereits zu diesem Zwecke angewiesen, in Nancy die Kirche St. Julien; in Luneville wird eine neue, dem heil. Marcus geweihte Kirche gebaut; Schritte zu gleichem Zwecke in andern Städten werden folgen.

Wahr ist es, der Gottesdienst der katholischen Kirche ist ein allgemeiner, für alle Völker, alle Zungen; sie hat, um den Charakter der Allgemeinheit ihres Gottesdienstes in dem Wirrwarr der Sprachen des menschlichen Geschlechtes zu erhalten, für denselben nur eine, aber eine allgemein gekannte,

früher von den meisten Völkern der Erde gesprochene, jetzt durch die Kirche den Meisten bekannte und ihnen immer bekannt bleibende Sprache, die lateinische gewählt. Zur Feier des heiligen Opfers, welches den Hauptinhalt des Gottesdienstes bildet, bedarf es einer Nationalsprache nicht. In sofern sind die katholischen Deutschen, welche in dem katholischen Frankreich leben, allerdings nicht jenen Katholiken gleichzustellen, welche unter einer ihnen glaubensfremden Bevölkerung lebend, jedes kirchlichen Unterrichtes und selbst der Feier des heiligen Geheimnisses entbehren.

Ein großes Bedürfniß für Abhaltung eines deutschen Gottesdienstes muß aber doch vorhanden gewesen seyn; der rege Wetteifer, welcher unter den kirchlichgesinnten Franzosen und Deutschen für Begründung eines solchen sich an verschiedenen Orten Frankreichs kund gibt, ist Beweis hiefür. Wir glauben klar in die dortigen Verhältnisse zu sehen. Ein großer Theil der in französischen Städten sich aufhaltenden Deutschen besteht nicht aus solchen, welche bereits einen dauernden Wohnsitz dort genommen, und durch langjährigen Aufenthalt die dortige Landessprache sich angeeignet haben, sondern aus herumwandernden, oft kurze, oft auf längere Zeit sich aufhaltenden Arbeitern und Handwerkern. Auf die Arbeitsbevölkerung stützt die Revolutionspartei alle ihre Pläne, ihr religiöser und sittlicher Ruin ist das Hauptmittel, dessen sie sich schon lange zur Ausführung ihrer Absichten bedient. Das wirksamste Gegengift gegen dieses ruchlose Treiben liegt in der religiösen Bildung dieser Bevölkerung. Das erkennt man nach den gemachten traurigen Erfahrungen so ziemlich allgemein, allein die Erkenntniß wird selten zur That. In dieser Hinsicht sind die gläubigen Franzosen für alle andern Völker, namentlich für uns Deutsche, ein Muster von praktischem Sinne und praktischer Thätigkeit. Frommen studirenden Jünglingen in Paris haben wir die Gründung des Vincentiusvereines zu verdanken, welcher seine Zweigvereine und

damit seine Wohlthaten bald über alle Theile der Erde ausbreitet; aus Frankreich, aus den Händen der treuen Söhne unserer heiligen Kirche, fließen nicht nur große Summen jährlich für das katholische Missionswerk, sondern die französische Geistlichkeit zeichnet sich auch besonders durch ihren apostolischen Missionseifer aus. Derselbe wahrhaft katholische Glaubenseifer zeigt sich auch in hundert andern Werken und Vereinen christlicher Frömmigkeit und werkthätiger Barmherzigkeit, die gewiß allenthalben Anerkennung verdienen und Nachahmung finden sollten; der gleiche praktisch-religiöse Sinn leitet ebenfalls ohne Zweifel gegenwärtig jene Männer, welche um Gründung eines deutschen Gottesdienstes sich so sehr interessiren. Sie haben diese zahlreiche deutsche Bevölkerung, insbesonders diese eingewanderten deutschen Arbeiter vor Augen, wie sie ohne irgend eine, oder wenigstens ohne hinreichende Kenntniß der Landessprache, in Paris oder in andern großen Städten für einige Zeit sich niederlassen, bald in verderbliche Klubs und in die Fangarme der Revolutionspartei gerathen; wie sie allmälig, trotz der guten religiösen und sittlichen Grundlage, die sie aus der Heimath mitgebracht haben, von den heillosen Lehren derselben sich umspinnen lassen, weil die Unkenntniß der Sprache von dem Orte sie abhält, wo religiöser Unterricht ertheilt wird, und der in ihnen vorhandene gute, religiöse Grund gemehrt, und gegen die Angriffe ihrer lauernden Seelenverderber gestärkt und bewahrt werden könnte. Ihr praktischer Blick erkannte mit dem Uebel sofort auch das Mittel — religiösen Unterricht in der Muttersprache.

Gewiß dieses Mittel ist ein gut gewähltes; der Segen des Himmels wird dem Bestreben dieser Männer nicht ausbleiben. Die Sprache, welche das Kind von den Lippen der Mutter abgelauscht hat, in der es zuerst sich aussprach, und sich dadurch als ein über die ganze es umgebende Natur erhabenes, höheres, dem Schöpfer ähnliches Wesen kund gab,

zu diesem sein erstes Gebet verrichtete, und später in Freude und Noth immer gebetet hat, behält für den Menschen durch alle Stufen seines Alters hindurch eine Bedeutung und einen Reiz, wie sie keine andere, später erlernte Sprache besitzt. Das Wort Gottes in dieser Muttersprache in einem fremden Lande neuen Ankömmlingen verkündet, muß darum einen besondern Eindruck machen; sein froher Inhalt ist zugleich mit dem Liebereiz der zuerst und darum immer geliebten Sprache umflossen, und erhält dadurch beim einfachsten Vortrage eine Wärme und eine Gewalt, die der beredteste Mund nicht in eine fremde Sprache legen kann.

Diese Sorge edler Männer in Frankreich für den religiösen Unterricht der eingewanderten Deutschen in ihrer Muttersprache verdient von unserer Seite um so höhere Anerkennung, gerade weil es in Frankreich geschieht. Frankreich ist ja das Land, dem vorzugsweise ein übertriebener Nationalstolz und Egoismus zum Vorwurf gemacht werden kann. In deren kranken Auswüchsen ist ein großer Theil der Ursachen des Uebels zu suchen, an welchen es jetzt so schwer darniederliegt; Monarchie und Republik haben sie gleichmäßig gepflegt, und sind auch beide den Consequenzen verfallen, die sie nothwendig für jedes Volk, das daran kränkelt, mit sich bringen.

Dieser übertriebene Nationalstolz und Egoismus sind die Schöpfer des Gallikanismus, denn die schönste Tugend, welche den einzelnen Christen und ein christliches Volk ziert, Demuth und die aus ihr hervorgehende Unterwürfigkeit, fehlte; dieses Uebel hat das Land zum Glücke größtentheils überwunden. Sie sind aber auch die Schöpfer des früheren und jetzigen Staatszustandes; dieses Uebel aber wuchert noch jetzt fort. Monarchie und Republik, Despotie und Revolution, haben in Frankreich planmäßig darauf hingearbeitet, die Mannigfaltigkeit der politischen und socialen Lebensform der einzelnen Volksstämme, welche aus dem inneren Daseyn derselben, wie die Blätter und die Frucht aus einem Stamme

hervorkeimten, zu ertödten, und Alles in eine von Oben herab dictirte Staatsform und unnatürliche abstracte Einheit einzuzwängen. Nirgends ist dieses absoluten Monarchen und republikanischen Terroristen so gut gelungen, wie in Frankreich; man hat leider die Zwangsjacke einer abstracten, und darum allerdings höchst einfachen Staatsform über das politische Leben aller verschiedenen Volksstämme Frankreichs ausgebreitet, damit eine große Nation nach dem falschen Begriffe, den man diesem Worte unterlegt, geschaffen, zugleich aber die Entwicklung eines aus dem frischen Leben der Völker, welche zum Staatsverbande gehören, unmittelbar und naturgemäß sich entwickelnden Staatsorganismus verhindert. Welche Armuth liegt nicht in dem modernen französischen Staatsorganismus! In Paris — die Centralregierung, monarchisch oder republikanisch; in den Provinzen — die Préfets und die Maires; drei Worte, mit welchen der ganze französische Staatsbau vollständig charakterisirt ist. Sollte das Leben der französischen Nation nicht reicher seyn, als es diese drei armen Worte ausdrücken! Gewiß, große Momente in ihrer Geschichte, ja der Gang des gewöhnlichen Lebens führen uns eine reiche Menge und große Mannigfaltigkeit von gesunder Lebenskraft vor Augen, welche beweisen, daß die ertödtende Abstraction, welche in dem Staatsbau herrscht, noch nicht mit ihrer eisigen Kälte auch das Leben des Volkes erstarrt und eine gründliche Heilung unmöglich gemacht hat.

Es ist eine weltbekannte Thatsache, daß Paris eigentlich Frankreich ist. Wir finden diese auffallende Erscheinung nirgends anderswo. Weder London, noch Wien oder Berlin sind Großbrittanien, Oesterreich oder Preußen. Diese unnatürliche, allem gesunden Staatsleben zuwiderlaufende Stellung der Hauptstadt von Frankreich zu diesem, hat ihre Ursache allein in dem abstracten Organismus des Staats selbst, weil durch diesen der Träger des Staatslebens, der auf der breiten und mannigfaltigen Basis des Volkslebens ruhen,

und von Oben bloß mit starker Hand und klarem Blicke geleitet werden sollte, aus diesem gänzlich herausgerissen und ausschließlich in die Hauptstadt hineinverpflanzt, und in die Hand eines Einzelnen oder einer Versammlung hineingelegt worden ist. Das Schicksal Dieser — ist das Schicksal des Landes; jenes aber liegt in der Hand der Bevölkerung von Paris.

Heller sehende Franzosen haben dieses Grundübel schon lange erkannt; wirklich ist eine gründliche Besserung der französischen Staatszustände nur von da aus möglich; es wird nichts fruchten, wenn man die französische Staatsabstraction in eine monarchische, statt wie jetzt in eine republikanische Spitze auslaufen läßt.

In dieser Hinsicht hat die Gründung eines deutschen Gottesdienstes in mehreren Städten Frankreichs, der edle Eifer, welcher von hervorragenden Männern des Landes dafür an den Tag gelegt wird, auch eine politische Bedeutung. Religiöser Sinn hat bei ihnen die einseitige Richtung, in welcher die ganze Staatsgeschichte von Frankreich sich fortbewegt, die zu einem unerfreulichen Erbtheil der Nation, und nur zu oft der Einzelnen geworden ist, jenen Nationalstolz, der in der Errichtung eines deutschen Gottesdienstes leicht eine Beleidigung der französischen Nationalität sehen könnte, überwunden; sie sind den Behörden weit vorausgeeilt, die, wie ältere und neuere Thatsachen beweisen, noch in vollem Gange auf der alten Irrbahn vorwärtsschreiten.

Gewisse, gegenüber dem deutschen Elsaß getroffene Maßregeln beweisen dieses zur Genüge. Der Elsaß in seiner Geschichte, in der Abstammung und dem Charakter seiner Einwohner ist ein deutsches Land; es ist ein schon lange befolgtes Regierungssystem, diesen Landestheil zu französiren, die deutsche Sprache besonders gänzlich zu verdrängen. Früher ging man nur so weit, die deutsche Sprache neben der französischen in den Volksschulen bloß stiefmütterlich zu behan-

deln, in der neuesten Zeit aber wagte man es, die Vorschrift zu ertheilen, daß aller Unterricht in den Volksschulen bloß in der französischen Sprache ertheilt werden müsse. Vom gleichen Geiste ist jene neuerliche Verordnung kleinlicher Despoten, welche die Weisung enthält, daß in einer Ortschaft des Elsasses nur dann ein Deutschredender zu einem Bannwarte (Flurwächter) gewählt werden dürfe, wenn Keiner in derselben vorhanden ist, welcher die französische Sprache versteht, daß in jedem Falle aber die Protokolle in französischer Sprache abgefaßt seyn müssen.

Man könnte in einer so kleinlichen Regierungsmaßregel einen besondern Groll gegen die Völker und Staaten deutscher Zunge erblicken, besonders wenn man auf den französischen Kammerlärmen hinblickt, welcher eine so lange Reihe von Jahren ununterbrochen über den Untergang der polnischen Nationalität durch ähnliche russische Regierungsmaßregeln fortgeführt worden ist. Der Widerspruch in einem solchen Benehmen scheint auf den ersten Blick, nur in einem solchen Grolle seine Lösung zu finden. Allein man würde mit einem solchen Schlusse wirklich sehr in die Irre gehen; das gegen den deutschen Elsaß befolgte Sprachzerstörungssystem stammt aus der gleichen Quelle, aus welcher das allgemeine, in die Staatsgeschichte und den Staatsorganismus von Frankreich eingedrungene Uebel hergeflossen ist.

Zum Schlusse und zur Erhärtung dieser letzteren politischen Reflexionen erlauben wir uns noch eine Bemerkung. Die Lehre der Revolutionspartei in allen ihren Schattirungen läuft auf eine Verwischung jeder wirklichen, lebendigen Nationalität aus; dennoch ist es gerade diese Partei, welche die moderne, eigensüchtige Nationalitätslehre am eifrigsten prediget; an den meisten Orten, wo sie die Revolutionsstandarte erhoben, hatte sie dieselbe darauf geschrieben, und mit dieser sind ihr wirklich viele Bethörungen gelungen. Auch das Sprachzerstörungssystem — man denke nur an Ungarn —

und von Oben bloß mit starker Hand und klarem Blicke geleitet werden sollte, aus diesem gänzlich herausgerissen und ausschließlich in die Hauptstadt hineinverpflanzt, und in die Hand eines Einzelnen oder einer Versammlung hineingelegt worden ist. Das Schicksal Dieser — ist das Schicksal des Landes; jenes aber liegt in der Hand der Bevölkerung von Paris.

Heller sehende Franzosen haben dieses Grundübel schon lange erkannt; wirklich ist eine gründliche Besserung der französischen Staatszustände nur von da aus möglich; es wird nichts fruchten, wenn man die französische Staatsabstraction in eine monarchische, statt wie jetzt in eine republikanische Spitze auslaufen läßt.

In dieser Hinsicht hat die Gründung eines deutschen Gottesdienstes in mehreren Städten Frankreichs, der edle Eifer, welcher von hervorragenden Männern des Landes dafür an den Tag gelegt wird, auch eine politische Bedeutung. Religiöser Sinn hat bei ihnen die einseitige Richtung, in welcher die ganze Staatsgeschichte von Frankreich sich fortbewegt, die zu einem unerfreulichen Erbtheil der Nation, und nur zu oft der Einzelnen geworden ist, jenen Nationalstolz, der in der Errichtung eines deutschen Gottesdienstes leicht eine Beleidigung der französischen Nationalität sehen könnte, überwunden; sie sind den Behörden weit vorausgeeilt, die, wie ältere und neuere Thatsachen beweisen, noch in vollem Gange auf der alten Irrbahn vorwärtsschreiten.

Gewisse, gegenüber dem deutschen Elsaß getroffene Maßregeln beweisen dieses zur Genüge. Der Elsaß in seiner Geschichte, in der Abstammung und dem Charakter seiner Einwohner ist ein deutsches Land; es ist ein schon lange befolgtes Regierungssystem, diesen Landestheil zu französiren, die deutsche Sprache besonders gänzlich zu verdrängen. Früher ging man nur so weit, die deutsche Sprache neben der französischen in den Volksschulen bloß stiefmütterlich zu behan-

deln, in der neuesten Zeit aber wagte man es, die Vorschrift zu ertheilen, daß aller Unterricht in den Volksschulen bloß in der französischen Sprache ertheilt werden müsse. Vom gleichen Geiste ist jene neuerliche Verordnung kleinlicher Despoten, welche die Weisung enthält, daß in einer Ortschaft des Elsasses nur dann ein Deutschredender zu einem Bannwarte (Flurwächter) gewählt werden dürfe, wenn Keiner in derselben vorhanden ist, welcher die französische Sprache versteht, daß in jedem Falle aber die Protokolle in französischer Sprache abgefaßt seyn müssen.

Man könnte in einer so kleinlichen Regierungsmaßregel einen besondern Groll gegen die Völker und Staaten deutscher Zunge erblicken, besonders wenn man auf den französischen Kammerlärmen hinblickt, welcher eine so lange Reihe von Jahren ununterbrochen über den Untergang der polnischen Nationalität durch ähnliche russische Regierungsmaßregeln fortgeführt worden ist. Der Widerspruch in einem solchen Benehmen scheint auf den ersten Blick nur in einem solchen Grolle seine Lösung zu finden. Allein man würde mit einem solchen Schlusse wirklich sehr in die Irre gehen; das gegen den deutschen Elsaß befolgte Sprachzerstörungssystem stammt aus der gleichen Quelle, aus welcher das allgemeine, in die Staatsgeschichte und den Staatsorganismus von Frankreich eingedrungene Uebel hergeflossen ist.

Zum Schlusse und zur Erhärtung dieser letzteren politischen Reflexionen erlauben wir uns noch eine Bemerkung. Die Lehre der Revolutionspartei in allen ihren Schattirungen läuft auf eine Verwischung jeder wirklichen, lebendigen Nationalität aus; dennoch ist es gerade diese Partei, welche die moderne, eigensüchtige Nationalitätslehre am eifrigsten prediget; an den meisten Orten, wo sie die Revolutionsstandarte erhoben, hatte sie dieselbe darauf geschrieben, und mit dieser sind ihr wirklich viele Bethörungen gelungen. Auch das Sprachzerstörungssystem — man denke nur an Ungarn —

Eilfertigkeit nach der Levante geschickt, und als es in Alexandrien auf eine Sandbank gerieth, arbeitete man mit der ungeheuersten Anstrengung Tag und Nacht daran, um es flott zu machen und sein Eintreffen in Konstantinopel am bestimmten Tage zu ermöglichen. Es traf wirklich ein, und der intriguante Yankee siegte über den eben so intriguanten aber in einer minder günstigen Stellung sich befindlichen Lord Oberwühler.

Kleine, unbedeutende Vorspiele sind in der Weltgeschichte oft der Spiegel eines in der Folgezeit sich abspielenden großen Dramas. Wir wären beinahe geneigt, in diesem Vorgange ein solches Vorspiel zu erblicken. Wir finden in einem Punkte die beiden Weltmächte des Westens geeinigt, in der Sympathie und der Protection der Revolution; beide haben ein gleiches Interesse, die Revolution auf dem europäischen Continente zu fördern; je mehr dort alle Schichten des politischen und gesellschaftlichen Lebens durchwühlt werden, und alle Lebenskraft in unaufhörlichen anarchischen Zuckungen untergeht, desto reicher die Ausbeute für das Handelsinteresse dieser beiden Staaten. Allein eben, weil das Interesse und die durch dieses bestimmte Politik für beide die gleichen sind, schleicht sich nothwendig im Momente des gleichartigen und gemeinsamen Handelns die Eifersucht zwischen beide hinein, und der Kampf gegen einen Dritten artet sofort in einen unter den beiden bisher vereinigten Kämpfern aus. Wir haben ein Beleg der Dauer dieser Freundschaft in der Angelegenheit von Cuba vor Augen. Die Interessen der beiden Mächte laufen da diametral einander entgegen, und wir sehen sie darum auch gegen einander Front machen.

Dieses Ereigniß hat für uns jedoch noch in einer andern Beziehung eine große historische Bedeutung. Den beiden Weltmächten des Westens, als den Beschützern der Revolution, stehen die zwei Großmächte des Ostens, Oesterreich und Rußland, als Vertheidiger der Ordnung und des Rechtes

gegenüber. Es liegt im ganzen Gange der bisherigen Weltgeschichte, daß jede großartige neue Richtung derselben von Osten her bestimmt worden ist; wenn wir den gesammten Westen überblicken, so ist die Ausbeute an solchen Kräften, denen man die Bändigung der Revolution in der Zukunft zutrauen könnte, sehr gering, während in den Völkern des Ostens noch eine große Naturkraft liegt, der man die große Aufgabe der Vernichtung der Revolution jedenfalls viel eher zutrauen darf. Die Einigung, welche die Revolution für ihre Zwecke unter den Großmächten des Westens zu Stande brachte, ist nur eine scheinbare; diejenige aber, welche sie unter den Großmächten des Ostens hervorgerufen, ist eine wirkliche, welche den großen Zweck, die Vernichtung der Revolution selbst, verfolgt.

Nie waren Oesterreich und Rußland durch eine gemeinsame, wahrhaft edle Politik so nahe verbunden, wie jetzt, nie seine beiden Regenten, der eine ein Mann von reicher Erfahrung und Thatkraft, der andere ein Jüngling voll edlen Sinnes, voll Geist, mächtigen Willens und großer, hoffnungsreicher Zukunft, in einem so freundschaftlichen Verhältnisse, wie Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Nikolaus I. In Konstantinopel traten die Vertreter dieser beiden Regenten vor dem übel berathenen türkischen Kabinete als die Repräsentanten der Erhaltung, als Schutzredner für das durch völkerrechtliche Verträge geheiligte Recht auf; sollte in diesem Vorspiele nicht auch eine Andeutung ihrer großen weltgeschichtlichen Rolle in der Zukunft liegen?

Das Herz erweitert sich wirklich in freudigem Schlage, wenn man eine auch nur flüchtige Parallele zwischen der Handlungsweise dieser beiden Gruppen der vier Weltmächte in dieser an sich unbedeutenden Angelegenheit zieht. Keine Macht hatte weniger Interesse, das türkische Cabinet vor einem Vertragsbruche zu warnen, als Rußland, indem die russischen Adler schon längst zuversichtlich auf den Hellespont

hinblicken, und durch die Strömung der Weltgeschichte in ihrem Fluge gleichsam dorthin gezogen werden. Allein Rußland warnte, weil ein höheres Interesse, als das der Ländereroberung, die Bekämpfung der Revolution, gegenwärtig seine Politik bestimmt. — Die Stellung, welche Oesterreich einnahm, ist seiner im hohen Grade würdig; ihm galten vorab die Vertragsverletzung, die englischen Intriguen; es hätte Veranlassung gehabt, sich gereizt zu zeigen. Gewiß rechneten seine Gegner auf eine solche gereizte Stimmung, und versprachen sich zum Voraus schon den Genuß einer kleinlichen Augenweide an derselben. Allein Oesterreich wird ohne Zweifel zu unterscheiden wissen zwischen dem, was ihm in Konstantinopel und dem, was ihm in London geziemt. Dort machte es bereits in würdigem Ernste und mit einem aller Gereiztheit fremden Gleichmuthe bloß auf die Vertragsbrüchigkeit aufmerksam, und forderte das ihm gebührende Recht; es zeigte damit der Welt, daß ihm an sich an der Freilassung Kossuth's und seiner Gesellen nicht sehr viel liege, und daß es seine Stimme bloß für die Vertragsheiligkeit und die dadurch bedingte Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens der Völker erhebe. Ernstere Schritte sind gewiß in London zu gewärtigen.

Eine solche Politik trägt das Gepräge der Größe an sich, und gewährt Raum der schönsten Hoffnung für die Zukunft.

Wie anders sieht es auf der gegnerischen Seite aus. Wir begreifen das Auftreten der vereinigten Staaten in der Art, wie es geschehen ist. Interesse und Geschichte, Staatsorganismus und Bevölkerung ziehen dieselben zu den revolutionären Elementen des europäischen Continents hin. Weil diese Handlungsweise natürlich, so können wir darüber nicht zürnen, sie nur bedauern. Die englische Handlungsweise aber ist nicht nur unmoralisch, widerrechtlich; sie ist blind, so gut blind, als die der hohen Pforte; sie ist überdieß noch kleinlich,

wie die Titelbill. Momentan mag England in der Revolutionirung des Continents sein Interesse finden, allein es ist ein Spiel mit einem reissenden Thiere, das, nachdem es andere Opfer zerfleischt hat, zuletzt auch den eigenen Hetzer zerreissen wird. Ein Sprüchwort sagt: „Man malt den Teufel so lange an die Wand, bis er dort leibhaft erscheint.“ Es könnte dieses nur zu leicht auch England begegnen. Die Adressen und Deputationen, welche es dort von Unten herauf dem ungarischen Agitator entgegenregnet, sind ein bedenkliches Zeichen; sie sind nicht von bloß äußerlicher, materieller Interessenberechnung hervorgerufen, sondern aus der Sympathie für die Revolution als solche, aus innerer Geistesverwandtschaft hervorgegangen, aus einer Gesinnung, welcher das revolutionäre Program Kossuth's aus Marseille den Ausdruck verliehen hat. Sie zeigen klar, wie durch die vom englischen Kabinete gegenüber dem Auslande befolgte Revolutionspolitik, im eigenen Lande der Riese großgezogen wird, der vielleicht einmal in einer einzigen Umarmung den englischen Staasbau, und damit die Macht und Größe Englands zerdrückt. Es gehört wirklich Blindheit dazu, um dieses Alles nicht zu sehen. Die frühere englische Politik, als sie noch in staatsklugen Händen lag, suchte die engste Verbindung mit Oesterreich; sie änderte sich mit dem jetzigen Kabinete, welches sofort gegen Oesterreich eine feindliche Stimmung annahm, und namentlich in der ungarischen und italienischen Revolution eine treulose Rolle spielte. Man wähnte in Ungarn durch die ungarische Revolutiospartei für England ein großes Culturland und einen für englische Fabrikate nicht auszufüllenden Schlund zu erobern, und opferte ohne Bedenken alle politische Moralität dem gehofften Interesse. Allein das widerwärtige Interessespiel mißlang, und nun, statt gute Miene zum schlechten Spiele zu machen, verschmäht man es nicht seinen Groll auf die unwürdigste Weise zu fühlen. Die Mißhandlung des Besiegers von Ungarn, Feld-

zeugmeisters Baron von Haynau unter den Augen der englischen Behörden war ein England entehrender Frevel, so wie die Intriguen für Freilassung Kossuth's bei der Wendung, welche sie durch das amerikanische Dazwischentreten genommen, bloß noch ein Act einer kleinlichen Rachsucht sind.

Die Rettung von Oesterreich aus den Krallen der Revolution war eine providentielle, sein neuer, lebenskräftiger Aufschwung nicht minder; auch seine Stellung, die ihm durch die Revolution selbst nunmehr angewiesen worden, ist ein Werk der Vorsehung. Wäre dem starren russischen Osten allein die Bändigung der Revolution überlassen, so stände uns eine Zukunft bevor, welche zwar den Schrecken einer revolutionären Anarchie vorzuziehen, aber immerhin trostlos genug wäre. Wenn diese Bändigung aber Oesterreich mit Rußland, und vorzüglich Oesterreich übertragen seyn sollte, dann dürfen wir ruhig den Blick in die Zukunft werfen; wir haben nicht bloß eine erdrückende, wir haben auch eine heilende, auferbauende, mit Garantien für die heiligsten Interessen der Menschheit überhaupt und der jetzt lebenden reichlich ausgestattete Macht.

III.

Oeffentliche Blätter haben schon öfters auf den immer zunehmenden Einfluß der Juden in Frankfurt aufmerksam gemacht; früher, wie in den meisten größeren ältern Städten Europas in ein eigenes Stadtquartier hineingebannt, und nebenbei allerlei, ihre Vermehrung beschränkenden Gesetzen unterworfen, haben sie in dem Maaße, wie diese aufgehoben wurden, in kürzester Zeit sich beinahe zum Herrn der Stadt gemacht, so daß man bereits ohne Ironie oder Uebertreibung die alte ehrwürdige Reichsstadt, den Sitz des hoffentlich bald durch den Gesammteintritt Oesterreichs in

neuer Kraft auflebenden deutschen Bundes, eine souveraine Judenstadt zu benennen anfängt. Es ist Thatsache, daß ein großer Theil der Häuser der Stadt Juden gehört, daß die dortige Börse unbedingt ein Spielball in ihren Händen ist, und die Existenz der meisten christlichen Banquiers nur noch von der Gnade jüdischer, namentlich des Hauses Rothschild abhängt. Es ist dieses ein Beweis, daß die eindringlichen Warnungen, welche man sich anderwärts gegen eine volle Emancipation der Juden nicht etwa aus Glaubenshaß, sondern aus wahrer Liebe zum Lande und Sorge für dessen heiligste Interessen erlaubt hat, durchaus am rechten Orte waren.

Durch eine Bekanntmachung des Frankfurter Polizeiamtes vom 22. September wurde der Montags den 6. October alljährlich stattfindende Viehmarkt von diesem Tage, weil zufälligerweise ein jüdischer Feiertag damit zusammentraf, abgeändert, und auf Sonntag den 5. October verlegt. Die Juden verlangen in unseren christlichen Staaten Gleichberechberechtigung; sie haben sie in Frankfurt erhalten, und es dauert nicht lange, so sehen wir, daß der christliche Sonntag, der vom Herrn selbst eingesetzte Tag der Ruhe, einem gewöhnlichen jüdischen Feiertag hat weichen müssen, und seine Entheiligung durch einen Viehmarkt von der Behörde, wahrhaft zum Hohne der christlichen Bevölkerung Frankfurts und Deutschlands, angeordnet wird. Ein Beispiel, wie unter dem herrschenden Einfluß der Juden die Gleichberechtigung verstanden wird, und ein Beweis, wie nothwendig Vorsicht zur Zeit gegen dieselben ist. Das judaisirte Frankfurt kann darum allen übrigen Städten zur Warnung dienen.

Namentlich Oesterreich mag sich an demselben ein Beispiel nehmen. Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 müssen es darüber belehrt haben, wessen es sich von einem namhaften Theile der jüdischen Bevölkerung seiner Hauptstadt Wien zu versehen habe; die verwegensten, blutgierigsten Wühler

waren Juden; wir erinnern nur an die Rolle, welche die jüdischen Parlamentsmitglieder Goldmark, Fischhof und Andere gespielt; an die Hyänennatur eines Tausenau. Damals, wo Oesterreich in seinen Grundfesten erschüttert schien, wo der alte Held in Italien von der Armee des treulosen Königs und den Revolutionsschaaren eingeschlossen war, wo die Revolution in Ungarn in vollen Flammen ausbrach, Wien unter der Herrschaft der von Juden geleiteten Legionärs und der Proletarier stand, damals, wo beinahe Alles, was an der Revolution sich nicht betheiligen wollte und fliehen konnte, aus Wien sich entfernte, wo die Bevölkerung der Stadt um nahe an 80,000 Seelen sich verminderte, nahm die jüdische Bevölkerung um mehr als 5000 Seelen zu. Der Zudrang der Juden in die bedeutenderen österreichischen Städte hat sich nicht vermindert, seitdem Oesterreich zu neuer Kraft und zu einer imposanten Weltstellung sich aufgerungen. Das Motiv des gegenwärtigen Zudranges ist aber ein scheinbar ganz anderes, als des früheren zur Zeit der Agonie Austrias. Jetzt ist es das Vertrauen in die öffentlichen Zustände, die Aussicht auf einen neuen großartigen Flor in politischer und commercieller Hinsicht, welche sie dahin locken; früher drängten sie sich aus dem gleichen Grunde dorthin, aus welchem die lachenden Erben sich bei einem Todkranken einfinden. Genauer besehen aber fließen beide Motive aus einer und derselben Quelle, aus — jüdischer Beutelust; Beutelust früher an einem vermeinten Leichname, Beutelust jetzt an einem frischauflebenden reichen Körper. Die „Deutsche Volkshalle“ bringt in einem Correspondenzartikel aus Wien in Nr. 235 interessante Belege für das Gesagte. Seit dem Revolutionsjahre 1848 soll sich die Zahl der Juden in Wien verdoppelt haben, man schätzt dieselbe zur Stunde auf 70,000. Die Stadt Krakau zählte im Jahre 1843 unter 102,797 Einwohnern nur 3666 Juden; nach einer Zählung vom Jahre 1850 ist das Verhältniß der christlichen und jüdischen Bevölkerung

das von zwei Drittheilen zu einem Drittheil. Sogar in Linz, das früher wenig von jüdischer Einwohnerschaft wußte, sollen nun ebenfalls Klagen über deren immerfort zunehmende Vermehrung auftauchen. — Die Folgen dieser Vermehrung in Wien treten auf ganz auffallende Weise zu Tage. Die bürgerlichen Gewerbe werden nach und nach christlichen Händen entrissen und gehen in jüdische hinüber; damit geht bei den Einen eine Verschlechterung der Waare, bei den Andern, je nach Convenienz, eine Vertheurung derselben Hand in Hand. Der Correspondent der Volkshalle führt hiefür Thatsachen auf. Die Bestellungen jüdischer Gewerbsmäkler bei großen Fabrikanten lauten gewöhnlich auf schlechtere Waare, als diese bisher den christlichen Gewerbsleuten lieferten. Dadurch erhalten sie den Vortheil, ihre Unkundigen nicht bemerkbare schlechtere Waare wohlfeiler als Andere zu verabfolgen, und ruiniren deßwegen in kurzer Zeit das Gewerbe von diesen. Wo sie es aber auf diese Art dahin bringen, ein Gewerbe ganz ihre Hände zu bekommen, da steigen sie sofort mit den Preisen. Beweis das Gewerbe der Handschuhfabrikation in Wien, welches durch den ausschließlich beinahe von Juden eroberten Lederhandel ebenfalls ganz in ihre Hände gerathen ist.

Wenn auch der gegenwärtig ganz außerordentliche Volkszudrang, besonders von Juden, nach Wien ein sichres Zeichen des öffentlichen Vertrauens auf den gegenwärtigen österreichischen Staatszustand ist, so muß man dennoch wohl sich hüten, die Nachtheile zu übersehen, welche in dessen Gefolge unmittelbar einherziehen. Wien hat in seiner gegenwärtigen Bevölkerung wahrlich unreine Elemente genug; der alte treuherzige, dem Kaiserhaus so anhängliche Wienerbürger ist unter einer aus allen Nationen und Sprachen zusammengewürfelten Bevölkerung, und unter einem durch die vielen Fabriken in die Stadt hineinverpflanzten Arbeiterproletariate verschwunden, und damit der Charakter der Stadt gänzlich verändert.

Je mehr die Juden in der Stadt sich mehren, desto größer wird durch den Ruin christlicher Gewerbsleute die Zahl des Proletariats, desto mächtiger die ohnehin verderblichen Elemente. — Gewiß die klarsehenden österreichischen Staatsbehörden werden sich durch Schmeicheleien, wie der Aufruf des jüdischen Gemeindevorstandes von Wien zur Betheiligung am letzten Anleihen, nicht täuschen lassen. Wenn jetzt schon dieser Zudrang so sichtbar nachtheilige Folgen hervorruft, welche würde man in der Zukunft zu gewärtigen haben?

IV.

Ein Mann, dem das erste Wort in der General-Versammlung des Katholikenvereins zu Mainz gebührt, hat es auch dort geführt, Wilhelm Emanuel, Bischof von Mainz. Von der Aufgabe und dem Wirken der Piusvereine für Freiheit der Kirche sprechend, äußerte er sich über die in Beziehung auf diese in den drei deutschen Staaten, Oestreich, Preußen und Bayern gewonnenen Resultate folgendermaßen. — „Die Hauptaufgabe ist gegenwärtig in Preußen und Oesterreich als größtentheils gelöst zu betrachten, indem in diesen beiden Ländern die Kirche die ihr gebührende Freiheit in neuester Zeit zum großen Theile zurückerhalten hat. Uns Allen, die wir in der Kirche nicht eine Menschenanstalt, sondern eine göttliche Stiftung und Heilanstalt erkennen, muß dieses hohe und wichtige Ereigniß zur großen Freude gereichen. Gott möge den beiden edlen und gerechten Fürsten denn auch vergelten, was sie unserer hl. Kirche, gewiß nur aus persönlichem Antriebe gewährt haben. — Lenken wir unsere Blicke von jenen Ländern dagegen auf die oberrheinische Kirchenprovinz und auf Bayern, so ist Jedermann bekannt, daß die von den Bischöfen in diesen Ländern den Regierungen derselben vorgelegten Wünsche und Forderungen, Forderungen, die nur dahin zielen, die mit dem hl. Stuhle abgeschlossenen

Concordate zu verwirklichen, und die dem alten guten Rechte der Bischöfe und der Kirche entsprechen — bis jetzt noch kein Gehör gefunden haben. Hoffen wir, daß die betreffenden Regierungen fernerhin keinen Anstand nehmen werden, uns die Freiheit zu gewähren, die wir bedürfen, und eine Gesetzgebung aufzugeben, die der Kirche eine Verfassung aufdrängen möchte, die ganz und gar unkatholisch ist, was gewiß Jeder zugeben muß, der sich überhaupt nur auf einen vorurtheilsfreien Standpunkt zu stellen vermag." —

In den frommen Wunsch göttlicher Vergeltung der von den Monarchen Oestreichs und Preußens für Befreiung der Kirche gethanen Schritte stimmen auch wir gewiß mit der gesammten katholischen Welt ein; die Hoffnung, die der edle Kirchenhirt für Süddeutschland, für eine geänderte Haltung der dortigen Regierungen gegenüber der Kirche und ihren Rechten, ausgesprochen hat, machen wir auch gern zu der unsrigen. —

Allerdings sind in neuester Zeit in Bayern einige Erscheinungen zu Tage getreten, welche an dieser Hoffnung Viele irre machen mußten; die Erlasse vom 21. Mai und 20. Juni scheinen jenen Geist zu athmen, aus welchem das kirchenfeindliche, concordatswidrige Religionsedikt herausgeflossen ist und nicht jenen, der in Oesterreich und Preußen die Freiheit der Kirche herbeigeführt hat. — Wenn aber in diesen beiden Erlassen vielerorts eine indirekte Antwort, und die einzige, die man auf die bischöfliche Eingabe zu geben gedenke, erblickt werden wollte, so mag man in dieser Hinsicht wohl zu weit gegangen seyn. Wir können vor der Hand nicht annehmen, daß das gegenwärtige bayerische Ministerium einer solchen Rücksichtslosigkeit gegen den Episcopat und gegen die Kirche, für deren allgemeine, in Bayern überdieß noch vertragsmäßige Rechte derselbe aufgetreten, fähig sei, und sind bis auf Weiteres eher geneigt, jene Erlasse einer zu leichten und unüberlegten Behandlung der Sache, als einem entschiedenen direkten üblen Willen zuzuschreiben.

Ueberhaupt, wenn man von den staatskirchlichen Verhältnissen Bayerns spricht, muß man sich wohl hüten, auf einen allgemeinen Standpunkt sich zu stellen und die Stellung der Regierung gegenüber der Kirche und ihren Rechten mit dem gleichen Maßstabe zu beurtheilen, welchen man mit voller Berechtigung in Oesterreich und Preußen anlegen konnte und angelegt hat.

Bayern ist ein konstitutioneller Staat, nach jener Theorie auferbaut, wie sie uns Deutschen aus Frankreich her eingebracht worden ist. Die Sphäre des Wollens und Handelns der Regierung ist dadurch in mancher Beziehung außerordentlich eingeengt und an das Mitwollen und Mithandeln einer anderen, von der Regierung unabhängigen Gewalt gewiesen. Dieses ist nun namentlich der Fall bei den staatskirchlichen Verhältnissen, insoweit diese auf dem Wege der Verfassung und Gesetzgebung zu behandeln sind. Das Religionsedikt ist allerdings offenbar concordatswidrig; aber es gilt de facto als ein Bestandtheil der Verfassung, was zur Folgerung Anlaß gab, daß er nur auf verfassungsmäßigem Wege abgeändert oder ganz aufgehoben werden könne. Zu einer solchen Abänderung oder Aufhebung hätten nun nach dieser Ansicht sämmtliche constitutionelle Gewalten, zweite, erste Kammer und der Monarch mitzuwirken und wenn nur ein Glied dieser dreigliedrigen constitutionellen Kette die Mitwirkung versagt, so sind die übrigen in ihrer Thätigkeit gehemmt. Die Zusammensetzung der zweiten bayerischen Kammer ist bekannt. Dieselbe machte in der Revolutionszeit selbst insofern eine Ausnahme von allen anderen aus Volkswahlen hervorgegangenen Kammern deutscher Staaten, daß das erhaltende Princip darin immer eine starke Repräsentation hatte und nicht zu jener Nulle herabsank, wie dieses in den meisten anderen Staaten der Fall war. Im bayerischen Volke liegt eine solche, in vielen Gegenden, namentlich in den katholischen altbayerischen Provinzen noch ziemlich ungetrübte conservative

Naturkraft, daß die Revolution selbst zur Zeit ihres mächtigsten Andranges sie nicht bewältigen konnte. Allein die schlimmen Elemente, welche anderwärts die unbedingte Oberhand in den Kammern errungen hatten, haben in der bayerischen ebenfalls ihre Vertretung gefunden und sich sogar einmal in den letztverflossenen Jahren zur Majorität in derselben emporgeschwungen. Sie sind dort noch jetzt vorhanden. Hiezu kömmt, daß ein bedeutender Theil der Volksvertreter nicht dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehört, und daß von ihnen als Abgeordneten einer protestantischen Bevölkerung kaum die Gerechtigkeit gegen die katholische Kirche und die zarte Rücksicht auf ihre Rechte zu erwarten ist, wie sie wenigstens gegenwärtig in Preußen wahrzunehmen ist. Ein guter Theil sogar derjenigen Kammermitglieder, welche sich selbst zur Partei der Erhaltung zählen und Katholiken sich nennen, haben bisher noch wenig Beweise von Eifer für katholische Interessen gegeben. — Wenn man nun hiezu noch die Haltung der kirchenfeindlichen bayerischen Presse und ihren nicht unbedeutenden Einfluß in Anrechnung bringt und dabei bedenkt, daß für Abänderung eines Theils oder der ganzen Verfassung zwei Drittheile der Stimmen in den Kammern nothwendig sind, so wird man sich nicht verhehlen können, daß in Bayern auf dem nun einmal geltenden constitutionellen Wege Schritte für Befreiung der Kirche viel schwieriger sind, als sie es auf einem anderen Wege in Oestreich oder Preußen waren, wo die Fürsten mit uneingeschränkter Souverainetät handeln konnten, — und daß man nach einem ungerechten Maßstabe die staatskirchenrechtlichen Verhältnisse in Bayern beurtheilen würde, wenn man die große Schwierigkeit, welche die Constitution selbst der Regierung in den Weg legt, nicht auch in Anschlag bringen wollte.

Damit sei aber keineswegs gesagt, daß, weil die Regierung in Bayern in Beziehung auf die Kirchenbefreiung besondere, anderwärts nicht vorhandene Hindernisse zu über-

winden hat, sie überhaupt dieser wegen für jene nichts thun könne, und man mit einer Rath- und Thatlosigkeit derselben, einem allgemeinen Fahrenlassen der Sache sich zufrieden geben müsse. Hier kommen wir nun auf den wunden Fleck, wir stehen nicht an, mit gleicher Offenheit auch über diesen uns auszusprechen.

Es ist irrig, daß des vertragswidrigen Religionsedikts wegen und so lange es existirt, die bayerische Staatsregierung nichts für Befreiung der Kirche und für die derselben vertragsmäßig zugesicherten Rechte thun könne; wir behaupten vielmehr, daß sie namentlich vor allem aus hätte handeln sollen, ja daß sie allein im Stande ist, durch kluge, wohlwollende Regierungserlasse und Handlungen allmälig die Kluft zwischen dem Concordate und dem Edicte auszufüllen oder doch im gewöhnlichen Gange des Lebens weniger sichtbar zu machen. Weder Verfassung, noch Religionsedict legen der Regierung für ihre Thätigkeit im Allgemeinen und namentlich ihr Benehmen gegenüber der Kirche und ihren Rechten einen solchen Zwang auf, daß es ihr nicht möglich gewesen, in hundert vorkommenden Fällen eine schonende Rücksicht gegen die Rechte der Kirche an den Tag zu legen, und thatsächlich eine Gesinnung zu beurkunden, welche von dem entschiedenen Willen für das der Regierung eines seiner großen Mehrheit nach katholischen Landes geziemende gute Vernehmen mit der Kirche gezeugt hätte; ja wir stellen sogar die Behauptung auf, daß es bei dem Entgegenkommen, dessen man von Seite des Episcopats zu jeder Zeit sicher seyn durfte, eine mit geringen Schwierigkeiten verbundene Regierungsaufgabe gewesen wäre, nach und nach einen modus vivendi zwischen beiden Theilen herbeizuführen, welcher auf eine freundliche Art den Widerspruch zwischen Concordat und Edict zwar nicht ausgeglichen, aber ihm doch die Spitze gebrochen hätte.

Eine solche Handlungsweise wäre im höchsten Interesse des Landes gelegen und würde den Wünschen aller ihm

Wohlwollenden und insbesondere denen seiner katholischen Bevölkerung Rechnung getragen haben; es hätte hiezu nicht jenes Muthes bedurft, welchen das Ministerium in der Judenemancipationsfrage und anderen geistesverwandten Propositionen gegenüber dem entschiedenen Willen des Landes an den Tag gelegt hatte, und eine Beharrlichkeit dort würde von den schönsten, segensreichsten Folgen begleitet gewesen seyn; während sie hier nie zu solchen führen wird.

An Anlaß zu einem solchen Benehmen gegen die Kirche hat es am Wenigsten in der neueren Zeit gemangelt. Der gesammte Clerus von Bayern, denn die Ausnahmen sind kaum der Erwähnung werth, mit den Hirten an der Spitze, hat sich, wie wir dieses auch anderwärts vom katholischen Clerus gesehen haben, als die treueste Stütze des Thrones und der Ordnung erwiesen; er erfüllte damit allerdings nur ein Gebot unserer hl. Religion; allein dieses enthebt die Staatsbehörden nicht einer gewissen Dankbarkeit gegen denselben, welche überdieß mit dem Gebote der Selbsterhaltung in der Wirklichkeit zusammentrifft. Das Ministerium hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm in der Interpellation des Abgeordneten Westermaier in der 38. Sitzung der Kammer der Abgeordneten die Bemerkung vorgehalten wird, daß es nicht wenige gebe, von welchen die erwähnten Erlasse als „eine ganz eigene Gattung von Belobungsschreiben an den Clerus für seine Haltung in Zeiten der Gefahr, wodurch er von dem „„Lohne der Welt““ wieder einmal so recht einen Begriff bekommen sollte, angesehen werden.“ — Die Erlasse vom 21. Mai und 20. Juni tragen keine Spur einer würdigenden Anerkennung dessen an sich, was der katholische Clerus für die Sache der Ordnung und des Rechts gewirkt, sie sind im Widerspruch mit dem, was der Kern der bayerischen Bevölkerung, in deren Treue und Anhänglichkeit die Monarchie ihre festeste Stütze hat, von seiner Regierung erwartet, und überhaupt im Widerspruch mit jener Gesinnung, welche allwärts mächtig sich Bahn

bricht und in dem freien Wirken der Kirche, in der ungehemmten Eröffnung ihrer Heilsquellen, die größte Macht zur Bewältigung der Revolution erblickt.

Wir wiederholen übrigens, daß wir der Hoffnung, welche der edle Kirchenfürst in der Katholikenversammlung zu Mainz ausgesprochen hat, noch nicht entsagen, wenn wir auch anderseits dringend wünschen müssen, daß uns bald Thatsachen zur Aufrechthaltung derselben geliefert werden. Die kirchlichen Verhältnisse in Bayern sind in gewissen anderen Ländern ein beständiger willkommener Gegenstand für Ausfälle gegen Regierung und Land; man verschmäht es nicht, den Groll, welcher durch die entscheidende Haltung Bayerns in anderen wichtigen Zeitfragen erregt worden seyn mag, in voller Fülle bei dieser willkommenen Gelegenheit auszugießen, und ihn selbst solche fühlen zu lassen, welche mit tiefen Schmerzen auf die Haltung ihrer Regierung hinblicken, und es mit gerechtem Unwillen wahrnehmen, daß man mit solchem Anfeinden einzelner Regierungshandlungen die ehrenvolle Geschichte Bayerns, die ihm den Namen eines katholischen Landes erworben hat, verwischen, und die katholische Gesinnung seiner gegenwärtigen katholischen Bevölkerung in einen trüben Hintergrund stellen möchte. Je schärfer wir eben die reinen Quellen der Mißstimmung über Bayern von den unreinen, der Eigensucht und des Hochmuthes, unterscheiden, um so dringender sprechen wir die Erwartung aus, die bayerische Regierung möge endlich auf die eine oder andere Art den billigen Forderungen unserer Bischöfe gerecht werden.

V.

Wir lesen seit einiger Zeit viel von Schullehrerversammlungen, Schullehrerdeputationen. Eine solche hat sich vor nicht langer Zeit dem Könige von Hannover vorstellen lassen, und bei diesem Anlasse von dem greisen Monarchen ei-

nen ernsten Zuspruch erhalten, in welchem wir, statt des üblichen Schlagworts „Volksbildung“, Ermahnungen zu einer christlich religiösen Bildung und Erziehung antreffen. Seit der ungläubigen, namentlich auf den Ruin des Christenthums losgehenden Aufklärungsepoche, durch die bisherige Revolutionszeit hindurch, hat es Keinen gegeben, der das Christenthum gehaßt, oder seinen hohen Werth nicht gekannt hat, dessen Lippen nicht vom Lobe der Volksbildung überströmten; in unserer Zeit ist es etwas, obwohl nicht ganz, aus der Mode gekommen. Daß aber aus königlichem Munde wieder einmal von der Religion, als der Grundlage der Wohlfahrt aller Völker, und von Jesus Christus, als dem Sohne Gottes, und zwar zu Schullehrern gesprochen wird, das hat uns hocherfreut, und ist in unseren Augen mehr als ein gewöhnliches Ereigniß. Nach der hannöverschen Zeitung sprach der König folgende Worte: „Es freue ihn die Anerkennung seiner den Schullehrern erzeigten Wohlthaten von Seiten derselben. Er thue, was in seinen Kräften stehe, thue seine Pflicht; alle Wünsche zu befriedigen, stehe nicht in seiner Macht, denn er sei nicht Gott. Gottes Wille sei auch nicht eine von Menschen gemachte Gleichstellung Aller; Gott habe den Einen groß, den Andern klein geschaffen, das sei ein Zeichen, daß nach Gottes Wille Unterschiede da seyn sollen. Wenn er aber das Seinige thue, so müsse er auch von den Schullehrern erwarten, daß sie das Ihrige thun. Dennoch könne nicht geläugnet werden, daß gerade sie viel zum Verderbniß des Volkes beigetragen haben. Die Religion sei die Grundlage der Wohlfahrt aller Menschen, aber gerade hier haben die Schullehrer es vor allen Dingen fehlen lassen; es gebe sogar solche unter ihnen, die den Kindern, den armen Würmern, gesagt haben, Jesus Christus sei nicht der Sohn Gottes. Von dem Mangel der Religion komme die Ausartung, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, in sittlicher Hinsicht. — Hannover sei von dem, was er über die Schullehrer gesagt, nicht ausgenommen.“

Ja wohl, es ist kaum ein Land auf dem europäischen Continent, welches hierin eine Ausnahme macht. Der würdige Kirchenhirt von Mainz hat in seiner schon erwähnten Rede in der Generalversammlung der katholischen Vereine den gleichen Gegenstand berührt, und darin, wie der greise Monarch Hannovers, die Ursache der sittlichen Verkommenheit erblickt. — „Und wie viele Tausende", so ruft er, „sind aufgewachsen, ohne diese so unentbehrliche Kenntniß (im Christenthum) erhalten zu haben! Daher kommt es, daß bei unseren Katholiken eine so große Unkenntniß und Unklarheit in Betreff der Kirche und der Religion angetroffen wird, die so weit geht, daß selbst sämmtliche katholische Schullehrer von Mainz — mit einigen wenigen sehr ehrenwerthen Ausnahmen — sich nicht scheuten, das Verlangen auszusprechen, der Aufklärung der Zeit auch auf dem Gebiete der Schule endlich Rechnung zu tragen, und die Schulen von Mainz auf einen andern Grund zu versetzen, als auf den der katholischen Lehre."

Was hier von der Volksschule, ihrer religiösen Verkommenheit und der Nothwendigkeit, sie wiederum auf die Grundlage der heiligen Lehre des Christenthums abzustellen gesagt wird, das gilt auch von allen anderen Bildungsanstalten, auch sie leiden am gleichen Uebel, auch sie bedürfen einer durchgreifenden Umgestaltung, wenn nicht der religiöse Keim, der in der Volksschule im kindlichen Gemüthe gepflegt wird, durch das irreligiöse Unkraut, das man auf den sogenannten höheren Bildungsanstalten in reichlichem Maaße aussäet, im Herzen des Jünglings erstickt werden soll. Eben so verderblich als solche irreligiöse Erziehungsanstalten, sind übrigens religionsindifferente. Die Religion bedarf einer fortdauernden Pflege, die Kirche weiß das, und begleitet mit dem Unterricht und Troste derselben den Menschen durch sein ganzes Leben, bis an's Grab. Wer vermeint, es genüge an dem Kathechismusunterricht der Volksschule, und es bedürfe eines

religiösen Unterrichts in einer sogenannten höheren Bildungsanstalt nicht mehr, der hat die Augen verschlossen vor der Erfahrung, die zeigt, daß da, wo man *keine Religion lehrt, auch keine herrscht*. Die Religion ist Offenbarung und darum Lehre.

VI.

Wenn bisher Einer in Europa bei einem schlechten politischen Streiche verunglückte, jedoch so, daß er immer noch seine heile Haut davon brachte, so hatte er für sich gleichsam ein gutes Geschäft gemacht, der Beutel seiner Gesinnungsgenossen war gleichsam eine allgemeine Kasse für ihn. Die *Flüchtlinge*, welche dem Arm der strafenden Gerechtigkeit in Europa entrannen, und sich nach den vereinigten Staaten Amerikas überschifften, mögen im Anfange auf gleiche Sympathie dort gerechnet haben. Es fehlte wirklich auch nicht an einigen Empfangscomplimenten und Rednereien, besonders aber nicht an einem Heer von Zeitungsartikeln, voll Lobhudelei für die Flüchtlinge, und voll Galle für das monarchische Europa; allein an der Hauptsache — an Geld, Unterstützung fehlte es. Mit dem guten Geschäfte hatte es plötzlich ein Ende. Der Amerikaner bezahlt die Arbeit theuer, es liegt aber ganz außer seiner Gedankensphäre, einen Faullenzer bloß für seine politische Gesinnung zu bezahlen. Die Sympathie des Amerikaners für die Revolution unterscheidet sich von der des Europäers dadurch, daß sie nicht bis in den Beutel hinabgeht.

Mit dem Politisiren, der Revolutionsrednerei in den Kaffee- und Wirthshäusern, dem Zusammensitzen in großen Revolutions-Klubs, wie dieses anfänglich in Frankreich und England der Fall war, war es für die Flüchtlinge in Nordamerika bald vorbei; da hieß es, zuerst die Hand und dann erst den Mund in Bewegung. — So sehen wir denn

tungsschreiber in New-York beschä
Philadelphia und treibt das Gewerbe
wirthes; der Dictator Brentano trei
fernten Michigan; ein Anderer ist i
Wisconsin Bibliothekar an einer klein
practiziren als Aerzte in verschiedenen
auseinander gelegenen Städten. Ei
der Pfalz, sind Handwerker geworden

Man ersieht hieraus, daß Ameri
sche Besserungsanstalt ist, die jedenfal
fert, als unsere europäischen Zucht- u
weil durch dieselbe die Leute zum Ar
ohne daß der Stock des Zuchtmeisters
kann sich des Wunsches nicht erwehre
Theile der noch in Europa stecken ge
partei das Glück dieser amerikanischen
falls zu Theil werden möchte.

XXXVII.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Vierte Vorlesung.

Wir haben gesehen, daß dem letzten Weltalter drei Probleme durchzuführen, als Aufgabe gestellt worden. Eines war, die christliche Idee als Princip in den untern discursiven Geisteskräften zu vollführen, zu realisiren und zu vollenden, also, daß sie in dieser Vollendung in allen geistigen Gebieten, durch alle Wissenschaften hindurch, durch alles Denken, Dichten und Trachten des Menschen gleichsam plastisch sich ausdrücke, und zur Greifbarkeit gelange.

Das zweite Problem, das ihr aufgegeben worden, war auf gleiche Weise, die christliche Idee als Zweck und als Ideal für alles praktische Verhalten zu vollführen und zu vollenden dadurch, daß diese Idee in die unteren Willenskräfte aufgenommen, in der menschlichen Societät zur Ausführung und Realisation gebracht werde, so, daß während in der ersten Periode und durch die andern hindurch die Lehre des Christenthums sich entwickelt, sich hier seine Ethik und seine Politeia vollende, und zur Durchführung und plastischen Greifbarkeit auch in den untern praktischen Gebieten gelange.

Die dritte Aufgabe war endlich, die christliche Idee als Herrschaft des Menschen über die Natur zu begründen, d. h. diese Natur nicht bloß als äußere betrachtet, sondern auch als uns einwohnend, wie uns umgebend, also die Natur in, um und unter uns durch die Macht des centralen Lebens zu beherrschen. Diese Idee soll ergriffen und realisirt werden, nicht bloß in einer magischen Weise, wie im Mittelalter in alchymistischen, astronomischen und ähnlichen Versuchen, sondern auf eine praktische Weise dadurch, daß die Natur bemeistert werde von jenem höhern, uns innewohnenden und in uns erneueten, mit dem Christenthume zusammenhängenden Principe. Das war die Aufgabe der dritten Ordnung, die dieser Zeit zu Theil geworden, die nun nach einander in drei Unterperioden sich getheilt, so daß die erste zu allermeist noch nach dem Schluße des zweiten Weltalters beschäftigte, ohne jedoch in den andern Unterperioden sich aufzugeben, daß alsdann die zweite vorzüglich in der mittlern Periode die Geister beschäftigte, während die dritte Aufgabe es hauptsächlich ist, die in unsern Tagen dem Menschen zunächst sich aufdringt, und jetzt, wie die Zeiten laufen, die Kräfte desselben beschäftigt.

Soviel nun von den Zeiten dieses Weltalters verlaufen, hat der menschliche Geist sich rüstig an diese Probleme gemacht.

Er hat Vieles im guten Sinne gefördert; er hat theilweise Wunder nach seiner Art in diesen Gebieten geleistet; es ist ihm wirklich gelungen, die Idee in vielfältigen Richtungen zu entwickeln, indem er das große Mittel der Analyse und das eben so bedeutende der Synthese aufgefunden; es ist ihm gelungen, in der Entfaltung der Ideen wirklich bis zu einem hohen Grade vorzuschreiten. Der menschliche Geist hat sich nicht gescheut, in den socialen Verhältnissen sich zu versuchen, er hat im Verlaufe dieser ganzen Zeit unzählbare Combinationen durchgemacht, und in Folge all dieser Bemühungen ist das Innerste der Gesellschaft gleichsam wie nackt

und offen vor uns ausgelegt, also, daß wir den innersten Zusammenhang der gesellschaftlichen Principien leicht erkennen können.

Auch in den Kenntnissen der Natur sind große Fortschritte geschehen. Die Mechanik hat Gewaltiges in der Bezwingung der Naturkraft geleistet, täglich fügen neue Fortschritte den frühern sich an, die Phantasie erblickt kein Ende der Linie, die der menschliche Geist zu ziehen angefangen.

Das ist die Lichtseite dieses Weltalters. Aber es hatte auch seine Nachtseite gehabt. Denn eben der bittere Quell, der im Beginne der Geschichte aufgequollen, er war durch das erste und zweite Weltalter durchgeronnen und war nicht versiegt, als dieses zweite zum Schluß gekommen; er hat vielmehr seinen Lauf fortgesetzt, und auch in das dritte sich hinübergegossen; das süße Wasser, das in jeder löblichen Bemühung rinnt, bitter machend und vergiftend.

Die Aufgabe lautete auf die Idee. Die Idee sollte entfaltet werden in den untern und tiefern Kräften der Natur, zu deren genetischen Ausbildung jetzt die Zeit gekommen. Es sollte also jenes Werk getrieben werden unter der Zucht und Disciplin dieser Idee. Diese Zucht hat aber das Weltalter sich großentheils nicht gefallen lassen. Es hat theilweise auf seine Gefahr sich von ihr losgesagt, und sein Heil auf andern Wegen gesucht. Das hat nun Perturbation, das hat Trübung und Verwirrung in jene Bemühungen hineingetragen, eine Verwirrung, zu der ein Menschenalter nach dem andern das Seinige beigetragen, und nun in unsern Tagen, wie es scheint, zu seinem Aeußersten gediehen.

Daß es dahin ausgeschlagen, befremdet uns nicht, die wir mit dem Gange der Geschichte uns bekannt gemacht. Außerdem aber, wenn wir hier näher zusehen, finden wir leicht die Ursachen, die Alles dahin gebracht.

Es haben im Uebergange aus dem vorigen Weltalter und im Beginne des neuen dritten, eben jene Zeit, die wir als Dämmerungszeit bezeichnen, Fermente mancherlei Art

in der Detonation eine neue unbek
ganz angemessen der eintretenden
es wurde in dieser Detonation ei
funden, die auf den ersten Anblick
ihr beigesellende Erfindung des Pul
das Werk der Zerstörung und der T
nun beginnen sollte.

Eine zweite, auf den ersten A
Entdeckung hatte sich dieser angefüg
größere Resultate hervorgerufen. (
merkter, ungebändigter Naturgeist
ergeben, der Geist des Magnetismu
paß, durch diesen Geist gelenkt, wa
den Ferment für alle Folgezeit gewo

Die Nadel, die unbeirrt von Lich
wühlen, ob Erdbeben die Erde wa
delbar aus ihrer Einsamkeit fort und
hindurch, unverrückt zum Nordpol d
Führerin auf unbekannten Meerfahrte
ich, wie ich zur Weltgegend stehe, w
umgeben und Wellen mich auf und ni

Nun ließ sich leicht voraussehen, dem spähenden Geist werde nimmer ein Land zu ferne, kein Meer zu weit seyn, er werde sich auf die Fahrt begeben, und zuletzt glücklich zum Ziele gelangen.

Es geschah wirklich also. Kecke Seefahrer fuhren in hohe Meere. Die Folge war die Entdeckung zuerst eines Welttheiles, der nur in seinen Extremitäten, so weit sie in die alte Geschichte gereicht, bekannt gewesen, Afrika. Afrika wurde umschifft; dadurch wurde ein Seeweg nach Osten hinüber gebahnt. Indien, das ferne Land für die Phantasie der Alten, auf eine unendliche Ferne entrückt, trat nun ganz nahe an das Centralgebiet der Universalgeschichte, an Europa.

War der Osten erforscht und aufgedeckt, mußte die Aufmerksamkeit sich dem Westen zuwenden, wo über ein unzugängliches Meer die alte Atlantis hinüberwinkte. Amerika stieg aus den Fluthen auf, und so umgaben jetzt drei neue Welttheile, von denen einer gänzlich unbekannt gewesen, zwei andere wegen großer Ferne nur wenig erforscht, das staunende Europa, und boten ihm Schätze jeglicher Art.

Es waren Schätze für den Geist, es waren Schätze für das menschliche Leben, Schätze für jede menschliche Beziehung.

Es waren Schätze für den Geist, insofern eine unglaubliche Masse von wissenswerthen Dingen jetzt gleichsam schaarenweise auf den menschlichen Geist eingestürzt; neue Vegetationen, Thierreich, geologische Bildungen, alles strömte auf den forschenden Geist los, eines um das andere wetteiferte, sich zuerst ihm aufzudrängen, zuerst seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, also, daß er einem Kinde gleich, das nach Diesem, dann nach Jenem greift, das Erste fallen läßt, dann wieder ein Anderes ergreifend, im Uebermaaße des Reichthumes sich kaum zu fassen weiß.

Zu diesen Naturschätzen für den Geist gesellten sich auch andere, für das Leben, zumeist die Masse edler Metalle, die aus vielen reichen Brunnen quellend, über Europa sich ergos-

sen. Es waren insbesondere eben jene untern, jetzt in's Spiel gesetzte Kräfte, die durch das Alles sich angesprochen fanden; denn es sind die untern discursiven Kräfte, die Willenskraft, Instinkt und Lebenskraft, die am meisten in Harmonie mit diesen äußern Dingen stehen.

Bald nachdem auf diese Weise neue Welten ihre physischen Schätze aufgethan, geschah es, daß noch andere Schätze gleichfalls an's Tageslicht getreten, daß zur Masse jener Sollicitationen, die an die untern Geisteskräfte aus der Natur gekommen, nun auch die Stimme vergangener Zeiten sich hinzugefügt, und den Verwirrten nur noch mehr zur Verwirrung dienten.

Das byzantinische Kaiserreich hatte lange als Bollwerk gegen den Muhamedanismus gestanden; jetzt war eben dieses Bollwerk umgestürzt, und der Muhamedanismus ergoß sich in der Türkenherrschaft über den Osten des christlich europäischen Welttheiles hin. Die Berührung, die im vergangenen Zeitalter durch die Kreuzzüge mit dem Muhamedanismus und seiner ganzen Gedankenwelt eingetreten, näherte sich mehr und mehr, und es erfolgte eine Transfusion auch dieser Gedankenwelt mit der christlichen.

Eben jene Seefahrten, welche den äußersten Osten zugleich mit dem äußersten Westen aufgedeckt, denen bald auch der tiefste Süden sich nicht verschließen sollte, hatten auch die Ueberreste des alten Heidenthums, das in jene Entfernungen sich gerettet, wieder aufgestört aus der Verborgenheit, und von dort aus klangen Ansprachen hinüber an die christlichen Geister im europäischen Welttheile.

Die Uebersiedlung des Muhamedanismus nach Europa hatte noch eine andere Folge: die Flucht der Inhaber der Geistesschätze des Alterthums, so weit dieselben sich noch aus dem Verderben gerettet hatten. Byzantinische Griechen flohen vor dem Muhamedanismus und seines Schwertes Herrschaft, und waren nach Italien gegangen, hatten diese Ueberreste alten

Thuns und Denkens mit sich genommen, und sie tief im eigentlichen christlichen Westen niedergelegt.

Der Einfluß dieses neuen Gedankenkreises, der über alle Gebiete des menschlichen Thuns sich ausgebreitet, wäre nun doch nicht so bedeutend gewesen, weil er nur auf einen gewissen Kreis der Theilnehmer sich beschränkt hätte, wäre nicht beinahe gleichzeitig mit der Druckerei eine Erfindung gemacht worden, welche alles neu Hervortretende und Hereinbrechende zu einem Gemeingute des gesammten civilisirten Europas machte.

Zu einer unbekannten physischen Welt, die sich aufgedeckt, kam eine wenig bekannte vergangene Welt. Die alten Zeiten hatten ihre Häupter wieder aus der Erde emporgehoben, sie hatten sich verwundert umgeschaut, als sie ein anderes Geschlecht gefunden, als neue Principien in Mitte dieses Geschlechts geherrscht, als die Welt eine andere geworden. Bald hatten sie aber den Mund geöffnet, und mit dem neuen Geschlechte in ein Zwiegespräch sich eingelassen. Es war dadurch ein Austausch der Ideen geschehen, und von nun an hat jenes Rad um den menschlichen Geist herzuschwingen angefangen, das, schnell seine Bewegung beginnend, mit immer zunehmender Geschwindigkeit ihn umkreist, bis endlich in unsern Tagen diese Geschwindigkeit zu einer Schwindel erregenden Schnelle hinangestiegen.

Die Folge davon mußte seyn, daß der Geist von diesem immer beweglichen, immer wechselnden Panorama, von allen Seiten angesprochen, von allen Seiten angerufen, bald da, bald dorthin seine Aufmerksamkeit richtend, auf diese Weise nach tausend und abermal tausend Richtungen zerstreut, alle Aufmerksamkeit nach außen hin gewendet, zuletzt sich und dem stillen Reiche seines Innern mehr und mehr entfrembet worden.

Es mußte jetzt unausbleiblich alles das, was auf diese Weise um ihn her sich gedrängt, eine neue große, der Zeit und ihrem Geiste entsprechende Versuchung bilden. Und wie

die Zeit selbst in ihren Richtungen und in den Aufgaben, die ihre geistige Thätigkeit beschäftigten, hauptsächlich nach drei Seiten hin sich entwickelte, so mußten es auch drei Versuchungen seyn, die das in diesem Weltalter sich entwickelnde Geschlecht angesprochen.

Wie im Allgemeinen die menschliche Gesellschaft der frühern Zeit in drei Stände, den Lehr-, Wehr- und Nährstand sich ausgegliedert, so waren es nun die drei Versuchungen, die in verschiedenen Richtungen an die drei Stände der modernen Gesellschaft sich gewendet.

Alle jene geistige Ueberfülle, einerseits aus der Natur gesammelt, andererseits aus dem Alterthume auf uns herübergekommen, die Kunst des heidnischen Alterthums, das Leben des Alterthums, das in dieser Kunst sich kund gegeben, die socialen Verhältnisse, wie sie sich dort ausgebildet, das Wissen, wie es sich dort gestaltet, das Alles bildete die Masse der Versuchungen, und aus dieser Masse sonderte sich alles das aus, was jedem Einzelnen der drei Stände am meisten entsprechend gewesen.

Das heidnische, wieder aufgestandene Wissen auf der einen Seite, das physische Naturwissen auf der andern, trat sohin dem Lehrer entgegen. Er, der vorzugsweise der Träger der christlichen Idee seyn sollte, er wurde jetzt umlagert von dem auf allen Seiten eindrängenden Versucher, und es begann der Zwiespalt in dem Geschlechte.

Die erste in der Ordnung war die Frage: „Soll denn wirklich jene Fundamentalidee, wie sie die frühere Zeit beschäftigt hat, wie sie ihr Geist und Leben gegeben, soll sie wirklich fortdauernd in der Geschichte stehen? Ist es nicht etwa Täuschung der frühern, noch unreifen Zeit gewesen, die, ihrer eigenen Kraft nicht mächtig, in Ueberschwänglichkeit sich versteigend, in diesen Ideenkreis sich verloren, der keinen Halt in sich selbst hat? Und soll nicht in allen Gebieten der Wissenschaft und in ihrem Centrum der Reli-

gion mit dem neuen Weltalter ein neues Princip eingetreten seyn?"

Dieß neue Princip war aber das Princip im geistigen Gebiete, das Princip discursiver, geistiger Kraft; es war der Begriff im ganzen Umfange seiner Bedeutung. Die Versuchung also, die hier an das Geschlecht hingetreten war:

„Nicht ferner mehr sollst Du von dem Phantasma jener sogenannten christlichen Idee, die nach Oben wurzeln soll, Dich verleiten lassen; was Du bedarfst, hast Du in Dir selbst; nur Das, was Du Dir beweisen magst, was Du mit voller Ueberzeugung aus der inneren Thätigkeit Deines Geistes Dir entwickelst, ist Wahrheit, alles Andere ist nur etwas Dir Aufgedrungenes, und kann nimmer im wissenschaftlichen Gebiete als wahrhaftig gelten. Die Versuchung suchte also den Verstand über die Idee hinauszusetzen; die Logik und Mathematik über den Glauben; den Glauben als etwas von der Ueberzeugung Abhängiges und ihr Untergeordnetes vorzustellen, sohin also die höhere Wahrheit zu mediatisiren, zu rationalisiren, kurz, den hohlen und in seiner Unerfülltheit thätigen Begriff an die Stelle der Idee zu pflanzen. Das konnte auf zweierlei Weise geschehen, entweder dadurch, daß die Allgemeinheit der Abstraction als das erste gesetzt wurde, oder die Mannigfaltigkeit der Gegensätze als das Bedingende, was nur zwei verschiedene Formen desselben Irrthums sind."

Diese erste Versuchung ist nun in der Reformation in die Geschichte eingetreten, und diese Reformation in allen Formen und Entwicklungen, bis auf unsere Tage herunter, ist aus der Wechselwirkung und dem innern Kampfe der geistigen Kräfte hervorgegangen.

War auf diese Weise die erste Versuchung an den Lehrstand herangetreten, bildete sich jetzt eine zweite dem Wehrstande gegenüber. Nicht dem Wehrstande im engern Sinne, den man ihm gegenwärtig zu geben gewohnt ist, sondern im alten indischen Sinne, wie er zugleich Fürsten, Häup-

ter, kurz Alles, was den Staat innerlich zusammenhält, in sich begreift.

Dieser Wehrstand in der alten Ordnung war einerseits auf das Schwert und die Mannestüchtigkeit, andererseits auf die Einsicht und wieder auf den Grundbesitz gegründet, worauf in alter Weise alle bürgerliche Ordnung nach abwärts befestigt gewesen.

Die höhere Begründung des Wehrstandes war in Gemäßheit der christlichen Idee das höhere göttliche Recht in seiner Universalität gewesen, nicht wie jetzt in engerer Auslegung bloß auf das Recht der Könige beschränkt, sondern im weitern Sinne mit dem königlichen Rechte alle Rechte des Volkes und der Persönlichkeit in sich begreifend. Die christliche Idee hatte all diesen Rechten ihre innerste und tiefste Unterlage und Begründung gegeben, und auf dieser Unterlage hatte das Mittelalter seine ganze Architektonik aufgebaut.

Jetzt war die Gewalt des Pulvers aufgetreten, und hatte mit der alten Waffenhandhabung auch die alte Wehrhaftigkeit aufgesprengt, und damit auch die alte Schule, um diese Wehrhaftigkeit sich zu erwerben aufgehoben. Sie hatte das Individuum, abgesehen von allem Geschick, im Kriege überwiegend gemacht; es konnte einer nur gelten, was der andere galt. An die Stelle des Geschicks war der Mechanismus eingetreten, und dieser Mechanismus wurde von einem Söldnerheere leichter ausgeübt, als es früher die Ritterschaft vermocht. Jener Grund war also zerstört und in alle Luft zersprengt.

Auch der Grund des Besitzes, worauf früher die alte Ordnung ruhte, war durch die Masse der eingedrungenen edlen Metalle unterwühlt; diese hatte eine andere Art des Reichthums hervorgerufen; eine neue Art physischer Selbstständigkeit gegeben, und sohin ein neues Glied in die Staatsordnung eingeschoben.

So rückte nun mit dem Eindringen der republikanischen Ansichten des Alterthums, und andererseits von der unbedingten Herrschaft des Alterthums, wie sie sich im römischen Imperator herausgestellt, die zweite Versuchung an den menschlichen Geist, eben an jenen Wehrstand heran, der seither die alte Ordnung geschirmt und vertheidigt hatte. Es galt: „Soll ein christlich göttliches Recht bestehen, soll die gesammte Ordnung auf dieser Basis ruhen, oder soll sie auf eine andere irdische gesetzt werden? Und welch andere irdische kann gefunden werden, als die der subjektiven geistigen und physischen Macht.

Diese zweite Versuchung ist es, die der ersten folgend, in der Revolution hervorgetreten, nicht etwa in der französischen zuerst und ausschließend, sondern in allen Formen der verschiedenen Revolutionen, die im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte in neuer Zeit sich gefolgt, und eben wieder aus demselben Conflict und Zwiespalt der Principien hervorgegangen sind, indem die Frage war:

„Soll fortan die ethisch politische Idee, die der frühern Zeit zu Grunde gelegen, soll sie es seyn, die nun zur äußern Entfaltung gebracht werden soll, oder soll an ihrer Stelle ein anderes Princip, das Princip der Zeit, das Princip des untern menschlichen Willens; das Princip individueller Freiheit an ihre Stelle gesetzt, und nun weiter durch die Zeit entwickelt werden?"

Auch dieses Princip konnte in dieser abnormen Weise auf zweifach verschiedene Weise als Abstraction sich geltend machen, und hat in dieser Form den Absolutismus neuerer Zeit hervorgerufen; oder als Fülle der verschiedenen Gegensätze in der sogenannten sich selbst tragenden, sich selbst formgebenden Opposition, und daraus ist dann der Gegensatz des Absolutismus der neuern Zeit die Demagogie hervorgegangen.

XXXVIII.

Von den borromeischen Inseln.

Nachklänge aus dem Jahre des Unheils 1849.

Aus der Umgegend von Novara 29. März 1849. Ich komme so eben aus der Stadt Novara; ich fuhr hin, die alte Stadt mit ihren Laubgängen und die Hospitäler und das Schlachtfeld anzuschauen — es ist ein schrecklicher Anblick, mehr denn dreitausend verstümmelte und verwundete Menschen zu sehen! Noch ist das Schlachtfeld mit zerbrochenen Waffen, Kriegsrüstungen und todten Pferden zu hunderten übersäet! Hier sieht man die furchtbaren Wirkungen der zerstörenden Gewalten, über die der Mensch gebietet! Novara wurde von den eigenen Truppen der Piemontesen geplündert und theilweise angezündet! Eines ihrer Cavallerie-Regimenter mußte einhauen, um diesem Vandalism ein Ende zu machen. Beim Einrücken der Unseren frohlockte die Stadt: „Evviva i bravi! Evviva i nostri liberatori!“, scholl es vor ihnen und hinter ihnen; so hatten die Soldaten dieses Freiheitsheeres im eigenen Lande gehaust!

Aber nicht nur Novara, sondern alle Ortschaften sind schrecklich hergenommen. In Mommo, wo ich diese Zeilen schreibe, ward ich beim Pfarrer einquartiert. Sie nahmen

ihm Alles, nicht einmal ein Betttuch ist ihm geblieben! Zehn Tage haben wir auf den nackten nassen Feldern herumgelagert. In Cremona war ich zum letztenmal in einem Bette. In einer der letzten Nächte haben wir eine seltsame Naturerscheinung an unserem Leibe nur zu sehr empfunden. Gegen Abend erhob sich ein starker Wind; Blitz folgte auf Blitz; die Kälte nahm von Minute zu Minute zu; endlich gegen zehn Uhr fiel gar Schnee in gewaltiger Menge, so daß in der Frühe unsere von Frost erstarrten Glieder anderthalb Schuh tief im Schnee begraben lagen. Die todmüde Mannschaft hörte man stöhnen und zähnklappern — und doch blieb sie liegen. Eine komische Scene bot das Aufstehen dar — Alles krumm und zusammengekauert — keiner konnte die Beine ausstrecken — die Gesichter verrunzelt und voll Falten, wie die Affen, wir mußten über unser Elend lachen.

Mit den Ruinen der piemontesischen Armee werden wir wenig mehr zu thun haben — aber mit den Ueberläufern, den Abtrünnigen und den Republikanern schon. Morgen marschiren wir nach Borgomaro, übermorgen nach Arona am Lago maggiore. Adieu.

Nachschrift. Arona am 31. März.

So hat mich denn unser Siegeslauf an die schönen Ufer des Lago Maggiore geführt — mit vier Jägercompagnien bilden wir hier die äußersten Vorposten.

Die Gegend ist entzückend schön: Hügelland, der wunderschöne Fels mit der kolossalen Bildsäule des heiligen Karl Borromäus, das herrliche Seminar mit den vielen Kapellen und Kirchen, die Simplonstraße, der reizende See mit seinen lachenden Ufern. Aber die Einwohner hanno un poco l'aria Lombarda! was uns indessen wenig anficht.

Die Schlacht von Novara war das italienische Waterloo. — Hätte der Marschall noch ein paar tausend Mann opfern wollen, so hätte er die 150,000 Mann starke piemontesische Armee wie Spreu auseinanderstäuben können. Wie

steht, der darauf hat verzichten müssen.

Arona, 20. April 1849. Vor Allem empf
Dank für die am Tag der Schlacht für uns abg
dacht; allen freundlichen Theilnehmern daran s
seltsames Zusammentreffen! Ihr bittet für unser
gerade am Tage der Gefahr. Am 23. März 184
Sardenkönig verrätherischer Weise in die
ein — und gerade an jenem Jahrestag erfaßt ih
Held — entreißt ihm Schwert und Scepter — u
großmüthig fliehen, und Nachts zwei Uhr passirt
als Oberst Graf Brah leichenblaß unsere Vorpos
seinem eigenen Heere gefährdet! Nun hat Carl
den Traum der eisernen Krone, die Römer der
gelobten Lande und die Fanatiker ihren souverain
wohl ausgeschlafen und ausgetobt!

Das Volk dieser Gegend fängt jetzt an, das Gu
und Brauchbare von dem Schlechten, Falschen un
zu unt

In Folge der erhaltenen Wunden sind schon seit dem 23sten vorigen Monats viele Offiziere und Mannschaft gestorben. Die Piemontesen geben ihren Verlust auf drei Generäle, über zweihundert Stabs- und Oberoffiziere und vier tausend Mann an. Die Bevölkerung hat uns sehr gern, und wir sind sehr gerne hier.

Vorgestern war ich auf den borromäischen Inseln. Sie sind über alle Beschreibung schön. Die Isola Bella ist wohl die reizendste. Lorbeerwälder von zehnerlei Gattungen; exotische Pflanzen jeder Art in der reichsten Pracht und Fülle; Camelien, die wir bei uns gewöhnlich nur mannshoch sehen, gedeihen hier zur Baumeshöhe. Welch ein Ueberfluß an Allem, was zur Bequemlichkeit, zum Wohlleben, zur Lust und Ueppigkeit des Lebens nur irgend dienen mag! Und dennoch der Inhaber unzufrieden und auf flüchtigem Fuße! Alle Diener, Gärtner u. s. w., bis auf Einen, tragen noch ihre Mütze als Nationalgardisten, und grimmig waren ihre Blicke, die sie uns zuwarfen: Povera gente! Mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen wurde dieser Felskopf in einen solchen wundervollen Garten umgeschaffen, wohl der reizendste Sommeraufenthalt in ganz Italien, und dennoch keine Zufriedenheit, keine Ruhe!

Oh! fühlten die großen Herrn der Ebenen von Piemont und der Lombardei, die Possidenti in Genua und Mailand, diese unermeßlich reichen Besitzer dieses gesegneten Landes, eine wahre Liebe zu ihrem Volke, sie würden, statt große Politik zu treiben und durch ihre Opposition der Regierung jede Maßregel zur Verbesserung des Landes zu erschweren, sich des armen Volkes auf ihren reichen Gütern annehmen, und aus den elenden Taglöhnern, die von ihren Verwaltern ausgesogen werden, einen kräftigen Bauernstand bilden. Das wäre ein schönes, unermeßliches Feld für ihren Patriotismus. So aber murren und schmähen sie auf dem Corso, im Theater, im Kaffe stets gegen die Regierung, die ihnen den ruhigen Genuß ihrer unermeßlichen Reichthümer sichert, während

dem Ehrgeiz und der Eitelkeit fr
geschäftigen Müßiggange trefflich

Das Seltsamste aber ist, da
fahrungen, die der französische Ad
gemacht, nicht merken, daß gerade
Europas, die in Sammt und Seide
fluß schwimmen, den Sieg der Re
heit, Gleichheit und Brüderli
theuersten bezahlen würden. Sie
Verblendung, das hungrige Volk n
Phrasen von der Freiheit und Einh
sen. Die Freiheit und Einheit Frank
und Mordschaaren auch nicht abgeh
den Schlössern, Friede den H
der französische Adel der Revolution
und Opfer gebracht, an welche die
Geldaristokratie nicht denkt. Die
den Hochmuth dieser Revolution in
bald an ihre „Bürgerpflicht" er
„Haben wir das Joch der Fremden
chen, so wollen wir noch minder

Ihr so lange zu Zeugen eures Müßigganges und eures Wohllebens gemacht, während Tausende eurer freien Italiener, von euren herzlosen Verwaltern ausgesogen, im Elend schmachten.“ Povera gente! wann werden Ihnen die Augen über ihren selbstmörderischen Wahnsinn aufgehen!

Um Dir einen Begriff von der Wahrheitsliebe einiger Republikaner zu geben, lege ich Dir einen großartigen Lügenartikel bei, der gleich nach der Schlacht von Novara, nella Gazella, „Il Risorgimento“, erschienen ist. In meinem Quartier dahier fand ich einige hundert Exemplare einer Flugschrift: *Il gesuitismo smascherato* — ovvero una massima, un delitto ed una stoltezza per ogni giorno del' anno — di L. Mogni. Ferner eine andere: „Buon capo d'anno al nostro ré C. A. e buon viaggio a Pio IX.“

Arona, 21. Mai 1849. Die Umgebung von Arona ist entzückend schön, es ist die schönste Station, in der wir bis jetzt gelegen. Auch das Städtchen ist recht sauber und nett, und erfreut sich, durch die weltberühmte kolossale Statue des heiligen Karolus Borromäus, des Besuches vieler Fremden.

Der Fels, die Rocca Borromea, worauf diese Riesenstatue des Heiligen steht, liegt eine Viertelstunde von Arona entfernt, auf einem der schönsten Hügel, an diesem schönsten der Seen.

Er ist dargestellt, wie er die Völker Italiens segnet, die Stirne nach dem Süden gekehrt.

Beim ersten Anblicke schon überrascht die kolossale Größe das Auge der Fremden, noch mehr die gute Proportion der Gestalt. Die Gesichtszüge des Heiligen sind ausdrucksvoll und sprechend, der Faltenwurf leicht.

Das Fußgestell ist aus verschiedenfarbigem Marmor feinster Gattung erbaut, und ist 125 Fuß hoch und 80 breit,

im römischen Styl. Die Figur selbst, die 95 Fuß in der Höhe mißt, ist aus Kupferplatten, von der Dicke eines halben Zolles, zusammengesetzt.

Doch schien sie mir anfänglich nicht so groß, wie ich mich durch den Augenschein überzeugte. Man kann von innen hinaussteigen und darin an mehreren Stellen ausruhen. So läßt sich zum Beispiel in das Brevier, welches er in der linken Hand hält, ein Bett stellen, wodurch es das Aussehen eines kleinen Dachzimmers erhalten würde. In der Nase kann man ganz bequem niederhocken und durch die Oeffnungen die bunte Welt, die sich unten bewegt, ruhig beobachten. Im rechten Arm, den er segnend ausgestreckt hält, kann man stehend bis zur Hälfte hinausgehen, und dann auf den Knieen bis zum Mittelfinger hinauskriechen. Hätte man mir das vorher so erzählt, ich gestehe, ich hätte es nicht geglaubt.

Wir machen fort und fort Ausflüge zu Wasser und zu Land; das naheliegende schöne Mittelgebirg bietet auch Gelegenheit zu den angenehmsten Partien, sie machen mir um so mehr Vergnügen, als ich mir nach der Schlacht von Mortara ein hübsches Reitpferd sammt Sattel und Zeug gekauft habe, was mir nun recht zu Statten kömmt.

Nachschrift. Ich bin mit meinem hübschen Pferde in dem Städtchen gestürzt; es hätte schlimm ausfallen können, ist aber, Gott Lob! gut abgelaufen. Ich kann Dir die Theilnahme der guten Leute nicht genug rühmen. Sie brachten mich in ein Haus, und nun kam Alles herzugelaufen, Männer und Frauen, die Eine brachte Dieß, die Andere Jenes, Jeder wollte rathen und helfen. Es war aber nicht so schlimm und ist nun Alles glücklich vorüber. Addio!

Arona, 5. Nov. 1849. Sie haben hier das Fest Deines Schutzpatrons, des heiligen Karolus, gefeiert. Ein schö-

nes Fest in der festlichsten Gegend, die man sich denken kann. Alles nimmt daran Antheil; denn hier in dem katholischen Lande sind die Kirchenfeste wahre Volksfeste, und die Volksfeste Kirchenfeste, voll Heiterkeit und Poesie.

Alljährlich wird es hier Angesichts seines Bildes gefeiert; und schon durch die Lage der Rocca Borromea, die der segnende Heilige krönt, erhält diese Feier, zu der das Volk so zahlreich aus nahen und fernen Gegenden herzuströmt, einen eigenthümlichen, erhebenden Charakter.

Wer könnte sie auch je vergessen diese zauberischen Ufer, der sie einmal gesehen! Diese Ufer, so überreich von Gott und den Menschen geschmückt, rings mit Städten, Marktflecken, Dörfern und geschmackvollen Villen eingefaßt, und von romantisch gelegenen, prachtvoll bebauten Hügeln umschlossen, alles prangend in dem reichen, lieblichen Grün des Südens! Und hinter diesen Gartenhügeln der Ufer als Mittelgrund ein schönes, fruchtbares Mittelgebirg, und in der Ferne endlich als ernster, erhabener Hintergrund, der Alpen glorreiche Häupter, der Monte Rosa in strahlender Herrlichkeit, mit seinen vom ewigen Schnee glänzenden Ausläufern. Und dann der Spiegel dieses Sees, von Lorbeer und Myrthen umgrünt, von Orangen umduftet, in dem die grünen Berge und der blaueste Himmel sich krystallhell spiegeln! Und während hier unten in den Gärten die Rosen nie welken, dort oben die einsamen, nackten, starren, gewaltigen Felswände, die ihre silbernen Hörner und Zinken triumphirend himmelan strecken!

So schauen sie ernsten Blickes auf die Rocca am See hernieder: dort thront sein Standbild, dort steht seine Kirche, dort sein Seminar, und rings umher zweiundzwanzig, in italienischem Kirchenstyl aufgeführte Kapellen, in welchen die Thaten und Wunder des Heiligen dargestellt sind. Zwar sind diese Kapellen, Dank der italienischen Fahrlässigkeit, jetzt halb verfallen, aber gerade dadurch geben sie dem heiteren

gekleidete Mädchen und junge Bu
ten Heiligen. Und welch ein laut
Menge! Mitten unter ihnen einen
bern, Verkäufern und Speculanten
sten und bizarresten Einfälle und
Nie geht dabei ihrer blitzschnellen
redsamkeit aus. Dann die vielen S
orgeln, Affen, Schildkröten, Murm
seltsam und drollig herausgeputzten
ker lachen müßte, ihren Mandoline
und Glasinstrumenten. Dazwischen
Minnesänger, alte und junge, ein
dern, ein Theil in Lumpen; und a
schenspieler, und die Masse von Bli
allen Wegen und Ecken, die ihre V
lungen in gräßlichster Weise zur Scha
lateinisch, bald italienisch beten, und
Freiheit und Unabhängigkeit, dort b
... je zum Besten der

Wie billig, beginnt das Fest mit einem feierlichen, prachtvollen Gottesdienst. Daß Alles zu seiner größeren Verherrlichung dabei aufgeboten wird, kannst Du Dir denken. Die Kirche und das Standbild sind mit frischem Grün, mit Blumen und Bändern verziert. Der große dazu erforderliche Aufwand wird aus einem eigenen Fonde bestritten.

Nach italienischer Sitte dürfen die Böller natürlich dabei nicht fehlen; in dem feierlichsten Augenblick donnerts, in gewaltigem Knall, mit tausend Schlägen, und verkündet die Feier den Entfernten weit in die Runde.

Nach dem Gottesdienste beginnen die Unterhaltungen und Lustbarkeiten jeder Art. Zu achte und zwölfe marschiren die Mädchen mit ganzer Fronte, Eine in die Andere eingehängt, mit Blumen und Bändern überhangen, in ihren bunten Kleidern, mit ihrem reichen, schönen Kopfputz, singend auf und ab. Andere stehen, oder lagern um oder unter einem schönen Baume und trillern dort ihre Volkslieder; wieder Andere paradiren mit ihren Liebhabern, und diese regaliren sie mit Zuckerwerk und acqua dolce, und sind glücklich, wenn ihre Präsente recht beschaut und bewundert werden.

Die Hauptrolle unter diesen Confetti oder Zuckerkünsten spielen jedenfalls die Lebzelten, die nach dem Hochamte vor der Kirche geweiht werden. Es werden davon für mehrere tausend Lire verkauft. Die südliche Phantasie hat ihnen alle nur erdenklichen Formen gegeben: geistliche und weltliche Dinge, Bilder von den Thaten und Wundern des heiligen Karolus, goldene und silberne, von Pfeilen durchbohrte Herzen, Spiegel, Goldflitterschmuck, kurz alles Mögliche ist damit verziert und darin eingerahmt, und lange, grellfarbige Bänder hängen bunt und festlich von diesen Kostbarkeiten herab. Und nun zeigt sich die wetteifernde Galanterie der Jugend und die Liebe des Volkes zu diesem heiteren, grellfarbigen Flitter.

Wenn ich diesen harmlosen Spielereien der Menge zu-

sehe, an die wir in dem kühleren Norden gar nicht gewöhnt sind, dann kommen mir die Italiener immer wie Kinder vor. Jeder Bauernbursche bietet nämlich Alles auf, um sich mit diesen seltsamen Zierathen zu behangen, und je phantastischer er damit ausstaffirt ist, um so mehr dünkt er sich, und um so mehr gilt er bei seines Gleichen. Einige treiben es hierin so weit, daß man gar nichts von ihnen sieht, als Lebzelten, Spiegel, Flitter, Bänder, Herzen, die an ihnen herumbaumeln; kurz sie sehen wie Hanswurste aus, und dieß ist ihre höchste Lust.

Gar Mancher wird das als eine Thorheit eines kindischen Volkes belachen. Mir sind indessen die Südländer darum immer beneidenswerth erschienen, daß sie sich noch so viel heiteren Sinn bewahrt haben, um über einen so harmlosen kindischen Scherz von Grund ihres Herzens vergnügt seyn zu können, während jenseits der Alpen die Volkslust alle Poesie verloren hat, und sich auf nichts als Essen und Trinken beschränkt, was den Menschen dem Thiere so nahe bringt.

Die Empfänglichkeit für harmlose, ja oft für thöricht scheinende Vergnügungen, ist von größerer Bedeutung, als es äußerlich den Anschein hat; sie ist von tiefem Einfluß auf das ganze Volksleben. Warum ziehen z. B. im südlichen Tirol die Gutsbesitzer so häufig, trotz der Abneigung, die zwischen Deutschen und Wälschen besteht, italienische Arbeiter den deutschen vor? Der Italiener, hat er gearbeitet, dann setzt er sich mit seinen Kameraden zusammen, und dann scherzen sie mit einander: sie plaudern, sie singen, sie spielen Mora, oder sie unterhalten sich mit drei brennenden Schwefelspähnen, und dabei sind sie glücklich und lachen und jubeln, und die Stunden vergehen ihnen, ohne daß sie es merken. Der deutsche Arbeiter dagegen setzt sich meist hin und ißt und trinkt, und dann will er schlafen. Davon wird der Leib schwer und der Geist träge. Und da das Essen und

Trinken zur Virtuosität wird, so wird der Magen auch immer weiter und seine Ansprüche immer größer; der Gutsherr kann sie bald kaum mehr befriedigen; was wächst, das wird, wäre es auch noch so viel, von dieser Völlerei, wie sie sich, im Gegensatze zu der mäßigeren und genügsameren Vorzeit, ausgebildet hat, völlig aufgezehrt. Daher denn auch die italienischen Arbeiter gesuchter sind, weil sie als fleißiger und mäßiger gelten, und darum erklärt sich ferner die für den deutschen Stamm nichts weniger als ehrenwerthe Thatsache, daß die italienische Bevölkerung die Alpen immer höher hinanrückt, ein Hof nach dem anderen fällt den Welschen zu; Orte, die noch zu Menschen Gedenken rein deutsch waren, sind gegenwärtig schon gemischte, und solche, die gemischt waren, sind bereits reinwelsche geworden, in denen der deutsche Laut völlig verstummt ist. Auch die furchtbare Zunahme der Verbrechen in Deutschland mag theilweise ihren Grund in der prosaischen Farblosigkeit unseres Volkslebens haben. Langeweile mit Völlerei verbunden, können ja nur Laster und Verbrechen erzeugen. Ein offener, heiterer Sinn, der trotz seiner Noth in seinen Lumpen lacht, ist gar manchen Verbrechen, die ein finsteres, müßiges Hinbrüten erfordern, ungleich schwerer zugänglich. Wie auch die Erfahrung in großen Städten gezeigt hat, daß zu der Zeit, wo der Geist des Volkes auf eine irgend ihm zusagende Weise beschäftigt ist, die gemeinen Verbrechen ungleich seltener sind, als wenn es vor Langeweile nicht weiß, wie es die Zeit todtschlagen soll. Bis jetzt hat man ein altes Volksfest, eine alte Volkslust, sie mochte noch so harmlos seyn, nach der andern abgeschafft, ihm irgend etwas an die Stelle zu setzen gesucht; und so ist denn auch das Leben immer prosaischer, und der Sinn des Volkes dumpfer, und rohen Begierden und Genüssen zugänglicher geworden.

Als die deutsche Sängerin Clara Vespermann einst eine Reise nach Italien machte, nahm sie ihre Wohnung bei einem

Schneider. Als sie ihm die Miethe zahlen wollte, weigerte er sich das Geld zu nehmen, er bat sie vielmehr, sie möge ihm nur eine Aria singen, das sei ihm lieber denn alles Geld. Doch kehren wir zu unserem Feste am schönen See des sonnigen Italiens zurück.

Beim Einbruch der Abenddämmerung kehrt Alles wieder heim, so daß der See von größeren und kleineren Schifflein und Kähnen buchstäblich wimmelt. Da finden sich denn die Sänger und Sängerinnen und die Musikanten zusammen und so rudern sie singend und musicirend auf dem ruhigen See ganz unmerklich hinaus in die Nacht und die Ferne, wo der Ton verhallt allgemach und sie verschwinden wie Traumbilder. Es ist daher schwer zu unterscheiden, ob die lärmenden grellen Tagesunterhaltungen oder diese Heimkehr mit verklingendem Gesange von so vielen Hunderten zur Zeit der Abenddämmerung und der hereinbrechenden Nacht auf ein empfängliches Gemüth einen tieferen Eindruck macht.

Ist es nun völlig dunkel geworden, dann wird nicht nur das hübsche, sich im See spiegelnde Städtchen Arona mit tausend Lichtern beleuchtet, sondern hinter dem Standbilde des Heiligen wird während einer ganzen Stunde ein schönes röthliches bengalisches Feuer unterhalten. Der Anblick ist zauberhaft. Die Stadt nicht nur, sondern auch die Landschaft wird den Umwohnern auf mehrere Meilen in die Runde ganz deutlich sichtbar. Man sieht die Beleuchtung zu Intra, Palanza, Belgirate, Baveno, Gavirate und an vielen andern Orten. Dieser Anblick wird dort mit größter Freude begrüßt, und damit endet das Fest.

Du weißt es, wie sehr ich Deinen Schutzpatron als einen tapfern Streiter Gottes liebe und verehre, aber das hätte ich mir doch nicht gedacht, daß ich wegen ihm mit meiner ganzen Mannschaft in dieser etwas kühlen Jahreszeit unter freiem Himmel bivuaquiren müßte. Du weißt, die Grenze wird streng bewacht. Da sich nun bei diesem Zusammenlauf von

Menschen unter dem Schleier der Nacht Lombardische Flüchtlinge oder Verbannte oder von unsern Deserteurs einschmuggeln könnten, so erhielt die ganze Besatzung der Gränze Befehl, sich in eine fortlaufende Linie aufzulösen. In dieser Stellung mußten wir durch volle vierundzwanzig Stunden bleiben. Daß eine Novembernacht aber auch diesseits der Alpen keine Annehmlichkeit ist, haben wir dabei empfunden. Zwischen zwölf und ein Uhr Nachts ließ sich bis neun Uhr Morgens ein so dicker nasser Nebel auf den ganzen See hernieder, daß wir davon so durch und durch naß wurden, als hätten wir zwei Stunden unter vollem Regen gestanden. Es wurden zwar bedeutende Wachtfeuer gemacht, und wir tranken einander wacker zu, aber ich kann es nicht läugnen, von Mitternacht an wurde es mir so kalt und frostig, daß ich den Tag mit großer Sehnsucht erwartete. Ich weiß daher auch diesen Brief nicht anders zu schließen als mit der Bitte: Rufe doch Deinen Schutzpatron, den heiligen Carolus Borromäus recht herzlich an. Er hat, wie Du besser weißt als ich, zur Zeit der leiblichen Pest dem armen Volke mit hülfreicher und segnender Hand liebreich beigestanden. Darum möge er es auch jetzt durch seine Fürbitte von dieser neuen geistigen Pest, dem revolutionairen Schwindelgeist erlösen, damit die Welt endlich einmal Ruhe bekomme, und auch wir Soldaten nicht in Kälte und Nässe während seines Festes auf der Lauer stehen müssen.

Nachschrift. Fritz war in Mailand. Er ging zu unserm Marschall. Der alte Herr hörte ihn schon im Vorzimmer mit dem Kammerdiener sprechen und rief ihm in seiner Weise entgegen: „Nur herein! Nur herein!“ Als Fritz näher trat und er seine Medaille sah, drückte er ihm die Hand und sagte in herzlichem Tone: „Ich dank Dir! Ich dank Dir!“ So ein Wort aus solch einem Munde geht einem Soldaten zu Herzen: „Unser Heldenmarschall Radetzky soll leben!“

XXXI

Aphoristische F

Unsere La

II.

Bekanntlich ist es lange Zeit
deutschen Politik gewesen: die älter
tretung von dem modernen ständi
scharf zu sondern, und jedes dieser
Vollständigkeit und in seinem ganzen
siren. Wir sind in dieser Arbeit so
jedes der beiden Systeme in sei

[redacted]

gegen Oesterreich, daß es nicht historisch genug sei, und daß seine Verfassung, nicht hinreichend auf dem Boden der alten Principien stehend, schlechthin als revolutionär behandelt oder betrachtet werde.

Der Unterschied zwischen dem alten und neuen ständischen Wesen greift hinab bis auf den untersten Gegensatz des Princips. Wir wollen, statt das darüber Gesagte zu wiederholen, demselben noch folgende Bemerkungen beifügen. In Immermann's Münchhausen kömmt ein Küster vor, der von seinen Bauern gewisse Giebigkeiten einfordert. Er setzt sich auf einen Stuhl, neben ihm steht ein Korb und ein Eimer; die Bauern bringen ihm, was ihre Pflicht ist. Nachdem diese Periode der Einsammlung vorüber, steht der Küster auf, faßt seinen Eimer und seinen Korb und sagt: So! das war das Recht; nun kommt der gute Wille. Auf dieser Unterscheidung in Theorie und Praxis beruht die Möglichkeit der gesammten älteren deutschen Verfassung. Ohne daß ein guter Wille fortwährend neben dem Rechte gestanden, fortwährend an dem Rechte auf der einen wie auf der andern Seite gemildert und gebessert hätte, wäre eine solche Verfassung, die auf lauter Sonderverträgen beruhte, gar nicht denkbar gewesen. Man sieht hieraus auch, wie falsch es ist, von ihr als von einem Rechtsstaate im engsten und strengsten Sinne zu sprechen. Im Gegentheil, dieser Rechtsstaat hätte ohne fortwährend nachbessernde Gefälligkeit, Liebe, gegenseitige Milde und vorschauende Voraussicht nicht vierundzwanzig Stunden lang bestehen können.

Ist jede Verfassung ein ausdrücklicher oder stillschweigender Vertrag, so liegt die Bürgschaft für dessen Erfüllung in der Macht dessen, der den Vertrag schloß. Alle Mittel, welche diese Erfüllung herbeiführen sollen, sind Mittel der Macht und heißen Garantien, in sofern sie ein Versprechen der Abwendung eines künftigen Unrechts enthalten. Umgekehrt liegt

in der blanken Waffe der Kern und Keim aller Bürgschaft. Wem es schlechthin verboten ist, weder in seiner eigenen Person, noch in der eines Anderen äußersten und letzten Falles zum Schwerte greifen zu dürfen, der ist in Beziehung auf alle, für sein Recht geleisteten Bürgschaften immer in einer üblen Lage. Genau genommen gibt es also nur eine Garantie: die Erlaubniß, die Macht, sich seiner Haut zu wehren. Aber wer steht dafür, daß man der Stärkere ist und in dem bevorstehenden Kampfe Sieger bleiben wird? Wie, wenn man unterliegt? Es erhellt hieraus, daß die meisten Menschen sich von allen bloß menschlichen Garantien völlig falsche Vorstellungen machen. Garantie ist Schutz, wenn uns Unrecht geschieht. Garantie ist Hülfe oder Zusicherung einer Hülfe für den Fall eines künftigen Unrechts. In diesem Punkte laufen alte und neue Doctrin dem Zwecke nach zusammen. Auch das moderne Repräsentativsystem soll keinen andern Zweck haben, als künftiges Unrecht verhüten. Allein der Unterschied liegt darin, daß die moderne Theorie der Meinung ist, durch Ausfeilung einer widersinnigen und unmöglichen Dialektik die höchst möglichste Sicherheit auf die Spitze getrieben zu haben; Volksdeputirte und Fürsten könnten einander gar nicht mehr täuschen, oder ihr Wort brechen, selbst wenn sie wollten, seitdem das System der drei Gewalten und die Ministerverantwortlichkeit erfunden worden. Es ist also ein großer Irrthum, wenn man die ältere ständische Verfassung bloß ihrer Formen wegen für sicherer hält, als die moderne. Umgekehrt ist aber auch die moderne Form nicht sicherer, als die alte. Mit andern Worten: Jeder, der einen Vertrag brechen will, findet dazu die Mittel, und wenn er lange genug darüber nachdenkt, die Macht. Die Erfahrung zeugt, daß jeder Vertrag in den Formen und unter den Garantien geschlossen wird und geschlossen zu werden pflegt, auf welche das Zeitalter den größten Werth legt. Heute z. B. legt Niemand mehr dem Papste die Staatsver-

träge zur Bestätigung vor. Aber man legt einen Werth darauf, wenn das Publikum in der Oper dem constituirenden Fürsten und dem constituirenden Volke ein Hoch gebracht hat. Schon aus diesem Gesichtspunkte ergibt sich, mit welchen Schwierigkeiten die Wiedereinführung der altständischen Verfassung verbunden seyn würde. Aber auch abgesehen hievon, wird die alte ständische Form der Verfassung in ihrem innersten Wesen nicht mehr begriffen. Es wird Götzendienst mit ihr getrieben, wie mit allen Formen, nachdem sie hohl und leer geworden. Wer da meint, heute durch Wiederherstellung irgend einer Form die Welt retten zu können, ist eben dadurch schon dem Irrthum verfallen. Daher würden auch viele Erwartungen sich als ganz ungegründet erweisen, wenn wirklich eine Wiederherstellung jener ältern Form möglich wäre, was jedoch, wie schon bemerkt, nicht der Fall ist. Am schiefsten stehen alle diese Behauptungen dann, wenn sie durch den Ausdruck gekrönt werden: wir bedürfen einer historischen Verfassung; gleichsam als wenn historische Verfassungen gemacht, und nach Belieben entwickelt und ausgesponnen werden könnten. Das falsche Repräsentativsystem ist nunmehr unmöglich; darum wird aber ein System, welches irgend einmal gegolten hat, schon deßwegen nicht weise und gerecht, noch weniger würde es die Zeit und die Jetztlebenden retten; es kömmt also alles darauf an, das Praktische, das Brauchbare, das Stichhaltige aus den alten landständischen Formen und Grundsätzen herauszuheben und in die neue Zeit zu übertragen, wenn und in soweit es möglich ist. Dadurch eben unterscheidet sich der Geist vom Götzendienste. Aber wer den ersten Schritt auf dieses Gebiet gethan, der wird zugleich erschrecken, wenn er einsieht, welcher riesenhaften Abnegation es bedarf, um wohlthätig, statt verderblich zu wirken. Weder der bloße Buchstabe des Rechts, noch der Begriff vom Nutzen Aller darf auf die Spitze getrieben werden. Wir dürfen nie vergessen, daß eine durch Gottes Fügung erwach-

III.

Seit der Restauration haben England
sich gewöhnt, eine tiefgreifende Verfälschung i
lichen Geist der Verfassung beider Länder ei
hen, und sich diese Veränderung geduldig ge
Ursprünglich sind die Minister Bewahrer der
torität und haben die Sendung, sie zu verth
erhalten. Erweiterung, ja auch nur Erhaltu
rechte als solcher wäre eigentlich etwas schlech
rem Bereicheliegendes gewesen; Vertheidigerin
Hauses ist die Opposition, die Minister sind
Anwälte des Königs. Als solche konnten sie
die Besorgniß erwecken: sie hegten die Absicht,
öffentlichen Freiheit zu schmälern. Was aber n
englischen Verfassung schlechthin als unmöglich
ein englischer Minister, der für sich nach Popu
und dabei die königliche Autorität opfert. Nach de
lichen Typus der englischen Verfassung, selbst
nach der Revolution gestaltet hatte, sind Kö
ster ir

mokratie zurück. Dieß ist seit der Restauration auch mehr unmerklich als wissentlich in Frankreich geschehen. Die Minister haben immer eine Mitte gesucht zwischen Königthum und Volksherrschaft. Diese ist aber nicht zu finden. Da es nun eine solche gar nicht gibt, so kann jede Bewegung der Minister nur darin bestehen, daß sie sich bald nach einer, bald nach der anderen Seite wenden. Jeder Mann von Ehre und Herz wird sagen: dieß ist ein erbärmliches Schaukelspiel. Die Furcht, welche die Anhänger der Revolution den Royalisten einflößen, hat diese immer auf die Seite der Revolution hinübergezogen. Deßhalb haben alle wichtigen Gesetze, welche die königlich gesinnte Partei einbrachte, die königliche Sache gemindert oder geschwächt. Dieses System ist aber deßhalb ein unverständiges und widersinniges, weil es aus den Ministern des Königs zugleich Volkstribunen macht, das heißt, zwei Dinge, die unbedingt unvereinbar sind.

Jede Besserung muß also damit anfangen: die Gesammtheit des ihnen zu Gebote stehenden Heeres und der Beamten des Königs sicher zu stellen, und die Frage zu entscheiden, wer diese führen soll? Was ist der Minister? ist er ein Diener des Königs, oder ein Diener der Umwälzung? oder soll er seine Dienste nach einem gerechten und billigen Voranschlage unter beide vertheilen? Ehe diese Fragen nicht entschieden sind, ist es unmöglich, mit oder ohne eine Repräsentativ-Constitution zu regieren. Das Mißglücken aller Versuche: sich der Folgen jenes schlechten Princips zu entledigen, sind eben nur Folgerungen aus einem Zustande der Dinge, der nicht beseitigt werden und nicht fortdauern kann. Daher auch die unbedingte Nothwendigkeit, auch für Oesterreich zu thun, was hier am 20sten August geschehen ist. Vor allen monarchischen Regierungen mußten wir Minister des Monarchen haben, daher auch die unermeßliche Wirkung

des gethanen Schrittes. Alles Uebrige findet sich nach der Consequenz der natürlichen Logik von selbst. Darüber sagt Graf Vaublanc schon vor dreißig Jahren sehr wahr und schön: „für jeden Menschen, der dem Lichte des gesunden Menschenverstandes die Aussprüche der Erfahrung beifügt, ist es klar, daß es unter den entgegengesetzten Parteien keine richtige Mitte gibt. Eine feste entscheidende Regierung, die in keiner Weise schwankt, ist nöthig. Sie soll keinerlei Ungewißheit übrig lassen über ihre politischen Absichten. Zwischen den beiden Parteien, die Frankreich theilen, ist die vorgebliche Mitte nichts, als eine schimpfliche Furcht.

IV.

Vaublanc thut in seinen Memoiren einen Ausspruch in dem die allermerkwürdigsten Folgerungen liegen. (IV. 52.)

Plus j'ai vu, plus j'ai réfléchi pendant ma longue carrière, plus je suis convaincu que les phases de la révolution, à dater du règne de Louis XVI., furent l'ouvrage de ses Ministres par leur incapacité, de l'Assemblée constituante, par son inexpérience et ses théories, de la Chambre de 1792 par la faiblesse des ventrus, des Ministres des Louis XVIII. par leur inhabiléte, de la Chambre de 1815, animée des plus beaux sentiments, mais aveuglée sur ses propres intérèts, et dont cependant en aurait pu faire de soutien de la Monarchie; et enfin l'ouvrage des Ministres de la restauration. *La faction a profité de tout ce qu'on a fait pour elle; ses chefs auraient été des anges, s'il n'en avaient pas profité. Quant au peuple, il n'est pour rien dans toutes ces causes; jamais une cause de révolution n'a pu venir du peuple: il fait des émeutes; de révolutions jamais: elles viénnent toujours de trés haut*

parce que c'est là seulement que naissent et s'accroissent les causes.

Das Ergebniß wäre also: daß Eigennutz, Feigheit und Verrath in den mittleren Schichten die Revolution mache; daß im Volke zwar ein Aufstand aber keine Revolution entsteht, und daß alle wirklichen Revolutionen ihren Ursprung in den höchsten Regionen nehmen.

XL.

Literatur.

Wir bringen in den folgenden Zeilen mehrere biblische und patristische Werke zur Kenntniß der Leser unserer historischen Zeitschrift, in sofern wir sie auch zur geschichtlichen Literatur rechnen dürfen. Sie enthalten nämlich oder besprechen insgesammt solche Urkunden, welche die von uns offen bekannte religiöse Ueberzeugung mit den größten Erscheinungen ferne liegender Zeiten und Länder geschichtlich verbinden. Die erste dieser Schriften gehört überdieß noch viel unmittelbarer der Geschichte an.

I. Der Prophet Isaias. Uebersetzt und erklärt von P. Schegg, Professor der Theologie am königl. Lyceum in Freising. München 1850. (Lentner-Reck.) 2 Theile. I. Thl. IX. u. 369 S. II. Th. 290 S.

Ein großer Theil der Reden des Isaias ist nur als Urkunde der Geschichte zu würdigen und zu erklären.

Er lebte und wirkte, wie alle Propheten, zunächst für seine Zeit, in welcher wohl kein bedeutendes Ereigniß un-

ter den Völkern rings um Palästina vorkam, ohne daß es der Prophet beobachtet und in seinen Vorträgen benützt hätte. Das Judenvolk stand mitten da zwischen zwei großen Reichen — Assyrien und Aegypten — welche um die Herrschaft der Welt mit einander kämpften, und konnte nicht unbetheiligt bleiben.

Wäre da der Prophet auch nur ein gewöhnlicher Beobachter gewesen, so wären uns seine Aufzeichnungen doch von der größten Wichtigkeit. Sie würden eine fühlbare Lücke in der Weltgeschichte ausfüllen und thun es wirklich.

Zwar erhalten wir auch durch Isaias keine vollständige Geschichte jener alten Völker, welche von den Herrschern am Euphrat und Tigris einerseits, und ferner am Nil andererseits ihre Gesetze empfingen; außer einzelnen großen Thatsachen sind es vorzüglich nur Gemälde, welche das Leben und Treiben der alten Völker uns vor Augen führen, aber dafür gibt uns Isaias Etwas, was der gewöhnliche Geschichtschreiber bei aller Vollständigkeit nur versuchen, nur anstreben kann, mit vollster Gewißheit und Klarheit, nämlich einen Einblick in die innere Einheit, in das Gesetz der geschichtlichen Ereignisse.

Die bloße Erzählung von Thatsachen würde aus der Weltgeschichte nicht nur etwas Trostloses, sondern auch etwas Seelenloses machen.

Daß nicht nur in der Gegenwart und unter den Augen unserer Väter, sondern schon vor Jahrtausenden sich eine Zeit lang Völker unter dem Scepter einer bevorzugten Familie sammelten, blühende Städte bauten, dann sich bekriegten und zerfielen, bis wieder ein anderer Gewaltiger sich erhob — was hat dieses ewige Auf- und Niederwogen der Geschicke für einen Anspruch auf unser Interesse?

Aber anders ist es, wenn sich ein Geschichtschreiber eines Zweckes des menschlichen Daseyns bewußt ist, eines *Ideales* menschlicher Bildung, und es vermag, in den Er-

eignissen die Fortschritte und Rückschritte in der Annäherung zu diesem Ideale nachzuweisen.

Der gewöhnliche Geschichtschreiber versucht das mit dem Bewußtseyn, sich irren zu können, ja fast irren zu müssen. Der Prophet versucht es nicht bloß, er kann es auch.

Und unter allen Propheten zeichnet das den Isaias am meisten aus, daß er klarer, als alle Andern, in allen Ereignissen, Gottes Eine Führung nachweist.

Gott waltet in der Geschichte uud erzieht die Menschheit zu einem erhabenen Zweck. Einzelne Menschen, ganze Völker können seiner Erziehung widerstreben, aber nicht über ein unverrückbares Maaß hinaus. Der von Gott gefaßte Plan muß siegen.

Dieser Plan ist zu Grunde gelegt in der Lehre des alten Bundes, und wird in dem Sprößling Davids vollendet, der vielen Völkern Weisheit geben soll, nachdem er viele gesühnt hat.

Allem Widerstreben des Heidenthums zum Trotz wird ein Sion erbaut werden, das seine Mauern über alle Nationen der Erde ausdehnt.

Um zu sagen, was denn Gott der Menschheit anerziehen wolle und zu welchem Ziele er die Menschheit erziehe, spricht der Prophet fast alle wesentlichen Lehren und Uebungen des Christenthums aus.

Selbst von diesem ganz allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß seine Reden wichtig und noch immer neu sind.

Um so mehr muß es auffallen, daß seit mehr als einem halben Jahrhundert kein katholischer Bibelerklärer den Propheten Isaias zum Gegenstande eines speciellen Studiums gemacht und für sich dem Publikum dargeboten hat *).

---

*) Berthiers mehr ascetische, als exegetische Erörterung von 1788 ist unsers Wissens die neueste Arbeit über Isaias.

Unstreitig hat sich also Professor Schegg einen exegetischen Gegenstand erkoren, dem es an Interesse nicht fehlen kann.

Er hat ihn auch würdig behandelt.

Bei der deutschen Uebersetzung ist die Vulgata zu Grunde gelegt, doch so, daß der Grundtext überall, wo es nöthig schien, in den Anmerkungen beigezogen ist. Die Uebertragung ist treu und frisch, ohne der Einfachheit zu ermangeln. Nur höchst selten vermißt man die gehörige Deutlichkeit.

Die Verständlichkeit wird dadurch sehr erhöht, daß bei jeder Rede des Propheten der Grundgedanke hervorgehoben ist, und die Uebergänge und einzelnen Theile durch kurze, eingefügte Bemerkungen angegeben sind. Der Leser hat auf solche Weise mit einem Blicke das Resultat oft sehr mühsamer Untersuchungen vor sich.

Es ist eine Haupttugend dieser exegetischen Arbeit, die Gedanken des Propheten in übersichtlicher Darstellung auf einladende Weise zugänglich zu machen.

Die unter den Text gestellten Bemerkungen geben von der Uebersetzung Rechenschaft, und hellen schwierige Ausdrücke, Gedanken und Anspielungen auf. Der Verfasser hat hier einen andern Weg eingeschlagen, als bei der Erklärung der Psalmen, durch welche er bereits in den weitesten Kreisen bekannt ist; dort wird der Gedanke des Originales angewendet, erweitert und mit verwandten Empfindungen zusammengestellt.

Hier begnügt er sich, uns zum Gedanken des heiligen Schriftstellers hinzuführen. Die besonnene und fleißige Berücksichtigung des Commentars vom heil. Hieronymus gibt den Noten ein ganz besonderes Interesse.

Eine ausführliche Erörterung, welche jedem Kapitel, oder vielmehr jeder einzelnen Rede des Propheten angehängt ist, bringt die vorgetragenen Ideen in ihrem Zusammenhange unter sich, mit den Zeitverhältnissen des Isaias und vielfäl-

tig mit der Zukunft in's Reine. Da wird namentlich die Erfüllung der Weissagungen erörtert und nachgewiesen.

Möchten wir auch nicht mit allen Einzelheiten dieser Nachweisungen einverstanden seyn, so müssen wir doch selbst da, wo wir abweichender Meinung sind, den Grund in die Schwierigkeit des Originales legen.

Eine schätzbare Zugabe zum Ganzen bilden die Excurse, welche dem Buche angehängt sind, namentlich ist der dritte, den Feldzug Sancheribs gegen Aegypten betreffend, durch selbstständige historische Forschung ausgezeichnet.

Die Ansicht des Verfassers über den Ursprung des zweiten Theils (K. 40 bis 66) vermittelt die streng buchstäbliche Behauptung der jesaianischen Aechtheit mit der Läugnung der letztern.

Wie in diesem untergeordneten Punkte der Verfasser sich als selbstständigen Forscher zu erkennen gibt, so steht das Ganze als die Frucht einer nach Einheit ringenden Ueberlegung, nicht als Sammlung unverbundener Gedanken da. Der Commentar nimmt auf die wichtigsten Leistungen auch von Protestanten Rücksicht, aber ohne sich beherrschen zu lassen. Obwohl jedoch der Verfasser keineswegs bei den protestantischen Exegeten um Gedanken betteln gegangen ist, sondern aus dem Grunde des kirchlichen Verständnisses heraus frisch erklärt hat, ist ihm doch von Seite norddeutscher Blätter die Anerkennung geworden, welche auch dort einem ruhigen, wissenschaftlichen Streben nicht versagt wird.

II. S. Ignatii Patris apostolici quae feruntur Epistolae una cum ejusdem Martyrio. Collatis Edd. Graecis, Versionibusque Syriaca, Armeniaca, Latinis denuo recensuit notasque criticas adjecit Jul. Henr. Petermann, Dr. Univ. Berol. Prof. extr. Lipsiae 1849. XXVI et 565. 8.

Ueber die Aechtheit des bisherigen Textes der ignatianischen Briefe. Von Hrn. Denzinger, Dr. der Phil. u. Theol., außerord. Professor der Theologie in Würzburg. Würzburg 1849. 8.

Die Frage über die Aechtheit der Briefe des heiligen Ignatius hat in den letzten zehn Jahren eine neue Wendung erhalten. Es schien seit Pearson (vindiciae epistolarum Ignatii 1672) fest zu stehen, daß sieben Briefe des heil. Ignatius, jedoch nur in der kurzen Fassung des von Is. Voß (1646) zuerst herausgegebenen, mit der von Usser (1644) edirten alten lateinischen Uebersetzung übereinstimmenden medicäischen Codex ächt seien, während die übrigen fünf oder sechs Briefe unächt, und die längere Recension sämmtlicher Briefe, wie sie sich in der Dillinger Ausgabe des Pacäus (1575) findet, interpolirt sei.

Die Freunde der katholischen Tradition hatten keinen innern Beweggrund, gegen den kürzern Text den längern und über die sieben Briefe (ad Polycarp., ad Ephes., Rom., Magnes., Trall., Philadelph., Smyrn.) hinaus die Aechtheit weiterer fünf oder sechs zu vertheidigen, denn jene sieben enthielten die schätzbarsten Zeugnisse über die Momente der Lehre und Ordnung der Kirche.

Da trat Cureton mit einer syrischen Uebersetzung ignatianischer Briefe auf, welche in den letzten Jahren in Aegypten war gefunden worden. Dieser Fund wurde von ihm benützt, um die Aechtheit der drei Briefe: An Polycarp, an die Epheser und an die Römer, so wie die Unächtheit der übrigen vier, welche in der syrischen Uebersetzung fehlen, darzuthun. Zugleich stellte er die Behauptung auf, nach seiner syrischen Uebersetzung müsse ein noch kürzerer Text vorausgesetzt werden, als jener der medicäischen Handschrift sei.

Die Kritik bemächtigte sich der von Cureton gegebenen Daten auf verschiedene Weise. Während Baur in Tübingen mit unmächtigen subjectiven Gründen die neue Bestätigung der Aechtheit von drei Briefen angriff, traten mehrere Gelehrte gegen den negativen Theil der Cureton'schen vindiciae Ignatianae auf, namentlich suchten Hefele in Tübingen, Jacobson in Oxford geltend zu machen, daß die *syrische Uebersetzung* Cureton's als Theil eines ascetischen

Werkes nur einen Auszug aus den wirklichen Briefen enthalte, und darum keine Unterlage zu kritischen Consequenzen sei.

Dr. Bunsen aber hielt die Resultate Cureton's für so solid, daß er in einem sorgfältig geschriebenen Werke („Ignatius von Antiochien und seine Zeit. Sieben Sendschreiben an Dr. Aug. Neander von Chstr. C. Josias Bunsen. Hamburg 1847“ *) aus den vorgeblich einzig ächten Briefen eine Kirche des apostolischen Zeitalters construirte, worin eben so vollkommen die bekannten religiösen Ideale Bunsen's verwirklicht waren, als sich nach seiner Darstellung in den übrigen die Elemente der katholischen Lehre und Uebung fanden.

Solchen Schlüssen, wie überhaupt dem ganzen Kampfe gegen die Aechtheit der sieben ignatianischen Briefe tritt Denzinger in der oben näher bezeichneten Schrift entgegen. Ihr Umfang ist klein, aber die Kraft der Beweisführung schlagend.

Vorzügliches Verdienst hat die Nachweisung, daß die von Ignatius bekämpfte Gnosis in's apostolische Zeitalter hinaufreiche.

Bunsen gegenüber wird gezeigt, daß die Dogmatik und Kirchenordnung der drei syrisch vorhandenen Briefe mit jenen der übrigen viere wesentlich identisch sei.

Endlich wird Cureton durch sich selbst widerlegt, indem das reiche, von diesem englischen Gelehrten dargebotene Material (Corpus Ignatianum 1849) den Beweis gestattet, daß nicht bloß jene drei Briefe, sondern die sieben der medicäischen Handschrift, syrisch vorhanden seien, und daß ein vom medicäischen wesentlich abweichender Text sich aus der syrischen Version nicht construiren lasse.

Was Denzinger in dieser Hinsicht gesagt hat, ist bis zur

---

*) Dazu gehört als erster Theil die Uebersetzung des ganzen Ignatius: „Die drei ächten und die vier unächten Briefe des Ignatius von Antiochien. Von Chr. C. Josias Bunsen. Hamburg 1847.“

Evidenz bestätigt worden durch das Werk von **Petermann**. Dasselbe enthält: „Den textus receptus der Briefe; darunter den kritischen Apparat, worin Stück für Stück die armenische Uebersetzung, die von Cureton herausgegebene syrische Uebertragung, die alte lateinische Uebersetzung der kürzern Recension, die längere griechische Recension und die aus dieser geflossene lateinische Version, die betreffenden griechischen und syrischen Fragmente, sowie kritische Bemerkungen theils früherer Herausgeber, theils Petermanns selbst, zusammengestellt sind. Hierauf folgen die untergeschobenen Briefe, sowohl die griechischen, als auch die nur lateinisch vorhandenen; griechische Bruchstücke; die verschiedenen Recensionen des Martyriums, griechisch, lateinisch und armenisch (mit lateinischer Uebersetzung) — all diese Texte gleichfalls mit kritischen Anmerkungen; — dann die Berichte des Tiberianus und Plinius an Kaiser Trajan über die Christen, nebst dessen Antwort an den Letzteren und Tertullians Urtheil darüber; endlich Zeugnisse der Alten über Ignatius. Die Untersuchung über die armenische Uebersetzung und deren Verhältniß zur syrischen, S. VI bis XXVI, führt zu dem Ergebniß, daß die erstere im fünften Jahrhundert aus der vollständigen syrischen gemacht ist, und diese alle dreizehn (die sieben ächten und sechs unächten), so wie die in dem Cureton'schen Texte fehlenden Stellen enthielt. . . . Ist der Streit hiemit entschieden? Ich glaube, ja. Nicht leicht ist es mir geworden, mich von der entgegengesetzten Meinung loszureißen, und aus der Mühe, die es mir gekostet, ermesse ich die Größe der Anforderung, welche dieses Buch letztlich an die beiden verehrten Männer stellt (— Cureton und Bunsen —), die ihre ganze Kraft an den Beweis und die Ausführung des Gegentheils gesetzt haben. Ob sie sich als widerlegt erkennen werden, weiß ich nicht; das Gewisse könnte dadurch auch, an und für sich, nicht noch gewisser werden; nur Eins steht mir fest: „daß freiwillige Gefangengebung an die erkannte Wahrheit *ein* Opfer ist, welches den am meisten ehrt, der es bringt.“

So äußert sich Professor Fleischer in Leipzig (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1850. S. 272), dessen Worte wir darum anführen, weil diesem Gelehrten kein Verdacht nahen kann, als wenn er aus Vorliebe für dogmatische Sätze die Bedenken Cureton's und Bunsen's für aufgehoben erklärte.

Das Schriftchen von Denzinger, verbunden mit dem reichhaltigen Material der Petermann'schen Ausgabe, kann Jedermann in den Stand setzen, sich von der Haltlosigkeit der neuesten Angriffe auf vier ignatianische Briefe zu überzeugen.

Die Ausgabe Petermann's wird in der patristischen Literatur stets eine besondere Zierde seyn, in dem hier die seltene Vereinigung einer gründlichen Kentniß der armenischen Literatur mit jener der syrischen einen Sieg über einseitige Benützung der letztern gesichert hat, der ohnedieß viel weniger entschieden gewesen wäre.

Indem wir dieses Werk aus Norddeutschland zur Anzeige bringen, können wir nicht umhin, auf die verschiedenen Arbeiten eines süddeutschen Gelehrten hinzuweisen, der als Kenner der syrischen Sprache und Literatur Keinem nachsteht, mit derselben die Kenntniß der armenischen Sprache verbindet, und aus beiden Gebieten, besonders dem ersteren zahlreiche und bedeutende Beiträge zur Kritik und Kenntniß morgenländischer Kirchenschriftsteller geliefert hat; wir meinen

III. Die Werke des P. Pius Zingerle *).

Wir müssen, um einigermaßen ein Unrecht gut zu machen, welches ein vieljähriges Stillschweigen öffentlicher Stim-

*) Benediktiner des Stiftes Mariaberg in Tyrol, gegenwärtig Rector des k. k. Gymnasiums zu Meran.

men gegen die entschiedenen Verdienste dieses Gelehrten begangen hat, auf ein früheres Datum zurückgehen. Schon 1827 erschienen von ihm die zwei Briefe des Clemens von Rom an die Jungfrauen (Wien bei Schmid). Die Beurtheilung, welche diese Arbeit in der Tübinger Quartalschrift fand, veranlaßte den Verfasser, in der theologischen Zeitschrift von Pletz die Aechtheit jener, bekanntlich von Wetstein seiner Ausgabe des neuen Testaments angehängten, syrisch erhaltenen Briefe des Clemens weiter zu vertreten. — Ohne das dornenvolle Gebiet der Kritik weiter zu berühren, schenkte Zingerle dem deutschen Publikum eine Auswahl aus den syrischen und griechischen Schriften des heiligen Ephräm in sechs Bänden. (Dritter Band: „Tugendschule, oder Ascetische Schriften"; fünfter Band: „Gesänge gegen die Grübler über die Geheimnisse Gottes Metrisch übersetzt. Sammt einigen aus dem Syrischen übersetzten Reden und Betrachtungen." Innsbruck. Wagner 1834.) Bei diesem Werke hatte Zingerle nicht bloß die Aufgabe der Auswahl und etwa der bequemen Uebersetzung nach der in der römischen Ausgabe des heiligen Ephräm dem Original zur Seite gestellten lateinischen Uebersetzung. Diese ist nämlich, was die syrischen Werke betrifft, eine so weitschweifige Paraphrase, daß man aus ihr in der Regel nur eine sehr abweichende Vorstellung vom ursprünglichem Ausdrucke erhält. Die Gedanken des hl. Ephräm ragen oft nur wie einsame Hügel aus einer Ueberschwemmung fremdartiger Zusätze hervor. Da konnte nur ein der Sprache Kundiger mit Erfolg arbeiten. Vielfältig reicht ein bloßes Verstehen der syrischen Worte nicht hin, namentlich in den polemischen Schriften des heil. Ephräm. Die Irrlehren, welche der heil. Lehrer von Edessa bekämpft, sind oft so eigenthümlich, Einzelnes ist so verschollen, andererseits sind die Anspielungen des heiligen Vaters so räthselhaft, daß ohne gründliche Sachkenntniß jeder Schritt unsicher ist. Pater Zingerle hat all diese Schwierigkeiten überwunden. In den beigefügten Anmerkungen klärt er Dunkles auf, und macht nicht selten Vor-

schläge zur Abänderung der Punktation des Textes, die der Sachkundige mit Dank annimmt.

Es war daher vom Verleger der „Sämmtlichen Werke der Kirchenväter“ (Kösel-Huber in Kempten) sehr wohl gethan, für die Fortsetzung der Uebersetzung der ephräm'schen Schriften den P. Zingerle zu gewinnen. (Der 38ste Band der „Sämmtlichen Werke der Kirchenväter“ enthält Zingerle's Uebersetzung der Reden gegen die Ketzer.) Die bereits früher erschienenen „Aechten Akten der heil. Martyrer des Morgenlandes, aus dem Syrischen“ (2 Bändchen bei Wagner in Innsbruck), füllen eine fühlbare Lücke in der historischen Literatur aus, denn wenigen Gelehrten ist es gegönnt, die assemanischen Acta Martyrium zu benützen.

Noch seltener haben selbst Orientalisten Gelegenheit, die noch in keine europäische Sprache übersetzten nichtephräm'schen Kirchenlieder zu lesen, welche das syrische Bevier enthält. Aus dieser bisher ganz unbenützten, ja so gut wie unbekannten Quelle sind, nächst dem heil. Ephräm, die Gesänge geschöpft, welche in folgenden zwei Werken des gelehrten Benediktiners dargeboten werden: „Harfenklänge vom Libanon. Aus dem Syrischen.“ (Innsbruck, Rauch) „Festkränze aus Libanons Gärten. Aus dem Syrischen.“ 2 Bde. (Willingen, Förderer.)

Die Schwierigkeit einer poetischen Uebertragung syrischen Kirchengesänge in's Deutsche wissen Jene zu würdigen, denen die heil. Poesie der Syrier bekannt ist. Es gibt vielleicht im ganzen Reiche der Dichtkunst kein Feld, das auf den ersten Blick dürftiger sich darstellte. Ich möchte diese nüchterne Poesie dem Heidekraut, den Alpenrosen und dem Edelweiß vergleichen, das mit bescheidenen Reizen die kahlen Wände mancher Tyrolerberge schmückt. Ein Auge, das an den Prunk unserer Stadtgärten gewöhnt ist, wird an diesem bescheidenen Flor den Alpenhöhen vielleicht mit Geringschätzung vorüberschweifen. Aber ein sinniges Auge wird gerne dabei verweilen, und ein sinniges Gemüth wird gerade diesen Flor lieben

können, und für sinnige Leser hat P. Zingerle seine morgenländischen Blumensträuße gebunden.

Er hat dem Grundtexte keine Gewalt angethan, sondern fast buchstäblich *) die Worte der ursprünglichen Verfasser zu uns reden lassen. Gleichwohl weiß man, daß bei aller Treue der Uebersetzung ein poetisches Geschick mit wenigen Zügen wie neue Dichtungen schaffen kann.

Diese poetische Anlage beurkunden die: „Gedichte von Pius Zingerle." Innsbruck 1843. 452 S. 8.), worüber ein früheres Urtheil so lautete: „Herr P. Pius Zingerle ist viele Jahre lang im Geiste in Mesopotamien und am Libanon gereist. Das christliche Syrien der ersten Jahrhunderte ist ihm eine zweite Heimath, die Sprache Syriens eine zweite Muttersprache geworden. Viele schöne Blüthen der morgenländischen Zone hat er nach Deutschland verpflanzt. Vor allem leuchten und duften die orientalischen Martyrerakten als ein Beet von sinnreichen Passionsblumen. Daneben duften und blühen die Gesänge gar lieblich, die er aus syrischem auf deutschen Boden versetzt hat.

Der Libanon hat nicht zu rauschen aufgehört, bis er in der Seele des fertigen Uebersetzers die schlafenden Kräfte eigener, selbstthätiger Poesie weckte. Das vorliegende Buch ist das Werk dieser Kräfte. Viele der vorliegenden Lieder tragen noch die Spuren eines Anhauches morgenländischer Dichtkunst an sich. Alle sind durchdrungen von feuriger Liebe für Tugend, Unschuld, Glaube."

Ascetische Bildung und Stimmung, welche der Hauptschlüssel für die Erklärung der syrischen Kirchenlieder ist, fehlt dem gelehrten Verfasser der genannten Schriften keineswegs,

---

*) Die Schönheit der aus syrischen Stoffen bearbeiteten Legenden, namentlich der ersten, „Des Kindes Traum", läßt es bedauern daß Zingerle nicht öfters etwas freier mit seinen Originalien schaltete.

wie mehrere von ihm zum Theil anonym herausgegebene Werke beweisen *).

Wir können nur wünschen, daß er aus der Literatur der **armenischen** Kirche, worüber er bereits in Tyroler Blättern manches Schöne mitgetheilt hat, Vieles übertragen möge. Das belebt die erhebende Gewißheit der Einheit der apostolischen Kirche, wenn aus allen Ländern und Sprachen und Jahrhunderten Ein und dasselbe Bild der Lehre und Uebung hervortritt!

IV. Synesii Cyrenaei orationes et homiliarum fragmenta. Ad Codd. Mss. fidem recognovit et annotationes criticas adjecit Jo. Ge. Krabinger, Bibliothecae Regiae Monacensis Custos et Academiae Regiae doctrinarum Monacensis Socius. Landishuti 1850. Thomann. L et 412 pag. 8.

Was den Schriften des Synesius etwa vom rein theologischen Standpunkte an Interesse gebricht, das kommt ihnen in um so reicherem Maße zu, wenn wir sie vom allgemeinern der Geschichte der geistigen Cultur auffassen.

Er stand einsam, wie ein verlorner Wachtposten der Bildung und Religion, an der südlichen Grenzlinie der griechischen und zugleich christlichen Cultur, als von allen Seiten die Barbarei über die cultivirten Länder hereinbrach. Gegen die cyrenäische Pentapolis, die einst durch Handel und Wissenschaft geblüht hatte, stürmten die rohen Völker am Atlas wiederholt an. Die kaiserliche Gewalt war zu fern und zu schwach, um dieses Gebiet zu schützen; ja gerade die Beamten des Kaisers erhöhten das Elend der preisgegebenen Provinz.

*) Wir haben von Zingerle mehrere ascetische Schriften: „Zusprüche Jesu u. s. w. Aus dem Lateinischen des Karthäusers Johann Lansperg.“ „Handbüchlein“ (aus den Schriften ebendesselben) „zu einem glückseligen Leben und Sterben.“ Innsbruck bei Rauch. „Ein Büchlein von der Sorge für das Seelenheil. Aus dem Französischen.“ „Mazzinelli heil. Charwoche.“ 3. Aufl. Innsbruck, Wagner; wie Anderes aus dem Italienischen.

Kein Wunder, daß Cyrene und die ganze Landschaft der afrikanischen Pentapolis unter diesen Umständen erlag. Synesios hatte die Bestimmung, mit hellem Auge den ganzen Verfall zu beobachten, bei den wichtigsten Abschnitten desselben als Vaterlandsfreund eine bedeutende, obschon wirkungslose Rolle zu spielen und endlich von Gram gebeugt mit dem Ruhme und der Bedeutung seines Vaterlandes zu Grabe zu gehen. Seine Schriften, das Bild eines vielbewegten Lebens, zerfallen in vier Classen. Ein Theil derselben gehört der jugendlichen Laune eines Geistes an, welcher unbewußt großen Anstrengungen lachend entgegengeht. Eine zweite Gattung fällt der Geschichte zu, namentlich die sogenannte Katastasis; die meisten Briefe und die sorgfältig gearbeitete Rede an Kaiser Arkadius. Endlich eine dritte Gattung ist philosophischen und eine vierte christlich-theologischen Inhaltes. Hieher gehören die Hymnen, von denen einige vor der Taufe des Verfassers geschrieben sind, und Bruchstücke von Homilien, die er in der Kirche zu Ptolomais hielt. Nachdem Synesius nämlich in Alexandrien und Athen Philosophie und die schönen Redekünste studiert und bei einem mehrjährigen Aufenthalte zu Constantinopel vom Studium der Bücherwelt zu dem der Menschenwelt übergegangen war, wurde er, wenig vorbereitet, 410 zum Bischofe jenes afrikanischen Ptolemais befördert, welches damals die Stelle des alten, beinahe ganz in Schutt zerfallenen Cyrene vertrat.

Trotz der dogmatischen Ausstellungen, welche an seinen Hymnen gemacht wurden (S. Tillemont, Mémoires pour servir à l'Histoire Ecclesiastique t. XII. S. 506), bleiben sie eines der originellsten Erzeugnisse der christlichen Poesie, und seinen Schriften überhaupt bleibt, bei allen Mängeln, die ihnen ankleben, ein unschätzbarer geschichtlicher Werth. Das war wohl auch der Grund, warum der gelehrte Petavius zweimal eine Ausgabe dieses Schriftstellers besorgte. Freilich ließ dieser Herausgeber wie die übrigen der Kritik

noch ungemein viel am Texte zu säubern und zu ordnen übrig.

Hr. Custos Krabinger hat den Schriften des originellen Bischofes von Ptolemais schon im Jahre 1825 seine kritische Sorgfalt zugewendet, indem er die Rede de Regno herausgab. Später erschienen andere Theile. Die Bearbeitung anderer, der allgemeinen Verehrung näher stehenden Werke von heiligen Vätern unterbrach das Unternehmen einer Gesammtausgabe des Synesius. Diese Unterbrechung war insofern nicht ohne Gewinn, als wir durch sie eine streng kritische Ausgabe von bedeutenden Schriften des heil. Gregor von Nyssa *) und Bernard von Clairvaux erhielten, von letzterem die Schrift de diligendo Deo und de libero arbitrio **), in einem und de consideratione in einem zweiten Bändchen ***). Außerdem veröffentlichte Hr. Krabinger „Basilius des Großen und Heiligen auserlesene Homilien. Aus dem Griechischen und mit Anmerkungen versehen"; sowie ausgewählte Schriften des heil. Cyprian in's Deutsche übertragen. Die beispiellose Gründlichkeit, mit welcher diese Arbeiten gefertigt sind, macht die lange Zögerung der Herausgabe des Synesius begreiflich. Um z. B. eine Rede von Basilius zu übersetzen, war der Verfasser nicht damit zufrieden, Garniers und Marans Text zu Grunde zu legen, sondern da wurden die fünf Handschriften von Basilius in der k. Staatsbibliothek und Anderes auf's Fleißigste zu Rathe gezogen und am Schlusse kritische Noten beigefügt,

*) Gregorii Nysseni de precatione orationes V. Graece et latine. Ad codd. Mss. fidem emend. suppl. et illust. J. G. Krabingerus.

**) S. Bernardi, abbatis claraevallensis, libelli de diligendo Deo et de gratia et libero arbitrio.

***) S. Bernardi claraevallensis abbatis de Consideratione libri V. Ad Eugenium III.

welche jedem künftigen Herausgeber wichtig, theilweise maßgebend seyn werden. Für die Schrift de consideratione wurde mehr als ein Dutzend Handschriften, worunter mehrere nahe an die Zeit Bernards hinaufreichen, mit strenger Gewissenhaftigkeit im Texte und in den reichlichen Anmerkungen benützt, so daß der Theologe diese denkwürdige Schrift nun in festem Texte vor sich hat. Noch bedeutender war das, was Hr. Krabinger für die wichtigern Schriften von Cyprian that. Unter solchen Arbeiten reifte die Herausgabe des Synesius, von welchem der erste Band vor uns liegt. Hier war Krabinger nicht zufrieden, die schätzbaren und zahlreichen Handschriften der Münchener Staatsbibliothek zu vergleichen, sondern er verschaffte sich durch gelehrte Verbindungen der vorzüglichsten Art, Collationen der wichtigsten Handschriften von Bern, Paris, Oxford, Wien, Mailand, Florenz, Rom, Venedig; selbst von Madrid, wo der früh verstorbene Dietz für ihn verglich; einzelne Handschriften wurden ihm aus dem Auslande freundlich zugesendet, wie von Breslau.

Mit solchen Materialien und mit der Umsicht und Treue eines Mabillon ausgerüstet, ging Krabinger an die Ausführung des über ein Vierteljahrhundert lang vorbereiteten Werkes. Der erste uns vorliegende Band enthält folgende Schriften: I. De Regno ad Arcadium Imperator. II. Ad Paeonium. III. De Providentia. IV. Calvitii encomium. V. Dio. VI. De insomniis. VII. et VIII. Homilia 1 et 2. IX. Catastasis. X. Catastasis in maximam Barbarorum.

Wie man sieht, ist hier jede der vier Klassen von Schriften vertreten, welchen nach dem oben Bemerkten die literarische Thätigkeit des Synesius angehörte; am reichsten die historische. Der erste Band bildet also für sich schon etwas Ganzes.

Im Interesse der historischen und patristischen Studien wünschen wir dem wichtigen Unternehmen eine baldige glückliche Vollendung. Damit verbindet sich die Hoffnung, daß

der zweite Band etwas den beiden trefflichen Abhandlungen Krabinger's über Synesius Aehnliches zur Aufklärung der Zeitverhältnisse des Schriftstellers bringen werde *).

Wer den Text mit so großem Aufwand von Geduld und Gelehrsamkeit feststellte, dem kann es nicht schwer fallen, sachliche Erläuterungen nachzutragen.

XLI.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

I.

Die Gesellenvereine am Rhein.

Wir leben im Zeitalter der Revolution, hört man jetzt sehr häufig sagen; man will mit diesen Worten die ganz eigene Weltlage, in welcher wir uns befinden, charakterisiren. Man sagt nicht, wir leben in einer Revolution, sondern geht weiter, und spricht von einem Zeitalter der Revolution. Trotzdem, daß in diesem Ausdrucke außerordentlich viel liegt, wird er so ziemlich ohne irgend einen Widerspruch gebraucht; es herrscht ein allgemeines Verständniß darüber, daß unser Zeitalter dasjenige ist, welches von den vorausgegangenen durch seinen revolutionären Charakter sich aus-

*) „Ueber Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel (in den J. 396 — 400 n. Chr.)" Gelehrte Anzeigen 1840. Nr. 205 ff. Bülletin Nr. 32. „Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten nach Christi." Gelehrte Anzeigen 1851. Bülletin Nr. 38 ff.

zeichnet. Warum nun diese Benennung und woher dieses Einverständniß mit derselben?

Wer vermeinte, die gegenwärtige revolutionäre Strömung bewege sich nur um die Oberfläche des sogenannten politischen Lebens herum, es handle sich nur um gewisse Staatsformen, die zertrümmert, und um andere, die an deren Stelle gesetzt werden sollen, und es sei die Revolution an ihrem Endpunkte angelangt, wenn dieser Tauschhandel einmal abgeschlossen sei, dem müßten wir Erkenntniß der Zeit und der Hauptkrankheit, an welcher sie leidet, absprechen. Alle, welche die gegenwärtigen Revolutionszuckungen am gesellschaftlichen Körper mit bloß äußerlichen Mitteln, namentlich mit Mitteln der Gewalt, hindern zu können glauben, gehören in die Klasse Jener, welche den Sitz des Uebels nicht erkannt haben. Dieses ist tief, ja so tief in den Gesellschaftskörper hineingedrungen, daß äußere Gewalt dahin nicht mehr zu reichen vermag, und andere Mittel, wenn die gegenwärtige europäische Gesellschaft, und damit die christliche Civilisation der ganzen Welt gerettet werden soll, zur Anwendung kommen müssen. Das Uebel liegt in der Entsittlichung, der moralisch-religiösen Verkommenheit ganzer Klassen unserer gegenwärtigen Gesellschaft. Wenn es nun möglich ist, diese verkommenen Klassen aus ihrer Versunkenheit herauszureißen, so ist damit der Revolution der Lebensfaden entzweigeschnitten; sie zieht aus diesen Schichten der Gesellschaft ihre Kräfte, und stirbt aus Mangel an Lebenkraft, so wie ihr diese Quelle gestopft wird.

Die moralisch-religiöse Verkommenheit ist nun allerdings nicht das ausschließlich traurige Privilegium einer einzelnen Klasse der Gesellschaft; sie war von jeher in einzelnen, mehr oder minder zahlreichen Erscheinungen in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sichtbar; es ist dieses auch jetzt der Fall und wird es immer bleiben. Allein was unserer Zeit

eigen ist, und sie als so tief krank vor unsern Augen erscheinen läßt, ist, daß ganze Klassen zu einem großen Theile einer sittlichen Verkommenheit verfallen sind. Darum heißt unser Zeitalter mit Recht das revolutionäre, weil die Revolution nicht ein vorübergehender politischer Sturm, sondern die aus sittlicher Verkommenheit entsprungene geistige Richtung ganzer Klassen der Gesellschaft geworden ist. Wir wollen nur zwei derselben erwähnen. Unsere Literatenwelt, die gegenwärtig größer ist, als sie je einmal in der Welt existirt hat, ist sittlich verfault bis auf ihren Lebenskern. Diese zu bessern, sittlich aufzurichten und zu einer für die Gesellschaft wohlthätigen Wirksamkeit zu gewinnen, halten wir nicht mehr für möglich, und möchten vor jedem derartigen unnützen Beginnen abrathen. Hier ist Gewalt am Platze, Gewalt, welche die bereits vorhandenen unreinen Produkte dieser unsaubern Gesellschaft so viel möglich aus dem Wege räumt, und ihr durch einen strengen Zaum, den man der Presse anlegt, das Mittel zur Verbreitung neuer verkümmert. — Darauf beschränke man sich, und überlasse dann diesen Pöbel sich selbst und seiner Fäulniß.

Eine andere Klasse, welche ebenfalls gegenwärtig sittlich gesunken, ist die der Arbeiter. Früher waren die Arbeiter, die Handwerker, eine Stütze der Gesellsellschaft, und besonders ausgezeichnet durch religiösen Sinn; jetzt sind sie gleichsam nur noch Ersatzmittel von Maschinen, und als solche zu einem großen Theile baar geworden an sittlicher Haltung und an religiösem Sinne. — Zu dieser Verkommenheit hat die ungünstige Stellung, in welche die allgemeine Industrie- und Handelsjagd der Welt, das ehrliche Gewerbe, damit den ehrlichen Gewerbsmann und Arbeiter versetzt hat, sehr viel beigetragen; wir verdanken ihr unser Proletariat, und dem Elende von diesem haben wir wesentlich jene Verkommenheit beizumessen. Denn Elend und Verkommenheit reichen sich gar häufig die Hand. — Eben so viel trug aber auch auf

der einen Seite die pflichtvergessene Nachlässigkeit des Staats gegenüber dieser in ungeheurer Progression sich vermehrenden Menschenklasse, und andererseits die auf Entsittlichung derselben planmäßig ausgehende Thätigkeit der Revolutionspartei bei. Diese erkannte gleich das reiche Feld, welches für ihre Pläne da auszubeuten war, und so war es die arbeitende Bevölkerung beinahe ausschließlich, auf welche sie das ganze Heer ihrer Wühler und ihrer Unglaubens- und Sittenlosigkeitsboten losließ. — Die gräuliche Wirthschaft, welche Jahrzehnte lang in der Schweiz, einem Sammelplatze von Handwerksburschen aus allen Staaten von Europa, getrieben wurde, ist bekannt, und es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß ganze Heere von Handwerkern, die als sittliche Menschen den Boden der Schweiz betreten hatten, zu sittlichen Ungeheuern durch die Thätigkeit der Revolutionspropaganda dort gemacht worden, und als solche in ihre Heimath zurückgekehrt sind.

Wir sehen es in Frankreich vor Augen, wie man alle verworfenen Künste zur Verführung der Arbeiter aufbietet, und da man merkt, daß in ihrem Herzen das Christenthum noch Wurzel habe, sogar dieses durch falsche Deutung zur Verführung mißbraucht.

Diese Klasse von Menschen nun geben wir nicht für verloren, noch viele gesunde Kerne stecken in den von starker Fäulniß angegriffenen Frucht; es ist möglich, mit diesen eine neue, Gott und den Menschen wohlgefällige Saat zu erziehen. — Möglich! nicht nur möglich, es ist gewiß, daß ein großer Theil der Handwerker, welche man bisher der Verführung durch die Revolutionspartei schutzlos preisgegeben hatte, von sittlichem Verfall bewahrt, oder aus demselben herausgezogen werden kann. Freilich bedarf es hiezu der rechten Leute und der rechten Mittel. Die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Mainz hat der Welt einen solchen Mann vor Augen geführt, welcher von

Gott die Sendung erhalten zu haben glaubt, auf eine sittliche Besserung des Handwerkerstandes einzuwirken, der auch wirklich das wahre, praktische Mittel zur Durchführung seiner edlen Absichten gewählt und bereits in Anwendung gebracht hat; es ist dieser Mann Domvicar Kolping aus Köln. Er trat mehrmals in der Versammlung auf, um auf die Nothwendigkeit der Besserung der Handwerker, namentlich der Gesellen, die großen Folgen eines solchen Werkes, und auf die erfreulichen Resultate, welche seine ersten Schritte gekrönt haben, aufmerksam zu machen. Wir wollen aber den Mann in seiner kernigen, kräftigen Weise selbst sprechen lassen; in zwei Reden besonders hat derselbe sich über diesen Gegenstand ausgesprochen, wir lassen beide hier folgen:

„Seht, meine Lieben", so begann er die Rede in der zweiten allgemeinen Versammlung, „wenn Ihr über die Straße gehet, so begegnet Euch vielleicht dann und wann ein Wanderer, so einer ganz eigener Art, weder Pilger noch Bettler. Ihr wisset nicht, ob Ihr ihm ein Almosen geben sollet, und er weiß vielleicht auch nicht, ob er Euch eines abverlangen soll. Nun, am Ende ziehet Ihr Euren Beutel und reicht dem armen Handwerksburschen einen Zehrpfennig, denn daß es ein Handwerksbursche ist, das wisset Ihr schon, aber sonst weiter nichts. Ja, es gibt eine Klasse von Menschen, die kennt Ihr gar nicht, und dennoch lebt sie, wenn sie eben nicht auf der Landstraße wandert, zwischen den vier russigen Wänden der Werkstatt, abgeschieden von der Welt, denn die Werkstatt ist gewöhnlich hinten im Hofe versteckt, und kaum sieht der arme Gesell durch das schmutzige kleine Fenster den blauen Himmel und die liebe Sonne. Da muß er nun schaffen und schwitzen die ganze Woche hindurch, und wenn der Samstagabend kommt und andere Menschenkinder sich säubern und vorbereiten zum nächsten Sonntagsmorgen, da schafft er immer noch und schafft auch noch am Sonntagsmorgen. Und wenn der Nachmittag kommt, da hockt er vielleicht immer noch zwischen seinen vier russigen Wänden, denn der arme Kerl hat keinen Sonntagsrock und mag sich nicht sehen lassen vor den geputzten Leuten. Abends

... Seele erstickt wird vom Schmutze de
Und wie viele dieser Armen gehen spurlos
auch sie Menschen, so gut wie Ihr! Ich
wesen und schäme mich des ehrbaren Handw
es, daß Jeder in seinem Stande ein Eh
sei er König oder ein Straßenfeger! Also
gewesen und habe das ganze Elend mit e
dem Gesellenstande heute noch lastet und il
menschlichen Gesellschaft. Ich weiß es, wie
Werkstätten, welche Gespräche da geführt wer
Luft da eingeathmet wird. Und in diese P
Umgebungen schickt man unverdorbene K
zehn bis vierzehn Jahren, damit sie
Handwerk erlernen. O, es wäre ein Wun
blieben, wenn sie nicht verderbt würden ar
Tausende von Lehrlingen läßt man so sitzen, u
wenig um sie, als um die Gesellen selbst,
Schmutz der Leidenschaften über den Köpfe
Wenn die erst herauskommen, was werden die
sie noch Lehrlinge waren, schwiegen sie still,
darf sich ja nicht muckfen: aber sie lernen aus
Fremde, und nun brechen sie los all die Leiden

zigkeit an mir gethan, so wäre ich so gut untergangen, wie die Andern auch."

„Deßhalb halte ich es denn aber auch für meine heilige Pflicht, den armen Leuten Alles zu widmen, was ich kann, und auch Andere aufzufordern, mit zu wirken, diese vergessenen Menschen wieder herauszureißen aus dem schrecklichen Zustande, in welchem sie sich befinden, und sie wieder zu tüchtigen und braven Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, die ja zum großen Theile dem Handwerke angehört. Deßhalb bin ich auch hieher gekommen und ich hoffe, daß meine Worte Anklang finden werden, zumal ich weiß, daß ich größtentheils zu Handwerkern spreche, denn ich kenne sie, diese gebräunten Gesichter, die ich hier vor mir sitzen sehe. Um aber zu diesem Ziele, zur Aufrichtung des Gesellenstandes zu gelangen, haben wir, wie Ihr's ja schon Alle wisset, da unten am Rheine die sogenannten Gesellenvereine gegründet. Zuerst erließen wir in aller Stille eine Aufforderung, die Gesellen möchten in Köln auch einen Verein gründen, wie schon in Düsseldorf, und es kamen auf den ersten Ruf sieben! Es war dieß im tollen Jahre 1848, und da gehörte schon Courage dazu, zu kommen! Wir sagten den ersten sieben: holt auch die andern bei, und bald kamen zwanzig, dreißig, fünfzig, dann wurde schon unser Haus zu klein, und jetzt sind wir vierhundert; eigentlich stehen achthundert in unserem Buche, die übrigen haben wir aber in die Welt geschickt; wer aber einmal bei uns war, der bleibt uns gewiß auch treu und vergißt uns nicht, er mag sich befinden, wo er will. Ja, unsere Gesellen sind gar prächtige Bursche, von denen Mancher Was lernen könnte. Ich will Euch gleich was erzählen, was sie gemacht, ganz allein, ohne mich darum erst zu befragen. Sie sagten, da wir nun einmal einen Verein bilden, so müssen wir auch ein Motto haben, das wir in unserem Vereinslokale aufhängen. Da machten sie ein Schild mit den Worten: „„Religion und Tugend!"" Das hingen sie auf die eine Seite des Saales. Denn das wußten sie schon, daß ohne Religion und Tugend Alles nichts sei, daß Religion und Tugend nicht nur die Grundlage des Staates, sondern auch des Gesellenlebens und des Handwerkes sei. Auf die andere Seite des Saales hingen sie ein Schild

mit den Worten: „„Arbeitsamkeit und Fleiß!““ Denn, meinten sie, unser Capital liegt nicht in den Verheißungen der Schwätzer, die haben selbst keins, auch nicht im großen Loose, das gewinnt immer nur Einer, sondern in unseren Händen, in unserer Arbeit und unserem Fleiße. Auf die dritte Seite hingen sie dann ein Schild, auf welchem stand: „„Eintracht und Liebe!““ Und ich kann Euch versichern, daß in unserem Vereine seit sechs Jahren auch nicht eine einzige ernstliche Zänkerei vorgekommen. Soll man da keinen Respekt haben vor solchen Leuten, und sie sitzen lassen zwischen ihren vier russigen Wänden oder in ihren Herbergen, die heutzutage fast ohne Ausnahme nur Spelunken des Teufels sind? Nun machen sich aber unsere Gesellen nach Feierabend, wie andere ehrliche Leute, auch gern so ein kleines erlaubtes Vergnügen — warum denn nicht? — und darum schrieben sie auf die vierte Seite: „„Heiterkeit und Scherz!““ Das ist nun das Motto der Gesellenvereine geworden, und wo sie einen solchen Verein gründen, da heften sie auch die vier Schilder an. Und das haben sie zuerst, wie gesagt, ganz von sich selbst gethan. Seht mal, welch schönes Zeugniß für die Gesellen! In Düsseldorf, Köln und Bonn sind die Schilder bereits aufgehängt; in Aachen ist man damit beschäftigt, sie anzuheften, und in Coblenz werden die Schilder eben gemacht. Und in Mainz? Nun da kommt es nur auf Eueren guten Willen an, ob sie auch aufgehängt werden sollen!“

„Jetzt will ich noch ein Wort zu den Frauen reden. Schaut, es ist mir sehr ernst, was ich sagen will, und es gilt ganz besonders den Müttern unter Euch, deren Söhne ein Handwerk erlernen sollen oder erlernen. Ich bin als unerfahrener Bube von dreizehn Jahren in's Handwerk gekommen und auf den Schuhmacherstuhl gesetzt worden, und habe auf diesem Schuhmacherstuhle bis zum dreiundzwanzigsten Jahre gesessen. Während dieser Zeit habe ich allerlei Leute, ach Gott! zum Theil schreckliche Gestalten um mich gehabt. Ein besonderer Ehrgeiz trieb mich, besonders die größeren Werkstätten aufzusuchen, und in diesen fand ich auch das größte Elend. Wisset ihr, Mütter! was mich mitten in all dieser Verderbniß aufrecht erhalten hat? Ich habe eine arme Mut-

ter gehabt, aber eine Mutter, von der ich nichts gesehen und gehört, was ich nicht ehren müßte! Und wenn die Versuchung sich mir nahte, da dachte ich an meine fromme Mutter, und der Versucher wich von dannen. Seit sie gestorben, da habe ich erst rechten Respekt vor ihr bekommen, da wurde es mir erst recht ernst im Herzen und recht klar vor den Augen, was ich ihrem Gebete zu verdanken habe. Gewiß, ihrem Gebete habe ich alles zu verdanken, ihm verdanke ich es, daß ich heute hier stehe und nicht unterging in den Gefahren, die mich umringten, und ihr Gebet wird mir auch beistehen, Gottes Ehre nach meinen schwachen Kräften zu mehren. Ja, Gott sei die Ehre in aller Welt!

Die zweite Rede, welcher wir in unsern Blättern ebenfalls Raum gönnen, hielt unser verehrter Bote des Glaubens für die verwahrlosten Handwerker in der dritten Sitzung, und zwar in jenem Momente, wo durch den unvorsichtigen oder böswilligen Feuerlärmen die unglückliche Katastrophe erfolgte. Kolping bestieg unter dem größten Tumulte die Rednerbühne, und aufmerksam lauschte man sofort seinen Worten im Saale. Nachdem er um Ruhe gebeten, fuhr er so fort:

„Also gestern Abend, meine Brüder! haben wir über einen Punkt gesprochen, der viele von Euch sehr nahe anging, nämlich vom ehrbaren Handwerke. Das ist, ich wiederhole es noch einmal, ein Gegenstand, von dem man nicht oft genug reden kann. Zunächst sprach ich gestern von einer Gesellenverbindung, von der ich Euch noch lange nicht Alles erzählt habe. So habe ich Euch noch nicht gesagt, wie religiös diese Gesellen sind, ohne daß wir uns eben viel von Religion mit ihnen unterhalten haben; im Gegentheile, wir sprachen von solchen Dingen nur dann, nachdem die Gesellen uns besonders dazu aufforderten. Und doch hörten diese Bursche gar gern über religiöse und kirchliche Sachen sprechen. Einmal erließen wir so eine ganz einfache Aufforderung zur Communion, ohne daß wir uns besondere Mühe gegeben hätten, Jemanden dahin zu bewegen; und siehe da! Hunderte

von Handwerksburschen eilten auf einmal zur Communionbank! Dieß machte auf die Leute einen tiefen Eindruck, und Jedermann, der diese Gesellen am Altare sah, war gerührt. Ein frommer Mann ist aber auch keine Kleinigkeit; ja, wenn ein Mann recht fromm ist, dann hat selbst der Teufel Respekt vor ihm! Es war wahrlich nichts Geringes, und ein junger Mann mußte gewiß vielen Muth besitzen, mitten in der Wühlerei den Entschluß auszuführen, die Sacramente der Kirche sich spenden zu lassen. Nun passet auf, ihr Mütter! All diese Gesellen hatten selbst fromme Mütter gehabt, die es verstanden, schon in das Kindesherz den Saamen der Frömmigkeit zu legen. O dieser Saamen ist ein Funken, der in den tiefsten Grund des Herzens dringt und nimmer verlöscht! Deßwegen, ihr Mütter! nur die Kinder recht früh fromm gemacht; es bringt Euch dieß selbst den größten Segen. All dieselben sprachen mit hoher Achtung von ihren Müttern, und gedachten mit Rührung ihrer schönen Kinderzeit. Und wenn man solchen Muth und solche Courage sieht, die es wagt, in unsern Tagen offen zum Altare Gottes zu treten, die es nicht verschmäht, sich der frommen Kindheit zu erinnern, sollte man da den Wunsch nicht hegen dürfen, solcher Leute sich ganz besonders anzunehmen, sie wieder empor zu heben, und zu dem Fundamente der bürgerlichen Gesellschaft zu machen?! Ich denke mir unter solch einem Gesellen zwar noch keinen großen Herrn, aber doch einen Menschen, der einmal selbstständig werden will. Ein Mensch, der in seinen jungen Jahren nicht mit diesem Plane sich beschäftigt, der ist in meinen Augen eine Schlafmütze! Also wird ein solcher Gesell selbstständig, setzt sich in ein Häuschen hinein und nimmt eine Frau, so ist er ein Mann. Und ein Mann, das ist schon ein großes Ding! Unter einem Manne denk ich mir den Schöpfer einer Familie; ein Schöpfer, welch ein großes Wort! Ja, der Mann soll noch mehr, er soll in seiner Familie das Ebenbild Gottes seyn, sonst ist er ein Lump! An seinem Muthe soll sich die Familie aufbauen; wenn es heißt: es brennt, so soll er nicht gleich den Kopf verlieren und blindlings zur Thüre hinausrennen, sondern hübsch kaltblütig bleiben und erst sehen, ob es wahr ist. Dann muß der Mann auch die Frau bilden und erziehen; wenigstens ist es mir immer eine curiose Geschichte,

wenn die Frau den Mann bilden und erziehen muß! Endlich soll der Mann als Ebenbild Gottes, aber nicht als Tiger und Tyrann seine Kinder und Untergebenen in guter Zucht und Ordnung halten. Die Frau muß indessen auch ihren Theil tragen, auch sie muß dem Manne helfen in der Handhabung der Hausordnung, und ganz besonders in der Kindererziehung; das wird der Mann im voraus bedenken, und deßhalb keine Schlampe nehmen, auch keine zum Plaisir, sondern Eine, die einmal eine tüchtige Hausfrau und eine gute Kindererzieherin zu werden verspricht. Der Mann bleibt jedoch immer die Hauptsache; wenn er gut ist, wird auch die Frau brav, und seine Familie glücklich und zufrieden seyn. Vor einem solchen Handwerksmeister muß aber Jeder Respect haben, und daß unsere Gesellen einmal solche Meister werden, das eben ist das Ziel unserer Gesellenvereine!“

„Schauen's, ich habe alle Stände kennen gelernt, und bin durch mancherlei Verhältnisse gegangen; ich bin arm gewesen, sehr arm, und bin heute noch nicht reich, brauch es auch nicht zu seyn. . . . . Ich habe also mancherlei Verhältnisse in der Welt kennen lernen, aber niemals fühlte ich mich glücklicher, als wenn ich bei meinem alten Großvater saß, neben mir meine Mutter am Spinnrade, und um mich herum meine spielenden Geschwister; das war ein armes, aber ein frommes und zufriedenes, und darum glückliches Familienleben. Ja das Glück ruht nur in einer frommen und zufriedenen Familie. Ich kannte eine arme Frau, welche vier Kinder besaß und oft nur von trockenem Brode lebte, das sie kümmerlich erwerben mußte, aber sie war fromm und zufrieden; und diese Frau war die glücklichste, die ich jemals kennen gelernt. Das Glück läuft Niemanden nach; man muß es aufsuchen, aber nicht im rauschenden Vergnügen, oder auf Bällen, nein, dort findet man es am allerwenigsten. Gerade in den glänzenden Gesellschaften und auf den Bällen, da beißen die großen und die kleinen Leidenschaften einander das Glück des Lebens todt. Geld und Gut machen auch Niemanden glücklich, sondern ein Herz voller Liebe und Zufriedenheit. Ein solches Glück können aber Alle haben, der Vornehme und Hochgestellte, wie der Handwerker und Straßenfeger, und diese eher noch als jene. Und weil ich selbst ein Handwerker war, darum will ich mit all mei-

nen schwachen Kräften dazu beitragen, die Familien der ehrbaren Handwerker glücklich und zufrieden zu machen, und wenn es mir gelingen sollte, nur einem Dutzend Handwerkburschen zu diesem Glücke zu verhelfen, dann will auch ich gern zufrieden seyn. Ich weiß nicht, ob ich in den Himmel komme, aber wenn ich einen Handwerker dadurch glücklich machen könnte, ich ginge für ihn tausend Jahre in das Fegfeuer! Nun noch ein Wort an Euch, meine lieben Handwerker! Lasset Euch nicht verlocken von den Schwätzern, die Euch Alles versprechen, wenn Ihr in ihr Horn blaset, die Euch aber nichts halten und nimmermehr glücklich machen können! Haltet Euch rein von allen Versuchungen, denn wer seine Jugendkraft todt geschlagen, der ist später nur noch ein schlaffer Balg; wer in seiner Jugend schlechte Streiche gemacht, der kann seinen Kindern einst nichts von Gott reden, denn seine Jugendstreiche werden schon bekannt werden, und ihm die Achtung seiner Kinder und seiner Familie rauben. Ich könnte noch Vieles zu Euch sprechen, indessen ich bescheide mich, zumal ich sehe, daß der Hochwürdigste Herr Bischof von Mainz zu Euch sprechen will.

II.

Culturfortschritt der schweizerischen Revolutions-Partei.

Ein jüngst in der Stadt St. Gallen vorgefallenes Ereigniß zeigt, wie sehr die Barbarei unserer revolutionären Culturhelden im Zunehmen begriffen ist. Ein Bürger des Kantons Thurgau, welcher durch die Entdeckung der Mörder des Rathsherrn Leu, und eines Theils der Mordanstifter den Grimm der radikalen Rotte auf sich geladen, demselben sich entzogen und seit vier Jahren seinen Wohnsitz in Oesterreich aufgeschlagen hatte, Verhörrichter Ammann nahm in

der Stadt St. Gallen auf seiner Durchreise nach Frauenfeld, wohin er zur Ordnung von Familienangelegenheiten reiste, Nachtquartier. Kaum erkannten ihn einige in diesem Gasthause versammelte Culturhelden, als sie sofort in Beschimpfungen, Drohungen und Vocifercationen gegen den Gast ausbrachen, in der Stadt den radikalen Jahnhagel aufboten, das Haus umringten und den gräulichsten Spektakel den ganzen Abend und den folgenden Tag aufführten. Die Behörden, eine Art Crême dieses Gelichters, statt den Mißhandelten zu schützen und den rohen Pöbel zur Ordnung zu weisen, machten mit demselben Chorus, indem sie den Mißhandelten polizeilich ergreifen, in's Gefängniß werfen und dort achtzehn Stunden lang sitzen ließen. — Erst nach dieser Zeit konnte der Mißhandelte unter dem Schutze von einigen Freunden den heimathlichen Boden verlassen, den zu betreten die Wuth eines viehischen Revolutionspöbels und die dieselbe secundirende Schlechtigkeit der Behörden ihm fürder verunmöglichet hat.

Man wirft den Conservativen häufig und nicht mit Unrecht vor, daß sie die Schlafmützen bis über Aug und Ohr heruntergezogen haben. Zu diesen Blinden nun gehören auch Jene, welche wähnen, die Zeit, die sonst so viel heilt, besitze diese heilende Kraft auch gegenüber dem Grimme, der Rachsucht, der Verfolgungswuth, überhaupt der Schlechtigkeit der Revolutionspartei, und mit übel angewandter Gutmüthigkeit sogar Anderen den Glauben an die Möglichkeit einer Versöhnlichkeit derselben beizubringen sich bestreben. — Diese Leute haben keine Erkenntniß von der wahren Natur des Bösen; dieses mindert sich nicht mit der Zeit, sondern mehrt sich; je länger, je freier es sich entwickeln kann, desto intensiver und extensiver wird dasselbe. Darum läßt auch an dem Grimme der Schlechten die Zeit keine anderen Spuren zurück, als daß es sich mehrt so zu sagen mit jedem Stundenschlage. —

der Stadt St. Gallen [illegible]
wohin er zur [illegible]
Nachtquartier. Kaum [illegible]
hause versammelte [illegible]
pfungen, Drohungen und [illegible]
brachen, in der [illegible]
Haus umringten [illegible]
Abend und den [illegible]
eine Art Crême [illegible]
schützen und den [illegible]
ten mit demselben [illegible]
lizeilich ergreifen, [illegible]
Stunden lang [illegible] — [illegible]
der Mißhandelte [illegible]
den heimathlichen [illegible]
eines [illegible]
rende Schlechtigkeit [illegible]
chet hat.

Man wirft den [illegible]
recht vor, daß [illegible]
heruntergezogen haben. [illegible]
Jene, welche [illegible]
sitze diese [illegible]
Rachsucht, der [illegible]
der Revolutions[illegible]
thigkeit sogar Anderer [illegible]
Persönlichkeit [illegible]
Leute haben kein [illegible]
sen; dieses mindert sich [illegible]
länger, je freier es sich entwickeln kann. [illegible]
[illegible] Darum läßt [illegible]
[illegible] Zeit keine anderen [illegible]
[illegible] sagen mit jedem [illegible]

der es noch wagt, offen an Sitte und Glau
zu treffen suchen. Wenn zur Stunde das
Italien zur Herrschaft käme, würden die O
dert, größer als die seyn, welche es jetzt sich
es Jahrelang seine Herrschaft behaupten kön
Jahrelang die Opfer sich nicht mindern, sont

Es gab sehr viele Leichtgläubige, welche
dernden Einfluß der Zeit auf die brutale, zu
langte Revolutionspartei der Schweiz nach de
Kriege von 1847 glaubten. Es sind vier Ja
flossen, und der Einfluß der Zeit hat sich nu
bar gemacht, daß der Grimm der Sieger geg
ten stets im Wachsen war. — An dem Loose
tiven in der Schweiz mögen die conservative
anderer Länder sich ein Beispiel über das Loo
sie treffen würde, wenn sie je einmal unbedin
tionspartei preisgegeben werden sollten. Die
rer Gegner, aus denen sie keinen Hehl machen, w
keit werden, ja die Wirklichkeit die Drohun

III.

Kossuth in England.

Während die Revolutionspartei in der Schweiz, unter Mitwirkung der Behörden, einem Ehrenmanne das Betreten der heimathlichen Erde durch grobe Mißhandlung verunmöglicht, ertönen in England, von der gleichen Partei gezogen, die Glocken zum Empfange eines treulosen Aufrührers, welcher nichts als blutgedüngte Felder, Tausende von Gemordeten außer der Schlacht, von Gefallenen in der Schlacht, Schutthaufen von Dörfern, Flecken und Städten, und all das Elend, das nach einem Bürgerkriege Jahrelang noch das Land durchzieht, als seine Heldenthaten aufzuweisen vermag, und von der Gerechtigkeit verfolgt, den auf solche Weise geschändeten Boden seiner Heimath zu verlassen gezwungen war.

Was in England jetzt mit Kossuth vorgeht, ist ein Fest der Revolution, ganz gleicher Natur, nur anderer Form, als die frühere Mißhandlung vom Feldzeugmeister Baron v. Haynau in London und die Mißhandlung eines Schweizerbürgers in St. Gallen.

Die beiden Feste auf englischem Boden ergänzen sich; wir wissen nicht, welches England weniger zur Ehre gereicht; das eine war ein Akt revolutionärer Gassenrohheit, das andere ist eine erbärmliche Komödie, in welcher man den Gegner, der den Ausbrüchen des revolutionären Grimmes unzugänglich ist, zu verhöhnen sucht. Die beiden Feste, obwohl aus gleicher Quelle stammend, sind aber noch in einem Punkte verschieden.

England nimmt das Recht eines Asyls für Ehrenleute, wie für politische Banditen in Anspruch. Für ehrliche Leute

...eingesetzt wird.

Das Asylrecht, wie es heut zu Tage von Schweiz und Sardinien, den drei entweder verfallenen, oder sie doch beschützenden Staa wird, ist eine Aufhebung der ersten Verpflicht das Völkerrecht einem Staate gegenüber dem a legt, und es ist eine zu weit getriebene Großmu durch Asylunfug tief verletzten Staaten in an rechtlichen Fragen von Seite jener, die durch M Asylrechts das Völkerrecht verhöhnen, noch irg rufung auf dasselbe dulden.

Convenienz darf von ihnen gegenüber dies in Anspruch genommen werden.

XLII.

Ursprung und Umwandlung der geistlichen Hospital- und Ritterorden.

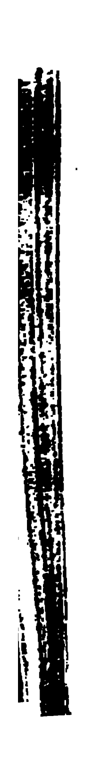
Die Charitas ist der unauslöschliche Charakter und der beständige Ausdruck des christlichen Geistes, der einst die Gestalt der Erde erneuert hat, und heute noch fähig ist, abgestorbene Länder zu neuem Leben zu erwecken, verfinsterte zu erhellen und zerstörte wieder aufzurichten. Sie ist das göttliche Feuer, welches Christus vom Himmel gebracht und in den Herzen seiner Gläubigen angezündet hat, die wahre Gottes- und Nächstenliebe, der heilige Geist selbst, und die stärkste expansive Kraft, noch stärker als der Tod. Sie ist es, die bei den Werken der Barmherzigkeit sich über Alles erstreckt, Alles umfaßt, Alles beseelt und Alles mit Christus in Verbindung bringt. „Sie offenbart sich dabei“ — wie Hurter treffend gesagt — „in der Gabe der Hand so gut, als in der Gabe des Mundes, in dem Almosen, wie in dem Wort; in dem Brod, was sie dem Hungernden reicht, wie in dem Rath, den sie dem Fragenden gibt. Aber sie hat Nichts gethan, wenn sie den Leib des Nackten bekleidet, sie sorgt ihm zugleich für das Hochzeitkleid zum Brautmahl des Lammes; es genügt ihr nicht, den Hungernden das erdentwachsene Brod zu reichen, sie gibt ihm zugleich das Brod

es nur bei, dieweil es so Brauch und
Charitas aber fügt es nicht an, sondern

Das heidnische Alterthum war voll
Grausamkeit und Sclaverei, das ganze
erniedrigt und entwürdigt, der größte Th
gleichfalls zu einer harten Knechtschaft vert
besitz fast durchaus bei den Reichen angel
529 a. u. c. wurden allein in der Stadt R
ven gezählt; die Menge in den Provinzen
ermessen, wenn man bedenkt, daß der gesam
Arbeit der Sclaven war. Nach Plutarch's i
sage wurde im Jahre 620 a. u. c. ganz
Bürgern gefunden, und in Cicero's Tager
Stadt nicht Zweitausend, die ein Eigenthu
rem haberent." — Der Geringste unserer
nach einem Vertrage, der die persönliche Fre
er ist und bleibt eine Person, die ihre Rechte
hat, er hört durch seinen Dienst nicht auf,
seyn. Die Sclaven waren Sachen ihres H
menschlicher Gestalt, Geschöpfe ohne

ven, so viel Feinde", bezeichnet hinlänglich das Verhältniß zwischen Herren und Dienern, so wie die Behandlung, welche diese von jenen zu erdulden hatten.

Für Christenmenschen ist es heut zu Tage keine leichte Sache, von der fühllosen Härte und kalten Gleichgültigkeit des Heidenthums sich eine richtige Vorstellung zu bilden; man ist ungeachtet aller historischen Zeugnisse, die das Gegentheil beweisen, stets geneigt, den gebildeten Völkern des Alterthums weit mehr „Humanität" beizumessen, als sie wirklich besaßen. In diesem Glauben oder Zweifel scheint auch die Akademie zu Mâcon gewesen zu seyn, als sie im Jahre 1812 die Preisfrage stellte, ob das Alterthum öffentliche Anstalten für die Armen, insonderheit für die armen Kranken, gehabt? Die Antwort haben Percy, Villaume und Murat gegeben, aus deren Untersuchungen das übereinstimmende Resultat hervorging, daß die Frage durchaus zu verneinen sei. Das Armenwesen war den Alten fremd, weil sie zwei Mittel hatten, der Armuth zuvorzukommen und sich derselben zu entledigen: den Kindermord und die Sclaverei, durch welche derselbe Zweck noch heute bei manchen Völkern erreicht wird, die nicht dem Lichte des Evangeliums folgen. Und da die Alten die Sache nicht kannten, so fehlten ihnen auch die Worte, sie zu bezeichnen. Das Hospitium und Valetudinarium bedeutete ursprünglich nichts weniger, als einen Ort, der zur Pflege und Heilung der Armen oder Kranken bestimmt gewesen wäre; das sogenannte Valetudinarium war eine Reihe von Lagerzelten für die zum Kampfe untauglich gewordenen Krieger, neben dem Veterinarium, einem Platze für die verwundeten Pferde. Die Worte Xenodochium und Nosocomium (Hospital, Krankenhaus), mußten noch erfunden werden; sie sind viel späteren Ursprungs und kommen erst im Justinianischen Codex vor. Versorgungsanstalten für Arme und Sclaven zu errichten, wäre in der antiken Welt



... durchdrungen hat. Die Fes
sich lösen unter dem Einfluß ei
Menschen die ursprüngliche Hohei
erkannte, und Alle als Brüder un
Tisch und zu der gleichen Comm
lung der wahren und ewigen Gü
Maßstab für die Schätzung der i
gebracht. Das Wort und Beispi
Armuth lieben, die früher nur ve
abscheut war. Ein neues Gesetz w
„Liebe Gott über Alles, und deinen
allein die Befolgung wäre unmöglic
nicht seinen eigenen Geist, d. i. d
der Demuth, Selbstverläugnung un
nem Worte, die göttliche Charitas
bigen eingehaucht.

Die Werke der Barmherzigkeit,
waren allen Christen geboten, und
wunderenswerthe Hingebung, mit we
sten Gemeinden und der Verfolgu
Doch fehlte es an öffentlichen An

Gezwungen wird Niemand; die Zuschüsse sind freiwillig; Gaben der Liebe. Nicht zu Gelagen werden sie verwendet, sondern zur Nahrung und Beerdigung der Armen, zum Unterhalt dürftiger und verwaiseter Knaben und Mädchen, oder schwacher Greise, oder Schiffbrüchiger, oder Solcher, die in den Bergwerken arbeiten, oder auf Inseln verbannt, oder in Banden liegend der Sache Gottes wegen leiden."

Das Christenthum war kaum den langen Qualen der Verfolgung entgangen, als die Gläubigen sich beeilten, die ersten Häuser der Barmherzigkeit zu bauen für Arme (Ptochotrophia), für Kranke (Nosocomia), für Altersschwache (Gerontocomia), für Waisen (Orphanotrophia), für Pilger und Reisende (Xenotrophia). Diese Anstalten wurden später mit einem gemeinsamen Namen als Hospitäler, d. i. als Stätten der christlichen Gastfreundschaft bezeichnet. In der Hauptstadt, die seinen Namen trägt, so wie zu Antiochien errichtete Constantin für arme Menschen Zufluchtsorte, während eine edle Römerin (Fabiola) ihrer Vaterstadt das erste Haus für dürftige Kranke gab. Die folgenden Kaiser, unter welchen vorzüglich Justinian zu nennen, wetteiferten mit Bischöfen und Privatpersonen in der Armen- und Krankenpflege. Zu Jerusalem ließ Eudoxia, die Gemahlin des großen Theodosius, Armen- und Krankenhäuser bauen. Zu Konstantinopel gründete und erweiterte der heilige J. Chrysostomus ein Gebäude, in welchem Kranke aller Art, Reisende und andere hülfsbedürftige Personen freigebig aufgenommen und mit Sorgfalt gepflegt wurden; es stand unter der Leitung zweier ehrwürdiger Priester, die zugleich Aerzte waren. In Edessa befand sich eine ähnliche Anstalt, vom Bischof Nonnus gestiftet. Alle jedoch übertraf an Ruhm und Größe diejenige bei Cäsarea in Cappadocien, gewöhnlich nach ihrem Begründer die Basiliade genannt. Vor den Thoren der Stadt erhob sich gleichsam eine neue, die ausschließlich zur Pflege der Gebrechlichen, zur Heilung der Kranken und zur



.... Bau und Unterhalt dieser
selbst, der griechischen Medicin
väterlicher Sorgfalt das Ganze,
der armen Kranken an; ja auch
mit dem Bruderkuß, damit die
scheuen, sondern unerschrocken u
„dieweil wir Alle Glieder Christi
verachtet, auch das Haupt veracht
so heißt es in einem alten Bericht
und Gleichmuth ihre Leiden, und z
tes Barmherzigkeit, die sie an die
groß und erhaben war der Eindru
den Beschauer machte, daß Gregor
derselben sie nicht für geringer, al
hielt. (Ego autem hunc locum tant
litatis conspicuum contemplatus, se
inferiorem dixerim. — Monod. in
sten um diesen Ruhm beneidend, w
reformirtes Heidenthum mit ähnlic
tigkeit zu schmücken, vermochte aber
Stande zu bringen. Der Erfolg

gung, des Krieges, der Hungersnoth und während der Herrschaft tödlicher Krankheiten und Seuchen. Besonders wurde die Krankenpflege mit beispielloser Hingebung und unter den größten Gefahren geübt; nicht allein deßhalb, weil unter den Armen der Kranke stets als der Aermste galt, sondern auch im Hinblick auf das Vorbild des Heilandes, der sich selbst einen Arzt der Kranken nannte, und als solcher die Seelen wie die Leiber heilend, Sünde und Tod überwand. Die Worte: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan“, wurden am liebsten auf die armen Kranken bezogen; diesen leibliche Pflege, Trost und geistlichen Beistand zu bringen, und wenn sie starben, ein christliches Begräbniß zu gewähren, war eine heilige Pflicht. Wie schwer und gefahrvoll oft der fromme Dienst gewesen, bezeugen die grausamen Pesten, die in den ersten Jahrhunderten n. Chr. die Welt verheerten, und die Beschreibung, welche der Bischof Dionysius von dem Verhalten der Christen bei einer Pest in Alexandrien (i. J. 263) hinterlassen hat: „Viele unserer Brüder, die unablässig die Kranken besuchten, pflegten und ihnen nach der Vorschrift des Herrn dienten, wurden aus übergroßer Liebe durch Ansteckung auf gleiche Weise hingerafft. Von innigem Wohlwollen hingezogen, verlangten sie die Schmerzen mit den Leidenden zu theilen, und für diese sich als Sühnopfer hinzugeben. Eine große Zahl trefflicher und ausgezeichneter Männer, darunter auch Priester und Diaconen und Viele aus dem Volke haben mit heißem und standhaften Glauben, als ob eine Zeit der Verfolgung eingetreten wäre, sich selbst in diese Todesart gestürzt, verhoffend durch den Krankendienst den Lohn der Martyrer zu erlangen; und indem sie die Kranken pflegten, die Verstorbenen hinwegbrachten und die Leichen bestatteten, folgten sie diesen nach, die sie auf ihren Schultern zu Grabe getragen. — Die Heiden hingegen flohen selbst ihre eigenen Angehörigen, wenn die Krankheit sich zu zeigen begann; Eltern verließen ihre

Kinder, der Gatte die Gattin, die Söhne ihre Väter, sobald sie die Glieder zittern und das Angesicht erbleichen sahen, ja sie warfen die Halbtodten auf die Straße hinaus, dadurch das Uebel noch verdoppelnd, weil mit der Wuth der Seuche sich dann noch die Fäulniß der unbegrabenen Leichen verband." (Euseb. C. VII.) Von jenem christlichen Heroismus, im Gegensatz zum Kleinmuth und der Verzweiflung der Heiden, spricht auch der heilige Cyprian, Bischof zu Carthago, als er zur Zeit einer andern Pest an seine Gläubigen schrieb: „Das ist der Unterschied zwischen Uns und den Uebrigen, die Gott nicht kennen, daß diese im Unglück verzagen und murren, wir aber durch Unglück die Kraft und den Glauben nicht allein nicht verlieren, sondern in den Schmerzen gestärkt und ermuthigt werden. Wie hochherzig ist es, gegen so gewaltigen Andrang des Todes und der Verwüstung mit unerschüttertem Muthe zu kämpfen; wie erhaben, in diesem Ruin des Menschengeschlechtes aufrecht zu stehen, und nicht mit jenen, die zu Gott keine Hoffnung haben, am Boden zu liegen! — (De mortalitate I.)

Die Werke der Barmherzigkeit sind vielfacher Art, und nicht jeder ist zu allen geschickt. Der gute Wille und selbst die äußerste Kraftanstrengung wäre zu einem großen Erfolge nicht hinreichend gewesen, hätte man die einzelnen Werke nicht zweckmäßig unter die Gläubigen vertheilt. Die Nothwendigkeit und das Bedürfniß einer solchen Gliederung zeigte sich vorzüglich bei solchen Geschäften, zu deren glücklicher Verrichtung eine besondere Erfahrung und Fertigkeit gehört, und dieß war der Fall auch bei der eigentlichen Krankenpflege. Schon frühzeitig hatten sich unter den Christen im Orient Vereine gebildet, deren Bestimmung es war, den Kranken bei jeder Gelegenheit mit Todesverachtung ihre Dienste zu weihen. Die Mitglieder dieser Genossenschaften wurden Parabolanen genannt, von dem Worte *παραβαλλεσθαι* (sich in Gefahr stürzen), da es ein gewagtes Unternehmen war, in bösartigen Epidemien Krankenwärter zu seyn; auch war

ihnen die Pflege der Aussätzigen und Siechen anvertraut. Sie standen unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs, konnten von diesem ein- und abgesetzt werden, und waren in größeren Städten so zahlreich, daß sie während des fünften Jahrhunderts hier und da vermindert, und z. B. in Alexandrien auf fünfhundert beschränkt werden mußten. Uebrigens waren sie zu keinem gemeinsamen Leben verbunden, wohnten zerstreut und scheinen bereits im sechsten Jahrhundert sich gänzlich aufgelöst zu haben. — Anders gestaltete sich der Krankendienst im Abendlande, wo regelmäßige Bruderschaften entstanden, die in Spitälern gemeinschaftlich vereinigt und zur Beobachtung einer canonischen Ordnung verpflichtet waren. Man sieht, daß der Unterschied zwischen Parabolanen und Hospitalbrüdern abhängig war von der verschiedenen Art des Mönchthums im Orient und Occident. Den morgenländischen Mönchen fehlte die Neigung und das Talent zu einem geselligen Verband; sie liebten die Einsamkeit und zogen sich entweder als Anachoreten in eine Wüste zurück, oder schweiften vereinzelt im Lande umher. Die Mönche des Abendlandes waren Coenobiten, in geordneten Gesellschaften nach einer festen Regel lebend, und durch Vereinigung ihrer Kräfte zu den größten Unternehmungen geschickt. Jene entzogen sich der Welt, um vor Allem ihr eigenes Seelenheil zu sichern, und die allgemeine Armen- und Krankenpflege gerieth dabei in schnellen Verfall; diese strebten nicht allein das eigene, sondern das Heil aller Menschen zu bewirken, und die Werke der Barmherzigkeit über den Erdkreis zu verbreiten. Die Einsiedler und fahrenden Mönche des Morgenlandes gingen vorüber, ohne sichtbare Spuren ihres Daseyns zu hinterlassen; die Benedictiner haben große Häuser gebaut, Länder civilisirt, Völker bekehrt, und mit dem Kloster das Spital und die Schule verbunden.

Es gibt gewisse Gegenden, die, vor vielen andern gesegnet, ein vorzüglicher Schauplatz von Gottes Wundern und

Großthaten gewesen sind. Eine solche Gegend war nächst dem heiligen Lande auch das liebliche Campanien, welches im Mittelalter die hohe Mission erhielt, der Ausgangspunkt einer neuen christlichen Cultur zu seyn, und sonst auch das Land der Arbeit (Terra di lavoro) heißt. Campanien hätte mit demselben Rechte auch ein Land des Gebetes (Terra di orazione) heißen können, weil es auf der Erde nur wenige Flecken gegeben, auf welchen die zwei Gebote: „Ora et labora", mit gleichem Fleiß befolgt worden, und die Wirkungen dieser zwiefachen Thätigkeit so fruchtbar und ausgedehnt gewesen sind. Hier war es, wo der Stifter des abendländischen Mönchthums das Stammhaus des größten aller Orden gegründet, der „nächst dem apostolischen Stuhle, Jahrhunderte lang der Mittel- und Angelpunkt aller Entwicklung und Gestaltung des Lebens in Europa gewesen, und als ein Baum zu betrachten ist, aus dessen Zweigen der Kirche mehr als vierzig Päpste und eine unzählbare Menge von Heiligen, Bischöfen, Sendboten und Schriftstellern erwachsen sind". Nicht fern vom hohen Kloster Montecassino, welches die Wiege dieses Ordens, und heute noch ein Sitz der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ist, liegt am Meere das alte Salern, wo einst die Jünger des heiligen Benedict der armen Kranken sich angenommen, und dann als Priesterärzte die berühmte Arzneischule gegründet haben, die vom achten bis in's vierzehnte Jahrhundert in Europa die einzige, und für die später entstandenen Universitäten ein Vorbild gewesen ist. Weiterhin zeigt sich Amalfi, jetzt gering und arm; damals aber eine blühende Hafenstadt, die mit dem Orient verkehrte, bevor noch Venedig die Herrschaft über das Meer gewann; — jenes Amalfi, dessen fromme Kaufherren lange vor den Kreuzzügen Mönche und Brüder nach Asien führten, und dort das Saamenkorn niederlegten, aus welchem die ersten Hospital- und Ritterorden entsprossen sind.

So lange zwischen Christen und Saracenen noch kein

Handelsverkehr bestand, war eine Wallfahrt nach Palästina mit den größten Gefahren und härtesten Beschwerden verbunden. Der wilde Fanatismus der Muselmänner konnte nur durch ihren Eigennutz, und zwar durch maßlose Erpressungen und Handelsvortheile einigermaßen beschwichtigt und im Zaume gehalten werden. Nach dem Bericht des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus waren die Einwohner von Amalfi die ersten, welche im Mittelalter fremde Waaren nach dem Orient brachten, und deßhalb den Schutz der Befehlshaber und die Gewogenheit des Volkes erlangten. Viele aus ihnen pflegten bei dieser Gelegenheit auch die heiligen Stätten zu besuchen, um als gläubige Christen ihrer Andacht zu genügen. Da sie aber in Jerusalem kein Haus besaßen, was ihnen als Herberge hätte dienen können (denn sie durften nur in den Seestädten wohnen), so schickten die Kaufherren um das Jahr 1048 eine Gesandtschaft an den ägyptischen Kalifen Romensor Mustesaph, mit der Bitte, daß ihnen gestattet werde, auch in Jerusalem sich niederzulassen. Der Kalif war diesem Verlangen nicht abgeneigt, und befahl, daß den Männern von Amalfi, als nützlichen Freunden, nach ihrem Wunsche zu Jerusalem ein hinreichend großer Platz in dem von Christen bewohnten Stadtviertel angewiesen werde. Auf diesem, von der Kirche des heiligen Grabes kaum einen Steinwurf entfernten Platze wurde von den Kaufleuten, zu Ehren der Mutter Gottes, ein Kloster gebaut, zur gastlichen Aufnahme der ankommenden Fremden eingerichtet, und den aus der Heimath herbeigerufenen Ordensmännern unter einem Abte übergeben. Das Kloster hieß das lateinische (Monasterium de Latina), weil die Stifter und Bewohner lateinische Männer waren.

Da nun auf solche Weise für die Christen eine Zufluchtstätte gegründet und größere Sicherheit bewilligt war, so mehrte sich auch die Zahl der christlichen Pilger, die nach Jerusalem zogen; und bald war das Kloster zu eng, um

Schwestern zum Dienste der Pilgerin
größer mußte der Beistand seyn, w
herbeiströmenden Männer erheischten.
sich Pilger von verschiedenen Natio
Leute, die, durch feindliche Länder g
Ankunft ihre ganze Habe zugesetzt od
oft lange Zeit, arm und elend vor de
ger, Durst und Entblößung erleiden
eines Goldstückes gelangten, für welch
den Eintritt in die Stadt erlaubten.
endlich zu den heiligen Orten gelangt
einen Tag den nöthigen Bedarf zum
kein Almosen außer demjenigen, wa
Kloster gespendet wurde. Denn die
waren Ungläubige und Saracenen,
drückten Surianer, welche fast täglich
Erpressungen und Diensten gequält
ster Dürftigkeit und beständiger Tode
eigenes Daseyn zu fristen vermochten.
den in ihrer Noth nicht umkommen zu l

einen sichern Besitz. Die Wohlthäter von Amalfi legten alljährlich milde Gaben zusammen, und schickten sie durch diejenigen, welche nach Jerusalem reisten, dem Abte zu, damit für die Bedürfnisse des Klosters gesorgt und der Ueberrest für die armen und kranken Pilger verwendet werde. In dieser Verfassung blieben die Sachen der Lateiner eine lange Reihe von Jahren hindurch (per multorum annorum curricula), bis es Gott gefiel, die Stadt, in welcher er sein Blut vergossen, von der Dienstbarkeit der Saracenen zu befreien. (Wilh. Tyrens. hist. L. XVII.)

Als die Kreuzfahrer im Jahre 1099 Jerusalem eroberten, fanden sie im Hospital einen Vorsteher, Namens Gerhard (Geraldus, Gerardus), welcher vom Abte des lateinischen Klosters bestellt, ein einfacher Laie, aber durch Heiligkeit und gottseligen Wandel ausgezeichnet war. Bis dahin hatten die Wärter der Anstalt noch keine geistliche Hospital-Brüderschaft gebildet; nun aber, da die christliche Herrschaft gesichert schien, die Almosen reichlicher floßen und die Menge der hülfsbedürftigen Gäste immer größer wurde, verband sich der fromme Gerhard mit mehreren seiner Genossen durch feierliche Gelübde zu einem canonischen Leben, und sie erhielten ein geistliches Kleid, auf der Brust mit einem weißen Kreuze geschmückt. Eben so that Agnes, eine durch Geburt, und noch mehr durch Frömmigkeit ausgezeichnete Römerin, die dem kleinen Frauenkloster vorgestanden, und jetzt mit dem Kleide der Demuth dieselbe Regel, wie Gerhard, empfing. — Diese andächtigen Personen — so schreibt Jacobus de Vitriaco (Vitry), der Bischof von Akkon — pflegten in ihrer Armuth die Kranken mit allem Fleiß, und begruben die Todten auf jenem Acker, der einst zum Begräbniß der Fremden um die von dem Verräther Judas hingeworfenen dreißig Silberlinge erkauft worden war. Uebrigens leisteten die Brüder dem Abte U. L. F. der Lateinischen, welcher den ersten Grund zum Hospital gelegt, und die Pfleger wie die Kran-

die sie ihre Herren nannten, d. h. gegen
Kranken. Diesen reichten sie Brod von feine
rend sie selber mit dem Ueberrest und den Klei
ten. Hatte aber Einer aus ihnen auf irg
gefehlt, so ließen sie dieses nicht ungestraft,
ten einen Solchen zu schwerer Buße, zum Ve
zes auf dem Kleide, oder auch zur gänzlichen
aus der Brüderschaft. Und weil Gott mit ih
den sie von Allen geliebt, und ihr heiliger
sich durch die ganze Christenheit. Es währte
waren sie durch die Freigebigkeit der Fürsten
sen der Gläubigen so reichlich mit zeitlichen G
daß sie fast aus allen Abendländern beträcht
zogen, und wie vornehme Herren Schlösser u
saßen. (J. de Vitr. Hist. Hieros. LXIV.)

Durch solche Schenkungen waren die
Stand gesetzt, der Armen- und Krankenpflege ei
Ausdehnung zu geben, und da ihr Haus für d
Schaar der Fremden nicht mehr zureichte, ein zu
zu errichten, welches mit einer eigenen Ki
räum

Bruder Boyant Roger übernahm die Aufsicht und Verwaltung der nunmehrigen Leproserie, und Gerhard bezog das neue Haus. Seit dieser Theilung, die um das Jahr 1113 erfolgte, nannten sich die Pfleger des neuen Hauses nach dem Patron desselben Hospitalbrüder des heiligen Johannes (des Täufers) zu Jerusalem; die aber im alten Hospital zurückgeblieben waren, weiheten dieses dem heiligen Lazarus, dem besondern Patron der Aussätzigen, und wurden fortan die Hospitalbrüder des heiligen Lazarus zu Jerusalem genannt. Jene behielten auf ihrem Gewande das weiße Kreuz, diese nahmen zur Unterscheidung ein graues an. Hieraus erhellet, daß die Orden der Johanniter und Lazaristen, wenn man auf ihren Ursprung zurückgeht, zuerst vereinigt gewesen, aus dem alten Hospital des heiligen Johannes Eleymon hervorgegangen, mithin auch alle Streitigkeiten über den Vorzug des Alters grundlos sind, da sich beide wie zwei verschiedene Aeste aus einem gemeinsamen Stamm gebildet haben.

Ursprünglich war die Armen- und Krankenpflege das einzige Geschäft und die wesentliche Bestimmung dieser Brüderschaften. Indessen brachte der unablässige Krieg das Bedürfniß hervor, den Pilgern ein sicheres Geleit zu verschaffen, die heiligen Stätten zu vertheidigen und gegen die Anfälle der Saracenen beständig auf der Hut zu sein. Man hat daher geglaubt, daß die Hospitaliter schon seit dem Jahr 1118 zur Beschützung der Pilgrime eine Miliz im Solde gehabt. Da jedoch Jacob de Vitry ausdrücklich versichert, sie hätten diese Einrichtung erst den Templern nachgeahmt, so muß man annehmen, daß die Verpflichtung zum Waffendienst den gewöhnlichen Gelübden erst später hinzugefügt worden.*)

---

*) Die Templer (fratres militiae templi) hatten vor dem Jahre 1128 noch keine feste Regel. Sie waren keine Hospitaliter, sondern bloß geistliche Krieger, die sich verpflichteten, den armen Pilgern, die

milden Gaben. Unter Zustimmung des Patriar
dem Hospital ein Kirchlein (Oratorium) errid
unter den Schutz der Mutter Gottes gestellt.
bald mehrere Pilger, welche ihr Leben dem
und der Nächstenliebe widmend, als Brüder d
hospitals die Armen und die Kranken pflegen
Stifters übt die Barmherzigkeit in einem a
deutschen Frauen aus. Da sie dieselben Dien
die übrigen Hospitaliter, so wird das deutsch
Jahr 1143 vom Papst Cölestin II. unter d
Aufsicht des Vorstehers der Johanniter (Rayn
gestellt, dabei aber bestimmt, daß als Mitgliede
nur Deutsche aufzunehmen sind. Diese Anordn
von Hadrian IV. bestätigt. In der Folge sind
zur Zeit der Gefahr auch zur Vertheidigung
Stadt die Waffen zu ergreifen. Sie nehmen
Mantel an, dem bald das schwarze Kreuz hin
Nach Jerusalems Fall gestattet Saladin, daß z
armen Pilger im deutschen Hospital noch einig
rückbleiben dürfen. Im Herbst 1190, als A
wu...

aus Schiffsegeln zubereitet waren. Nach der Eroberung von Akkon wird auch hier ein Hospital U. L. F. der Deutschen errichtet, und die Brüderschaft durch Vermittlung des Herzogs Friedrich von Schwaben der Obhut der Johanniter entzogen, und (1191) als ein selbstständiges Institut vom Papste Clemens III. und dem Kaiser Heinrich VI. bestätigt. (Voigt, Geschichte von Preußen B. II.) Und später berichtet der Bischof von Akkon, Jacob de Vitry, als Augenzeuge, wie die deutsche aus geringen und edlen Gliedern bestehende Brüderschaft (non solum de inferioribus sed de equestri ordine et nobilibus) in demüthiger Armuth lebend, die Kranken und Verwundeten, so wie die armen Pilger mit großer Mildthätigkeit und Treue gepflegt.

Diese drei größten Hospitalorden der Johanniter, Lazaristen und Marianer sind es, welche nach einem schnellen und wunderbaren Wachsthum, im Anfange mit den Templern und dann für sich allein den Kern der christlichen Macht gegen die Ungläubigen gebildet, im Abendlande einen welthistorischen Einfluß geübt, große Kriegsheere überwunden und mit fürstlicher Gewalt über weite Landstrecken geboten haben. Wie sehr aber auch der kriegerische Geist in ihnen sich entwickeln und endlich vorherrschen mochte: sie sind sogar zur Zeit ihrer höchsten Macht der ersten und ursprünglichen Bestimmung nicht untreu geworden. Die Charitas hatte diese Orden geschaffen, und nur durch die Charitas konnten sie wachsen und erhalten werden. Wo immer sie erschienen und Besitz erwarben, brachten sie in ihrem Gefolge die Barmherzigkeit mit. Sie haben eine Unzahl von Hospitälern und außerdem noch Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte gegründet. Die streitbaren Männer kämpften mit den Feinden, die andern beschäftigten sich mit der Armen- und Krankenpflege. Zur Wahrung des Seelenheiles waren eigene Ordenspriester, und für die Pflege erkrankter Personen des weiblichen Geschlechtes in manchen Gegenden auch Ordensschwestern bestellt. Die fortwährende Beschäftigung „mit den Armen

neigung der Jahrhunderte gesichert hat.
demüthigen Gesinnung erscheinen auch die
Hospitaliter noch in den Zeiten geführt, da
waren. Das Haupt des Johanniterordens
„Meister oder Hüter des Hospitals zu
oder Guardian der Armen Jesu Christi," (Ma
licet indignus sancti hospitalis Hierusalem,
servus,) und die Mitglieder legten sich keinen
als den der Brüder (fratres, conventus fr
auch bei den andern Orden. Erst in späteren
als ihre Macht schon im Sinken und das
alter vorüber war, wurde es gebräuchlich,
Ritter zu bezeichnen, und von den Johanni
daß sie erst nach der Eroberung der Insel
(zuerst Rhodiser-, dann Malteserritter) genan
Eben so wenig war es in der ersten Zeit, um
aufgenommen zu werden, eine nothwendige
adelicher Herkunft zu sein, obgleich sich unter
schon im Anfange auch Edelleute befanden.

die Sünde von den Krankheiten zu unterscheiden. Den Nächsten von allem Uebel sowohl des Leibes als der Seele zu retten, war allgemeine Pflicht; sicherer jedoch und mit dem größten Erfolge konnten die Liebesdienste von denjenigen verrichtet werden, die sich um Gottes Willen besonders dazu verbunden und verpflichtet hatten. Jedem der drei Hospitalorden lag die Idee und Absicht zum Grunde, ein christlicher Männerbund zu sein, der sich durch feierliche Gelübde verpflichtet, der armen und kranken Menschheit Hülfe zu leisten, den Schwachen und Unterdrückten beizustehn mit geistlichen und weltlichen Mitteln, das Gottesreich auf Erden d. i. die Kirche zu beschützen, zu vertheidigen, und als wahre Streiter Christi durch Besiegung der innern und äußern Feinde zuletzt den Himmel zu erobern. Diese erhabene Idee, obgleich in den Genossen vielfach geschwächt und entstellt und nirgend ganz verwirklicht, hat als erhaltendes Princip die Ordenskörper belebt, und zu der hohen Blüthe befähigt, die länger als dreihundert Jahre fortgedauert. Wie aber das Erhaltende aus dem Schaffenden fließt und beider Wesen nur eines und dasselbe, so ist jene Idee allein und unmittelbar aus der schöpferischen Charitas entsprungen, ohne welche kein Orden hätte entstehen und wachsen können. So lange die Charitas wie ein befruchtender Quell sich in die Herzen ergoß, blieb die Idee lebendig und entsprach auch das Wollen und Thun jener innersten Kraft; als aber diese versiegt und die Liebe erkaltet, war es auch um den Geist und die Herrlichkeit der Orden geschehen.

Die Geschichtschreiber haben meistens nur die äußeren Schicksale und kriegerischen Großthaten der Hospitaliter erzählt, dagegen selten von dem innern Leben derselben, von ihren Gebeten und Opfern, Sitten und Gebräuchen gesprochen. Die stillen Werke der Demuth und Barmherzigkeit werden am häufigsten ignorirt, weil sie ohne Glanz und Aufsehen erscheinen, und die Charitas am liebsten im Verbor-

genen wirkt. Was in diesem Garten wächst, macht keinen Lärm. — Daher ist begreiflich, und wir sprechen es als unsere tiefe Ueberzeugung aus, daß die charitative Thätigkeit der geistlichen Hospital- und Ritterorden, noch niemals genugsam erkannt und gewürdigt worden ist. Allein schon das Wenige, was darüber die Geschichte in sparsamen Bruchstücken überliefert hat, läßt uns auf den Umfang und die Weise dieser demüthigen Thätigkeit schließen. Man erwäge die Zahl und Größe der Besitzungen, die in Europa den Orden angehörten, und erinnere sich der Regel, nach welcher fast jede Commende mit einem eigenen Hospital versehen war, nicht blos in großen Städten, sondern noch häufiger auf dem Lande und an kleinen Orten, so wird man ungefähr ermessen können, welche Summe von Armen, Siechen und Kranken durch drei Jahrhunderte und zum Theil auch noch später versorgt und gepflegt worden ist, die sonst einem unvermeidlichen Elend anheimgefallen wäre. Die Johanniter, obgleich als die ersten und mächtigsten angesehen, hielten den Hospitaldienst für ihre heilige Pflicht, nicht minder ehrenvoll als den Waffendienst, und Könige und Fürsten beeiferten sich, von Zeit zu Zeit es ihnen nachzuthun. Noch in neueren Zeiten wurde jedem neu Aufzunehmenden als die Bestimmung des Ordens vorgehalten: den Armen Jesu Christi zu dienen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, dem Dienste und der Vertheidigung des Glaubens sich zu widmen. Und erst, nachdem der Aspirant dies feierlich gelobt, erfolgte seine Aufnahme und er vernahm die gewichtigen Worte: „Jetzo erkennen wir Euch für einen Vertheidiger der katholischen Kirche und für einen Diener der Armen Jesu Christi des Hospitals zu St. Johann von Jerusalem.“ Dem Groß-Hospitaliter und den ihm beistehenden alten Rittern lag die oberste Verwaltung, Aufsicht und Leitung des gesammten Hospitalwesens ob, und seine Würde wurde der des Groß-Comthurs und Groß-Admirals gleichgeachtet. Auf Malta verordnete das General-

kapitel von 1631, daß jede Zunge wechselweise eine Woche um die andere so viele Ritter, Novizen und dienende Brüder in's Hospital schicke, als man zum Dienst der Kranken brauchte. Für weibliche Kranke waren in verschiedenen Ländern, namentlich in Italien, Spanien und Portugal (früher auch in England) Ordensschwestern in besondern Häusern bestimmt; die Seelsorge wurde überall von den Priestern und Kirchendienern des Ordens besorgt. Auf solche Weise haben die Johanniter unter den Armen das Heil der Seele und des Leibes zu befördern gesucht, und neben den tapfersten Waffenthaten die demüthigen Werke der christlichen Barmherzigkeit vollbracht.*) Die Lazaristen pflegten ihre aussätzigen Kranken als Bilder Christi zu ehren, und deßhalb, so lange sie im Orient blieben, nicht blos Aussätzige als Ordensmitglieder aufzunehmen, sondern auch stets einen Aussätzigen zum Großmeister zu wählen. Diese fromme Einrichtung beruhte auf dem Glauben, daß alle mit dieser Krankheit behafteten Personen vorzugsweise Gottes liebe Armen, Brüder Christi und gottgeweihte Sieche seien; sie gewährte aber auch den Vortheil, daß die aussätzigen Mitglieder der Brüderschaft die Bedürfnisse ihrer Leidensgenossen aus eigener Erfahrung kannten, in der Ausübung ihrer Pflichten weder durch Furcht vor der Ansteckung, noch

---

*) Schiller hat ihren doppelten Beruf in den bekannten Versen geehrt:

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilger geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber, ein schönerer Schmuck, umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an der Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes! Nur Du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich.

durch Ekel oder zu großes Mitleid gehindert wurden, und bei der merkwürdigen Eintracht und Zuneigung, die unter den Aussätzigen von jeher bestand, hier zwischen den Wohlthätern und Pflegebefohlenen ein Verhältniß gegenseitiger Liebe um so leichter entstehen und fortdauern konnte. Nächst den ausgezeichnetsten Kriegsdiensten, die sie im Orient geleistet, ist es vorzüglich die Hülfe gegen den Aussatz gewesen, welche den Lazaristen die Gunst der christlichen Fürsten erwarb. Ihre Hospitäler (Lazarethe, Leproserien), die sie unter den Königen von Jerusalem in Syrien und Palästina errichtet, wurden bald nach Europa verpflanzt. Schon im Jahr 1149 brachte Ludwig VII. bei der Rückkehr vom Kreuzzuge mehrere dieser Hospitaliter nach Frankreich, überzeugt daß sie den Aussatz am besten zu erkennen und zu behandeln verstehen. Er wies ihnen den alten Pallast seiner Vorfahren in der Vorstadt St. Denis zur Wohnung an, und schenkte ihnen auch das Schloß Boigny bei Orleans, welches späterhin der Hauptsitz des ganzen Ordens wurde. Unter seinen Nachfolgern Philipp August, Ludwig VIII. und Ludwig dem Heiligen (IX.) wurden nach und nach alle Aussatzhäuser des Königreiches (man zählte gegen 2000) der Leitung und Sorge der Lazaristen übergeben, und diesen auch die allgemeine Verwaltung der Leprosenpolizei mit ausgedehnter Vollmacht vertraut. (Im Jahr 1265 wurde der Orden durch zwei päpstliche Bullen sogar ermächtigt, alle Aussätzigen ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters, geistlichen und weltlichen Standes, die man auffinden würde, mit Gewalt zu isoliren und die liegende und fahrende Habe der Widerspenstigen mit den Hospitälern zu vereinigen.) Aber nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland und Spanien, in Italien, England und Schottland breiteten sich die Lazaristen gleich den Johannitern aus, und Kaiser Friedrich II. verlieh ihnen noch reiche Schenkungen in Apulien, Calabrien und Sicilien. Der heilige Ludwig von Frankreich war gewohnt an allen Quatembertagen

ihre Hospitäler zu besuchen und den „gottesarmen Leuten,“ welche mit der Krankheit des seligen Lazarus behaftet waren, die rührendste Bruderliebe zu erweisen, Füße und Hände zu küssen, und ihnen die Speise in den Mund zu reichen. Dasselbe that Heinrich III., König von England, alljährlich am Gründonnerstage. Die Anzahl der in der ganzen Christenheit vorhandenen Leproserien wurde von dem Chronisten Mathäus Paris auf 19,000 geschätzt, und selten gab es einen bedeutenden Ort, in welchem nicht ein Hospital von St. Lazarus gefunden wurde. Von dieser Zeit an schreibt sich der Gebrauch, die Krankenhäuser ohne Unterschied Lazarethe zu nennen, und heute noch gibt es viele milde Anstalten, die als Ueberreste jener alten Stiftungen den Namen von St. Lazarus zu führen nicht aufgehört haben. — Man hat die Strenge getadelt, mit welcher der heilige Stuhl die Absonderung der aussätzigen Kranken befahl; allein nur die Kirche war im Stande, durch ihre heilsame Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, der den damaligen Staaten unerreichbar blieb. Der Aussatz war ein ansteckendes Uebel, welches im Mittelalter einen großen Theil der europäischen Menschheit zu vernichten drohte. Die Trennung der Kranken von den Gesunden war das wirksamste Mittel, die Ansteckung zu verhüten, und der weiteren Verbreitung dieser furchtbaren Krankheit Gränzen zu setzen. Dazu reichte ein mildes und örtliches Verfahren nicht hin. Es bedurfte der Autorität der Kirche und der ganzen Macht eines weitverzweigten Hospitalordens, um einen solchen Feind durch allgemeine und kräftige Vorkehrungen zu bekämpfen und auszurotten. — Was diese gefruchtet haben, und welcher Antheil am Erfolge der Natur und der menschlichen Thätigkeit beizumessen ist, kann heute mit Genauigkeit nicht mehr ermittelt werden; die Geschichte begnügt sich mit dem allgemeinen Resultat, und dieses liegt in der Thatsache, daß der Aussatz im vierzehnten Jahrhundert auffallend abnahm, und im fünfzehnten gänzlich aus

Europa verschwand. — Weniger umfassend, aber eben so mildthätig und voll der Ehren, war der Spitaldienst bei dem deutschen Orden der **Marianer**, die noch in später Zeit nicht ohne Stolz sich ihres ersten Ursprungs aus der Armen- und Krankenpflege rühmten, und zur Erfüllung dieser heiligen Pflichten jeden neu Eintretenden durch das Gelübde verbanden. Wie zu Jerusalem, so gab es in den meisten Ordenshäusern, wo ein Convent bestand, ein deutsches Hospital und einen **Spittler**, der darin die Aufsicht führte. Am zahlreichsten waren diese wohlthätigen Anstalten in Preußen vorhanden, und die Statuten enthielten genaue Vorschriften über die Weise, wie die Kranken aufzunehmen, geistig und leiblich zu behandeln, und für ihre Erhaltung und Pflege zu sorgen sei. Die Oberaufsicht über alle Hospitäler lag dem obersten Spittler ob, der als Comthur seinen Wohnsitz in Elbing hatte. Es war seine Pflicht, von Zeit zu Zeit das Land zu bereisen, die nöthigen Gehülfen und Aerzte zu bestellen, über die Verwaltung und zweckmäßige Verwendung des Vermögens Rechenschaft zu fordern, und außerdem darauf zu achten, daß keine Unwürdigen in den Orden aufgenommen wurden. Zu Verträgen und Beschlüssen, die das Gemein-Interesse des Ordens und Landes betrafen, war die Bekräftigung seines Amtssiegels erforderlich, und in politischen Verhandlungen und allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten hatte er als oberster Gebietiger stets eine gewichtvolle Stimme. Es gab sogar eine Zeit, in welcher der oberste Spittler das Steuer der Landesregierung größtentheils allein in den Händen hielt. (Voigt a. a. O.)

Man hat wiederholt gesagt, daß die geistlichen Hospital- und Ritterorden aus dem Charakter und Bedürfniß ihrer Zeit entstanden sind. Diese Behauptung ist nur annehmbar, wenn sie ganz verstanden und der richtige Sinn hineingelegt wird; an und für sich erscheint dieselbe zu allgemein und oberflächlich, weil sie das Princip und die bewegende Ursache

mit keinem Namen bezeichnet. Das Princip, welches jene großartige Institute geschaffen und erhalten hat, ist aber kein anderes, als die Charitas, eine göttliche Kraft, die in begnadigten Menschen und Gesellschaften am herrlichsten sich offenbart und vollkommen Eines ist mit dem Principe generateur, von welchem in Bezug auf die Bildung der christlichen Staaten de Maistre gesprochen. Getrennt von Gott ist alles menschliche Thun ein negatives, eitles und zerstörendes; nur in Verbindung und Uebereinstimmung mit dem Schöpfer nimmt der Mensch Antheil an der schöpferischen Kraft, er wird ein Organ der Allmacht, und ist fähig Werke hervorzubringen, über deren Größe und Dauer die Vernunft erstaunt. Daher ist jede Einrichtung um so hinfälliger und gebrechlicher, je mehr sie auf einer bloß menschlichen Grundlage ruht, und um so fester und dauerhafter, je mehr sie sich gründet auf das göttliche Princip, welches seiner Natur nach erschaffend und erhaltend ist, und dabei so durchaus frei und selbstständig wirkt, daß es bei seiner Kraftentwicklung nicht abhängt von irdischen Mitteln, sondern diese eigentlich nur zu finden, zu nutzen und zu beherrschen weiß. Diese göttliche Kraft erfüllt die Herzen ohne Ansehen der Person, vorzüglich aber sind es die Armen und Demüthigen, bei welchen sie am liebsten wohnt und übernatürliche Werke vollbringt. Die Unwissenheit und Schwäche, die Niedrigkeit der Geburt, die gänzliche Entblößung von allen menschlichen Mitteln — nichts vermag das Gedeihen eines Werkes zu hemmen, welches von gottseligen, mit dem Schöpfer wahrhaft vereinigten Menschen im Vertrauen auf Seinen Namen unternommen wird; denn nichts ist, als durch den, der da ist. Solche Menschen waren die Begründer jener großen Orden, die wohl von Päpsten und Königen unterstützt und bestätigt, aber nicht gestiftet werden konnten.

In dem Maß aber, wie das Menschliche in den Institutionen überhand nimmt und der Geist derselben von dem

Göttlichen sich entfernt, unterliegt das Ganze dem Loose alles Hinfälligen und Irdischen, wenn es auch äußerlich in scheinbarer Kraft noch eine Zeit lang fortdauern kann. Entweicht aus einem Orden die Charitas, so verliert die Genossenschaft ihre innere Stärke, ihr Princip und Fundament; die Gelübde werden verletzt, die Satzungen wanken, die Disciplin erschlafft; der Verfall ist unvermeidlich und die Entartung erscheint um so tiefer, je höher die ursprüngliche Idee des Instituts gewesen. Dann vermag der entkräftete Stamm den zerstörenden Einflüssen der Welt nicht länger zu widerstehen, und unterliegt endlich den Versuchungen und Angriffen, die er zur Zeit seiner Blüthe noch ohne Schaden zu ertragen und zu besiegen im Stande war. Ein bloßes zeitliches Bedürfniß und die darauf berechnete Zweckmäßigkeit der menschlichen Mittel ist ungenügend um die Entstehung und Dauer jener Institute zu erklären, und es verräth keine tiefe Einsicht, wenn man meint, der Verfall und die Auflösung der geistlichen Hospital- und Ritterorden sei ganz natürlich erfolgt, weil eben das Bedürfniß, welches sie hervorgerufen, aufgehört habe. Das wahre Bedürfniß, dem die Orden nach ihrer irdischen Bestimmung durch Armenpflege und Waffendienst abhelfen sollten, lag unstreitig in der Noth und Schutzlosigkeit der Christenheit, und dieses Bedürfniß der Hülfe hat in Wahrheit niemals aufgehört, sondern beständig fortgedauert. Nothleidende und Kranke wird es geben, so lange die Welt besteht — die Armen habet ihr allzeit bei euch — und die Vertheidigung des Gottesreiches auf Erden wird nöthig seyn, so lange es Feinde des christlichen Namens gibt. Kein noch so großes Bedürfniß ist fähig, einen Orden zu erhalten und seinem Verfall entgegen zu wirken, wenn der Geist aus ihm entflohen ist. Die ritterlichen Hospitaliter geben davon den traurigsten Beweis. Denn als das heilige Land wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen war, und später die Einfälle der Türken in Europa immer häufi-

ger wurden, schreckliche Pesten die Länder durchzogen, und unsere Meere und Küsten Jahrhunderte lang vor den afrikanischen Raubstaaten zittern mußten, in diesen Zeiten, wo es der größten Anstrengung bedurft hätte, um den Christen Schutz und Hülfe zu bringen, da waren, ungeachtet des höchsten Bedürfnisses, die Orden so herabgekommen, daß ihr Untergang bevorzustehen schien. Die erste und eigentliche Ursache ihres Verfalls ist eine innere und stets in der veränderten Gesinnung zu suchen; die gänzliche Ausartung erfolgt, wenn die erbauenden Tugenden sich in zerstörende Laster verkehren, und der Wille eine Richtung nimmt, die der früheren ursprünglichen entgegengesetzt ist. Nichts ist verkehrter als ein Mönch, der ohne Demuth und Selbstverläugnung sich dem Stolze, der Ueppigkeit und Herrschsucht überläßt, durch nichts wird der Charakter eines Kriegers mehr befleckt, als durch Schwäche, Untreue und Verrath. Daher erscheint der Fall der geistlichen Ritter so tief und so beklagenswerth, weil er nach ihrem doppelten Berufe ein zweifacher war, und die innere Zerrüttung allmählig auch die äußere zur Folge hatte.

Am sichtbarsten zeigte sich der Gang dieses Auflösungsprocesses in der Geschichte des Ordens von St. Lazarus. — Die Verminderung des Aussatzes im vierzehnten und sein gänzliches Verschwinden im fünfzehnten Jahrhundert hatte die Leproserien überflüssig gemacht und in bloße Commenden zum Unterhalt der Lazaristen verwandelt. Anstatt nun ihre Sorgfalt und ihren Reichthum anderen Kranken zuzuwenden, hatten die Ritter nach und nach sich in den freien und ungetheilten Besitz der meisten Güter und Einkünfte gesetzt, und fingen an ein Leben zu führen, welches laute Klagen unter dem Volke hervorrief, und zu Beschwerden bei dem Parlamente führte. Man beschuldigte sie, daß sie die Kranken in den noch vorhandenen Hospitälern Mangel leiden ließen, während sie selbst auf ihren Comthureien in Ueberfluß und

Ueppigkeit schwelgten. Die Ehelosigkeit, zu welcher sie gleich den Johannitern und Marianern durch ihre Gelübde verpflichtet waren, gefiel ihnen nicht mehr; Einige nahmen keinen Anstand, sich zu verheirathen, und deren Beispiel fand so große Nachahmung, daß die Päpste (Pius der IV. und V.) sich genöthigt sahen, die Ehebündnisse durch eine allgemeine Heirathslicenz zu genehmigen. Ein verderblicher Kastengeist, dem Geiste Christi und der Kirche völlig entgegen, nahm immer mehr überhand, und in den Statuten wurde festgesetzt, daß nicht allein das Großmeisterthum, sondern überhaupt die Aufnahme in den Orden nur gebornen Edelleuten offen stehen solle. Schon früher ließen sich die Mitglieder nicht anders, als „Ritter" nennen, nachdem sie in der That aufgehört hatten, geistliche Krieger und Hospitalbrüder zu seyn. Das große Ordensvermögen, ursprünglich von der allgemeinen Wohlthätigkeit zum Besten der Armen und Kranken bestimmt, wurde zum Wohlleben, zur Gemächlichkeit und Versorgung des Adels mißbraucht, und nicht ohne Grund konnte man behaupten, daß namentlich die französischen Edelleute durch die Hinterlassenschaft des Aussatzes sich reichlich für alle Kosten entschädigten, die einst ihre Vorfahren zur Eroberung von Palästina aufgewendet hatten. Eine tödtliche Wunde erhielt der Orden, als er durch eigene Schuld die freie Wahl seines Großmeisters verlor, und die Könige von Frankreich seit 1558 diese Würde vergaben; die Selbstständigkeit des Institutes war dadurch vernichtet, und der Schimmer der Hofgunst vermochte den Glanz nicht zu ersetzen, den einst die Sonne der Gerechtigkeit über dasselbe verbreitet hatte. Zerrüttung gerieth am Ende so weit, daß die in ein einträgliches Hofamt verwandelte Großmeisterwürde an Günstlinge verliehen, ja ganzen Familien erblich überlassen, von diesen wieder anderen abgetreten, und sogar förmlich verkauft werden konnte. — Die Bemühungen der Päpste, den Orden bei seiner Bestimmung zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Verge-

bens bestrebte sich die Weisheit Innocenz VIII. nach dem Aufhören des Aussatzes die Lazaristen den Johannitern beizugesellen, mit denen sie gemeinschaftlich entsprungen waren; seine Bulle fand nur Eingang in Italien, und wurde von den Franzosen nicht angenommen. Später versuchte es Leo X. auf eine Verwendung des Kaisers Carl V. den Orden in Calabrien und Sicilien wieder herstellen, und Pius IV. ihm seine Wahlfreiheit zu sichern, aber die abgestorbene Lebenskraft war nicht wieder zu erwecken. Unterdessen führten die französischen Ritter, deren Großmeister seit Innocenz VIII. vom heiligen Stuhle nicht mehr anerkannt wurde, ihr zwecklofes Daseyn so lange fort, bis Heinrich IV. alle noch vorhandenen Comthureien, Priorate und Pfründen dem von ihm selbst gestifteten Hoforden verlieh, welcher der Orden des heiligen Lazarus zu Jerusalem und Unserer Lieben Frau vom Berge Carmel hieß, und in der Revolution seinen Untergang fand. Der Ueberrest der Lazaristen in Italien wurde von Gregor XIII. mit den Rittern des heiligen Mauritius vereinigt, welche Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, mit päpstlicher Bewilligung gestiftet hatte. Aus dieser letzten Verbindung entstand am sardinischen Hofe der „geistliche und Militärorden vom heiligen Mauritius und vom heiligen Lazarus“, der sich lange in hohen Ehren gehalten hat, heute aber, wie es scheint, zu einer bloßen Decoration geworden ist, die von der jetzigen revolutionären Regierung maßlos verschleudert wird. Von der Sache ist nur der Name noch geblieben, und das Zeichen der Erlösung, welches beständig zur Demuth ermahnen, den Glauben befestigen, und Hoffnung und Liebe erwecken sollte, ist bei den meisten seiner Träger zum Spielwerk der Eitelkeit herabgesunken.

Die Marianer und Johanniter erlagen der Reformation und Revolution, nachdem der ursprüngliche Geist ihrer Institute geschwächt und entwichen war. Als im sechszehnten Jahrhundert die großen Säcularisationen ihren Anfang

nahmen, der Hochmeister Albrecht von Brandenburg von der Kirche abfiel, und zugleich mit dem Lutherthum das Ordensland Preußen als polnisches Lehen sich angeeignet hatte, war die Macht und Herrlichkeit des deutschen Ordens dahin. In neuerer Zeit ging die Insel Malta, das letzte und lange vertheidigte Bollwerk der Johanniter verloren, um fernerhin den politischen Intriguen und gemeinen Handelsinteressen der Engländer als feste Burg zu dienen. Wie sehr aber das kirchliche Bewußtseyn auch dieser Ritter (der Malteser) schon erloschen war, beweist die eben so takt- als fruchtlose Wahl eines schismatischen Großmeisters in der Person des Kaisers Paul von Rußland; eine Wahl, die nur als ein Schritt der Verzweiflung, oder als der letzte, auf das ägyptische Rohr gestützte Rettungsversuch zu betrachten und zu entschuldigen ist. Beide Orden fielen als bloße Trümmer der weltlichen Macht anheim, und ihre Güter, schon längst zur Versorgung der jüngeren Söhne des Adels und adelicher Offiziere verwendet, hatten aufgehört, ein Erbe der Armen und Kranken zu seyn. Zuletzt bedurfte es nur noch der Berührung von Napoleons kalter und eiserner Hand, um die entarteten Institute der völligen Vernichtung preiszugeben.

Im zwölften Artikel des Preßburger Friedens (1805) wurde der deutsche Orden als ein selbstständiger aufgehoben, und das Hoch- und Deutschmeisterthum in eine Primogenitur des Hauses Oesterreich verwandelt, zu welcher allein der Kaiser ernennt. Alle Rechte des ehemaligen Großcapitels sind erloschen und auf das Haupt der kaiserlichen Familie übertragen. In dieser Form besteht der Orden noch aus fünfzehn bis zwanzig Rittern in zwei Balleyen zu Wien und an der Etsch, jede mit einem Landescomthur unter dem Hoch- und Deutschmeister Maximilian von Este, Erzherzog von Oesterreich. Die Candidaten müssen die erforderlichen Ahnen aufweisen können und drei Feldzüge mitgemacht haben, oder bei längerer Waffenruhe andere Verdienste für Religion und

Vaterland besitzen, und sich verpflichten, beim ersten Kriege in's Feld zu ziehen. Nach der Aufnahme treten sie in's Noviziat, um unter der Aufsicht eines Novizenmeisters ein Jahr lang in der Enthaltsamkeit von weltlichen Vergnügungen, in geistlichen Betrachtungen und Werken der Frömmigkeit geübt zu werden; ist diese Probezeit vorüber, so legen sie die alten Ordensgelübde ab, empfangen von dem Hochmeister den feierlichen Ritterschlag, und werden mit Commenden versorgt. Die unadelichen Ordenspriester werden besonders eingekleidet und sind auf den Gütern des Hoch- und Deutschmeisters als Pfarrer und Capläne mit der allgemeinen Seelsorge betraut.

Während auf diese Weise der deutsche Orden wie eine großartige Ruine des Mittelalters von den Nachkommen der deutschen Kaiser noch ehrende Schonung und wirksamen Schutz erfährt, sind die in verschiedene Länder zerstreuten Johanniter nicht so glücklich gewesen, sich wiederum um einen Einheits- und Mittelpunkt versammeln zu können. Obgleich ihr Ordenszeichen noch hier und da vergeben wird, selbst an verheirathete Männer, so sind doch die Mitglieder ohne gemeinsames Haupt, die Reclamation der säcularisirten Güter ist ohne erheblichen Erfolg gewesen, und alle Bemühungen, den früheren Ordensverband wieder herzustellen oder neu zu gestalten, haben sich fruchtlos gezeigt. Die Wünsche und Vorschläge, welche darauf ausgingen, die Johanniter entweder als Leibwache des heiligen Vaters oder als Hospitalorden zu regeneriren, sind bis jetzt nicht verwirklicht worden, und wenn der Geist Gottes nicht Zeichen und Wunder thut, so wird bald der letzte Rest dieses größten aller geistlichen und Ritterorden von der Erde verschwunden seyn.

Niemals aber wird die Erinnerung an gesellschaftliche Verbindungen erlöschen können, deren Zwecke viel höher, als die der alten Argonauten gewesen sind, und deren Thaten an Größe und Ausdauer die Arbeiten aller um Troja ver-

sammelten Helden übertroffen haben. Die Idee dieser Orden ist unsterblich, wie die göttliche Charitas, aus der sie entsprungen ist; und wenn die Schwäche der Menschen ihr nicht mehr wirklich entsprechen kann, so wird sie fortleben in den Gemüthern von Gottes Freunden, in der Geschichte, die von ihr Zeugniß gibt, und in den Werken, zu welchen sie die Dichter begeistert hat. Das romantische Element des Ritterthums, so anziehend für die Einbildungskraft, wird fernerhin, wie bisher, dazu beitragen, jene großen historischen Erscheinungen mit fortwährendem Reiz zu schmücken, und ihnen die Achtung und Bewunderung der Nachwelt zu erhalten. Noch wirksamer wird aber bei ernster Betrachtung das Andenken an die Dienste seyn, welche die geistlichen Hospital- und Ritterorden zur Zeit ihrer Blüthe der Menschheit geleistet haben, als der Glaube noch ihre Stärke, die Demuth mit Macht und Glanz, das Kreuz mit dem Schwerte verbunden, und Christus ihr Heerführer war. Und diese Erinnerung ist es vorzüglich, welche uns die Trümmer dieser alten Institutionen noch heute mit gerechter Pietät betrachten, und selbst die letzten Spuren ihres Daseyns ehren läßt. St. Lazarus ist gestorben und der Heiland erscheint nicht mehr, um ihn zum zweitenmal vom Tode zu erwecken; indessen hat sich der ruhmvolle Name für immer mit dem Begriff einer Heilanstalt verknüpft, und aus dem alten Ordenshause zu Paris hat im siebzehnten Jahrhundert Vincenz von Paul die neuen Lazaristen entsendet, die jetzt als apostolische Missionäre in verschiedenen Theilen der Erde das Evangelium verkünden. Das weiße Kreuz der Johanniter, einst der Schrecken der Feinde und ein Trost für die Armen und Kranken, ist ein Zeichen der Ehre und uralten Ruhmes geblieben, sogar in protestantischen Landen, ob auch Rhodus und Malta gefallen sind, und der Orden in den letzten Zügen liegt. Die Marianer werden unvergeßlich seyn, so lange die von ihnen gegründeten Städte und Burgen, Kirchen und Hospi-

täler nicht gänzlich verschwinden; diese deutschen Ritter sind es, deren Gedächtniß in Deutschland, wie billig, noch am meisten geehrt wird, selbst von den Regenten, aus deren Hause der abtrünnige Hochmeister entsprossen ist. Das neue Preußen trägt seinen Namen und seine Farben vom alten deutschen Ordenslande, das schwarze Kreuz hat in dem eisernen von 1813 ein Ebenbild gefunden, und die ehrwürdige Marienburg, der größte von allen ehemaligen Rittersitzen, ist unter dem Schutze eines hochsinnigen Fürsten dem völligen Ruine entrissen worden. Noch leuchtet dort am Giebel der Marienkirche das colossale Mosaikbild der hohen Jungfrau, die einst die Patronin des Ordens und Landes gewesen, aber es fehlen die Söhne, welche vor Zeiten in dem Urbild das Heil der Kranken und die Hülfe der Christen erkannt und gefunden haben. Lebendigere Spuren und sogar Zeichen einer beginnenden Restauration werden noch im österreichischen Schlesien an der äußersten Gränze von Deutschland gefunden, wo der letzte südöstliche Ausläufer der Sudeten von dem Gipfel des Altvaters sich herabsenkt gegen das Oderthal und jenseits die Vorberge der Karpaten sich erheben. In dieser Gegend hat der durchlauchtige Erzherzog-Deutschmeister auf seinen Besitzungen, mit sichtbarer Vorliebe, neue Hospitäler und Klöster gegründet, und die lange vergessenen deutschen Schwestern wieder hergestellt, die den barmherzigen Jungfrauen des heiligen Vincentius von Paulus ähnlich, zu Troppau, Freudenthal und Engelsberg dem Krankendienst und der Erziehung der weiblichen Jugend mit großem Segen sich weihen. Die Geistlichen auf den Gütern tragen noch das Ordenskreuz, im Schloß und in der Ordenskirche zu Freudenthal erblickt man noch Wappen und Denkmale aus alter Zeit, und die schwarzweiße Ordensfahne steht noch vor dem Hochaltar.

Es fehlt nicht an wohlmeinenden Männern, welche eine zeitgemäße Restauration der geistlichen Hospital- und Ritter-

orden für möglich und wünschenswerth halten, und dabei weniger sich selbst, als das Bedürfniß der Menschheit vor Augen haben. Nach ihrer Ansicht sind Verbrüderungen, die sich die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten zum Ziele setzen, in jeder Zeit erforderlich, nur müßten die Wege und Mittel nach den jeweiligen Zuständen und Bedürfnissen verändert werden dürfen. Sei es auch nicht mehr thunlich und nöthig, die Saracenen mit der Schärfe des Schwertes zu bekämpfen, so dauere doch der Kampf gegen den Unglauben und die Gottlosigkeit überall fort, und dieser Kampf erfordere hauptsächlich geistige Waffen, die aber, um mit Nachdruck zu wirken, auch physische Kräfte und Mittel nicht entbehren könnten. Ein christlicher Männerbund in der Gestalt und in dem Geiste eines solchen (reformirten) Ordens scheine sogar für unsere Zeit weit nothwendiger, als im Mittelalter zu seyn. Ein solcher wäre geeignet, durch Gesinnung, Lehre und Beispiel gegen das neue Heidenthum zu Felde zu ziehen, die Kirche in ihren Bedrängnissen zu vertheidigen, die Ausbreitung des Glaubens durch Missionen zu befördern, und durch Werke der Barmherzigkeit aller Art, Armen- und Krankenanstalten den brutalen Communismus unschädlich zu machen. — Wir trauen der Charitas alles Mögliche zu; wo sind aber heute die Menschen, die einen solchen Orden bilden und restauriren können?

Andere sträuben sich mit Hand und Fuß gegen die Wiederherstellung aller Orden, die wohl für eine frühere Zeit und deren Bedürfniß berechnet und zweckmäßig gewesen, jetzt aber als abgelebt und ausgeartet anzusehen und in Wahrheit schon untergegangen sind. Unser Zeitalter, sagte Franz von Baader, muß sich seine Institute selber schaffen, ist es anders einer Wiedergeburt werth. Viele wollen jetzt durchaus das Alte, weil das Neue nicht gut gethan hat. Hätte aber das Alte gut gethan, so würde das schlechte Neue es nicht haben verdrängen können. Man wolle also vielmehr

das, was den Menschen zu jeder Zeit Noth thut. Selbst die frommen und verständigen Stifter jener Orden und Körperschaften würden, in unserer Zeit lebend, dieselben in ihrer alten Gestalt und Weise nicht wieder herstellen wollen. Sie würden denselben Zweck wollen, aber sich nicht mehr derselben Mittel bedienen.

Den allgemeinen Gesichtspunkt, von welchem das Problem zu betrachten und die Frage zu beantworten wäre, scheint uns der erlauchte Graf de Maistre gefunden zu haben. Wir glauben und wissen mit ihm, daß ohne religiöse Grundlage keine menschliche Einrichtung von Dauer, und ein revolutionäres Zeitalter am wenigsten geeignet ist, sich feste Institutionen zu bilden. Das Schaffen kommt überhaupt dem Menschen nicht zu, und selbst das Reformiren ist nur ausnahmsweise, und unter großen Gefahren und Einschränkungen in seine Hand gegeben. Christus allein ist der wahre Gründer und Restaurator der Orden sowohl, wie aller Einrichtungen, die für die Menschen nothwendig, heilsam und dauerhaft sind. Die Monarchen haben das Vorrecht, Hof- und Verdienstorden zu stiften, die ohne weitere Verpflichtung als äußere Ehrenzeichen, oder als Belohnungen für geleistete Dienste verliehen, wie ehemals die güldenen Ketten und Gnadenpfennige, zum Schmuck des Mannes und seines Kleides dienen; keinem Könige ist aber als solchem die Macht gegeben, einen geistlichen Orden hervorzubringen, oder einen abgestorbenen wieder einzuführen. In dieser Beziehung ist jeder Fürst so ohnmächtig, wie jener englische König, der auf eine thörichte Zumuthung rund erklärte, er könne wohl Grafen und Barone machen, aber keinen Gentleman schaffen. Man mag auch Vereine und Brüderschaften bilden, die für eine gewisse Zeit und für bestimmte Zwecke sehr nützliche Dienste leisten können, ohne einer außerordentlichen göttlichen Sendung zu bedürfen, wie dieß beispielweise bei den Missionsgesellschaften der Laien, katholischen Associatio-

nen und andern der Fall ist, und jetzt auch mit dem Orden des heiligen Grabes beabsichtigt wird. Niemals aber wird aus solchen Verbindungen eine geistliche Körperschaft sich entwickeln können, zu deren Verwirklichung ein besonderes Fiat erforderlich ist. Ob dieses Wort noch einmal wird gesprochen werden, und neben unseren Actiengesellschaften, Gewerbvereinen, Freimaurerlogen u. s. w. ein geistlicher Hospital- und Ritterorden entstehen, oder wieder auferstehen werde, ist uns unbekannt und nach den Aspecten der heutigen Welt sogar im höchsten Grade unwahrscheinlich. Doch bei Gott ist Alles möglich, und keine Gewalt der Erde wird im Stande seyn, das Gedeihen eines solchen Instituts zu hindern, wenn der allmächtige Herr es haben will und hierzu seine Werkzeuge (Dei adjutores) in Bewegung setzt. Und bei der Wahl dieser Werkzeuge wird die Welt abermals sehen, daß die Stolzen verworfen, und die Demüthigen vorgezogen werden. — „Si l'ordre est detruit, quelque frère *cuisinier* peut-être pourroit le retablir par le même esprit, qui le créa; mais tous les souverains de l'univers n'y reussiroient pas. — *Le Christ commande, il regne, il est vainqueur!*“

[redacted]

XLIII.

Aphoristische Zeitläufte.

V.

Vergleich der Verhältnisse des Städters und des Landmannes zum Geld, und unter sich *).

Zwischen dem eigentlichen Städter, und dem eigentlichen Landmanne stehen einige Uebergänge, nämlich Städter, die von den Landverhältnissen, und Landleute, die von den Stadtverhältnissen etwas angezogen haben, als zum Beispiel Güterbesitzer, die einen Theil des Jahres auf Landgütern zubringen, die von jeder Stadt entfernt sind, und umgekehrt, Landleute, die in der Nähe einer Stadt wohnen, besonders wenn ihnen die Verbindung mit selber durch Straßen ꝛc. erleichtert ist.

Diese Halb-Naturen wollen wir hier nicht in Anschlag bringen, sie sind ohnehin in dem österreichischen Kaiserthume nicht zahlreich im Verhältniß der ganzen Masse der Bevölkerung, und können daher zu jener der beiden Klassen geschlagen werden, zu welcher sie sich mehr hinneigen.

*) Diese Betrachtungen wurden, wie der Kundige sieht, bald nach dem Patent vom 14. December 1846 in nächster Beziehung auf Oesterreich niedergeschrieben, und sind auch heute wieder der Devise verfallen: **post festum!**

Der Städter.

— Dem Städter ist das Geld Alles in Allem, die irdische Hauptsache, der Abgott, er sieht in ihm die leichte Befriedigung aller Bedürfnisse, aller Genüße, die Erreichung aller seiner Wünsche. Alle seine Gedanken beziehen sich auf das Geld, es repräsentirt ihm Alles, ja sogar Ehre und Befriedigung der geistigen Leidenschaften und Bedürfnisse. Er sieht den Banquier und Wucherer, den glücklichen Kaufmann durch bloßes Geld zu Titeln, zu Ehren, zu Ansehen, zu einer Art Cultus emporgehoben; er kann durch Geld sich Bücher und alle Mittel zu Geistesgenüßen verschaffen.

— Er kann durch Geld den Wahn befriedigen, seinen Sohn glücklich zu machen, indem er ihm die sogenannte Bildung geben läßt, um ihm durch theure Studien, durch mechanische Abrichtung, um den Forderungen des Examens zu entsprechen, auf die erste Stufe der Seufzerleiter der Beamtenstellen zu bringen, auf der der Eine Emporgekommene Hunderte unglücklich macht, indem er in ihnen Sehnsucht und Hoffnungen erweckt, die nie befriedigt werden, indem sie entweder mit Ameisenschritten keuchend und schwitzend alle Jahrzehnte nur eine weitere Stufe erreichen, oder gar wie Vögel auf der Leimspindel auf einer Stufe picken bleiben. Zugleich verwendet er viel Geld,

Der Landmann.

— Dem Landmann ist das Produkt des Bodens die irdische Hauptsache, das Geld Nebensache, und er treibt daher mit selbem nicht die Abgötterei, wie der Städter; seine Bedürfnisse sind befriedigt aus den Produkten seines Bodens, ohne Mitwirkung des Geldes; zu seinen Genüssen braucht er es wenig, sie bestehen in Zusammenkünften vor der Kirche, oder bei sich, oder bei einem Nachbarn, oder im Wirthshaus; da wird gezecht, auch gespielt entweder für Bezahlung in Naturprodukten, oder für sehr kleines Geld. Geistige Bedürfnisse kennt er wenige, oder gar keine. Seiner Einbildung stellt sich keine Ehrenleiter vor, er ist mit seinem Stande zufrieden, und denkt nicht daran, ihn zu verlassen.

— Seinen Sohn erzieht er zu seinem Nachfolger im Landbau, wozu er abermals kein Geld braucht, er selbst lehrt ihm die hiezu nöthigen Handgriffe, er theilt ihm die eigenen und überkommenen Erfahrungen mit, es lacht ihm das Herz, wenn er seinen Sohn auf diesem Pfade wacker fortschreiten sieht, und seine Fluren, seine Bäume, sein Viehstand machen ihm doppelte Freude, wenn er bedenkt, daß sie nach ihm einem braven Sohn angehören werden, der sein mühsam verbessertes und erhaltenes Eigenthum in gutem Stande erhalten wird.

Seine Tochter muß der Mutter in Besorgung des ganzen Hauswesens beistehen, es von ihr erlernen: sein

XLIII.

Aphoristische Zeitläufte.

V.

Vergleich der Verhältnisse des Städters und des Landmannes zum Geld, und unter sich *).

Zwischen dem eigentlichen Städter, und dem eigentlichen Landmanne stehen einige Uebergänge, nämlich Städter, die von den Landverhältnissen, und Landleute, die von den Stadtverhältnissen etwas angezogen haben, als zum Beispiel Güterbesitzer, die einen Theil des Jahres auf Landgütern zubringen, die von jeder Stadt entfernt sind, und umgekehrt, Landleute, die in der Nähe einer Stadt wohnen, besonders wenn ihnen die Verbindung mit selber durch Straßen rc. erleichtert ist.

Diese Halb-Naturen wollen wir hier nicht in Anschlag bringen, sie sind ohnehin in dem österreichischen Kaiserthume nicht zahlreich im Verhältniß der ganzen Masse der Bevölkerung, und können daher zu jener der beiden Klassen geschlagen werden, zu welcher sie sich mehr hinneigen.

*) Diese Betrachtungen wurden, wie der Kundige sieht, bald nach dem Patent vom 14. December 1846 in nächster Beziehung auf Oesterreich niedergeschrieben, und sind auch heute wieder der Devise verfallen: post festum!

Der Städter.

Maaßstäben weichen müssen, so wie dem Jahresprodukte von einer Einheit Bodenoberfläche, so wie dem Modul in der Architektur.

So lange als der Tischler beim Erzeugen von Gegenständen der inneren Einrichtung der Wohnungen, als Tische, Stühle, Kästen, Betten ꝛc. bleibt, hat er vollkommen Recht, sich des starren Zollstabes zu bedienen, denn der Tisch kann nicht höher als drei Schuhe, das Bett nicht länger als sechs Schuh seyn und so weiter; aber wenn derselbe Tischler mit seinem Zollstabe in der Hand die Abmessung der äußeren Architektur angeben wollte, und ein- für allemal bestimmen, daß in jedem Gebäude die Säule so und so viele Schuhe hoch, das Gesimms so viel Zoll breit ꝛc. seyn müssen, würde er häßliche Architekturen hervorbringen, da seine Bestimmungen nie im Verhältnisse mit den verschiedenen Größen und Widmungen der Gebäude wären: aber nimmermehr wird man den Tischler dazu bringen können, den Zollstab mit dem beweglichen Modul zu vertauschen.

In denselben Irrthum verfallen die Städter, wenn sie mit ihrem starren Geldmaaßstabe die auf- und absteigenden Verhältnisse der Landwirthschaft ein- für allemal regeln wollen.

— Aber hier tritt ein anderer, den Mißgriff noch weit mehr steigernderer Umstand ein. Dem Tischler bleibt der Zollstab immer in dersel-

Der Landmann.

zu halten, sein Getreide muß er auf sein Brodbedürfniß für das ganze Jahr eintheilen, eben so sein Heu, sein Stroh auf die Erhaltung seines Viehes berechnen, und die Menge desselben in richtiges Verhältniß damit bringen. Mit einem Worte, die Summe der Produkte, die ihm sein Boden im Jahre gibt, dient ihm zum Maaßstabe seiner wichtigsten und fast einzigen Berechnung, auf wie lange er damit auskommen kann, wie er die Verzehrung beschränken muß, um bis zur nächsten Erndte auszukommen, oder ob er darauf rechnen kann, daß ihm etwas übrig bleibt, was er sonst verwenden kann.

— Während der eigentliche Werth des Geldes so schwankend ist, bleibt der Werth der Produkte des Bodens immer und ewig der-

Der Städter.

den Länge, aber der Geldmaaßstab hat seit Anbeginn der Welt immer an Länge zu- oder abgenommen, je nachdem die vorhandene Menge des Geldes dem Bedarf desselben mehr oder weniger genügt, und seitdem in der ganzen Welt Geld aus Papier gemacht werden muß, sind die Bewegungen der Länge dieses Maaßstabes um so größer und rascher, ja manchmal fast plötzlich.

— In dem städtischen Verkehre sind diese Bewegungen des allgemeinen Maaßstabes also gleich bekannt, also gleich fühlbar, und auch also gleich setzt sich Alles mit selben in das Gleichgewicht: der Kaufmann steigert seine Waare, der Handwerker seine Arbeit im nämlichen Verhältnisse, als er seine Bedürfnisse theurer erkaufen muß; der Besoldete erhält Zulagen, wenn auch verspätete.

— Die Schwankungen des Ueberflusses oder Mangels am Gelde, die zeitweisen Verfinsterungen oder Erhellungen des politischen Horizontes

Der Landmann.

selbe, denn der Grad des Nutzens, den sie den Menschen verschaffen, ist sich immer gleich; nur in der besseren oder minder guten Qualität derselben liegt der Grund zu einigen, aber nur sehr leisen Schwankungen.

Der Landmann hält sich also mit vollem Rechte an diesen unveränderlichen Maaßstab, nach welchem er Alles beurtheilt und abwiegt; und von dem er immer ausgehen muß, da er nur durch selben seine Bedürfnisse decken kann.

— Der Landmann erfährt sehr spät, daß sich der Geldmaaßstab verkürzt habe (verlängern wird er sich nie mehr); ist er gezwungen, sich Geld zu verschaffen, so muß er Produkte verkaufen, und glaubt sie noch gut zu verkaufen, weil er viel Geld dafür bekommen hat, er weiß nicht, daß dieses Geld geschwunden ist, und daß er durch seinen Verkauf verarmt und nicht bereichert ist.

Dieser für den Landmann so nachtheilige Zustand dauert lange, denn so wie der Tischler den Begriff des steigenden und fallenden Moduls der Städter überhaupt den Begriff der steigenden und fallenden Produktion als Maaßstab zu erfassen nicht im Stande ist, eben so wird der Landmann die Bewegungen des Geldwerthes nie begreifen.

— Der Landmann erfährt nichts von dem Geldmarkte, und versteht nichts davon: sehr spät erfährt er, und noch später überzeugt er sich,

mer in seinen Geschäften darnach ein; hat er Geld aufzunehmen, so hütet er sich wohl, sich auf ein höheres Interesse dafür einzulassen, als das eben gebräuchliche; ist er in dem Falle, Geld darzuleihen, so richtet er sich nach demselben Maaßstabe. — Der Städter macht alle seine Geldgeschäfte, als kaufen, verkaufen, ausborgen, zahlen, einkassiren, mit einem ganz unbedeutenden Zeitverluste und ohne sonstige Opfer ab.

Man ersieht aus dem hier
für sich unsinnig, und wie es in
Landmann, nämlich dem Ernähr
schaft ist, ihm den seiner Lage so
des Geldes in Allem und Jedem
dem man ihn zwingt, im Gelde
Grundprodukte, nämlich in seinem
kann.

Der Besitz oder eigentlich das wahre Eigenthum des cultivirten Grundes war, ist und wird immer überall in der ganzen Welt zwischen einem Städter und einem Landmanne als gleichzeitige Mitbesitzer und Eigenthümer getheilt seyn, da diese Theilung in der Natur des Grundbesitzes selbst unvermeidlich liegt.

Eigentlich besitzt man nur das, was man allein vertheidigen und benützen kann. Nun kann der Bauer, der alle seine Leibeskräfte und alle seine Zeit zur Bestellung seines Feldes zusammen nehmen muß, unmöglich die Geistesgaben so entwickelt, die Kenntnisse der Gesetze und der Verhältnisse so erlangt, die zweckmäßige Art der Geschätfsführung sich so eigen gemacht haben, mit den verschiedenen Weltereignissen immer so bekannt bleiben, daß er ganz allein für sich dastehen könnte, ohne einen Beschützer, der ihm in allem demjenigen beisteht und vertritt, worin er sich selbst zu vertreten nicht vermag, als z. B. wenn ihm Theile seines Besitzes streitig gemacht werden, wenn ihm irgend ein Unrecht widerfährt, oder wenn er in allerhand Unglück verfällt 2c., so sind sein Geist- und seine Körperkräfte ganz durch seine Arbeit in Anspruch genommen, mit Sonstigem vermag er nicht, sich zu befassen.

Er braucht also einen verläßlichen Bundesgenossen, der seine Sorgen für ihn auf sich nimmt; aber dieser vermag es ebenfalls nicht zu leisten, wenn er nicht selbst der Feldarbeit enthoben ist, und folglich seinen Geist mit anderen Dingen beschäftigen kann, mit einem Worte, wenn er nicht mehr oder minder ein Städter ist.

Aber da dieser Städter nicht selbst erzeugt, so muß ihn der Bauer durch einen Theil seiner Erzeugnisse erhalten; und um ihn an die Besorgung seines eigenen Vortheils besser zu fesseln, verspricht er ihm einen aliquoten Theil seiner Produkte, womit er ihn eigentlich zum Mitbesitzer erhebt.

als Richter stehen, macht, daß der
desgenossen nicht annehmen kann, n
Bundesgenossen, der Partei mit ih
Unglück mit ihm theilen, damit
schenke, das der Bauer so schwer h
er bereitwillig, ihn mit einem Ant
zu entschädigen.

So hat jeder böhmische Freiba
sche Edelmann, der selbst sein Feld
welche Advokaten natürlich von ihr
dukten ihrer Schützlinge leben, und
Mitbesitzer des Grundes ihrer Schü
neben liegenden Herrschaften Mit
Bauern sind; aber es ist notorisc
jener kleinen ungarischen Edelleute
Zustande, als jene der unterthänig
tet erstere eine Menge gesetzlicher

Aber eben so irrig wäre es,
leinbesitzer ihrer Dominikal- oder
die sie bearbe

der sie beschützenden Herrschaft, deren Schutz sie durch ihre Arbeit vergelten. Da sind die Dominikalgründe der ursprüngliche Besitz der Stammfamilie, die die Wildniß zuerst bebaute mit ihren unter einem Dach noch vereinten Abkömmlingen; und als diese sich zu sehr vermehrten, und folglich der Besitz sich so ausdehnen mußte, daß er nicht mehr von einem Mittelpunkte aus bebaut werden konnte, da blieb der Urvater mit seinem ältesten Sohne, der als der reifste schon längst sein Vertrauter, Helfer und Stellvertreter im Regieren des Stammes ist, im Mittelpunkte und für die Abkömmlinge der Nachgebornen wurden eigene Häuser gebaut, und die sie umgebenden Gründe ihnen zum Lebensunterhalt angewiesen; aber mit Beibehaltung der Verpflichtung, fortan zur Bearbeitung des ursprünglichen Stammgrundes, der den Mittelpunkt umgibt, mitzuwirken, da die jeweilige Stammhalterfamilie zu viel zu thun hatte mit der Regierung und Beschützung des Ganzen, um mit eigenen Händen diese Arbeit verrichten zu können. Entferntere mußten statt der Arbeit einen Theil ihrer Produkte dem Stammhalter abführen.

In neuesten Zeiten, da wo die Leistung der Roboth für den Abkömmling, nämlich Unterthan, zu lästig, für die gute Bebauung des Stammhalter- oder Herrngutes nicht gedeihlich wurde, da entstand zwischen ihnen ein neues Uebereinkommen. Der Bauer löste seine Robothpflicht ab entweder durch Abtretung an die Herrschaft (Dominikalisirung) eines Theils seines Grundes, oder durch Uebernahme der Verpflichtung einer jährlichen Geldleistung.

In beiden Fällen entstand dadurch für den Bauer die Nothwendigkeit, den Abgang an Produkten, oder das ihm nöthig gewordene Geld durch Verdienst, nämlich durch Taglohn sich zu verschaffen, und zwar auf einen sicheren Taglohn rechnen zu können, den er auf dem Lande nicht wohl anderwärts, als von seiner Herrschaft erhalten kann.

Für die Herrschaft entstand gegenseitig die Nothwendigkeit, Taglöhner aufzunehmen, und zwar um sicher zu seyn, diese immer, zumal zu den Zeiten der dringenden Arbeiten, zu Gebote zu haben, was auf dem Lande oft sehr schwer ist.

Diese zwei Nothwendigkeiten kamen sich wieder beiderseits entgegen und zwangen beide Theile sich ausdrücklich, oder stillschweigend dahin zu verständigen, daß der Bauer immer bereit seyn werde, selbst, oder durch andere, der Herrschaft jede Arbeit zu leisten gegen den billigen, allgemein herrschenden Taglohn, und die Herrschaft die eigenen Unterthanen immer vorzugsweise zu allen Arbeiten verwenden müsse.

Mit dem zurückgehaltenen Taglohne macht sich denn die Herrschaft für die von Bauern schuldigen Geldreluition bezahlt, und mit dem im Verhältnisse der Preise der Produkte steigenden oder fallenden Taglohne ist der Bauer verhältnißmäßiger Theilnehmer an den Produkten der herrschaftlichen Gründe, nämlich eigentlich wieder ein partieller Mitbesitzer derselben.

So treten mit der Zeit die Naturgesetze unter einer oder anderer Form immer in ihre Rechte wieder ein, und die Störungen, die der menschliche Aberwitz in selben hervorbringt, dauern nur eine gewisse Zeit, binnen welcher aber die gewaltige Zerrüttung der Verhältnisse ein allgemeines Leiden hervorbringt, durch welches der Mensch für seinen Dünkel billig bestraft wird.

Da wo wegen ursprünglicher, oder später hinzugekommener Umstände die Robothen nie statt fanden, oder ganz in Vergessenheit kamen, brachte es die Natur der Sache wieder mit sich, daß sich ohnweit der Gründe der Herrschaft sogenannte Häusler- oder Taglöhnerfamilien ansiedelten, die den Taglohn der Herrschaft zum Leben unumgänglich brauchen, und die wieder die Herrschaft nicht entbehren kann, weil sie keine

anderen Taglöhner finden würde. Dieses höchst traurige Verhältniß, das nach und nach die Uebervölkerung überall steigert, und von ihr wieder nothgebrungen herbeigeführt wird, macht abermals diese an sich hängenden, am Rande des Verderbens und des Lasters immer schwebenden Taglöhner zu eigentlichen Mitbesitzern der Dominikalgründe. Aber zu Mitbesitzern, die sie völlig aufzehren, da die Herrschaft nicht umhin kann, sie bald mit Taglohn, bald mit Almosen zu ernähren, und so vermehrt sich immer und immer dieses Parasiten-Volk, das schon in großen Massen manche Länder drückt, den Alp des Pauperismus hervorbrachte und die ganze menschliche Gesellschaft in ähnliche Atome aufzulösen droht.

Von diesem traurigen, schaudererregenden Bilde wenden wir die Augen ab zu dem tröstlicheren, einer Herrschaft, die ihre Dominikalgründe durch Knechte und Mägde bearbeiten läßt. Hier tritt, wenn auch künstlich, das ursprüngliche patriarchalische schöne Verhältniß wieder zum Vorschein, denn hier werden diese Dienstleute in die herrschaftliche Familie einigermaßen als Mitglieder aufgenommen, sie treten in die Stelle der vorigen Enkel und Urenkel, sie nehmen Antheil an allem Wohl und Wehe der Familie, sowie diese gegenseitig an ihrem Wohle und Wehe Antheil nimmt, sie sind also im eigentlichen Sinne des Wortes auch Mitbesitzer, und fühlen diese ihre Lage so richtig, daß sie unser Feld, unser Vieh 2c. zu sagen pflegen. Schade nur, daß ein solches Verhältniß nie in großer Ausdehnung statt finden kann.

Das in Italien fast durchgehends statt findende Verhältniß zwischen Herren und Bauern (Mezzadro genannt) spricht die Gemeinschaft des Grundbesitzes noch viel deutlicher aus, indem alle Produkte zwischen beide in natura getheilt werden.

Noch müssen wir den Schein abwenden, daß durch den oftmaligen Wechsel der Herrschaftsinhaber, oder in den beiden zuletzt erwähnten Fällen der Knechte, oder Mezzadri, der

Eine andere Folge und Erschei
der Zehent:

Die Reluition des Zehents ent
allemal bestimmten Menge Körner
oder in Geld, stellt sich als höchst
den Unterthan, als für die Herrsch
allgemeine Ruhe und Ordnung.

Der Zehent ist die natürlichste,
Gott dem Herrn in der heiligen Sc
mer gleich bleibende; das Schicksal
mer des Grundes, nämlich des ur
Bebauers desselben mit wahrer Gere
nachdem die göttliche Vorsehung de
den mehr oder minder segnet.

Ein Sackzehent, wenn er nach
schnitte von vielen Jahren bestimm
Bauer außerordentlich lästig fallen,
oder wenn sein Grund durch Verna
Dünger, an Tragbarkeit verliert, s
lich werden.

Die Geldzehent-Reluirung ist für beide Theile noch weit schädlicher. Das Verhältniß des Geldes zu dem Werthe aller Dinge, und besonders der sich in ihrem inneren Werthe gleich bleibenden Landesprodukte, ist großen Schwankungen unterworfen, daher kann eine solche Geldablösung zeitweise für den Bauer und zeitweise für die Herrschaft äußerst drückend werden.

Der Bauer wird dadurch gezwungen, sich den ihm unnatürlichen und eben darum seine Moralität immer untergrabenden Geldmaaßstab immer mehr anzueignen.

Der Herrschaft bleibt der Speicher leer und sie ist unvermögend, dem Unterthan in außerordentlichen Fällen, wie bei Hagelschlag, Ueberschwemmung ꝛc., mit denen ihm dringend nothwendig werdenden Körnern, zumal für den unvermeidlichen Anbau beizustehen.

Steigt der Werth des Geldes im Verhältnisse zu dem Werthe der Körner, so werden alle Bauern bittere Klagen erheben, daß sie unverhältnißmäßig viel zu zahlen haben; tritt aber der entgegengesetzte Fall ein, so geht die Herrschaft ganz zu Grunde, und an diesem Zugrundegehen leidet der Bauer, als Mitbesitzer dieses Grundes, mit.

In beiden Fällen, nämlich sowohl der Conversion des Zehents in Sackzehent, oder in einer Geldgabe wird der Grund zu großen Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung gelegt, indem auch nicht ein Jahr seyn wird, in welchem nicht entweder die Herrschaft, oder der Bauer sich übervortheilt und gedrückt glauben wird; und daher Klagen und Murren ohne Ende von einer und der andern Seite, und ein beständiges Stören des friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Mitbesitzern des Grundes, ein Verhältniß, von welchem das öffentliche Wohl so sehr abhängt, und dessen Störung das Wohl der ganzen Gesellschaft untergräbt, und die Regierenden mit einem Wuste von Klagen und Prozessen behelligt.

Nicht zu verkennen ist jedoch, daß die dermalen übliche Art des Einbringens des Zehents sowohl für die Herrschaften, als für den Bauer manche Nachtheile mit sich bringt, die vielleicht durch eine andere Einrichtung für beide Theile gehoben werden könnten.

Eine Einrichtung bestünde darin, daß gleich nach der Erndte der Zehentabnehmer von jedem Felde eine Garbe abnehme, und die Anzahl der Garben, die auf dem Felde stehen, aufschreibe, begleitet vom Richter oder einigen Gemeindegeschwornen.

Diese so eingesammelten Garben müßten dann gleich in der nächsten besten Tenne in Gegenwart der Obigen ausgedroschen werden, womit man einen ziemlich verläßlichen Maaßstab des Jahresproduktes eines jeden Feldes an Körnern erhalten wird, da auf den verschiedenen Feldern derselben Gemeinde wohl die Anzahl der gefechseten Garben nach besserer oder schlechterer Beschaffenheit des Bodens oder Cultivirung desselben verschieden seyn wird, aber die sogenannte Schüttung der einzelnen Garben wird in demselben Jahre immer ziemlich gleich bleiben.

Nach diesem auf eine so leichte und schnelle Art gewonnenen Maaßstabe wäre dann zu berechnen, was jeder Bauer nach vollendetem Dreschen der Herrschaft an Körnern jeder Gattung abzuführen hat.

Die Vortheile für den Bauer einer solchen Einrichtung bestünden darin:

1) daß er des leidigen Gefühls enthoben wird, sich einen bedeutenden Theil seiner Garben von seinem Felde wegführen zu sehen;

2) daß er nicht gezwungen ist, die Zehentgarbenhaufen (vulgo Mandeln) auf seinem Felde stehen zu lassen, bis die Herrschaft sie abholt, was diese nur nach ge-

raumer Zeit vermag, da sie diese Zehente auf einer so weit ausgedehnten Oberfläche abholen muß, während der Bauer in der oft dringenden Bestellung seines Feldes sehr beirrt ist, da er nicht nur allein die Oberfläche nicht bestellen kann, auf der die Zehentmandeln hie und da stehen, sondern die übrigen Theile des schon bestellten Feldes werden durch die Wägen beirrt, die den Zehent manchmal unvermeidlicher Weise sehr spät abholen;

3) der Bauer vermißt am allerschwersten das Zehentstroh, nämlich jenes Produkt, das er immer in großer Menge für sein Vieh braucht, das er durch kein anderes ersetzen kann, welches er eben darum von seinen Nachbarn gar selten käuflich an sich bringen kann, das ihm endlich und hauptsächlich den Dünger zur Verbesserung seines Feldes verschafft;

4) daß er zur Leistung seiner Zehentpflicht auf die Art und in dem Augenblick verpflichtet wird, wie und wann es ihm am leichtesten ist, wenn er nämlich den ausgedroschenen Körnerhaufen vor sich hat, der ohnehin seinen Hausbedarf in der Regel übertrifft, und daß er dadurch jeder Vorberechnung oder Vorsichtsmaaßregel, die dem Bauer immer sehr schwer kommt, gänzlich enthoben ist;

5) daß, wo der Bauer die Pflicht hat, den Zehent zur Herrschaft selbst zuzuführen, diese Last durch die Abwesenheit des Strohes etwa auf das Zwanzigstel heruntergesetzt ist.

Auf der andern Seite hätte die Herrschaft dabei folgende Vortheile:

1) daß die jährliche Ermittlung des Zehentmaaßstabes äußest schnell und einfach abgethan wird;

2) daß sie dem Verluste entgeht, denen das lange Ver-

weilen der Zehentgarben auf dem Felde durch Ausfallen, Auswachsen oder Diebstähle ausgesetzt ist;

3) daß sie dem Schaden entgeht, daß die Bauern die zehnten Mandeln immer kleiner, als die übrigen machen;
4) daß sie den Drescherlohn und die sonstigen mit dem Dreschen verbundenen Auslagen erspart;
5) daß sie keine Zehentstadeln in den verschiedenen Gemeinden zu erhalten braucht, und der damit verbundenen Feuers- und Diebstahlsgefahr entgeht;
6) daß, da wo sie den Zehent selbst abholen muß, sie das unendliche Fuhrwerk erspart, um ihn auf so sehr zerstreuten Feldern zu sammeln; wogegen in einem solchen Falle das Sammeln des Zehentkornes in den einzelnen Häusern eines Dorfes sehr bald geschehen ist.

Dagegen hat wohl die Herrschaft den Nachtheil, des Strohes verlustig zu werden; allein sie hat diesen Bedarf immer in dem allgemeinen gleichen Verhältnisse durch die eigenen Gründe gedeckt, und wenn sie verhältnißmäßig mehr Vieh erhalten will, so hat sie immer mehr Mittel, als der Bauer, sich dieses Bedürfniß anders woher zu verschaffen, oder dafür Surrogate an Laubstreu oder Tannen- und Fichtenreisig aus den eigenen Waldungen sich zu verschaffen.

Der Gefahr, daß die Bauern zur Zehentabfuhr schlechtes Aftergetreide, statt dem von ihnen gefechsten, abliefern, kann durch eine gehörige Aufsicht leicht entgangen werden, so wie durch Bestrafung in dem leicht zu beweisenden Uebertretungsfalle.

Wenn man diese Betrachtungen zusammennimmt, so ersieht man, daß aus dieser Einsammlungsart für den Bauer nur Vortheile entspringen, und für die Herrschaft der Nachtheil auf die einzige Entbehrung des Strohes sich beschränkt, welcher durch die übrigen der Herrschaft daraus zugehen-

den Vortheile überhoben seyn dürfte; im äußersten Falle aber durch einen kleinen Körnerzusatz zu dem eigentlichen zehnten Theile mit der Herrschaft ausgeglichen werden könnte.

Man sieht hieraus, wie wichtig es ist, die natürliche, so wohlthätige, so ruhige, so leicht zu führende, stammväterliche Regierungsform, da, wo sie noch glücklicherweise besteht, zu erhalten, durch Aufrechthaltung der Verhältnisse zwischen den Güterbesitzern und den Bauern, wodurch die große Familie in so viele kleine Familien zerfällt, aber überall die natürlichen und folglich stärksten Bande von Menschen beibehalten werden, und wodurch die Leitung des Ganzen so sehr erleichtert wird; während da, wo diese Bande gelöst sind, man nie Mandarinen oder Gensd'armen genug aufstellen kann, da man die in vereinzelte Atome aufgelösten Völker nur durch Gewaltmittel zu regieren und im Zaume zu halten vermag. Die blinden Werkzeuge dieser Gewalt werden aber endlich selbst demjenigen gefährlich, der sie gebraucht, da in ihnen ein prätorianisches Bewußtseyn, daß die Macht in ihren Händen liegt, zuletzt erwacht; ein Bewußtseyn, das in ihnen den Kitzel hervorbringt, sich nach Laune den Vorsteher, nämlich Fürsten zu wählen, ja manchmal sich sogar einem Feinde in die Arme zu werfen, von dem sie mehr persönliche Vortheile, die alle bloß in einer höheren Bezahlung begriffen sind, zu erhalten hoffen.

XLIV.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

I.

Eine katholische Fürstin im Leben und Tod.

Der Tod und das Testament der Herzogin von Angoulême hat der Welt wieder eine katholische Fürstengestalt vor Augen geführt, welche Jeden, der nicht alle Spuren des Bessern in sich ausgerottet hat, mit hoher Achtung erfüllen muß. Diese hohe Frau, Tochter Ludwigs XVI. und von Maria Antoinette, der unglücklichen königlichen Opfer der Revolution, die ihren ersten stürmischen Ausbruch in Frankreich nahm, zur Stunde noch dort und auf einem großen Theile des europäischen Continents fortwühlt. Wie viel hatte sie in ihrem Leben zu erdulden? Mit ihren Eltern in dem Temple eingeschlossen, sah und theilte sie dort deren Leiden; nach dem gewaltsamen Tode derselben noch längere Zeit unter ruchloser Behandlung deren Mörder schmachtend, wurde sie endlich gegen den gefangenen Lafayette ausgewechselt und kehrte im Jahr 1815 bei der Wiedereinsetzung der Bourbons als königliche Prinzessin nach Frankreich zurück, aber nur um im Jahr 1830 von der Geisel der Revolution wieder aus dieser ihrer

Heimath vertrieben zu werden und als Verbannte in Oesterreich, wo sie ein Asyl fand, endlich zu sterben. Die Sonne des Glücks hat sie gleichsam nur in der Wiege angelächelt, dann aber lagerten sich beinahe über ihr ganzes Leben die Schatten des Unglücks und der Täuschungen der schmerzlichsten Art: des Königsmordes ihrer Eltern, des Verlustes des Thrones für ihre Familie, einer zweimaligen Verbannung, und dazu der Blindheit des monarchischen Europa's, das mit Zuwarten die mit faits accomplis spielende Revolution zu besiegen wähnte und deßwegen einem revolutionären Bürgerkönigthum das legitime in Frankreich opferte.

Inmitten dieses Unglücks ist die hohe Frau nicht zusammengebrochen, sondern aufrecht geblieben wie eine Eiche im Sturme. Diesen Muth, der so hohe Anerkennung schon von Napoleon gefunden hatte, hat sie bis zum letzten Augenblick bewahrt. Sie sagt es uns selbst, woher sie diesen Muth zum Leiden, diese Kraft der Seele geschöpft; „ich sterbe," so sagt sie in ihrem Testamente, „in der römisch-katholischen apostoli„schen Religion, in der ich gelebt habe, so treu als es mir „möglich war, und der ich alle Tröstungen meines Lebens „verdanke." — Darum wagte sie es, in diesem Testamente auch auszusprechen: „ich fürchte den Tod nicht." Sie hat es bewiesen, sie hat mit der Ergebung einer wahren Christin demselben in's Antlitz geschaut und ist hinübergegangen in jenes Land, wo sie ihren Vater und ihre Mutter wieder finden wird.

Das ganze Leben der Dahingeschiedenen war ihrer als Katholikin, Fürstin und Tochter eines Königs von Frankreich würdig; eine der schönsten Perlen in ihrem Leben ist aber gewiß ihr Testament Es tritt uns aus demselben eine solche Glaubenskraft, und zugleich christliche Milde und Liebe, dann aber auch ein solcher wahrhaft fürstlicher Ton entgegen, daß wir es als den Schlußstein des edlen Lebens dieser katholischen Fürstin bezeichnen dürfen.



allen ihren Feinden, und bitte
herzigkeit auch auf diese ausstr
und Empörer, die Ursache so e
und namenlosen Elendes, er w
die Mannschaft auf dem amerik
Constantinopel aufnahm, den En
rechtmäßigen, von ihm als Bed
ligen Sache geschmähten Herrn
Applaus der ganzen englischen R
gegen Gott auf englischem Gebiet
reichs Boden, auf ihrem Todbett
den Bund mit dem Himmel besie
auf englischem den Bund mit der

Die Herzogin von Angoulê
Zeitbilder; bei dem einen sehen
stengröße in ihrer wahren Weihe
bescheiden aus einem kleinen Orte
andere aber zeigt uns, wie die S
und That vergöttert und im Tri
Land, durch jenes England herum

Wahre Größe zwingt Achtung auch Denjenigen ab, welche sonst nur gewohnt sind, den Götzen der Zeit Weihrauch zu streuen. So war dieses namentlich der Fall bei dem Tode und dem Testamente der Herzogin. Eine Art Pietät schien auch sogar auf einmal unsere charakterlose Tagespresse anwandeln zu wollen. Obwohl deßwegen ohne Zweifel unsere Leser von dem ganzen Inhalte des Testaments vielfach Kenntniß erhalten haben werden, gestatten wir dennoch demselben als einem katholischen Fürstenmonumente Raum in unsern Blättern. Es lautet:

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Ich unterwerfe mich in Allem den Fügungen der Vorsehung, ich fürchte den Tod nicht, und ungeachtet meines geringen Verdienstes verlasse ich mich gänzlich auf die Barmherzigkeit Gottes, bitte ihn nur um die Zeit und die Gnade, die letzten Sacramente der Kirche mit brünstiger Andacht zu empfangen. Ich sterbe in der römisch katholisch apostolischen Religion, in der ich gelebt habe so treu, als es mir möglich war, und der ich alle Tröstungen meines Lebens verdanke. Nach dem Beispiel meiner Eltern verzeihe ich von ganzer Seele, ohne Ausnahme, allen denen, die mir geschadet, oder mich beleidigt haben können, bitte Gott aufrichtig, daß er seine Barmherzigkeit erstrecke auf sie eben so, wie auf mich, und flehe ihn, mir Vergebung meiner Fehler zu gewähren. Ich danke allen Franzosen, die meiner Familie und mir anhänglich geblieben sind, für die Beweise von Ergebenheit, die sie uns gegeben, für die Leiden und Drangsale, die sie um unsertwillen erduldet haben. Ich bete zu Gott, daß er seine Segnungen ausbreite über Frankreich, das ich inmitten meiner bittersten Betrübnisse geliebt habe. Ich danke dem Kaiser von Oesterreich für das Asyl, das er meiner Familie und mir in seinen Staaten bewilligt hat. Ich bin dankbar für die Beweise von Theilnahme und Freundschaft, die ich, zumal unter sehr schmerzlichen Umständen, von

der kaiserlichen Familie empfangen habe. Ich bin auch erkenntlich für die Gesinnungen, die mir ein großer Theil seiner Unterthanen, namentlich die Bewohner von Görz, zu erkennen gegeben hat. Da ich meinen Neffen Heinrich und meine Nichte Louise stets als meine Kinder betrachtet habe, so gebe ich ihnen meinen mütterlichen Segen. Sie haben das Glück gehabt, in unserer heiligen Religion erzogen zu werden, mögen sie ihr stets treu bleiben, stets würdige Nachkommen des heiligen Ludwigs seyn! Möge mein Neffe seine glücklichen Fähigkeiten widmen der Erfüllung der großen Pflichten, die ihm seine Lage auflegt! Möge er sich nie entfernen von der Bahn der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Wahrheit! Ich setze meinen Neffen, Grafen Heinrich von Chambord, zu meinem Unversalerben ein. Ich will, daß meine Reste in der Franciscanergruft zu Görz zwischen meinem Gatten und seinem Vater beigesetzt werden. Man soll für mich keinen feierlichen Gottesdienst halten, und nur Messen lesen lassen zum Heil meiner Seele."

II.

Die Präsidialbotschaft in Frankreich und die revolutionären Wahlen in der Schweiz.

Die neuesten Vorgänge in Frankreich haben so ziemlich allgemein das Gefühl verbreitet, daß dasselbe einer verhängnißvollen Krisis um starke Schritte wieder näher gerückt sei; sie gewähren uns einen tiefen Blick in den unseligen, die gesunden Kräfte des Landes in sich aufreibenden Wirrwar des dortigen politischen Partheiwesens und benehmen immer mehr die Hoffnung auf einen milden Verlauf der Krankheit des französischen Staatskörpers.

Die Botschaft des Präsidenten ist in unsern Augen eine offene Kundgebung, daß er, um die Gewalt zu behalten und sie in seinen Händen nach seinen alten, nie aufgegebenen

Plänen umzuformen, sich nicht scheue, selbst zu revolutionären Mitteln zu greifen. Wir lassen uns durch den Eingang der Botschaft durch die conservative captatio benevolentiae nicht täuschen, welche von der Nothwendigkeit der Abwehr der Angriffe auf Religion, Moral und Gesellschaft spricht, und auf die großen für diese drohenden Gefahren durch eine über Frankreich und Europa verzweigte demagogische Verschwörung aufmerksam macht; wir sehen auf das, was sie beantragt und stehen nicht an, dieses für eine, die Revoluion in Frankreich im hohen Grade fördernde Maßregel zu erklären. Der Präsident beantragt in seiner Botschaft — es ist dieses der Kern derselben — Wiedereinführung des allgemeinen Stimmrechtes und meint sonderbarer Weise, es sei dieses das einzige Prinzip, das die Vorsehung zu einer allgemeinen Vereinigung gegeben habe. Er erklärt, daß er nur deßwegen das frühere Ministerium Baroche, das sonst sein Vertrauen genossen, entlassen habe, weil es sich in dieser Frage mit seinen Ansichten nicht einigen konnte; er bekennt selber zum Gesetz vom 31. Mai, dessen Aufhebung er nun verlangt, mitgewirkt zu haben, klagt es aber der Ungerechtigkeit an, „weil 3 Millionen Wähler, meistens friedliche Landbewohner, ausgeschlossen werden." — Diese durch das Gesetz vom 31. Mai eingeführte Beschränkung des Stimmrechts sei für die anarchische Partei ein plausibler Vorwand, um auf mehreren Punkten Unruhen zu erregen. Der Vorwand nun zu solchen werde ihr genommen, „wenn das allgemeine Stimmrecht auf breitester Grundlage wieder hergestellt werde."

Seit der Eröffnung dieser Botschaft hat das neu gebildete Ministerium der Nationalversammlung einen Gesetzesentwurf vorgelegt, welcher nur die weitere Ausführung der Präsidialbotschaft ist. Der Artikel 1 dieses Gesetz-Entwurfes überträgt das Wahlrecht allen Franzosen, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt und seit wenigstens 6 Monaten ihren Wohnsitz in einer Gemeinde des Wahlbezirks gehabt haben.

Dieses letztere ist nun der Hauptpunkt, um welchen die

ganze Frage sich dreht, deren Lösung in diesem oder jenem Sinne einen so großen Einfluß auf den ferneren Fortgang der Revolutionskrisis in Frankreich haben wird. Das Gesetz vom 31. Mai hatte in Abänderung des vom 15. März, welcher das allgemeine Stimmrecht eingeführt hatte, die Bestimmung getroffen, daß nur derjenige, welcher 3 Jahre lang an einem Orte seinen Wohnsitz gehabt hatte, zur Ausübung des Stimmrechtes berechtiget sei. Der unheilvolle Einfluß, welcher nach allenthalben gemachten Erfahrungen das wandernde Arbeiterproletariat auf die Wahlen in allen Fabrikgegenden, besonders in größeren Städten, hauptsächlich aber in Paris, ausgeübt haete, bestimmte damals die Nationalversammlung, dessen politische Wirksamkeit durch ein Gesetz zu beschränken. Das Resultat desselben war nun allerdings, daß mit einem Male bei 3 Millionen Wähler ihr Stimmrecht verloren.

Der Präsident nennt diese in seiner Botschaft meistens friedliche Landbewohner! Mit dieser Behauptung täuscht er entweder sich selbst, oder er will Andere täuschen. Es gibt allerdings auf dem Lande eine Art von Wandervolk; es sind jene Landarbeiter, die um Tag- oder Jahreslohn ihre Dienste vermiethen, wegen Ursachen, die meistens von ihnen selbst herstammen, nirgends zu einem bleibenden Aufenthalte es bringen, sondern immer von einem Herrn zum andern wandern. Diese bilden das Proletariat der Landbevölkerung; wir sehen nicht ein, welches Interesse man haben kann, solchen Leuten das ihnen mit Recht genommene Stimmrecht wieder zu ertheilen. — Allein die Zahl dieser Landproletarier ohne festen Wohnsitz ist unverhältnißmäßig klein im Vergleich zu der des Stadt- oder Fabrik- und Handwerkproletariats. Gerade dieses aber, zu welchem der größere Theil der 3 Millionen, die das Gesetz v. 31. Mai ihres Stimmrechts beraubt hat, gehört, ist der öffentlichen Ordnung in Frankreich und in jedem Staate viel gefährlicher als jenes; das Arbeiterproletariat ist die Macht, so zu sagen das stehende Heer der Revolution. Jede Staatsbehörde, die nicht im Dienste der Revolution steht, muß es

sich zu einer der wichtigsten Aufgaben ihrer Regierungsthätigkeit machen, den ohnehin sehr bedenklichen und großen Einfluß dieser revolutionären Macht so viel möglich einzuschränken und nirgends zu erweitern; wenn wir daher irgendwo eine Regierung eine Maßregel treffen sehen, welche darauf ausgeht, diese Macht des Proletariats im Staate zu vergrößern, so dürfen wir diese ganz unbedenklich eine der Revolution förderliche, darum selbst revolutionäre nennen.

Fassen wir die Sache noch von einer andern Seite auf. Fragen wir uns, welches ist das Grundprinzip, auf das die Revolution in ihrem Kampfe gegen die bestehenden Staats-, Rechts- und Gesellschaftszustände sich stützt? Kein Anderes, als das der Souveränetät des Volkes. Die Völker, so rufen uns alle Revolutionärs und alle Revolutionsorgane zu, sind souverän und alle andere Souveränetät ist entweder von denselben übertragen, oder ihnen gestohlen. Die Souveränetät des Volks aber wird ausgeübt durch das allgemeine Stimmrecht. — Das nun ist die Lehre der Revolution, mit dem sie die Völker zu födern, und ihren Hochmuth gegen jede gesellschaftliche Ordnung, die von diesen Unterwürfigkeit und Gehorsam fordert, aufzureizen sucht. — Und in der That, allgemeines Stimmrecht und die Lehre von der Volkssouveränetät sind zwei Begriffe, welche einander bedingen; wenn in der letzteren eine Wahrheit liegt, so darf das erstere nicht verweigert werden.

Wir finden daher die Sache ganz in der Ordnung, wenn die französische Revolutionspartei, und alle Jene, welche, ohne daß sie derselben angehören wollen, doch auf ihre Glaubensartikel vorab das Revolutionsdogma der Volkssouveränetät schwören, allgemeines Stimmrecht auf der breitesten Grundlage verlangen, sie begehren ja nur eine Consequenz ihres Prinzips; dagegen aber ist es ein flagranter Widerspruch, wenn ein Mann, der an der Spitze einer Ordnungspartei in einem Lande zu sein behauptet, ebenfalls auf Durchführung dieser revolutionären Maßregel des allgemeinen Stimm-

... ... schon ein
einem Appell an die Massen.
tigsten und schlauesten Agenten
längerer Zeit sich angelegen sein
lockende Bild der Massen als d
behaltung der Gewalt vorzuführ
reichen geheimen und offensiblen
selbe mit den beiden gefährlichen
und Lamartine gehabt hat. Uel
solchen Vorschlag bei der Nation
hat sich Ludwig Buonaparte gen
Täuschung hingegeben, allein hi
bestimmt durch die Ohrenblaserei
dem Vorschlage als solchem gewisse
sich versprochen, indem er durch de
Plänen feindliche Revolutionsparte
und theilweise für seine Wiederwahl
Es ist ein Beweis von einer groß
der Revolutionspartei, wenn man
diese, sich hingeben kann.

Mag übrigens das Schi
wel ... es wolle ...

den müssen. — Hält man die Rathlosigkeit, welche unter allen Parteien herrscht, die nicht zur Revolutionspartei zählen, damit zusammen, so muß man sich offen gestehen, daß der Knoten in Frankreich immer mehr geschürzt wird und endlich so verwickelt werden kann, daß das Schwert eines Alexanders ihn zu lösen, das einzige Auskunftsmittel bleibt.

Zu den bedenklichen Vorgängen in Frankreich gesellt sich neben dem Kossuth'schen Revolutionsschauspiele in England noch ein anderes Ereigniß in einem andern Lande. Wir sehen es als einen Fehler vieler Staatsmänner an, daß sie die Schweiz zu sehr aus ihrem Augenmerk lassen, und die Macht, welche die Revolution an diesem Lande besetzt, allzusehr unterschätzen. Der europäische Revolutionsvulkan hat in der Schweiz seinen ersten Ausbruch genommen, und dann erst seine Flammen in andere Staaten hinübergesandt. Die neuesten Wahlen daselbst haben neuerdings den Beweis geliefert, daß dieses Land eine ganz gefügige Beute der Revolutionspartei geworden ist, und Alle in einer großen Täuschung befangen waren, welche auf eine allmählige, wenn auch langsame Genesung desselben hofften. In einer Republik, wo mit Hilfe eines Theils der entsittlichten Massen, die Revolutionspartei die Gewalt errungen hat, ist keine Möglichkeit mehr vorhanden, auf dem Wege eines legalen Genesungsprozesses diese ihr wieder aus den Händen zu ringen. Die Regierung der Revolutionspartei besteht ja darin, die Entsittlichungskrankheit eines Volks, fort und fort zu nähren und zu mehren; die schlechtesten Mittel sind ihr die besten. — Einem solchen Lande muß durch einen fremden Arzt geholfen werden, wenn es nicht an innerer Fäulniß zu Grunde gehen soll.

Die Schweiz als ein der Herrschaft der schweizerischen und europäischen Revolutionspartei unbeschränkt unterworfenes Territorium, hat für alle dieselbe umgebenden Staaten und für ganz Europa eine Wichtigkeit, welche die der materiellen

Kräfte jenes Landes weit übersteigt. Nehmen wir an, die Krisis in Frankreich ende mit einem momentanen Siege der Revolutionspartei, so hat diese für sich gegen die besseren Kräfte im eigenen Lande und gegen diejenigen des antirevolutionären Europas an der Schweiz einen überaus starken Rückhalt erhalten. Frankreich mit der Schweiz, ihrer centralen von Natur befestigten Militärstellung, ihren Heerstraßen nach Italien, ihrer für Deutschland gefährlichen Lage, welche den ganzen Süden Deutschlands einer Invasion feindlicher Heere blosstellt, als seinem Vorposten verbunden, ist eine viel größere und stärkere Macht, als wenn es für sich allein dasteht. Das beweisen zahlreiche Kriegserfahrungen, zeigt schon ein Blick auf die Karte von Europa. Die Revolutionspartei der Schweiz geht seit Jahren systematisch darauf los, derselben einen französischen Typus aufzudrücken. Wenn die Revolution in Frankreich siegt, so wird in der Voraussicht des Weltkampfes, den ein solcher Sieg zur Folge haben wird, dieselbe nicht lange zaudern, ein Land in die Tasche zu schieben, das ihr schon jetzt gehört, und das sie sozusagen doppelt so stark macht. Auch die Völkersolidaritätspartei der Schweiz, die nun da gebietet, wird sich nicht sperren, mit ihren Brüdern, den Rothen in Frankreich, den Bund einzugehen, den sie schon Jahre lang gepredigt, aber wegen Ungunst der Verhältnisse nicht durchzuführen vermocht hatte.

Den Ernst der gegenwärtigen Weltlage haben daher die neuesten Revolutionswahlen der Schweiz bedeutend vermehrt, sie haben nicht bloß die Hoffnungen der europäischen Revolutionspartei gestärkt, sondern ihr neuerdings eine wirkliche physische und zwar große Macht erhalten und zur unbedingten Verfügung gestellt.

XLV.

Johann Friedrich Heinrich Schlosser.

Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. Von Johann Friedrich Heinrich Schlosser. Erster Band. Mit einem radirten Blatte nach Eduard Steinle. gr. 8. Cart. VIII und 438 S. 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. Mainz, bei Kirchheim und Schott 1851.

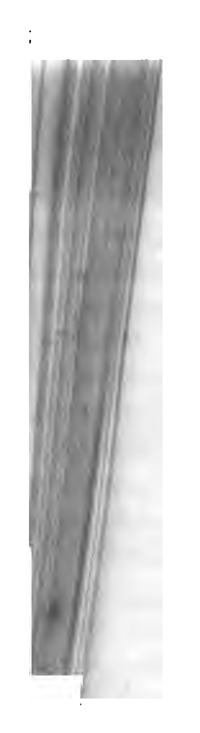
Indem wir uns beeilen, die vorliegende Sammlung christlicher Lieder und Gedichte aus allen Jahrhunderten, welche sich eben so sehr durch die Sinnigkeit der Auswahl, als die Trefflichkeit der Uebersetzung und Bearbeitung auszeichnet, unsererseits als einen wahren Schatzbehalter christlicher Dichtkunst anzuzeigen und zu empfehlen, glauben wir um so mehr einen Lebensabriß des Verfassers vorausschicken zu sollen, als dieser zwar in einem weiten Kreise, der sich selbst über Deutschland hinaus erstreckte, persönlich gekannt und hochgeehrt war, aber doch insbesondere durch dieß letzte Vermächtniß seiner frommen Muße als Schriftsteller den ihm gebührenden Platz einnehmen, und auch unter Andern als Denjenigen, mit denen er in persönlicher Berührung stand, näher bekannt werden wird.

Johann Friedrich Heinrich Schlosser, der am 20. Januar 1851 zu Frankfurt siebenzigjährig starb, war der letzte Sprößling einer daselbst von alten Zeiten her angesehenen,

und in den beiden letzten Generationen durch edle Geistesbildung ausgezeichneten bürgerlichen Familie. Sein Großvater und sein Vater saßen im reichsstädtischen Magistrat. Der letztere war ein eleganter Jurist, schrieb sehr gut lateinisch, und hat unter Anderm in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts ein Bändchen lateinischer Gedichte herausgegeben, worin sich auch ein an seinen Altersgenossen und Freund Göthe gerichtetes, sammt dessen deutscher Antwort befindet, welche unsers Wissens den Sammlern Göthischer Gedichte bisher entgangen ist. Noch näher war die Schlosser'sche Familie mit der Götheschen verbunden durch die Verheirathung der einzigen Schwester Göthes mit dem Vatersbruder unsers Schlossers, dem bekannten philosophisch-politischen Schriftsteller, der nach mancherlei auswärtigen Beamtungen in den ersten Revolutionsjahren zu Frankfurt als Rathssyndicus starb. Schlosser hatte zwei Geschwister, die beide vor ihm verstarben: eine durch Ernst der Gesinnung ausgezeichnete Schwester, und einen jüngern Bruder, Christian, einen begabten Jüngling forschenden Geistes, der Medicin studirte, an der zu Anfang des Jahrhunderts erstehenden neuen Dichterschule auch productiv Antheil nahm, hierauf nach dem Sturze Napoleons als feinsinniger politischer Schriftsteller für Erneuerung der alten ständischen Verfassung auftrat, eine kurze Zeit die Directorstelle an dem Gymnasium zu Coblenz begleitete, dann aber, seiner Gesundheit wegen, mehr in Frankreich und in Italien lebend, früh eingetretener Kränklichkeit erlag. Sein Grab ist in Rom, wo er früher in den Schooß der katholischen Kirche zurückgekehrt war, und das ihn am Ende seines Lebens an sich zog, um sich dort, im Mittelpunkte der katholischen Christenheit, dem Studium der Kirchengeschichte, und insbesondere der christlichen Alterthümer zu widmen.

Fr. Schlosser verlor seinen Vater schon in seinem Jünglingsalter, widmete sich dann zu Halle und Jena der Rechtswis-

senschaft, und ward bald nach seiner Rückkehr Stadtgerichtsrath in seiner mittlerweile dem Fürsten Primas zugefallenen Vaterstadt. Um diese Zeit hat er sehr geschätzte Materialien zu einem neuen Handelsgesetzbuch für Frankfurt herausgegeben. Die Wiederherstellung der politischen Selbstständigkeit Frankfurts gab ihm, nachdem er kurz vorher auf seine Richterstelle verzichtet, und vorübergehend als Schul- und Studienrath für das Erziehungswesen gewirkt hatte, Veranlassung an der Bearbeitung einer neuen Verfassung Theil zu nehmen. Leider aber wurden seine und seiner Freunde Entwürfe bei Seite geschoben, seine ernsten Warnungen überhört, und endlich eine neue Verfassung eingeführt, während deren Dauer die damals noch vorhandenen guten politischen Elemente dergestalt sich auflösten, daß die führungslos gewordene Stadt, besonders seit der Parlamentszeit, einer innern Zerrüttung verfiel, aus welcher sie sich bis jetzt noch nicht wieder zu erheben vermochte. Mehr wie den allermeisten Andern hätte bei der damaligen Reconstituirung der Behörden Schlossern nach seinem Verdienst und zum Wohle des Gemeinwesens eine Stelle im frankfurtischen Senate gebührt, dessen Zierde er, neben einem Metzler und einem Thomas, ohne Zweifel geworden wäre; allein er hatte den Fanatismus der herrschenden Partei durch seinen, aus freier und tiefster Ueberzeugung erfolgten Uebertritt zur katholischen Kirche gegen sich erregt. Dieser war, nachdem ihm sein jüngerer Bruder mit demselben Schritt in Rom vorangegangen war, zu Wien während der Dauer des Congresses erfolgt, dem er, mit einer sehr wichtigen Privatreclamation betraut, anwohnte. In den öffentlichen Angelegenheiten Frankfurts beschränkte Schlosser nunmehr sein Wirken auf diejenigen der katholischen Gemeinde, für deren rechtliche Feststellung er auf's eifrigste bemüht war, bis endlich der Vergleich zu Stande kam, welcher noch jetzt die Grundlage dieses Verhältnisses bildet, der aber freilich nur einen kargen und unbefriedigenden, immer neue Mahnungen und Verwahrungen nöthig machenden Vollzug erhielt.



...hängnißvoll gewordenen ...
gerathen war. Erfreulich ...
wesentliche Antheil, welche ...
ren Entwicklung der Gesellsch...
kunde nahm, die der eng ...
Stein veranlaßt hatte. Wir ...
der Sache, dieß hier um so ...
das Verdienst der Männer, ...
kommen und Aufrechthalten ...
keit und Opfer widmen, wen...
späteren wissenschaftlichen Aus...
men, so leicht übersehen wird. ...
besondere zu verdanken, daß be...
die Spitze kam, was für den Er...
Unternehmens entscheidend war.

Nachdem Schlosser sich von ...
gezogen hatte, verbrachte er die l...
nes Lebens, Winters in Frankf...
reizenden Landsitz, Stift Neubu...
Seite einer trefflichen Gattin und ...
und zahlreicher ...

facher Thätigkeit auf dem kirchlichen und poetischen Gebiete gewidmet, vorzüglich da, wo beide sich berühren. Als Früchte davon haben namentlich die Herausgabe und deutsche Erneuerung der tiefsinnigen Gedichte des heiligen Franciscus von Assisi, dann eine Darstellung der Zustände der griechischen Kirche Rußlands schon bei seinen Lebzeiten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Viel größer ist die Zahl anonymer Aufsätze in Journalen und Zeitungen, so wie kleinerer Werkchen, die Schlosser nur für einen engen Kreis abdrucken ließ. Die Sammlung christlicher Gedichte aus allen Jahrhunderten in Uebersetzungen und Erneuerungen, welche nun aus seinem Nachlasse erscheint, und denen noch eine Folge gehaltvoller, weltlicher Gedichte aus verschiedenen Sprachen sich anschließen wird, muß als eine wahre Bereicherung unserer Literatur begrüßt werden. Wie Schlosser durch sie in die Reihe der ausgezeichnetsten Uebersetzer tritt, die den deutschen Literaturschatz wie denjenigen keines andern Volkes durch Uebertragung der trefflichsten Erzeugnisse aller Zeiten und Völker gemehrt haben, so darf hinwieder gehofft werden, daß die Höhe und Tiefe der Gesinnung der ausgezeichnetsten Sänger der Vorzeit, welcher er deutschen Ausdruck verlieh, in den empfänglichen Herzen wiederklingen werde.

Es wird dieß in Beziehung auf die vorliegende Sammlung der würdigste Nachruf für einen Charakter seyn, der mit dem festen Kerne biederer Gesinnung, wie sie unsern Vätern eigen war, zugleich die reichste Bildung der Neuzeit verband, bei dem ächte Religiosität und Kirchlichkeit Hauptgrundzug war, den er auch praktisch durch Wohlthun und Wohlwollen in weitem Umfange zur Geltung brachte. Für diejenigen aber, die den Vorzug genossen, mit Schlosser noch persönlich bekannt gewesen zu seyn, ist dieser Nachlaß zugleich eine schmerzliche Erinnerung an die Stelle, welche dessen Urheber im Umgang einnahm. Reich an Wissen und Erfahrung, wohlunterrichtet über Zustände und Personen, wie er denn

...ganz überblickt, aber auch nicht leic...
gen werden kann, und die seinem An...
Ehre gerechnet werden muß, weil sie ...
sönlichkeit war. Wie mancher Reiche ...
uns Deutschen hätte guten Willen gen...
telpunkt edleren Verkehrs zu stiften, ...
Daß Schlosser hierzu neben den äußer...
Geist und Wissen besaß, ist es, desse...
mit Dankbarkeit wie er war, mit S...
kein Anderer ersetzt.

Und dieser Schmerz um seinen Verl...
vorangehenden Lebensabriß von treuer F...
schärft sich, wenn wir auf diese wirre, ...
Zeit blicken, die so arm gerade an den T...
nen er so reich war, und wenn wir der ...
sen Zerfahrenheit in jenen ... den

bens, dessen Kinderjahre mit den frühesten Anfängen der ersten französischen Revolution zusammengefallen, in Folge der Pariser Februartage auf einem brennenden, zitternden Boden. Von den Fenstern seines Hauses in Frankfurt aus konnte er die scheußlichen Septemberorgien der Revolution des Jahres 1848 sehen, und rings um seinen freundlichen, gastlichen Landsitz bei Heidelberg her spielte sich, zur Schmach Deutschlands, im Jahre 1849 die klägliche Tragödie des badischen Aufstandes in kurzen Acten ab.

Ein zart fühlender, jede Ungebühr, ja jede Formlosigkeit schmerzlich empfindender, sanfter und milder Geist, in einem zart gebauten, leicht verletzbaren Körper, bewies er darum nicht minder in entscheidenden Momenten seines Lebens und in den Prüfungstagen der Erschütterung, des Kampfes und der Gefahr, — die stärkere Naturen zu Boden geworfen, oder wankend gemacht, — eine unerschütterliche Festigkeit, ja selbst eine heitere Ruhe. So geschah sein Uebertritt zur katholischen Kirche zu einer Zeit, da dieser Schritt einen ungleich höheren, sittlichen Muth und größere Selbstverläugnung forderte, als gegenwärtig, wo so viele ausgezeichnete Männer und Frauen vorangegangen sind, und das öffentliche Urtheil einer der Kirche feindlichen, oder sie verachtenden Zeit abgekühlt, und dem Hohne die Spitze abgebrochen haben. Die katholische Kirche galt damals der Welt für eine Leiche, die man vergessen hatte zu begraben. Wer erinnert sich nicht der gehässigen Anfeindungen, welche der edle Stolberg seines Uebertrittes wegen erfahren hatte, mit welcher plumpen, ungeschlachten Wuth Voß, trotz seiner klassischen Humanität über den früheren Freund und Jugendgenossen herfiel, als er „aus einem Freien ein Unfreier geworden." So mußte auch Schlosser gewärtigen, daß seine Wirksamkeit in dem heimischen Kreise und seine Zukunft dadurch vernichtet würde; das schmerzlichste Zerreißen mancher theuren Bande mußte er befürchten; doch ließ er sich weder hiedurch, noch

durch andere verwandtschaftliche und gesellschaftliche Rücksichten, die er sonst mit ängstlichem Zartgefühl zu erfüllen pflegte, abhalten, der Stimme der erkannten Wahrheit zu folgen, und ihr Bekenntniß ohne Menschenscheu abzulegen. Und später haben auch die, welche seine religiöse Ueberzeugung nicht theilten, im Hinblick auf ein fleckenloses Leben und seinen edlen, wohlwollenden Sinn, wenigstens die Reinheit seiner Absicht nicht verkennen können, und sind der Leiche eines Mannes, der mit dem treuesten und festesten Glauben, leidenschaftslose Sanftmuth und schonende Milde im persönlichen Verkehre mit den Gegnern desselben verband, mit Theilnahme und Achtung zur Ruhestätte gefolgt.

In seinen politischen Ueberzeugungen, wenn es galt, das Recht, die Grundlage aller bürgerlichen Ordnung, zu vertheidigen, zeigte er die gleiche Festigkeit. Der vorübergehende Sieg und Triumph der Gewalt erschütterte ihn nicht im mindesten in seinem Glauben an eine höhere, leitende Hand, die die Könige durch die Völker, und die Völker durch die Könige züchtigt, wenn sie der ewigen Gesetze vergessen. Während daher der Aufruhr um ihn her tobte und mit blutiger Hand die Brandfackel schwang, lebte er in ungetrübtem inneren Frieden unbeirrt seinen geräuschlosen Beschäftigungen edlen geistigen Strebens, wohlthätiger Nächstenliebe und erheiternden, geselligen Verkehres. Wohl aber empfand er in tiefster Seele den scharfen Schmerz über die Schmach und das Unglück des sinkenden Vaterlandes, das seinem Gotte untreu geworden, und Sitte, Recht und Ehre vergessen im Rausche entzügelter Leidenschaften und entnervender Lüste dem Abgrunde zutaumelte. Seiner kummervollen Klage über diesen Verfall hat er in einer Canzone und einem Sonett Worte geliehen, die wir hier als einen Mahnruf von jenseits, aus dem Munde eines Dahingeschiedenen, unseren Lesern mittheilen wollen; es sind deutsche Worte in undeutscher Zeit an das unglückliche Vaterland gerichtet:

Canzone 1840. Im Mai.

> Dann wird der Muth sich regen
> Wider die Wuth, und bald seyn ausgestritten:
> Denn Gottes Arm und Segen
> Sind noch mit uns, und Treu und Vätersitten.
> Frei nach Petrarca.

Mein Vaterland, wohl weiß ich, wenig frommen
Klagtöne bei dem bittern Todesschmerze,
Der endlos dir die wunde Brust zerspaltet:
Doch senkt sich Lindrung mild in's müde Herze,
Wenn es, von schweren Ahnungen beklommen,
Im Lied aushaucht das Leid, das es durchwaltet:
Ganz ist auch nicht erkaltet
Die Liebe, die in Tagen, längst vergangen,
Der Deinen Herz umfangen,
Und alte Treu' ist noch nicht ganz veraltet:
Noch hält der Glaube manches Herz sich offen,
Und wo sich Lieb und Treu mit ihm verbanden,
Kann nicht zu Schanden werden gläub'ges Hoffen.

Längst sind die kräft'gen Tage hingeschwunden,
Da, fest in Einfalt, stark in Glaubenseinung,
Der Völker Zier, du trugst der Völker Krone:
Als Einfalt wich, den Glauben brach die Meinung,
Da riß, das deine Kinder eng verbunden,
Das edle Band, die Krone ward zum Hohne:
Die Treue stieg vom Throne,
Die einst den Vätern heilig war gehalten:
Das Neue trotzt dem Alten,
Zum Spotte dient der Mutter Gram dem Sohne:
Argwohn die Brüder weg von Brüdern stößet,
Jubelnd als Freund' umarmen sich die Feinde,
Seit, das sie einte, sich das Band gelöset.

Gelöset wohl, doch noch nicht ganz gesprenget:
Schwach hielt es die Getrennten zwar umschlungen,
Doch, wenn geschwächt auch, heilig blieb's geachtet:
Der Treue Klang war noch nicht ganz verklungen,
Nach alter Einung oft, von Leid bedränget,
Sehnsüchtig manches Treuen Herze schmachtet:

und
Viel Ströme
Doch Glaube s
Wie konnte da
Wie Segensfruch
Bandlos stehn die
Des nun gesprengt
Und schon in stren
Hält sie des Fremd
So, schwach, gekett
Zerdrückt, mit Hohn
An sich vollstrecken

Da blickt' erbarmend
Der ew'ge Herr, und
Und sprach: wacht au
Und freud'ger Glaub'
Und alte Liebe sieht ma
Nach dunkler Nacht beg
In Muth kehrt sich das
Des Frevels Macht, der
In Eil ist sie zerstoben,
Erneuten Flug darf alte
Neu strahlen Recht, und
Und

In unheilvoller Wendung,
Wahrheit verkennend, folgten wir Sophisten:
Bethört von ihren Listen,
In wirren Wahnes rasender Verblendung,
In neuer Spaltung thöricht wir erschlaffen,
Des Feinds nicht achtend, der, zu unsrer Seiten,
Sie auszubeuten schon erhebt die Waffen.

Doch, sei der Knoten noch so fest geschürzet,
Der Treue Schwerdt wird endlich ihn durchhauen,
Wann Glaube, Hoffen, Liebe neu erblühen:
Nicht wanken darf das kindliche Vertrauen,
Der Arm des Herren ist noch unverkürzet,
Bald siegt das Licht, das Dunkel muß entfliehen:
In heiß'rer Glut ersprühen
Sehn wir ringsum die hart bedrängten Schaaren:
Inmitten der Gefahren
Erneut, bewährt, wird Glaube neu erglühen:
Und, was als Unheil jetzo wir beweinen,
Wird, wann das Dunkel vor dem Licht der Sonnen
Dereinst zerronnen, uns als Heil erscheinen.

Geh hin, mein Lied, und künde
Den Treuen, die nach altem Bund sich sehnen:
Laßt ab vom irren Wähnen
Und gebt euch nicht zum eitlen Spiel der Winde:
Sammelt mit Christo, fest mit ihm verbunden:
Wer anders sammelt, sprach er, der zerstreuet:
So wird erneuet unser Volk gesunden.

Sonett.

Wohin ich meines Geistes Blicke kehre,
Gewahr ich Wahnwitz, Lug und arges Sinnen;
Sein Haupt erhebt Verrath, es flieht von hinnen
Verbannt die Tugend, und verbannt die Ehre.

Und trifft sich Einer, der sich frei bewähre
Von Schuld, und wie von frevlendem Beginnen,
So birgt er lang den Schmerz im Herzen drinnen,
Und keiner wagt's, daß er den Sturm beschwöre.

Mit kühnem Frevel steht kleinmüth'ges Zagen
Im Bunde so, daß weinen muß von Herzen,
Wer hängt am Vaterland mit frommem Glauben:

Doch beugt das Strafgericht nicht eitles Klagen;
Schon naht's und wird, nicht achtend unsrer Schmerzen,
Uns Vaterland, Staat, Glaub' und Ehre rauben.

Seine Theilnahme an den Geschicken der Kirche und des Vaterlandes begnügte sich indessen nicht, wie wir oben gesehen, mit eitlen Klagen; galt es irgend ein gemeinnütziges, edles Werk zu fördern, oder einer Noth beizuspringen: dann ließ er sich keine Mühe verdrießen, und scheute mit freigebiger Hand kein Opfer. So hat er nicht nur zur Vollendung des Kölner Dombaus einen beträchtlichen jährlichen Beitrag geleistet, sondern auch manche arme, unbekannte Kirche erstand, unterstützt von seinem verborgenen Almosen, oder wurde durch seine milde Freigebigkeit geschmückt. Kein Nothleidender, kein Bedrängter klopfte vergeblich an seine Thüre; er empfing Rath und Trost aus seinem Munde, und bereitwillige Unterstützung von seiner Hand. So hat er auch mit uneigennützigem, unverdrossenem Fleiße gar manche Nacht bis in die ersten Morgenstunden am Schreibtische verbracht, sei es für ein öffentliches Interesse, sei es, um einem Einzelnen zu seinem Rechte zu verhelfen, oder ihm Theilnahme zu gewinnen, und ihn in seinen Anstrengungen und Bedrängnissen zu fördern. Er wartete auch nicht darauf, bis ihn die äußerste Noth beschämten Blickes ansprach, er kam ihr mit liebreicher Schonung zuvor, und nahm sich jener am liebsten an, die ihm die Verlassensten schienen. So in den letzten Jahren, da in dem Getümmel der politischen Parteikämpfe Niemand sich um die Kunst kümmerte, und die Künstler sich dem härtesten Loose preisgegeben sahen, da setzte er, geordnet, wie er in allem seinem Thun war, eine bestimmte Summe fest, die er jährlich zur Unterstützung der Kunst verwendete. Das Wenigste dieses wohlthätigen Wirkens ist übrigens auch nur

dem engern Kreise seiner vertrautesten Freunde durch ihn selbst bekannt geworden, da er in anspruchsloser Bescheidenheit jede Ostentation mied, und gewiß Niemand, ohne die äußerste Nothwendigkeit, in das Geheimniß seiner Wohlthaten zog.

Sein wissenschaftliches Leben und Streben trug denselben edlen Charakter.

Er liebte die Wissenschaften und ihr Studium mit edler, uneigennütziger Liebe, nicht aus Ehrgeiz oder sonst einer eigensüchtigen, ihnen fremden Absicht, sondern um ihrer selbst willen, um durch sie Geist und Gemüth zu bilden, zu reinigen, zu erheben, zu bereichern, zu veredelen. Die strenge Gewissenhaftigkeit, die seinem Leben in allen Beziehungen zur Richtschnur diente, bewährte sich hier in dem unermüdlichsten Bestreben nach möglichster Gründlichkeit, Vollständigkeit, Treue und Ordnung. Es ging gegen seine ganze Natur, Etwas nur so obenhin und flüchtig, leichtfertig und ohne Ordnung zu behandeln. Eine Arbeit, die ihm nicht genügte, die er noch glaubte, verbessern zu können, zu der kehrte er immer wieder und wieder mit der gleichen unverdrossenen Liebe zurück, ohne eine Mühe und Anstrengung zu scheuen.

Unsere Zeit leidet an einer krankhaften Kritik, einer Schwäche des einseitig ausgebildeten, gemüthlosen überreizten Verstandes. Wir können nichts sehen, ohne mit kaltem, mißgünstigem, verächtlichem Blicke nach seinen Mängeln und Gebrechen zu spähen, und wenn wir die wirklichen oder vermeintlichen entdeckt, dann sind wir froh, wie ein böses Kind, das eine Blume entblättert oder einem Schmetterlinge die Flügel ausreißt. Hingebung, Liebe und Bewunderung kennt dieser kritische Verstandesdünkel nicht, er ist ihrer in seiner eisigen Kälte gar nicht mehr fähig. Hiefür aber hatte Schlosser bei der wohlwollenden Milde seines religiösen Gemüthes seinen Sinn offen behalten. Er suchte vielmehr überall das Heilige, das Hohe, das Edle und Schöne, und freute sich

seiner, wo er es auch fand. Die Blüthen und Meisterwerke der Literaturen aller Völker fanden daher auch Zutritt zu seiner Bibliothek und in ihm einen sorgfältigen Pfleger und entzückten Bewunderer. So wie es ihm denn auch das größte Vergnügen machte, statt in dem negirenden Geiste seiner Zeit ein geistiges Vermächtniß der Vorzeit nach dem andern kritisch zu vernichten, vielmehr auf irgend ein verborgenes, im Staub vergrabenes Kleinod der Vergangenheit aufmerksam zu machen. So hat er neben manchen kleineren Schriften „das arme Leben Christi von Tauler“ in einer schönen Ausgabe neu herausgegeben. War ihm eine Arbeit gelungen, hatte er bei seinen Uebersetzungen eine lang bekämpfte Schwierigkeit überwunden, dann machte es ihm die größte Freude, den Genuß, den er selbst in der glücklichen Nachbildung empfand, auch Andern mitzutheilen; er las sie dann gerne vor. Und so schenkte er in dem Geiste edelster Gemeinnützigkeit einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Bibliothek noch während seines Lebens der Ritterakademie zu Bedburg, zum Besten der dort aufwachsenden Jugend. Und diese Bibliothek selbst, die auch nach dieser Schenkung noch gegen sechszehntausend Bände zählen mag, gesammelt mit dem sorgfältigsten Fleiße und liberalen Aufwande, in ihren ausgewählten Werken aller Nationen, mit ihren kostbaren Seltenheiten, ihren schönen Ausgaben, ihren saubern Einbänden, ihrer wohlgeordneten Aufstellung, sie ist auch ein schönes Abbild und Zeugniß seines ganzen Wesens und Wirkens. Es ist der Hausrath, an dem man den Sinn des Herrn erkennt.

Wenn ich mir sein Bild vor die Seele rufe, wie er auf dem rebenumkränzten Nekarhügel gegenüber dem Heidelberger Schlosse, dort auf seinem anmuthigen Landsitze, rings von der schönsten Natur umgrünt und umblüht, mit freundlich lächelnder Miene gastlich waltete, und wie er umgeben von Gemälden und Zeichnungen Steinles, Veith's und Overbecks und anderen selbst gesammelten Kunstschätzen alter und neuer Zeit

in seiner Bibliothek mit freudeglänzendem Auge in einem seiner geliebten Dichter liest, dann treten unwillkürlich die edlen Männer des alten Florenz und die reichen Bürger der alten niederländischen Städte vor meine Erinnerung, sie, die ihre im Welthandel gewonnenen Reichthümer als geistreiche Pfleger und großmüthige Förderer von Wissenschaften und Künsten ja auch zu den edelsten Genüssen des Geistes gemeinnützig verwandten. Männer dieser Art sind immer selten gewesen, besonders in einem epikureischen Judenzeitalter, wo das mit Wucher Gewonnene entweder mit herzlosem, nimmersatten Geize, sammt Zinsen und Zinseszinsen, zu Millionen und Millionen aufgehäuft, oder mit brennender, zügelloser Sinnengier zu schlechten Lüsten und gemeinen Genüssen und zur Befriedigung einer nichtigen Eitelkeit verpraßt und vergeudet wird! — Möchten sie an seinem Beispiele den würdigeren Gebrauch gottverliehener Glücksgüter kennen lernen.

Daß er minder die produktive Kraft eines mächtigen, selbstschöpferischen Dichtergeistes, als die Gabe des innigsten Verständnisses und eines glücklichen, eben so getreuen als gewandten Nachbildens fremder Geisteswerke besaß, darüber täuschte ihn die Selbstliebe nicht. Uebertragungen waren daher schon eine Lieblingsbeschäftigung des Jünglings, und wie sich frühe schon sein ernster Geist dem Höchsten und Heiligsten zukehrte, so wandte er auch schon auf der Universität seine Liebe der Uebersetzung jener heiligen Lieder und Hymnen der katholischen Kirche zu, denen er mit unverbrüchlicher Treue auch noch in den letzten Tagen seines irdischen Lebens anhing, und die nun mit ihren überirdischen Klängen sein Grabmal wie ein sursum corda! umschweben.

Sein Talent beschränkte sich hierin nicht auf das bloße Verständniß fremder Sprachen und die vollendete Bewältigung der eigenen deutschen, um das in jenen Gedichtete in dieser lebendig und treu wiederzugeben; was ungleich seltener ist, er wußte sich selbst die fremden Sprachen so lebendig zu

eigen zu machen, daß er mit nicht minderem Glücke auch aus der deutschen in sie übersetzte, oder auch kleinere Gedichte in ihnen verfaßte. So dichtete er, als im Jahre 1840 in Frankfurt die schöne, aus dem Mittelalter herrührende Hospitalhalle, ohne nöthigende Veranlassung, und zum Bedauern eines großen Theils der Bürger, abgerissen wurde, ein Sonett in italienischer Sprache, welches mit dem Verse schließt:

Perisca, si: ma nella sua rovina
Di cui mai la memoria non fia spenta,
L'onor de' distruttor sarà 'ntralciato.

Zuweilen erlaubte er sich wohl auch in heiterer Laune den harmlosen Scherz, feine Kenner und Beurtheiler der Poesie durch selbstgemachte Zusätze oder Gedichte auf die Probe zu setzen, und es freute ihn ungemein, wenn ihm die Nachahmung des Originals so sehr gelungen, daß sie eine Gestalt für eine raphaelische hielten, die nicht Raphael, sondern er in nachdichtendem Geiste componirt hatte. So fügte er einmal dem erhabenen ältern lateinischen Hymnus: „O Roma nobilis“, den er auch deutsch übersetzt hat, zwei Strophen bei, die sich so natürlich im Geiste des Originals an die vorhergehenden anschmiegen, daß sie auch geübten feinen Ohren anfänglich für ächt erschienen. Sie lauten:

Joannes, ordinis fatorum conscie,
Mystico numinis edocte lumine,
Tu nostris precibus leniter adnue:
Ut, quo calueras candente pectore,
Divini percitos amoris fulmine
Nos beatifices tuo precamine.

Tuque, christicolae turbae praesidium,
Virgo deipara, coelorum gaudium,
Clementer suscipe gemitus supplicum:
Tuum clientibus per patrocinium
Ut, data venia cunctorum criminum,
Condonet filius gaudia coelitum.

Amen.

Der Schreiber dieser Zeilen, als er in seiner Jugend auf einer Fußreise durch die Alpen und nach dem Comersee, in der Umgebung von Mailand, auf dem Landgute Manzonis zusprach, der dort mit Azeglio im Kreise seiner Familie weilte, hörte aus dem Munde des gefeierten italienischen Dichters die lobende Anerkennung, die er Schlosser's Uebersetzung seines „Adelgis" zollte; und Manzoni ist der deutschen Literatur nicht unkundig.

So war Schlosser in gar manchen Hinsichten durch geistige Eigenschaften und zeitliche Güter eine vor tausend andern bevorzugte Natur, daß dieß wohl seinem Selbstgefühl hätte schmeicheln dürfen; allein Nichts war ihm ferner, als Dünkel oder Stolz; davor bewahrte ihn sein tiefer, religiöser Sinn, sein demüthiger Glaube. Allen zugänglich, die irgend ein Anliegen hatten, und gegen Jeden gleich freundlich, gleich dienstwillig, kam es der Güte seines weichen Herzens oft schwer an, wenn er einem Untergebenen ein hartes Wort der Zurechtweisung geben mußte, wie wohlverdient es immer seyn mochte.

Von immer ungetrübter Milde und wohlwollender Heiterkeit lächelte er gutmüthig, als er nachträglich erfuhr, daß die wachende Vorsicht der Seinen, in den Tagen der demokratischen Gefahr, ohne sein Wissen, durch Hunde und Wächter für seine Sicherheit gesorgt hatte, und eben so, als ein Theil der Mannschaft des ihm durch viele Wohlthaten verpflichteten nahen Dörfleins Ziegelhausen erschien, um freiwilligen Wachdienst bei ihrem Wohlthäter zu versehen, und sich die gute Bewirthung auf dem gastlichen Stift wohl schmecken ließ.

Friedlich in seinem Innern und mit jedem Menschen in Frieden lebend, schien auch ein Geist des Friedens ihn zu umgeben, den auch der empfand, der in seine freundliche Nähe trat.

Eine so ausgedehnte, offene Gastlichkeit, wie er sie übte, die auch den nicht ausschloß, der keine Art von Annehmlichkeit in die Gesellschaft mitbringt, sie hat auch ihre sehr lästige

... eigenen Erlebnissen daheim
stadt und auf Reisen, so manches
Schade, daß er in seiner discre
dazu verstand, die Erinnerungen
sturmbewegte Zeit mit so vielen g
stalten umfaßte, aufzuzeichnen! A
aus lebendiger Anschauung ist der
loren gegangen! Als edelste Unte
geselligen Kreises diente ihm auch in
dichterische Muse; viele seiner eigen
die meisten, sind so aus der Ein
bald ernsten, bald scherzhaften In
Kreis, entstanden; denn, die Hau
war nicht, wie es bei unseren neu
der Fall ist, um seine Gedichte drucke
erheiterten sie eine Seele, so genügte

Mit Recht dürfen wir es dahe
wiederholen: frommer Glaube, gewissen
des Herzens, edle Geistesbildung,
Kenntnisse, aufopfernde Nächstenliebe,
ländischer Sinn
ste, heite

rem Wahnsinne schmerzlich gerungen, den Rom im Triumphe eingeführt, und der vor der Dichterkrönung dahinsinkend, in der stillen Klosterzelle von San Onofrio die weltmüde Seele andachtsvoll den Händen seines Gottes übergab, um statt der vergänglichen ewige Triumphlieder in dem himmlischen Jerusalem zu singen. Diesen Tasso hielt er in der Hand, um das Werk zu ordnen, als der Todesengel auch ihn aus dieser Nacht der Zeitlichkeit zu dem befreiten Jerusalem hinüberrief.

Obschon seinem Ende keine Krankheit, kein ernsteres Unwohlseyn warnend voranging und sein Tod ein unerwarteter war, so hat er ihn bei seiner ernsten, religiösen Gesinnung, die nie das Ziel vergaß, doch gewiß nicht unvorbereitet überrascht.

Schlosser war in seinem Aeußeren die Ordnung und die Sauberkeit selber; Jedes, das Größte wie das Kleinste, hatte bei ihm seine Stelle und seine Zeit; alles Unberichtigte, alles Unbereinigte, alles Ungeordnete war seinem Gefühl in der Seele zuwider; ein Stäubchen auf seinem Kleide, der kleinste Fleck auf dem Einbande seiner Bücher oder eine Falte in einem Blatt that ihm weh. Er hatte keine Ruhe, bis Alles nett und richtig war. Und diese äußere Ordnungsliebe und Säuberlichkeit war das Symbol seiner inneren Reinheit und gewissenhaften Pflichterfüllung, die sich jeden Augenblick bereit hielt, den Schlüssel des wohlbestellten Hauses in die Hand des Herrn zurückzugeben.

Ich kann daher auch sein Leben, fromm und fleckenlos, wie es war, und sein ganzes Wesen so fein säuberlich und wohlgeordnet, mit nichts anderem vergleichen, als mit einem jener so andächtig, so fleißig, so sauber gemalten Bilder unserer altniederländischen Meister. Das Auge blickt in ein heiter-ernstes Gemach; das Fenster ist offen; grünes Rebenlaub, das das Fenster überspronnen, dämpft das einfallende Sonnenlicht; zwischen den Blättern sieht man in ein einsames Waldthal; ein klarer, lichtglänzender Spiegel rinnt das Wasser an Felsen und grünen Waldufern still hinab; auf dem Fenster steht

ein schön geformter Topf, blühend darin eine rothe Nelke; das verzierte Tafelwerk der Wände, der braune Tisch, die braunen Stühle, der Estrich des Fußbodens, Alles glänzt, blank gescheuert, wie ein Spiegel; auf dem Tische liegt ein geöffnetes Pergamentbuch, die schneeweißen Blätter mit heiligen Bildern verziert, rings von Blumen und Vögeln in zarten, lebensfrischen Farben umgeben; neben dem Buche liegt eine Spindel, von dem weißen Flachse geht ein feiner Faden nach dem zierlichen Spinnrad aus schwarzem, glänzenden Ebenholz; überall ist ein stillwaltender Geist der Andacht, des Fleißes, der Ordnung, der Reinheit sichtbar; vorn auf dem Betschemel aber kniet im blauen Gewande, mit goldblonden, fliegenden Haaren und sanftem, demüthigen, lichtstrahlenden Angesicht, die Hände gefaltet, die heilige Jungfrau; vor ihr steht der Engel im rothen Gewande, verklärten Angesichts, sie grüßend mit himmlischer Stimme: „Ave Maria!“ — und neben ihr duftet in dem schlanken, irdenen Krug ein Strauß weißer Lilien. Und was bedeuten diese Lilien? — sie sind eben jene Hymnen und heiligen Gesänge, die Blüthen reinster Andacht, die das Geheimniß der Menschwerdung feiern und ihm entsprossen sind, und die daher dieses Buch mit Recht: „Die Kirche in ihren Liedern“, nennt.

Sie entsprachen seit frühe seiner ganzen inneren Richtung, sie erfüllten seinen Geist und sein Gemüth, und als seine liebsten Blumen pflegte er sie, ein unverdrossener Gärtner, mit hingebender Treue in seinem geistigen Blumengarten. Manche Stunde brachte er mit ihnen hin auf der sonnigen Nekarhöhe, im Geiste das Leben der Kirche, das sie geschaffen und das sie darstellen, nachlebend, und mit ihrem Heiligsten und ihren Heiligen aus allen Jahrhunderten verkehrend. Die ganze kirchliche Lehre, die Sacramente, das Leben Christi und der Heiligen und Martyrer, alle Stimmungen und Zustände der gesammten Kirche und der einzelnen gläubigen Seele, die Tageszeiten und die Jahreszeiten und den ganzen kirchlichen Festcyclus in dem gleichen heiligen Geiste um-

fassend, waren sie ihm ein unerschöpflicher Quell himmlischer Labe, zu dem er immer wieder zurückkehrte.

Die Wonnen ew'ger Seligkeit,
Der Zeugen Christi Herrlichkeit,
Die Palmen, so des Sieges Lohn,
Preis' unser Lied im Jubelton.

Der Kirchen Fürsten reich an Macht,
Die Führer in der Siegesschlacht,
Die Helden in des Herren Schaar
Und Weltenlichter hehr und klar.

Der Glaube, der ihr Herz belebt,
Die Hoffnung, die gen Himmel strebt,
Die Liebe, die an Gott sich hält,
Bezwang den Fürsten dieser Welt *).

Noch bedeckt die stille Nacht weit hin Berg und Thal, in schwarzen Schatten liegen Schloß, Stadt und Brücke.

Nacht, trüber Wolken Düsternheit,
Hüllt rings die Welt in Dunkelheit **).

Finsterniß und Schweigen herrscht in der Tiefe, keines Vogels Stimme erklingt in den Zweigen; doch der Gärtner schweigt nicht, er wacht und singt:

Sieh' eine helle Stimm' erklingt,
Die mahnend durch das Dunkel dringt:
Fern fliehe nächt'ger Träume Heer,
Vom Himmel schimmernd glänzt der Herr ***).

Der Morgenstern erglänzt mit Macht,
Dem Lichte weicht die dunkle Nacht:
Er kündet uns der Sonne Nah'n;
Dein heil'ges Licht zünd' in uns an †).

Ein Wächter ist, der droben wacht,
Vom frühen Morgen bis zur Nacht,

---

*) Aus Aeterna Christi munera. Schlosser S. 11 u. 12.
**) Aus Nox et tenebrae et nubila. Schlosser S. 74.
***) Aus En clara vox redarguit. Schlosser S. 41.
†) Aus O lux beata Trinitas. Schlosser S. 59.

Der alle unsre Thaten sieht,
Und dessen Blicken nichts entflieht *).

Jetzt schüttelt der Hahn, der Herold des Tages, sein Gefieder, er schlägt die Flügel, und seine Stimme erschallt, das Leben aufweckend, im hellen triumphirenden Tone durch das stille Thal, da singt auch mit ihm der geistliche Gärtner:

Des Tags Verkündiger, der Hahn
Begrüßt des jungen Lichtes Nah'n:
Uns ruft zu neuen Lebens Lauf
Der Herr, und weckt die Geister auf.

Erwacht! ruft er, das Lager laßt!
Entrafft euch trägen Schlummers Rast:
Seid nüchtern, keusch, gerecht und rein!
Wacht! bald schon werd' ich bei euch seyn **).

Das Grau der Nacht es wird lichter und lichter, purpurn färbt sich im Ost der Himmel, die Wolken erglühen immer feuriger im Widerschein der nahenden Herrlichkeit, jetzt flammt es weitum in strahlender Majestät, da singt der Gärtner in jubilirendem Tone:

Der Himmel glüht im Morgenduft,
Des Lichtes Strahl durchdringt die Luft:
Die Nacht entfloh, der Tag bricht an:
Fleuch, düstrer Sünde trüber Wahn! ***)

Der Himmel glüht im Morgenduft,
Triumphgesang durchhallt die Luft,
Frohlockend jauchzt das Erdenrund,
Die Hölle bebt im finstern Schlund.

Versieget Thränen, Seufzer schweigt,
Des Grabes Grau'n, der Schmerz entfleucht:
Er, der den Tod besiegt, erstand:
Der Engel ruft's im Lichtgewand.

---

*) Aus Lux ecce surgit aurea. Schlosser S. 75.
**) Aus Ales diei nuntius. Schlosser S. 72.
***) Aus Aurora jam spargit polum. Schlosser S. 27.

In Osterwonnen jauchzt die Welt,
Von schön'rer Sonne Glanz erhellt,
Als lichtverklärt sich offenbar
Der Herr macht der Apostel Schaar *).

Zu dem heiligen Geist, dem Lichtquell, richtet er flehend seine Bitte, daß er uns seines Lichtes theilhaftig mache, auf daß auch in unsern Herzen die heilige Morgenröthe aufgehe und es licht werde:

Du in Arbeit unsre Ruh,
In der Hitze Kühlung du,
Hülf und Trost in aller Pein.

Heilger Lichtquell, sel'ge Lust,
Fülle deiner Gläub'gen Brust,
Mit dem Licht der Gnaden dein **).

Das Licht ist unter allem Irdischen das reinste Symbol des Göttlichen. Gott ist das Licht aller Lichter, die Sonne aller Sonnen:

Gott, Schöpfer, hochgebenedeit,
Der Gläub'gen Licht in Ewigkeit,
Neig, Herr, aus deinen sel'gen Höh'n
Dich deiner niedern Knechte Fleh'n ***).

Und Licht verbreitet die Gottheit, wo sie erscheint; die Sterne am nächtlichen Himmel, die Sonne, die Königin des Tages, sind die Apostel ihres Licht-Evangeliums; Christus ist die Sonne der Gerechtigkeit und Maria der Meerstern, der die Irrenden leitet; mit Licht, mit brennenden Kerzen, den Symbolen andachtdurchglühter, lichtreiner Herzen begeht die Kirche jeden ihrer Gottesdienste; das Licht erfüllt daher auch diese Lieder, und sie selber sind vom Licht erklingende Memnons-Glocken, die im Preise des Lichtes seinen Schöpfer und höchsten Lenker: „Aeterne rector siderum" besingen; dem

*) Aus Aurora coelum purpurat. Schlosser S. 46.
**) Aus Veni sancte spiritus. Schlosser S. 125.
***) Aus Creator alme siderum. Schlosser S. 39.

Lichte jubelt mit ihnen der Gärtner entgegen; um Licht fleht er gar oft für die trübe Seele, um heiliges Himmelslicht, das des Geistes Auen neu ergrünen und erblühen macht:

Hochheil'ger Gott in Himmelshöhn,
Der du mit Purpur flammend schön
Des Aethers Raum bemalst,
Und ihn mit rein'rem Licht durchstrahlst.

Verscheuch', o Herr, der Herzen Nacht,
Nimm von uns, was uns unrein macht,
Vergib die Sünden uns voll Huld,
Zerbrich die Banden unsrer Schuld *).

Es naht dein Tag, dein Tag erglüht,
An welchem Alles neu erblüht:
Führ' uns, Herr, auf des Heiles Bahn
Zu sel'gen Wonnen himmelan **).

Schenk uns dein Licht, o Lichtesquell,
Mach unsers Geistes Auge hell:
Dir sei der Lippen Erstlingsklang,
Dir Dank geweiht und Lobgesang ***).

Schenk uns, in deiner Gnad' erneut,
Den Wonnelohn der Seligkeit:
Lösch' aus in uns des Haders Brand,
Und knüpfe fest des Friedens Band †).

Mit dem ewigen Lichte, das Knechtesgestalt angenommen und in die Tiefe hinabgestiegen und geschienen, ist die alte Finsterniß besiegt, und der Gärtner zündet singend seine Osterkerze an:

Sieh, die Welt ist neu verjüngt:
Neue Wonnen blüh'n hervor:
Mit dem Auferstand'nen schwingt

*) Aus Coeli Deus sanctissime. Schlosser S. 32.
**) Aus O sol salutis intimis. Schlosser S. 189.
***) Aus Aeterne rerum conditor. Schlosser S. 6.
†) Aus Hominis superne conditor. Schlosser S. 34.

Jedes Wesen sich empor:
Feiernd ihn, der sie erschuf,
Dienstbar ihres Meisters Ruf,
Jauchzt der Elemente Chor *).

Und die Apostel, die Heiligen, die Martyrer — was sind sie anders, diese Lichter der Kirche, als Sterne an dem geistigen Lichthimmel, erleuchtet von dem höchsten Lichte, wie er zu Joachim und Anna singt:

O Sterne, deren lichter Glanz
Der Gläub'gen Herz erfreuet,
Nehmt dieser Tagsgebete Kranz
Als Gabe euch geweihet **).

Oder wie das neuere Lied auf den heiligen Johann von Nepomuk beginnt:

Durch der nächt'gen Schatten Schleier,
Der in Dunkel hüllt das Land,
Glänzt im Haus ein reines Feuer,
Hellen Scheines, gottgesandt.

Nachts erblüht zum Licht Johannes,
Sternenschimmer fliegt herab:
Nachts sinkt in die Fluth Johannes,
Sternenschimmer schmückt sein Grab ***).

Dieß göttliche Licht. — O lux beata Trinitas. — „O Licht, sel'ge Dreifaltigkeit", ist es, zu dem er mit den Gläubigen immer betet, immer singt:

Dich flehen wir, wenn der Morgen graut,
Dich, wenn der Abend niederthaut,
Dich singen wir demüthiglich,
Zu allen Zeiten ewiglich †).

---

*) Aus Mundi renovatio. Schlosser S. 151.
**) Aus O bina conjugalis. Schlosser S. 308.
***) Aus In profunda noctis umbra. Schlosser S. 266.
†) Aus O lux beata Trinitas. Schlosser S. 59.

Und an Alle ergeht des Wächters treuer Mahnruf, auf zu seyn und einzustimmen in den großen Chor:

Nachts uns erhebend laßt uns wachen Alle,
Daß stätes Loblied Gott dem Herrn erschalle,
Und wir einstimmig seinen Namen preisen
In süßen Weisen *).

Und so soll der Völker Lobgesang ertönen von einem Ende der Erde zum anderen:

Vom Aufgang bis zum Niedergang
Erschalle Preis und Lobgesang
Dem Sohn der Jungfrau, Jesu Christ,
Der aller Herren Herrscher ist **).

Und daß das hohe Lied von Gottes Ehren, auf Erden begonnen, uns vergönnt werde, jenseits in den seligen Chören vor dem Throne des Ewigen fortzusetzen, ruft die flehende Stimme:

O Christe, dem der Engel Preis ertönet,
Der Menschheit Herr, der uns mit Gott versöhnet,
Schenk uns, im Himmel, mit der Sel'gen Chören
Dein Lob zu mehren ***).

Gar mannigfach aber sind dieses Liedes Weisen, bald tönt es klagend mit der Jungfrau unter dem Kreuze Stabat mater, bald ruft es mit königlicher Heldenstimme Crux fidelis:

Kreuz, du treues, unter allen
Bäumen einzig edler Baum †)!

und bricht triumphirend in das „Pange lingua“ aus, zum Preise des heiligsten Unterpfandes seiner Liebe: „Tantum ergo Sacramentum“ —

Solch erhabnes Bundeszeichen
Beten wir mit Ehrfurcht an:
Und der alte Brauch muß weichen,

*) Aus Nocte surgentes vigilemus omnes. Schlosser S. 94.
**) Aus A solis ortus cardine. Schlosser S. 80.
***) Aus Christe sanctorum decus angelorum. Schlosser S. 109.
†) Aus Pange lingua gloriosi lauream certaminis. Schlosser S. 88.

Da der neue Brauch begann:
Wo die Sinne zagend schweigen,
Steigt der Glaube himmelan *).

Im Festzuge prangt jetzt das siegreiche Banner, das auf Golgatha in blutiger Schmach gestanden: „Vexilla regis prodeunt."

Des Königs Banner wallt hervor,
Hell leuchtend strebt das Kreuz empor,
Woran im Tod das Leben sank,
Und Leben in dem Tod errang **).

Und „Lauda Sion Salvatorem" erklingt hell des Liedes Mahnruf:

Heute laß dein Lob vor allen
Zu des Brodes Ruhm erschallen,
Welches lebt und Leben beut:
Das beim heil'gen Mahl, im Kreise
Seiner Jünger, hat zur Speise
Selbst der Heiland eingeweiht ***).

Und „Jesus dulcis memoria" hallt das Echo wieder:

Jesu, dein süß Gedächtniß macht,
Daß mir das Herz vor Freuden lacht:
Doch süßer über Alles ist,
Wo du, o Jesu, selber bist †).

Dann aber erklingt wieder „de profundis" in ernstem, herzerschütternden Choral das „Dies irae":

Schuldgebeugt zu dir ich schreie,
Ganz das Herz zerknirscht von Reue:
Sel'ges Ende mir verleihe.

Thränen bringt der Tag der Wehen,
Wo vom Staube wird erstehen
Zum Gericht der Mensch voll Sünden.

---

*) Aus Pange lingua gloriosi corporis mysterium Schlosser S. 163.
**) Aus Vexilla regis prodeunt. Schlosser S. 85.
***) Aus Lauda Sion. Schlosser S. 171.
†) Aus Jesus dulcis memoria. Schlosser S. 136.

Daß ihn, Gott, Erbarmen führe,
Jesu milder Herrscher Du,
Gib den Todten ewige Ruh *).

In diesen Gesang, „tremendae majestatis", klingt milde und versöhnend das „O sanctissima" hinein:

O heiligste,
O mildseligste,
Süße Jungfrau Maria!
Mutter, wie keine,
Jungfräulich reine
Bitte Gott für uns **).

Sonne und Mond zu ihren Füßen, stehe sie, die „Regina coelorum", die Hülfe der Christen, die Zuflucht der Sünder, ein farbenreicher Friedensbogen, über dieser „vallis lacrimarum", um ihr Haupt windet sich ein leuchtender doppelter Hymnenkranz, ein schmerzensreicher und ein freudenreicher, ewigblühender Rosen; und so steigen zu ihr die Gebete und die Grüße himmelan: „Salve regina!"

Sei, o Königin, gegrüßet
Mutter der Barmherzigkeit,
Die das Leben uns versüßet,
Trost und Hoffnung uns verleiht ***).

Und „Ave maris stella", Meerstern, sei gegrüßt, und „Ave regina coelorum"!

Himmelskönigin, Heil und Ehre,
Herrin, Dir, der Engelchöre:
Wurzel, Pforte auserkoren,
D'raus das Licht der Welt geboren:
Preis dir Jungfrau, gnadenfüllte,
Aller Schönheit schönstes Bilde:
Heil'ger Liebe Ehrenkrone,
Bitt' für uns zu deinem Sohne †).

---

*) Aus Dies irae. Schlosser S. 151.

**) O Sanctissima. Schlosser S. 345.

***) Aus dem Salve regina. Schlosser S. 129.

†) Ave regina coelorum. Schlosser S. 221.

Und „Salve mundi domina!“

Sei gegrüßt, o reinste Mutter,
Jesse's Zweig mit Himmelsblüthe,
Mit dem Sternenkranz umwundne,
Königin der Mild' und Güte *)!

Und wieder:

O Mutter Gottes, hehr und mild,
Führ' Evens Kinder, reuerfüllt
Durch's Wogenmeer der Zeitlichkeit,
Zum Port der ew'gen Seligkeit **).

So wechseln die Hymnen und Tageszeiten der seligsten, der hochgebenedeiten Jungfrau; denn seit der Engel sie also gegrüßt, möchte die andachtsvolle Seele sie immer und immer segnen und grüßen: „Omni die, dic Mariae!“

Jede Stunde thue kunde
Du, mein Geist, Mariens Preis:
Ihre Gnaden, ihre Thaten
Zu betrachten dich befleiß ***).

Sie verbindet zwei Städte bedeutsamen Namens, die Herzpunkte des christlichen Lebens; die eine liegt unten auf der Erde, die Ruhestätte der Martyrer, der Sitz der sichtbaren Statthalter Christi, das Haupt der streitenden Kirche; die andere glänzt oben in den Höhen, die Wohnstätte der Seligen, die Krönungsstadt der triumphirenden: Rom und Jerusalem.

O Rom, du hochbeglückte, der mächt'gen Fürsten Hut
Vertraute, und geweihet durch ihr hochheil'ges Blut;
Weit über alle Städte ragst, hehre, du hervor:
Nicht eigner Ruhm, dich hebet zu solchem Glanz empor
Die Tugend deiner Heil'gen, die du gewürgt zuvor †).

---

*) Aus Salve mundi domina. Schlosser S. 315.
**) Aus Summi parentis unice. Schlosser S. 123.
***) Aus Omni die, dic Mariae. Schlosser S. 215.
†) Aus Felix per omnes festum mundi cardines. Schlosser S. 198.

Und wieder in dem Hymnus aus altersgrauen Tagen der christlichen Vorzeit:

O Rom, du edle Stadt, du weltbeherrschende,
Hoch ob allen anderen Städten erhabene,
Rosig im Martyrer = Blute geröthete,
Weiß von der Jungfrauschaar = Liljen erglänzende:
Grüße dir bringen wir, hehre, durch jegliche
Zeit, und entbieten dir Heil durch Jahrhunderte *).

Noch der Name einer andern irdischen Stadt erklingt Rom zur Seite, einer deutschen Stadt, es ist Aachen: „Urbs Aquensis, urbs regalis." — „Aachen, Zier der Königsstädte", Aachen, die Ruhestätte des ersten deutschen Kaisers, des großen Karolus, des starken Kriegers Christi:

Heiden viel hat er bekehret,
Götzentempel viel zerstöret,
Götzen viel zu nicht gemacht:
Dämpfend stolzer Könige Schalten,
Hat durch heil'ger Satzung Walten
Er viel Völkern Heil gebracht.

König, den der Siegeskranz ehret,
Der mit Christo herrscht verkläret,
Fleh' für's Volk, das dich verehret,
Vater Karl, o Heil'ger, du **).

Hoch über allen irdischen Städten und Kampffeldern aber glänzt die himmlische Königsburg, die ewige Friedensstadt:

In reinster Perlen Schimmer stehn
Die Pforten offen allzumal,
Wo jeder eingeht, der dem Herrn
Sich treu bewährt im Erdenthal,
Der von der Liebe Glut entflammt,
Für Christum Pein erträgt und Qual ***).

---

*) Aus O Roma nobilis, orbis et domina. Schlosser 118 u. 419.
**) Aus Urbs Aquensis, urbs regalis. Schlosser S. 210.
***) Aus Coelestis urbs Jerusalem. Schlosser S. 193.

Dort thront Er, in ewiger, unvergänglicher Glorie, zu dem wir hienieden flehen:

> Sei Weg uns auf der Himmelsbahn,
> Sei Ziel des Wegs, und führ' uns an:
> Sei unsrer Thränen Wonne Du,
> Sei unser Lohn und ew'ge Ruh *).

So ist es um diese Blumen gethan, die der Gärtner in seinem Rosengarten mit frommem Herzen gepflegt und mit deutschem Laute bekleidet, also, daß auch von seinem andächtigen, blüthenreichen Sinne gelten könnte, wie es in seinem Hymnus zu den Tagszeiten St. Josephs heißt:

> Dein Gemüthe, reich an Blüthe,
> Dient zur Gartenlust dem Kind:
> Hilf, daß meine Seel' sich reine,
> Und dem Herrn zum Garten grünt **).

Sie sollen Gott und seinen Heiligen zu Ehren duften, und gläubige Herzen mit der gleichen Andacht erfüllen; für sich selbst verlangte er dafür keinen Ruhm oder irdischen Lohn; nur eine Sehnsucht erfüllte dabei seine Seele:

> Frommer Jesu, dir zum Preise
> Sei dieß Tagsgebet geweiht:
> Spend', o wahre Seelenspeise,
> Stärke mir im letzten Streit:
> Gib am Ziel der Pilgerreise
> Mir dich selbst in Ewigkeit ***).

Eben aber, weil er von aller Uebersetzer- und Dichtereitelkeit frei war, darum konnte ihn auch nichts so verdrießen, und nichts ekelte ihn so an, als wenn die aufgeklärten Neuerer beim Gottesdienste die alte lateinische Kirchensprache zu

---

*) Tu dux ad astra et semita. Schlosser S. 367.
**) Aus Magne Joseph fili David. Schlosser S. 305.
***) Aus Pange lingua. Schlosser S. 175.

sche Sprache übertragen, in vielen
klingen; und der treue Fleiß, der da
sie dankbar seiner eingedenk seyn la
Lohn zu Theil werde, wo in den
Lied erklingt:

Dich, o Dreieiniger, preisen die
Dir schallt der Seraphim Loblied
Mit ihrem Jubel sich mischend,
Herr, unser Preis in Ewigk

Runbeck bei Meran in der Allerseelen=

---

*) Te summa Deitas coelum magnifica

XLVIII.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Fünfte Vorlesung.

Die großen Ideen des vorigen Weltalters sollten, das haben wir verstanden, durch alle Gebiete menschlichen Handelns und Wirkens sich verwirklichen, in den untersten Regionen dieses Gebietes gleichsam in ihren elementarischen Verhältnissen zur Greifbarkeit sich gestaltend, jetzt gleichsam die Feste der Erde in Mitte der Wasser, umflossen vom Luftkreis bilden und gestalten.

Auch dieser Weg war dreigetheilt, und den Ideen sind auf ihren Wegen dreifache Störungen entgegengetreten, von denen wir zwei schon betrachtet haben.

Die Idee als Dogma sollte zuerst sich realisiren in der nachgewiesenen Weise, durch alle Wissenschaft hindurch überall sich bewährend. Das aber sollte unter der Leitung der höheren offenbarenden Macht, unter der Zucht und Disciplin der zur Entfaltung kommenden Idee geschehen, und die Entwicklung im naturgemäßen platonischen Laufe vor sich gehen. Nun aber trat Störung ein, die an die sich entwickelnde Geschichte mit der Versuchung sich wendete: „Nicht die Idee soll da

und entfaltet werden, sondern umgeteh
der Wissenschaft seine Begründung erl
in Abhängigkeit von dem Tiefern stehe
seine Vollmacht ableiten, keineswegs a
Grund und sein Fundament geben."

Das war die erste Versuchung,
in der Reformationszeit hervorgerufen,
liche Individualität über die Idee hin
es, daß diese Individualität, in einer
ganze Peripherie beherrsche, oder um
sich hingebe.

Diese Störung und diese Versuc
das zweite, nächstfolgende Gebiet einge
Weise die praktische, ethisch-politische u
sie, die auf göttlichem Rechte ruht, i
zu dem irdischen, zu dem persönlich m
ten sollte.

Auch hier sollte die Durchbildung
ter der Zucht dieser Idee und der leiten
alle Rechtsgebiete, durch alle Gebiete de
erfolgen, und die also vielseitig en

Recht, in die Brust jedes Einzelnen hineingepflanzt, ist das allein sichere, allein fundamentgebende; das Höhere, weil in überirdischen Regionen liegend, kann auf der Erde keine Geltung haben. Das Recht also der Individualität, das Recht der Besonderheit, oder auch das Recht der Gesammtheit, je nach verschiedener Ansicht, soll gesetzt werden über jenes andere, von oben herabgeleitete göttliche Recht."

Die Versuchung trat nun entweder an die Machthaber, sagend: „Euer besonderes Recht, Euer Recht, das da historische Wurzel habend, auf festem, irdischen Grunde ruht, es ist das primum movens, das Principium principans. Jenes göttliche Recht, wovon die frühere Zeit geträumt, ist nur wie eine Art von Vision, eine Fata morgana aus diesem irdischen Recht herausgewachsen; es hat keinen Grund in sich; nur ein solches, das, auf der Erde ruhend, Macht, Kraft und Nahrung gibt, ist das wahre Recht; entbehrt es derselben, muß es zusammensinken."

Also die Machthaber anredend, verführt sie dieselben zur absoluten, unbedingten Machtausübung, sie selbst zum ersten Princip alles Rechtes erhebend.

Oder es wendet sich die Versuchung anderwärts an die Menge, an die Totalität der Einzelwillen, ihnen sagend:

„Nicht dieser kann es seyn, der da auf angemaßte, auf tyrannisch erworbene Rechte pocht, nicht dieser ist es, der das Recht auf der Erde wohl und dauerhaft begründen kann; denn sein Recht ist Unrecht, seine Satzungen sind Abersätze; er ist selbst nur aus der Menge hervorgegangen, die ihn über sich setzend, erst sein Recht begründet. In der Menge ruht die wahrhafte Wurzel alles Rechtes, von ihr, als dem Principgebenden, wird alle Macht abgeleitet. Vollends aber das göttliche Recht, auf das jene höhere Tyrannei sich zuvor gestützt, ist eine Fabel, dem menschlichen Kinde Urbeginns der Zeiten zuerst erzählt, um es zu beschwichtigen, um seine rohen, wilden Leidenschaften zu beugen und niederzuhalten."

Aus diesen beiden Richtungen und Perturbationen sind

alle Revolutionen neuerer Zeit im dritten Weltalter hervorgegangen.

Als dritte Aufgabe dieses Weltalters haben wir nun bezeichnet, die Idee als Lebensfülle in Mitte der belebten und leblosen Natur in ihrer Herrschaft geltend zu machen. Jene alte Abhängigkeit des Menschen von der Natur in sich und um sich soll gebrochen werden durch die Realisirung der innern, in ihr gelegten, durch die Verschuldung verdunkelten Idee.

Die Idee soll, also will es die Entwicklung der Geschichte, da ihre Zeit nun gekommen, nun gleichfalls zur Realisation in den untern Gebieten des menschlichen Wirkens gelangen.

Das kann ihr nun gleichfalls nur auf die Bedingung gelingen, daß die Entfaltung unter höherer Leitung, unter dem Einfluße jenes höheren, den Menschen wie begründenden so begeistigenden Lebens geschehe, unter höherer Beihülfe, Zucht und Disciplin.

Darum kann auch die Herrschaft über die Natur keineswegs also verstanden werden, als gehöre sie, als persönliches Eigenthum, gleichsam als Allod, als Erbeigenthum dem Menschen an, über das er schalten und mit dem er walten könne nach Wohlgefallen. Nicht also sollte es seyn, nicht also sollte diese Herrschaft verstanden werden.

Die Natur in dem Menschen und um den Menschen ist nicht Etwas, was dieser sich selbst gegeben, es ist nicht seine eigene Errungenschaft, noch gehört es, wie in einem nothwendigen Nexus, unzertrennlich ihm an. Das Alles ist vielmehr eine Gabe der höhern Macht, die ihm selbst das Daseyn in Mitte alles dessen, wohin sie ihn gesetzt, gegeben.

Die Natur also kann nimmer sein persönliches Eigenthum, nimmer sein Allod werden; denn er ist damit nur von höherer Macht belehnt, und er muß es fortdauernd erkennen, daß er bei dieser höhern Macht zu Lehen geht, daß er nur ihr Schaffner und Hausmeister ist im Eigenthum, in das

diese höhere Macht ihn eingewiesen. Thut er das, betrachtet er sich also, so steht er unter dem Schutze, der Leitung und Führung dieser höhern Macht, welche ihn antreibt und begeistigt. Wie die Frühlingssonne in die Erde hineinscheinend, die in ihr liegenden Keime treibt, entfaltet und entwickelt, daß sie aufgrünen und in reicher Blüthenpracht des Frühlings auseinandergehen, so strahlt und scheint die höhere Macht in die Ideenkeime, die in der Menschheit liegen, und entfaltet sie also, daß sie, in der Erde wurzelnd, auch in ihr zur Meisterschaft und Herrschaft gelangen.

Das war nun die natürliche Entwicklung in den Anstrengungen aller dem Menschen gegebenen irdischen Verständnisse und sonstigen geistigen Kräfte, welche nicht, wie theilweise wohl das Mittelalter täuschend gewähnt, sich bloß dem höhern Einfluße hingeben, sondern vorzugsweise in diesem Weltalter zusammenwirken sollten, um zum Ziele zu gelangen.

Aber nun trat auch in diesem Gebiet die Versuchung an die sich entfaltende Idee, sagend: „Dem ist in keiner Weise also, sondern die Erde ist des Menschen, er ist ihr natürlicher Gebieter; jene höhere Macht, wenn sie ja besteht, hat ihn auf dieser Erde eingewiesen; sie hat ihn wie auf einer Insel des fernen Universums auf ihr ausgesetzt, und ihn der Entwicklung seiner eigenen Kraft überlassen, damit er diese seine Kraft gebrauchen lerne, und durch diesen Gebrauch nun zu seiner Mündigkeit gelange. Nicht als Lehen, sondern als Allod, als selbst eigenes Besitzthum soll diese Herrschaft auf Erden seyn, und als solche gelten."

Es ist dieselbe Versuchung, die an den Gründer des Christenthums getreten, und ihm den Stein geboten: „Sprich, daß dieser Stein Brod werde, und Du dadurch Deine Macht und Herrlichkeit bewährst." Der Versucher wurde mit den Worten abgewiesen: „Nicht vom Brod allein lebt der Mensch, sondern von dem Worte Gottes!"

Dieses höhere lebendige Wort, das da eingesprochen in

den Menschen, und ihm allein die Sendung zu jener Herrschaft geben kann, dieses Wort nun will jene Ansicht ausschließen und als nichtig erklären. Des Menschen Hauch, die in die Brust eingepflanzte, eigene Wärme soll den todten, kalten Stein der Natur beleben, daß er zum nährenden Brode werde, und der Mensch also sich selbst zum Nährvater in Mitte der Natur erhebe.

Das ist die Versuchung der dritten Periode, es ist insbesondere die Versuchung unserer Zeit, die in den Anfang dieser dritten Unterperiode des neuen Weltalters tritt.

Auch diese Versuchung theilt sich, je nachdem sie sich an die Natur im Menschen richtet und ihr zuruft: „Du als solche, als des Menschen nächster Theil, mit ihm am engsten befreundet, bist berufen zur Herrschaft über die äußere Natur, sie dir zu erringen und zu gewinnen, zur dienstbaren Magd zu machen, damit du der Sklavin den Fuß auf das Haupt setzen, und auf der Erde in Lust und gutem Gedeihen bestehen mögest!" oder sie wendet sich vielmehr nach der Seite des menschlichen Wesens, die da in vielen Radien der äußern Natur geöffnet steht, ihr zusprechend: „Nicht eben die Herrschaft über die Natur ist es, nach der Du zu streben hast, sondern vielmehr ergebe Dich dieser Natur, laß sie in Dir Besitz ergreifen, öffne alle Zugänge ihren Einflüssen, athme sie ein, lasse sie in Dich dringen, sie wird Dir Lust und Freude bringen, sie wird Dein Leben auf Erde zu einem gemächlichen, lieblichen, freudenvollen machen; denn nicht in der Herrschaft über die Natur liegt das Ziel des Lebens, sondern vielmehr im Beherrschtwerden, im Hingeben an dieselbe in jener Unterordnung, die ganz allein den geträumten Stand der Unschuld wieder herzustellen vermag.

Damit nun sind die Hauptpunkte, auf denen unsere Vorträge vorwärts schreiten, schon im voraus vorgezeichnet; wir wissen zum voraus ungefähr, wie die Dinge in ihrer allmähligen Entwicklung sich gestalten werden. Wir haben

nun noch die Folge der Thatsachen im Laufe der Geschichte zu betrachten, und in diesen Thatsachen die Wahrheit jenes vorgezeichneten Entwurfes des Laufes der Dinge nachzuweisen und historisch zu begründen.

Wir haben nun schon einen Theil des neuen dritten Weltalters, den Eingang desselben durchgegangen, jene Zeit, die wir früher die Uebergangszeit, als eine Art historische Dämmerung, bezeichnet haben, und wir haben den Lauf der Thatsachen übereinstimmend mit dem, was wir eben entwickelt haben, gefunden.

Nach Beendigung der kaiserlosen Zeit, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, hat diese vermittelnde Uebergangszeit begonnen, sie hat uns durch nahe dritthalb Jahrhunderte, bis zum Tode Maximilians, in die erste Periode des dritten Weltalters hineingeführt, und der Anfang der ineinanderlaufenden Unterperioden hat sich uns schon kundgegeben. Die Vorbereitung zu dem, was im Verlaufe der weitern Betrachtung sich vor uns auseinanderlegen wird, hat sich in diesen Dritthalbjahrhunderten schon gemacht; sie sind die Propyläen der ganzen neuen Geschichte.

Fassen wir nun in einem allgemeinen Bilde zusammen, was das frühere Weltalter — das Mittelalter — in seinen Verhältnissen gewollt und erstrebt, und was es im Großen und Allgemeinen sich gedacht, so können wir kein treffenderes Bild auffinden, als ein mathematisches, die Ellipse, die Eiform. Diese Form hatte nämlich die Zeit des Mittelalters gleichsam unbewußt ihrem Gestaltungstriebe unterlegt, ebenso wie sie auch in den äußern Welträumen als eine der herrschenden und weitverbreitetsten erscheint.

Die Eiform hat zwei Punkte, die man bekanntermaßen als Brennpunkte bezeichnet, und die, zu beiden Seiten des Mittelpunktes liegend, durch eine Linie, welche man Centricität nennt, vereinigt sind.

Das Alterthum dachte sich die gesammte Societät unge-

fähr in dieser Form geordnet, also, daß die Mitte der Hierarchie in einen Brennpunkt falle, die Mitte des Staats in den andern eintrete, und daß von dem Gesammtcentrum zwischen beiden Brennpunkten der höhere, über alle Geschichte waltende Geist diese Geschichte leite und lenke, seinen Einfluß erst in einen Brennpunkt, und durch diesen in den andern ergieße.

Die Gesammtheit der Societät dachte sich diese Zeit umschlossen von dieser Eiform und in einer fortdauernden Beziehung zu diesen Punkten versetzt, also, daß Alles, was dem einen oder dem andern, jenem im Gebiete der Kirche, oder des Staates näher kam, und je näher es an ihn getreten, um so mehr centraler Natur erscheint, um so mehr aus dem großen höhern Quell aller Gewalt sich sättige, und aus jenem höhern göttlichen Rechte schöpfe, und alsdann wieder ausstrahlend an die äußersten Peripherien sich verbreite.

Das war gleichsam das Vorbild jener Ordnung. Alle verschiedenen Schwankungen, die durch jenes Zeitalter hindurchgetreten, sie reduziren sich auf ein Wechselverhältniß der beiden Brennpunkte zueinander, die entweder mit wachsender Excentricität sich entfernt, dann mit abnehmender Excentricität sich näherten und sich zu vereinigen suchen. In einer Mitte waren sie wirklich geeint im Muhamedanismus und Chalifat. In der christlichen Republik sollen sie aber nicht geeint seyn; darum war das Streben des höhern Geistes stets dahin gerichtet, sie auseinanderzuhalten und zu gleicher Zeit sie aneinanderzuhalten, damit sie nicht entweder voneinanderlassen und auseinanderweichen, oder allzusehr gegeneinandergetrieben, zuletzt ineinander sinken.

Es gelang bis zu einem gewissen Grade durch die gute Zeit jenes Weltalters; nun aber wurde die Störung übermächtig; sie brachte es bis gegen Ende dieses Zeitalters dahin, daß beide Punkte, in ungebührlicher Weite auseinandergerückt, das ganze Gebäude in seinem innersten Grunde decentrirten und excentrisch machten.

Was diese Störung hauptsächlich bewirkt, war, wie wir gesehen, jene Versuchung, der einerseits die weltliche Macht des Kaisers unterlegen, indem ihr nach persönlichem Besitz im Ausland, dort im italischen Hisperien, gelüstet, und indem sie, in diesen persönlichen Besitz sich hinüberpflanzend, von dem Stammlande Deutschlands allzusehr entrückt, und dem vergifteten Pesthauche der Wüste aus dem Orient zu nahe gekommen, krankhaft geworden war.

Die weltliche Macht essend von der lockenden Frucht, hatte ihrerseits auch der geistlichen Gewalt die Frucht geboten; auch sie hatte von der verbotenen Frucht gegessen, und so hatte auch sie in den einzelnen Würdeträgern an jener Verschuldung Theil genommen, wie die weltliche Macht in diese Verschuldung eingegangen. Auch den Päpsten hatte nach jenen südlichen Landen gelüstet, sie hatten seit der Normanenzeit dieses Land als das Ihrige betrachtet und den Plan gefaßt, dasselbe und ganz Italien in ein Lehenverhältniß mit dem Stuhle der Hierarchie zu versetzen.

Dadurch hatte die geistliche Macht allzutief in die weltlichen Verhältnisse sich verschlungen; andererseits war die weltliche Macht allzunah gegen den Mittelpunkt der geistigen Macht vorgerückt, beide hatten der Wurzel ihrer eigenen Stärke mehr und mehr sich entfremdet.

Es war dadurch jene bittere politische Feindschaft zwischen den Päpsten und den Hohenstaufen, dem mächtigen nach Universalherrschaft strebenden, schwäbischen Hause entbrannt, die mit dem Untergange dieses Hauses und dem blutigen Tode des letzten seiner Sprossen geendet.

Die Sünde war bestraft an dem, der zuerst und unmittelbar sie herbeigeführt. Aber das Werkzeug der Strafe war seinerseits auch nicht von der Schuld freigeblieben; auch dieses Werkzeug sollte die Nemesis ereilen, und nicht ein Menschenalter war nach dem Tode des letzten Hohenstaufen Konradin verflossen, als die rächende Nemesis in Bonifaz dem achten den Nachfolger der frühern Würdeträger der Kirche

ereilt, und nun wieder Philipp von Frankreich zu ihrem Werkzeuge machend, dahin entschied, daß der römische Stuhl von der Erde, in der die Macht der Hierarchie durch höhere Einsetzung von Anbeginn gewurzelt hatte, jetzt entwurzelt nach Frankreich hin in's Exil verpflanzt werden sollte.

Die Kaiser hatten verloren, wonach sie gestrebt, es war das blühende Land Italien; es ward auch andererseits den Päpsten auf eine Zeitlang genommen.

Der Stuhl des Kaiserthums war in Deutschland in den Habsburgern bis zum äußersten Osten hinausgestellt; der Stuhl des Papstthums war ebenso von seiner bisherigen Stätte entrückt und nach Avignon aufgestellt.

Schon äußerlich verkündigte sich dadurch die innere Decentralisation, die in die alte Ordnung eingetreten.

Die Kirche und ihr Wehrmann waren wie von einer innern rächenden Gewalt auseinandergeschleudert, die Kirche war wie in babylonischer Gefangenschaft fremder Macht hingegeben, das Kaiserthum wurde zurückgetrieben in sein Gebiet.

Die Folge davon, da auf diese Weise beide Punkte, in denen alle Radien der gesammten Societät und Ordnung sich sammelten, auseinandergerissen waren, mußte nothwendig eine fortlaufende Decentralisation der gesammten Gesellschaft seyn, eine Decentralisation, die von beiden einander entrückten Brennpunkten ausgehend, allmählig mehr und mehr gegen die Peripherie sich ausbreitete, und im Laufe der Zeiten anwachsend, zu Zerstreuung überging.

Das Werk aber, so sollte es der naturgemäße Lauf der Entwicklung mit sich bringen, sollte sich fortbilden und vollenden. Jetzt aber löst es sich, während es sich fort- und hinüberbildet in die neue Bildungszeit, innerlich auf, und statt sich zu vollenden, wurden der Perturbationen, der Irrungen und Oscillationen mit der anwachsenden Zeit mehr und mehr.

Das haben wir nun verfolgt im Verlauf der Zeiten, den wir seither vor uns vorübergehen ließen; wir haben ge-

sehen, daß was diese Zeit historisch-charakteristisch bezeichnet, eine fortdauernde Decentralisation und innere Auflösung, einerseits der Hierarchie, andererseits der weltlichen Macht durch die gesammte Christenheit gewesen.

Die Hierarchie dort in der Fremde, der Einwirkung fremder Politik hingegeben, säcularisirt sich in sich, und die hierarchischen Elemente in ihr werden mehr und mehr politischer Natur. Und wie auf solche Weise eine Ausweichung ihres Wesens aus dem Centrum geschehen, zeigt sich zu gleicher Zeit auch die Decentralisation der Formen, und wir haben gesehen, wie diese Decentralisation zuerst sich angedeutet, als das Cardinalcollegium den Versuch gemacht, sich der Einheit gegenüber zu einer herrschenden Polyarchie aufzuwerfen, die dem zu wählenden Papst Gesetze vorschreibend, die wohlcentrirte Kirchenherrschaft in die aristokratische Herrschaft eines Collegiums verwandelt hätte. Der Instinkt der Päpste vereitelte dieses Bestreben, konnte aber nicht verhindern, daß die zersetzende Richtung, die in die Hierarchie eingetreten, nicht ihren Weg weiter fortgesetzt hätte.

Der päpstliche Stuhl, entfernt von jenem Gebiete, das in seinem äußern Bestande ihm Nahrung gegeben hatte, losgerissen von diesem Boden, sah sich genöthigt, anderwärts diese Wurzel auszusenden, um sich im fortdauernden Bestande zu erhalten.

Es war nun die zunehmende Macht des Geldes, die sich dazu geboten. Es hatte also der päpstliche Stuhl in die umlaufende Geldmasse seine Wurzel hinabzusenken gesucht, und so war jenes Finanzsystem von Avignon ausgegangen, das sich an die Benefizien und verschiedene andere Bezüge in der Kirche knüpfte, die in die bürgerliche Ordnung hinübergriffen. Wie aber die Finanz etwas Entwürdigendes hat, und leicht zu vielfachen Mißbräuchen und diese zu Reactionen und Klagen Anlaß gibt, so war es auch hier der Fall. Mit der Unzufriedenheit, die von allen Seiten ausgegangen, hatte sich die Opposition und der Widerspruch zu regen angefangen, und

als endlich das Schisma eingetreten, war den Geistern neue Unzufriedenheit und Empörung gegeben.

Was seither in Allen geschlafen hatte, war nun laut geworden, und hatte die Versammlungen zu Konstanz und Basel veranlaßt. Das Concil von Konstanz, indem es einerseits die hussitische Häresie niedergehalten, indem es jenes Schisma beseitigt hatte, hatte zu gleicher Zeit den Versuch gemacht, auch seinerseits wieder die Kircheneinheit durch die kirchliche Aristokratie zu beschränken, ein Versuch, der unmittelbar aus dem Laufe der Dinge hervorgegangen. Das Concil von Basel endlich hatte in jenem Werke fortgefahren, und es waren Anklänge laut geworden, welche zu einem förmlichen Presbyterianismus hinübergeführt.

So war fortdauernd jene unterwühlende Auflösung in der Hierarchie durch den ganzen Zeitlauf hindurchgegangen; von der Einheit war diese Unterwühlung ausgegangen, hatte durch das Cardinalcollegium sich in der Minderzahl übergebreitet, war auf die höhern kirchlichen Würdeträger übergegangen, und hatte zuletzt in untern tiefern Schichten sich niedergelassen.

Wie auf solche Weise in Hauptpunkten angedeutet wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß die Opposition auch der Massen sich bemeistern werde, und daß von da aus eine neue Unterwühlung jener kirchlich-hierarchischen Einheit in weiterer Entwicklung der Zeiten stehe.

Wiklef in England und Huß in Böhmen waren nur die Vorzeichen der Katastrophe, welche unmöglich ausbleiben konnte.

XLIX.

Die Branntwein- und die Preßpest und ihre Heilmittel.

I.

Die Branntweinpest und ihre Heilung.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit sind die Mäßigkeitsvereine, welche gegen die Branntweinpest in verschiedenen Ländern, namentlich Irland und Oberschlesien, gegründet worden sind, Erscheinungen, die den großartigsten, welche die Weltgeschichte kennt, zur Seite gestellt werden dürfen. Die Welt blickt mit Bewunderung auf die religiöse Begeisterung, welche im Mittelalter einen großen Theil der europäischen Völker ergriff und sie alle Güter der Erde verlassen ließ, um für die Eroberung der heiligen Orte ihr Leben einzusetzen. Dieser religiöse Schwung ist ein herrliches Zeugniß für die damals lebenden Generationen; er ist jedoch begreiflich für eine, mit einem tiefen Fond von Religiosität begabte, und selbst jetzt nicht unerklärlich für unsere, an Glaubensmattigkeit leidende Zeit. Eine Erscheinung aber, wie die der Mäßigkeitsvereine, wo ganze Völker, die dem fürchterlichen, bisher beinahe allgemein als unheilbar erklärten Laster der Trunksucht ergeben waren, auf einmal sich aus den Banden des Lasters befreien, zur schönen Tugend der Mässigkeit, der



den Wirrsalen der Gege
Schwert der Gewalt allein
heilende Kraft und Wirksa
selbst haben es schon wi
tragen alle wahren Katholik
gung, und wir haben es er
bige Protestanten im Nord
rettenden Kraft sprechen, wel
werke entfaltet. Gewiß die
digung der Revolution; die
der sittlichen Umwandlung ga
Werk, und sie sind deßwegen
punkte aus erklärlich, nur ein
lich. — Wie sie ganze Völke
wandeln vermag, so gewiß au

Die Wirksamkeit der Kirc
gebunden, ohne die sie, selbs
Schätze, nicht mit Aussicht auf
in dem Gemüthe der Völker, b
griffenes Apostelamt ausübt, no
bens vorhanden seyn. Einzelne

ihr Untergang ist eine Wohlthat für die menschliche Gesellschaft, und über kurz oder lang wirklich das Loos derselben.

Irland, das Land der Mässigkeitsvereine, und Schlesien, dessen treue Nachahmerin in diesem Tugendbunde, haben beide jene Bedingung noch in sich getragen. — Trotz aller Mittel, welche brutale Eroberungsgewalt und fanatischer Glaubenshaß gegen das unglückliche Irland Jahrhunderte hindurch in Anwendung brachten, um seinen alten, wahren Glauben ihm zu rauben, hat es denselben sich nicht nehmen lassen, und ihn bis zur Stunde in allem seinem Elende und selbst in seiner in der Folge desselben sich entwickelnden sittlichen Verderbniß bewahrt. Es ist kaum ein Volk, das so elend ist, wie das irische. Der Ire, einst Herr des Bodens der ganzen schönen Insel, lebt seit Jahrhunderten als Fremdling auf seinem eigenen Grund und Boden, als elender Pächter, welcher neben seinem Pachtzinse aus dem ihm verpachteten Grundstücke nur noch so viel durch den sauern Schweiß seines Angesichtes herauspreßt, daß er genug Kartoffeln für sich und seine Familie hat, der selten ein Stück Brod, noch seltener, gewöhnlich nur einmal im Jahre, zu Weihnachten, ein Stück Fleisch genießt, in elenden Hütten von Erde, ohne Fenster, sehr oft der strengen Kälte des Winters preisgegeben, wohnt, während seine englischen Eroberer und Glaubensfeinde außer Landes die ungeheuern Summen Geldes verschwenden, die von dem Blutschweiße dieses Volkes herkommen. Das Elend des irischen Volks steht ohne Beispiel in der Geschichte da; selbst die amerikanische Rothhaut und die Neger im Centralafrika sind minder elend, als der Ire unter der Hand des grausamen, alle Menschenrechte ihm gegenüber verhöhnenden, anderwärts aber sie im Namen der Revolution proclamirenden Englands. — Physisches Elend bringt, wie die Erfahrung uns beinahe täglich Beispiele an Einzelnen aufweist, sehr häufig die bedauerliche Folge mit sich, daß der davon Betroffene durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke es

momentan zur Vergessenheit bringen will. Das physische Elend der irischen Nation hatte leider bei ihr allmählig die gleiche Wirkung, sie verfiel dermaßen in das Laster der Trunksucht, daß es zu einer sprichwörtlichen Eigenschaft derselben wurde, und die Iren allenthalben als die größten Trunkenbolde von der Welt galten.

Die übereinstimmenden Berichte über den früheren Zustand der irischen Nation vor Einführung der Mässigkeitsvereine, sind wirklich schaudererregend. Seit langer Zeit war das Laster der Trunksucht unter allen Ständen dort eingerissen, galt Trunkenheit als eine Nationaleigenschaft, und wurde sogar als eine Pflicht der Gastfreundschaft, die bekanntlich unter diesem Volke bis auf die Gegenwart sich erhalten, angesehen. Es galt namentlich unter dem irischen Adel als eine Schmach, wenn Jemand einen Gastfreund vom Tische ließ, ohne daß er ihn zuvor betrunken gemacht hätte. Man hatte zu diesem Zwecke eigene Gläser erfunden, nach Art der Champagnergläser, aber ohne Fuß, welche bei solchen Gelagen gebraucht wurden, und ihrer Form wegen entweder auf einmal von Jedem geleert, oder im Kreise herumgeboten werden mußten, bis sie geleert waren. Allgemein hielt man unter dem Adel die Betrunkenheit für eine Auszeichnung, „an Irishman drunk was an Irishman all in his glory“ (ein betrunkener Ire war ein Ire in all' seinem Glanze).

Wo möglich noch größer war das Laster unter dem gemeinen Volke; dieses ebenfalls sah Betrunkenheit nicht nur als Verdienst, sondern sogar als eine Pflicht an. Ein großer Theil der irischen Volksgesänge galten dem Lobe des Whiskey, des Branntweins, und nur wenige hatten nicht eine Beziehung auf denselben. Wir erinnern uns eines solchen, welcher den Papst und das Concilium von Trient belobt, weil es nur für das Essen und nicht für das Trinken Fasttage eingesetzt. Der Branntwein wird in denselben mit allem Schmuck der irischen glühenden Phantasie umkränzt; sie nen-

nen ihn: „father and mother, and sister and brother (Vater und Mutter, und Schwester und Bruder), my joy and my jewel (meine Freude und Juwel), vein of my heart (meine Herzader), den Lebensversüßer, den Freudebringer, den Fröhlichkeitserzwinger, eine Herzstärkung für jedes Alter, eine Linderung für jedes Ungemach.“ — Die Ausdehnung des Uebels übersteigt wirklich allen Glauben; in Städten und Dörfern war jedes andere Haus entweder eine öffentliche, oder eine geheime Branntweinschenke. Märkte, Kirchweihen und Begräbnisse waren beständige Scenen der gröbsten Excesse einer allgemeinen Betrunkenheit. Ein Abend genügte oft, um die ganze Jahreseinnahme eines armen Pächters zu vergeuden. Kurz, wo zwanzig Personen versammelt gewesen, waren darunter neunzehn trunken von Branntwein. — Es begreift sich, daß mit diesem Laster Verbrechen aller Art Hand in Hand gingen; die Geschwornengerichte lieferten einen betrübenden Beweis von den verbrecherischen Resultaten der Trunksucht.

Man hatte oft und vielfach versucht, dem Uebel zu steuern, und sogar zu dem Mittel gegriffen, die Leute einen Eid ablegen zu lassen: daß sie für kürzere oder längere Zeit vom Branntweintrinken sich enthalten wollen. Allein der Ire, der bei seinem gläubigen Gemüthe es nicht über sich brachte, den Eid zu brechen, verfiel auf die sonderbarsten Wege und Schliche, um ihn zu umgehen und in seiner Einfalt vor Gewissensbissen sich zu sichern. So erinnern wir uns eines Mannes, welcher geschworen, einen Monat lang nicht zu trinken; er tauchte Brod in Branntwein und aß es; ein anderer hatte geschworen, keinen Branntwein auf der Erde stehend zu trinken, er setzte sich mit seiner Flasche auf die Aeste eines Baumes und leerte sie dort; ein Dritter, welcher gelobt hatte, weder einen Tropfen Branntwein im Hause, noch außer demselben zu Trinken, setzte den einen Fuß innerhalb, den andern außerhalb der Thürschwelle, und trank auf diese Art

seine gewöhnliche Portion, bis er betrunken niedersank; wieder ein Anderer hatte sich verpflichtet, in seiner Pfarrei keinen Branntwein zu trinken; er holte sich ein Stück Torf aus einer andern Pfarrei und setzte sich darauf, wenn er trinken wollte.

Alle Versuche, den Irländer nur zu einiger Enthaltsamkeit zu bringen, erschienen als ein fruchtloses Unternehmen, und es hatte nach menschlicher Berechnung den Anschein, als müßte diese Nation das Loos aller Trunkenbolde treffen: Untergang in einem delirium tremens. — Allein das arme, tiefgesunkene Volk hatte Eines aus dem Schiffbruche seines früheren besseren geistigen und physischen Zustandes, aus jener Zeit, wo Irland eine Geburtsstätte neuer Apostel des Christenthums war, sich gerettet, eine eigene, selbst in seiner Versunkenheit es nicht verlassende Wärme des Glaubens. Hier war der Verführung das Thor geschlossen. Man weiß, welche Mühe man sich von jeher gegeben hat und noch gibt, das Elend einzelner irischer Familien zum Glaubensabfalle zu benützen, wie Sendlinge der anglikanischen Kirche, der verschiedenen reformatorischen Secten, in der einen Hand ihre Glaubenstraktätlein, in der andern Lebensmittel, Geld, im Munde lockende Versprechungen von fortdauernder Unterstützung, in die elenden Wohnungen der Iren in Irland und in England dringen, und mit diesem Preise dem Elende noch das letzte Gut, das es bewahrt hat, wegmäckeln wollen; man weiß aber auch, daß die Fälle, wo diese Verführung gelingt, verhältnißmäßig eine außerordentliche Seltenheit sind.

Bekannt sind die großen Opfer der Irländer, die sie seit Jahrhunderten, bis auf diese Stunde, für Bewahrung ihres Glaubens gebracht haben und noch bringen; wie sie, trotz ihrer Armuth, ihre Geistlichkeit unterhalten, durch freiwillige Steuern, zu denen der Aermste wie der Reichste sein Schärflein beiträgt, die herrlichsten katholischen Anstalten in's Leben riefen, wie namentlich der religiöse Sinn diesem Volke eine

Einheit, Kraft und Ausdauer verschafft, die wir bei keiner Nation des Continents finden.

Das Aug des Herrn konnte sich deßwegen von diesem Volke, troß seiner brutalen Verirrung in das Laster der Trunksucht, nicht im Zorne abwenden, und hat mit Erbarmen über demselben gewaltet. Im Jahre 1838 trat auf irischem Boden ein bisher der Welt unbekannter, nur von seiner nähern Umgebung in Cork geschäßter Franciscanermönch, Vater Mathew, auf, und gründete den 10. April des gleichen Jahres die erste total-abstinence-society, den ersten Verein, welcher es sich zu einer religiösen Pflicht machte, sich von allen geistigen Getränken zeitlebens zu enthalten, und hiefür ein Gelübde in der Hand des Gründers ablegte. In der Stadt New-Roß war schon im Jahre 1829 ein Mässigkeitsverein durch einen Geistlichen der englischen Kirche, Namens Carr, gegründet worden, griff aber nicht um sich. Drei Monate nach ihrer Stiftung zählte die Temperance-Gesellschaft des Vaters Mathew nur fünfhundert Mitglieder, im Jahre 1840 aber schon eine Million, und im Jahre 1842 hatten bereits fünf Millionen der irischen Bevölkerung das Gelübde einer unbedingten Enthaltsamkeit vom Genusse jedweden geistigen Getränkes abgelegt und das daherige Pfand, eine Medaille von Zinn, in der Größe eines Fünffrankenthalers, in Empfang genommen. Die Medaille enthält auf der einen Seite das Gelübde: „i promise to abstain from all intoxicating drinks etc. except, used medicinally and by order of a medical man and to discountenance the cause et practise of intemperance.“ (Ich verspreche Enthaltsamkeit von allem gebrannten Wasser, ausgenommen da, wo es vom Arzte als Medicin verordnet wird und Verachtung von Sache und Uebung der Unmässigkeit.) Die andere Seite der Medaille zeigt zwei Ehegatten, mit ihren Kindern einen Altar umstehend, auf dem das Opferlam des neuen Bundes mit der Siegesfahne eingegraben ist und oben das Kreuz auf-

gerichtet steht, mit den Worten als Umschrift: „hoc signo vinces.“

Während in Schottland und England die Consumtionsabgabe vom Branntwein von Jahr zu Jahr sich vergrößerte, sank sie in Irland in drei Jahren um einen vollen Drittheil, und es zeigte sich bald ein solches Mißverhältniß des Verbrauchs von Branntwein zwischen Irland und Schottland, daß die zwei und eine halbe Million Einwohner des Letztern jährlich anderthalbmal so viel Branntwein producirten, als die acht Millionen in Irland. Der irische Mässigkeitsapostel hat in letzter Zeit seine Wirksamkeit auch auf England und Schottland ausgedehnt, und sein Werk ist unter der in diesen Ländern ansässigen zahlreichen irischen Bevölkerung mit gleichem Erfolge gekrönt worden.

So hat ein Mönch eine ganze Nation von einem der hartnäckigsten Laster im Verlauf von wenigen Jahren befreit. Alle Humanitätsapostel aller Freimaurerlogen der ganzen Welt, alle protestantischen Missionsvereine mit all ihrem Reichthume und ihrer Thätigkeit, ja alle Regierungen hätten es vielleicht nie dahin gebracht, nur eine einzige Gemeinde in Irland zu einem solchen Siege über sich selbst, zu Abschwörung des Lasters der Trunkenheit, und zu einer freiwilligen gänzlichen Enthaltsamkeit von allem geistigen Getränke zu bringen. Und ein unbekannter Mönch bekehrt eine ganze Nation! — Wißt Ihr das Geheimniß dieser Bekehrung? Er trat mit den Waffen der Kirche, im Namen derselben auf; er sprach als ein von ihr Gesandter, als ein Apostel, und nur deßwegen hat sein Auftreten, haben seine Worte jene Gewalt über ein Volk erlangt, daß es reumüthig an seine Brust klopfte, vor den katholischen Prediger hinkniete, das Gelübde der Enthaltsamkeit ablegte und es hielt. Es war die Sprache der Kirche zu einem gläubigen Volke, und deßwegen der Segen Gottes mit ihr. Seht da das Geheimniß,

für katholischen Sinn so klar und begreiflich, für andere ein Räthsel ohne Schlüssel zu seiner Lösung.

Die Bekehrung der schlesischen Bevölkerung vom gleichen Laster ist nur eine rührende Wiederholung der irischen und eine Bestätigung des Gesagten. Nirgends, vielleicht nicht einmal Irland ausgenommen, war das Uebel der Branntweinpest so verbreitet und tief eingewurzelt, wie in Oberschlesien. Man lese die interessante Schrift von Dr. C. J. Lorinser: der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien (Oppeln im Verlag von S. Weilshäuser 1845). An Sonn- und Feiertagen wimmelten dort die Straßen von Trunkenen; Tag und Nacht, während der Arbeit und der Ruhe wurde Branntwein getrunken, und nur einmal im Jahre, zur heiligen Osterzeit, schien wenige Tage die Völlerei eine Unterbrechung zu erleiden. „Wenn Jemand", so sagt der benannte Verfasser, „bei uns die Tausende hätte zählen können, denen die Berauschung zum täglichen Bedürfniß geworden, oder auch nur die Hunderte, die sich auf jedem Jahrmarkt um Sinn und Vernunft gebracht, die civilisirte Welt würde vor diesen Zahlen erschrecken. Bei Hochzeiten stieg der Unfug so hoch, daß öfters das Brautpaar mit allen Gästen vom Altar zurückgewiesen, und die Trauung auf einen anderen Tag verschoben werden mußte." — Es ist entsetzlich, wenn man an einer anderen Stelle die Behauptung des edlen, und der Sache gemäß seiner Stellung als Medicinalrath kundigen Mannes liest: „daß es keinen Zweifel leide, daß in Oberschlesien ein nicht unbeträchtlicher Theil der jetzigen Generation im Zustande der Trunkenheit gezeugt, und schon im Mutterleibe durch Branntwein vergiftet worden sei.

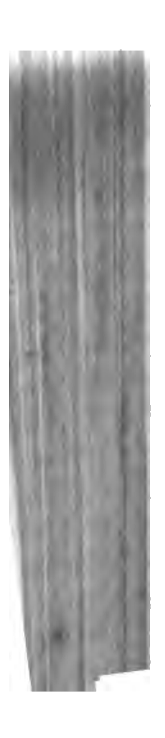
Die tiefste Versunkenheit herrschte daher in diesem unglücklichen Theile der preußischen Monarchie; er übertraf an Unglücksfällen und Verbrechen alle andern. — Und auch hier ist ein Theil der Bevölkerung von seinem Laster geheilt worden, ist sittlich gegenwärtig gänzlich umgestaltet, ein Muster nun gesellschaftli-



…, und d
chen Hindernisse in Weg l
Israel, welches zuerst und
schrei über das neue Bekehr
und auch in Schlesien sind
in den Händen der Juden,
ger Zeit zum vollständigen
Bevölkerung ausbeuteten. D
kerung in Polen hat ihren
keit des Bodens, oder in
Lasten, sondern in ihrer Neig
beute, welche das Volk Israe
von derselben macht. Der B
den seinen Brantwein meistens
anschwellende Schuld hat er
lung, als sein gewöhnlich noch
Um den auf Bezahlung dring
führt er ihn auf sein Feld, ve
Getreides auf dem Halme, n
Spottpreis, tilgt mit einem
alte Schuld, und läßt den an
bei seinem Käufer sich …

des Branntweingenusses sich in ihrer Einnahme beeinträchtiget sahen. Doch kamen hier edle Ausnahmen zum Vorschein. So hatte kaum Erzherzog Karl von der Sache Kunde erhalten, als er sofort die gemessensten Befehle an seine Beamten erließ, hiebei mit der Geistlichkeit Hand in Hand zu gehen, obschon er sich dadurch eines Einkommens von 100,000 Gulden beraubte. Auch die moderne kirchenfeindliche Aufklärungssecte, so wie die Bureaukratie trugen das Ihrige bei. Jene schrie über „Fanatismus“, schob den edlen Mässigkeisaposteln die niedrigsten Beweggründe unter, und scheute sich nicht, das ihr so wohlbekannte Mittel der Verläumdung auch hier anzuwenden; die Bureaukratie sah mit Mißtrauen auf die großartige Volksbewegung, sie fragte nicht, ob sie zum Guten oder zum Schlechten hingehe, sondern ärgerte sich, weil sie nicht auf ihren Befehl entstanden war. Sie warf sich daher zum Kirchencensor auf, und meinte, es sei nicht erlaubt, mit dem Eide Spott zu treiben, und vor dem Altar ein Gelübde abzulegen, das später doch häufig werde gebrochen werden; auch die Fassung des Gelöbnißaktes, so unschuldig er war, wollte ihr nicht gefallen, und sie fand es daher für gut, denselben einem amtlichen Stempel zu unterwerfen; es kam sogar so weit, daß ein amtlicher, freilich nie vollzogener Befehl ausgewirkt wurde, den russisch-polnischen Capuziner, welcher durch seinen Seeleneifer und seine hinreißende Beredsamkeit sehr viel zu den außerordentlichen Erfolgen der Mässigkeitsschritte beitrug, über die Gränze zu schaffen, und diejenigen Geistlichen zur Strafe zu ziehen, welche ihn ohne Wissen der Polizei bei sich aufgenommen und beherbergt hatten.

Aber Alles scheiterte und mußte sich beugen vor der kirchlichen Macht, die hier ganz stille und bescheiden im Gewande einiger, in den heiligen Geist derselben eingeweihten Missionsprediger auftrat. — Der Anfang der großen Bewegung der oberschlesischen Mässigkeitsvereine ist vom Standpunkte



1844, welches in dem d
unter die aufgehobenen
eines in der benachbarte
marktes ab, ergriff die
von nun an zur Enthaltsa
Sache unter den Schutz
für alle Sünder am Thron
Signal zum großen Werke, d
die ganze Provinz nahm, i
und in kurzer Zeit das Wu
chen Bevölkerung zu Stand
Gemeinde jenes Pfarrers,
Mission eröffnet, dieselbe i
fortgesetzt, wobei die umlie
Aushülfe leisteten, den grö
nannte polnische Capuziner,
übte. Im Monat Februar
erfolgt; im Monat April h
meinden, Beuthen und Bog
der andere 2344 Personen
genusses

aufhaltsam drang der Strom, namentlich in südöstlicher Richtung, vorwärts, und hatte in kurzer Zeit sogar das Königreich Ungarn erreicht. Die große Mehrzahl der Bevölkerung wurde allenthalben von ihm ergriffen. So zählt der Regierungsbezirk Oppeln etwas zu 900,000 Einwohnern, worunter 600,000 Slaven; die Zahl der dem Gelöbniß der Mäßigkeit Beigetretenen erreichte in kurzer Zeit eine halbe Million; sie konnte bald in allen Ländern, wohin die Bewegung gelangte, nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nur nach Millionen gezählt werden.

Die Wirkung dieser Gnadenströmung, welche unter dem Fittige der Kirche sich über diese Länder so wundervoll ausbreitete, zeigte sich unmittelbar in der ganzen sittlichen Haltung der Bevölkerung. Wir lassen hierüber einige amtliche Zeugnisse folgen. Schon in der zweiten Hälfte des Aprils zeigte der Landrath von Beuthen der Regierung an, daß unter den Arbeitern ein ganz anderes Leben begonnen habe, und die Herren jetzt zufrieden mit denselben seien. In der Kreisstadt, wo jährlich 8 bis 10,000 Eimer Spiritus abgesetzt wurden, stünden die Schenken leer, und Ruhe sei in den Straßen eingekehrt. Man erblicke in Wahrheit keinen Trunkenen mehr, und lasse sich einer sehen, so werde er verspottet und verhöhnt. Zwei Tage später meldete der Landrath des Rybniker Kreises, daß zu Ostern unter der katholischen Bevölkerung eine fast durchgängige Bekehrung der ärgsten Trunkenbolde bewirkt worden sei. Ein kurzer Zeitraum habe genügt, um 50,000 Säufer zu den nüchternsten Unterthanen Sr. Maj. des Königs zu machen. — Gegen Ende des Monats Juni war in sämmtlichen, zur Rechten der Oder gelegenen Kreisen die Mission beinahe vollendet. Oberregierungsrath Ewald hatte diese Gegenden bereist, und schrieb darüber der Regierung: „Die Erscheinung ist in der That großartig. Die Schenken stehen leer und an den Wochen- und Jahrmärkten herrscht völlige Ruhe und Ordnung. Keine Trunkenen, be-

Wochen oder Monaten ... wegen
den Geistlichen und dank...
ihren Männern wiederfa...
Arbeitsamkeit eingekehrt s...

Der Regierungspräsi...
schiedenen amtlichen Berich...
nisse seiner Regierung Ke...
ben spricht er sich folgende...

„Nicht ein scheues, ve...
der Druck des Gefühls, d...
und Brod verurtheilt zu sey...
keit, Haß gegen den Gutsh...
gierung machen sich als die
lung bemerkbar, sondern viel
Sittlichkeit, des Wohlbefinden
Berufserfüllung, Rückkehr zu
Verminderung der Excesse und
Kriminalgefängnisse.“

Und was ...

samkeit und Mäßigkeit auf eine möglichst lebendige Weise geschildert und die Zuhörer aufgefordert wurden, sich aus den Banden dieses Lasters zu befreien. Dasselbe Thema wurde an einigen nach einander folgenden Sonntagen noch weiter erörtert, und dann ein Tag zur feierlichen Aufnahme in die eigens deßwegen gestiftete Bruderschaft, Maria Lichtmeß, und zur Ablegung des Gelöbnisses bestimmt. An diesem Tage schritt der Pfarrer oder Prediger von der Kanzel zum Altare, wo er zuerst vor der versammelten Gemeinde das eigene Gelöbniß aussprach und dann Alle herbeirief, die seinem Beispiele folgen wollten. Das Gelöbniß lautete dahin: „mit Gottes Hülfe dem Genusse des Branntweins, so wie allen gebrannten Wassers und alles dessen, was daraus bereitet wird, für immer zu entsagen (ausgenommen in Krankheitsfällen, wo eine ärztliche Verordnung es gebietet); andere Getränke, namentlich Bier, Wein, Meth u. dgl. nur mäßig zu genießen, zu solcher Enthaltsamkeit und Nüchternheit aus allen Kräften auch Andere zu ermuntern, und jeden Wortbrüchigen nach liebevoller Ermahnung der Geistlichkeit anzuzeigen, damit sein Name aus dem Vereinsbuche gestrichen und für ihn gebetet werde. Zum Schlusse wurde in der Regel ein feierliches Dankfest abgehalten, und unter Ausstellung des Hochwürdigsten der Ambrosianische Lobgesang angestimmt und der Segen gegeben."

„So ist von Anfang bis zu Ende", wir gebrauchen hier die eigenen Worte unseres Gewährsmannes, „die Bewegung eine religiöse geblieben, hat in kurzer Zeit ihr Ziel erreicht, gegen alle menschliche Voraussicht und Erwartung, ohne geistigen und physischen Zwang, ohne Beihülfe irgend einer Obrigkeit und trotz alles Widerstandes, den ihr das Mißtrauen und der Eigennutz, der Spott und die Bosheit, die Schwäche und die Unentschlossenheit der Menschen entgegengesetzt. Man darf also nicht darüber erstaunen, wenn das wunderbare Werk vom Volke als ein göttliches betrachtet, und zunächst

der mütterlichen Fürbitte zuzuschrieben, die Mutter selbst aber nicht nur als Beschützerin, sondern auch als wahre Stifterin des Vereins angesehen wird."

Das Werk von Dienern der Kirche begonnen, ist seither unter deren besondern Schutz genommen worden. Schon im Monat August 1844 hatte der hochwürdigste Erzbischof von Ollmütz sich der Sache angenommen und Anweisungen deßhalb an die Decanate erlassen. Die Bisthumsadministration von Krakau erließ einen ausgezeichneten Hirtenbrief, und in diesem Jahre ist auf Verwendung des Fürstbischofs von Breslau, Cardinal von Diepenbrock, vom heiligen Vater ein Decret erlassen worden, welches den Mässigkeitsverein unter dem Schutze der seligsten Jungfrau Maria zu einem wirklichen und wahren Vereine, zu einer kirchlichen Bruderschaft und Genossenschaft erhebt, und ihn mit reichen Gnadenmitteln, vollkommenem Ablaß am Tage der Aufnahme, am Titularfeste der Bruderschaft und in der Sterbestunde ausstattet. Die nun vom Oberhaupte der Kirche genehmigten Bruderschaftsstatuten sind eine Wiederholung des von uns bereits erwähnten Inhalts des Gelöbnißactes — gänzliche Enthaltung vom Branntwein, mäßiger Genuß von Wein, Bier, Meth und anderen gegohrenen Getränken, Verpflichtung, Andere für den Verein zu gewinnen — mit dem einzigen Zusatze, daß jedes Mitglied wenigstens alle Sonn- und Feiertage das Gebet des heiligen Bernhard, oder drei Ave Maria zu beten hat. Der Erlaß, womit der Fürstbischof das päpstliche Decret seinen Diöcesanen mittheilt, ist ein wahrer Jubelruf und ein ehrenvolles Zeugniß für die dortige Bevölkerung, daß sie in jeder Beziehung gehalten, was sie gelobt hat. Er rühmt vor der Welt an diesen seinen Kindern, daß sie den Geist der Verspottung alles Heiligen und Ehrwürdigen, den Geist der Empörung gegen sittliche und bürgerliche Odnung, und eben so den Geist der Sinnlichkeit und Umäßigkeit standhaft in den letzten Zeiten zurückgewiesen haben, wie es ein

reicher Trost für ihn war, so oft er erfuhr, wie fest sie standen in den Versuchungen, wie wacker sie kämpften, wie treu sie wachten, wie unerschütterlich sie ausharrten, wie geduldig sie die Schmach von der Welt trugen, um die Ehre vor Gott zu retten.

Die Völker in Irland, in Schlesien und Polen waren einer tiefen Entsittlichung verfallen; die Kirche hat in kurzer Zeit sie aus derselben herausgerissen und zu anderen Menschen umgestaltet. Die von uns angeführten Zeugnisse führen uns die unmittelbaren, wohlthätigen Folgen für die bürgerliche Gesellschaft vor Augen. Wir möchten Alle, welche an der Kraft der Kirche unsere vom Revolutionsfieber geschüttelte Zeit zu heilen, noch irgend einen Zweifel hegen, auf das Beispiel dieser Völker verweisen. Die Revolution hat ihre meisten Anhänger unter dem Proletariate; beide Völker, die Iren in Großbrittanien und die Slaven in Polen, gehören zu diesen armen Parias unserer gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft. Wenn es der Kirche gelungen, in wenigen Monden und Jahren Millionen dieser zu bessern, sollte es ihr anderwärts nicht auch gelingen, wenn man sie frei den reichen Schatz ihrer Heilmittel entfalten läßt?

Sie hat jene Völker von der Branntweinpest befreit; es gibt Andere, die ein schlimmeres Gift tagtäglich im Uebermaße, bis zur vollendeten geistigen Zerrüttung, in sich einsaugen, davon bereits betäubt sind: das Gift einer gottlosen Presse; es ist dieses das feinere, schlimmere, hartnäckigere; jenes verursacht nur eine Verthierung des Menschen, dieses aber macht ihn zu etwas Schlimmeren, als das Thier ist, zu einem Geiste des Hochmuths, der Auflehnung gegen und des Abfalls von Gott. An diesem Gifte leidet die ganze gegenwärtige Gesellschaft. Wer soll sie davon heilen? Wir antworten: die Kirche; sie allein vermag es. Noch einige Andeutungen hierüber.

res Mißbrauchs, namentl
Letztere bejahen, und deßw
findung bestreiten. Wir möch
Standpunkte aus betrachten
unmittelbar von Oben komm
der Menschen gelangt, Mi
größer und werthvoller, je n
Guten ist, desto mehr wird sie
sale, welches über die Geschi
Anfang an waltet, dem Mißl
ren Mächte, welche einen so
ben jedes Einzelnen, der Völ
ausüben, kennen besser, als
beschiedenen Güter, und gebr
lich zum Mißbrauch der wertl
daher, mit dem Zeugniß der
sprechen, daß das erhabenste
die Religion, Gegenstand des
ist. Der Herr sah dieses vor
von ihm erbaute Kirche die
werde, und hinterließ ...

mehr. Dennoch müssen wir sie als ein Geschenk des Himmels, als eine Zierde des Menschengeschlechtes, als eines der ersten Förderungsmittel des Guten erkennen. Unser Augenmerk soll deswegen dahin gerichtet seyn, auf Wege und Mittel zu sinnen, wie dem Mißbrauche des edlen Guts mit den uns zu Gebot stehenden Kräften so viel möglich gesteuert werden könne.

Um diese Mittel zu finden, müssen wir zuerst das Uebel in seiner ganzen Größe erkennen.

Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir die geistige Krankheit unserer Zeit, die eine Auflehnung des Hochmuthes gegen Gott und seine Ordnung in der Gesellschaft ist, hauptsächlich dem Mißbrauche der Presse zuschreiben. Die Presse ist eine Vervielfältigung des Wortes; durch das Wort hat Gott die Welt erschaffen und den gefallenen Menschen erlöst; das Wort ist aber auch das Mittel, dessen das böse Princip zur Verführung des Menschengeschlechtes sich hauptsächlich bedient. Der Teufel ist der Vater der Lüge, des falschen Wortes, jenes Lasters, das in seiner verheerenden Wirkung die aller andern Laster weit übertrifft, mit dem ein ganzes Geschlecht berückt, Recht zum Unrecht und Unrecht zum Recht, das Erhabenste zum Niedrigsten, und das Schlechteste zum Höchsten und Besten in den Augen des leichtverführbaren Menschen verwandelt werden kann. Wir müssen uns daher nicht wundern, wenn wir die Macht der Hölle mit ihrer ganzen Wucht auf die Presse sich werfen sehen.

Nie ist diese thätiger gewesen, als in unserer Zeit, sie hat sich zum guten Theil der Presse bemächtigt, und das gegenwärtige Geschlecht bis zum Delirium einer gegen alle göttliche und menschliche Ordnung anstürmenden, und nur mit einer furchtbaren Krisis endenden Revolution verführt. Was ist die Branntweinpest gegen diese furchtbare Pest der Presse! Jenes Gift muß der Mensch suchen, dieses schleicht ihm bis in die letzte Hütte nach; geht er auf der Straße, so

dasselbe Gift. — So häu
menschlichen Gesellschaft, e
hunderte Berge von Giftſ
verwundern, wenn dieser
vor uns liegt?

Wo ist nun der Arzt,
teten wieder herstellen kann

So viel leuchtet dem
Augenblick ein, daß zur G
Gesellschaftskörper und zur
äußere physische, wenn auch
reicht. Das Gift ist zu fei
jonet und Kartätschen erreich
stiges, und widerstrebt als
chen der Gewalt, es zu verti

Die gewöhnlichen Waffe
rer Zeit bekämpfen wollte, ſ
es liegt auch hier auf der H
brauchs der Presse aus den G
sellschaft, in die es bereits hi
gegen diesen Mißbrauch nicht
Etwas beschränkt werden könn
nur in einem höchst unterge
Gesetze sind todte Wesen, bloß
Hohnes, wenn ...

gerichtlichen Verfolger gehabt? Haben wir nicht sehr häufig die Erfahrung gemacht, daß mit den Preßgesetzen, vermöge ihrer Anwendung und Auslegung, in den Händen und dem Munde einer vergifteten Büreaukratie, oder eines aus den meist angesteckten Ständen zusammengelesenen Geschwornengerichtes, meistens nur gegen die Vertheidiger der Wahrheit, und selten gegen die Verbreiter der Lüge Front gemacht wird, so daß wer in feiner Dosis und mit höflicher, oft höfischer Miene das Gift der Gesellschaft eingibt, sicher immer ungestraft ausläuft, der barsche, rücksichtslose Fürsprecher der Wahrheit aber einer gewissen Strafe anheimfällt.

Gestehen wir uns nur aufrichtig, der ganze Schwarm von Preßgesetzen, welche die Neuzeit wie Pilze aus dem Boden herauswachsen ließ, welche, wir geben es zu, in der bestgemeinten Absicht von den Gesetzgebern erlassen wurden, hat keine andere Folge mit sich gebracht, als daß er die Giftmischer in ihrem Handwerke etwas umsichtiger, ihre Gegner aber ärmer an Mitteln zu deren Bekämpfung machte.

Noch weniger als mit Preßgesetzen wird man mit Censuren und Verboten ausrichten Die Erfahrung liefert davon so schlagende Beweise, daß es Zeitverlust wäre, hierüber noch mehr Worte zu verlieren. Eben so groß ist der Irrthum derjenigen, welche durch eine gute Presse das Unheil einer schlechten genügend paralisiren zu können meinen. Wer das glaubt, kennt den Menschen und seine Neigungen, kennt auch die Macht des Bösen nicht. Wer mit der Lüge ficht, führt ein zweischneidiges Schwert. Wahrheit und Lüge stehen ihm gleichmäßig zu Gebot, und er gebraucht die eine oder die andere, je nachdem er damit besser zum Ziele kömmt. Er ist daher doppelt gewaffnet, während der Kämpfer für die Wahrheit nur in einfacher, leider viel unscheinbarerer Rüstung, eben derjenigen der Wahrheit, ihm entgegentreten kann. Man sage mir nicht, daß dafür diese Rüstung und diese Waffe die bessere sei. Gewiß die Wahrheit wird am Ende siegen, aber nur weil ein höheres Wesen sie mit seiner Macht stützt und ihr Sieg in dem Willen und Plane seiner Weltordnung liegt; der Mensch aber ist für die Lüge empfänglicher als für die Wahrheit, er eilt so zu sagen jener entgegen oder wird von finsteren Mächten in ihren Kreis gezogen, gegen diese aber, selbst wenn sie mit dem Lichte des Himmels umstrahlt ist, hat er oft nur blinde Augen. — Eine gute Presse, auch wenn sie mit der Macht des Staates gestützt würde, wird daher nie ausreichen, das Uebel, welches durch eine schlechte verbreitet wird, zu heilen.

und=conservativen Presse
wäre zu wünschen, daß
käme, daß über alle der
verzweige, welcher die
conservativen Presse una
öffentliche Organe, wel
irgend welche Nebenabsich
thätige Mitwirkung gleich
nöthig, neue in's Leben
Schritt zur wahren Heil
bei weitem nicht; es m
Uebel besteht ja nicht so
vielmehr im vorhandenen
Die Heilmethode muß de
vorhandene Gift aus dem
Zugänge zu selbem für d
darauf denken kann mit g
sehen. Ist jenes nun mög

Man müßte wirklich
Gesellschaft verzweifeln, w
durch eine sitten= und g
sachte Unheil, wenn nicht
zu heben, und neuem Ums
Abrede stellen wollte. Wer
einen Gott der Wahrheit
durch diesen Glauben gezwu
nehmen, wodurch die Wel
Ruine ...

gründet werden, deren Mitglieder, wie die Branntweintrinker in Irland und Schlesien, ein feierliches Gelöbniß ablegen, vom Augenblick dieser Ablegung an, sich des Genusses des Giftes einer schlechten Presse ganz und gar zu enthalten, daher weder ein schlechtes Blatt zu halten, noch ein solches zu lesen, dagegen zur Verbreitung von guten mitzuwirken, Andere auf dem Wege liebevoller Ermahnung und Aufmunterung zu einem gleichen Verfahren zu bestimmen. An der Möglichkeit der Stiftung solcher Vereine und an ihrem großartigen Erfolge dürfen wir nach dem vor Augen liegenden Wunder der gegen die Branntweinpest gerichteten Mäßigkeitsvereine nicht zweifeln; es kommt nur darauf an, von wo aus diese Vereine gegründet werden sollen. Hier bedarf es nun abermals wieder des kirchlichen Bodens. Solche Vereine lassen sich weder befehlen noch sind sie durch bloß verständige, wenn auch noch so gut gemeinte Belehrungen über das Unheil der schlechten Presse ins Leben zu rufen. Mit Befehl und Ermahnungen hilft man keinem Kranken; jenen verachtet er, diese gehen spurlos an ihm vorüber. Alle Gewalt des Staates reicht daher nicht aus, um solche Vereine in dem großartigen Maßstabe, wie sie erforderlich sind, zu gründen; selbst die Bemühungen politischer Vereine für Gründung und Verbreitung einer guten Presse werden höchstens in denjenigen Kreisen von einigem Erfolg sein, die durch das Gift der schlechten Presse am wenigsten angesteckt sind und eines Gegenmittels in dem Maße, wie Andere nicht bedürfen.

Die Vereine müssen die freie Schöpfung eines religiösen Pflichtgefühls seyn; dieses aber unter den Massen zu wecken, dazu hat auf Erden nur eine Anstalt, die Kirche, die Macht. Es sollen sich nur die Hirten der Kirche zusammen thun, und unter dem Schutze der seligsten Jungfrau und mit Genehmigung des Oberhauptes der Kirche eine Bruderschaft gründen, deren Mitglieder eine gänzliche Enthaltsamkeit von allem Gifte einer schlechten Presse zu geloben haben; sie sollen mit Weisungen zur Eröffnung einer großartigen Mission an den Clerus, mit Ermahnungen an ihre Diöcesanen heraustreten, es soll der gesammte Clerus sich verbünden, und in allen Gegenden, im Norden und Süden, im Osten und Westen in jeder Pfarrgemeinde, ja überall, wo eine Kapelle steht, wo Gläubige zu deren Besuch hinkommen, Mission auf Mission gegen die Preßpest eröffnen, die Pfarrer und Geistlichen sollen vorangehen, am Altare, in Gegenwart der ganzen Gemeinde das feierliche Gelübde einer gänzlichen Enthaltsamkeit vom Lesen der schlechten und der möglichsten Verbreitung der guten Presse ablegen. Was

strecken und sie unbefleck
werden? Welch' ein Sch
der Kirche, und Sieg d
sie vor Augen diese ung
schütternde Strömung, w
über alle Länder, alle L
Lüge unter sich zermalme
schend, Alles in sich aufn
erneuernd. Gott im Hi
wäre. —

Ihr Hirten, zur We
Euer eine große Aufgabe;
so muß man Hand anlege
kann Euch keine bemitleide
der Staatsbehörden hemme
treten, hier öffnet sich ein G
oder ohne Willen das ga
und die gegenwärtige Gesel
den bringen wird, dessen
unter Ausbrüchen eines r
droht. Hieher ihr Missions
diesem Werke einer geistiger
schlechts, hieher ihr Alle, d
auf dem wir jetzt schiffen, in
falls und der Verlassenheit

XLVIII.

Literatur.

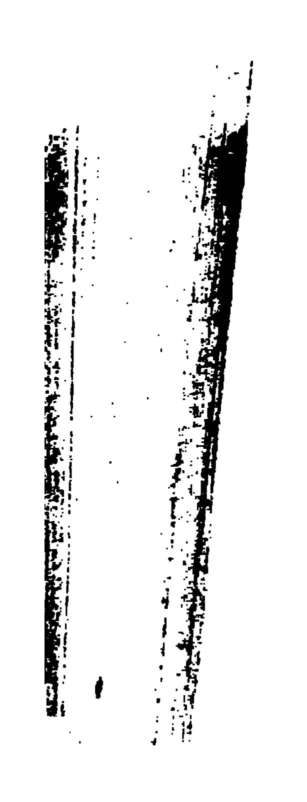
Das katholische Kirchenjahr; gefeiert in Gebet und Gesang. — Ein Gebet- und Gesangbuch, herausgegeben von einem katholischen Priester der Diöcese Würzburg. Mit einem Titelkupfer. Selbstverlag des Verfassers. In Commission der Steib'schen Buchdruckerei zu Würzburg.

Wenn auch die Zahl von Andachtsbüchern schon so ziemlich groß ist, sofort dem oberflächlichen Beobachter dieses Gebet- und Gesangbuch als überflüssig scheinen möchte, so wird doch bei näherer Anschauung dieses Andachtsbuch als eine nicht unwillkommene Erscheinung in unserer Zeit begrüßt werden.

Inhalt und Tendenz dieses eben so vollständigen als den Geist der Kirche klar erfassenden und überall sichtbar darstellenden Andachtsbuches sind entsprechend dem Titel, unter welchem derselbe die Oeffentlichkeit betreten hat.

Dem Wunsche vielleicht, hievon einen kurzen Abriß nebst Beleuchtung zu vernehmen, wird hiemit freundlichst begegnet.

Das Werk, mit dem katholischen Kirchenkalender anfangend, zerfällt in fünf Theile.

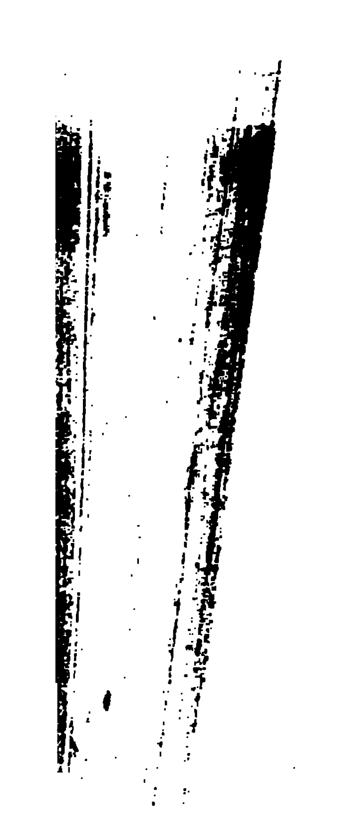


wenn derselbe auch die
Gärten sammelte, so i
sicht gewählte Fügung
demselben katholischen G

In volksthümlicher
selnd — wird dem from
seinen verschiedenen An
worunter sich besonders a
und Weihnachtsandachten
stenandachten zum heilige
den, über die sieben Wor
Leiden nach den verschie
Christi — die besondere A
Communion — die Bittan
zur Zeit der Noth — die
Armenseelenandachten (wob
schiedenen Theile der Diöc
lich die Festandachten unse
und der Heiligen, wie solch
feiert werd

Der christliche Erdenpilger wird auf seiner Wanderung gar oft von Mühseligkeiten bitterster Art überfallen; — bald ist es Sturm, Regen und Ungewitter, — bald ist es Hunger, Durst und Kälte, bald ist es schwerniederbeugende Krankheit oder sonst leibliche oder geistige Noth; — und ach! wenn ihn nun umrauscht das Wasser dieser Trübsal, wie erwacht lebendiger in ihm und inniger das stille Heimweh, wie verlangt nicht das arme verlassene Herz, das von bittern Thränen gefeuchtete Auge nach einer stillen Herberge, wo ihm die sanfttröstende Stimme der Erhörung erklingt, wo Christus, der wahre Samaritan, durch die Fürbitte der Mutter Maria und der lieben Heiligen mit milder, tröstender und helfender Hand erscheint. — O Christ! erblicke hier ein Bild der frommen Wallfahrt, welche, im tiefen Alterthum begründet, dem christlichen Erdenpilger stets eine Herberge der geistigen wie leiblichen Erquickung gewährte, wo derselbe in würdiger Weise seine Wallfahrt vollbracht, für alle seine Wunden ein liebliches Heilkraut in goldener Blüthe fand. — Du fragst, o Christ! in dieser trübsalsvollen Zeit, nach dieser Stätte? — Die Antwort geben dir die heiligen Gnadenorte der katholischen Kirche, auf welche in dieser Andachtsübung der Wallfahrt besondere Rücksicht genommen ist. — Hiemit ist dem frommen Erdenpilger ein Leitstern an die Hand gegeben, in kernhafter, altherkömmlicher Gebet- und Liederweise das stille Wallfahrtskirchlein zu Gößweinstein, wie zu Vierzehnheiligen, zu Maria Weiher, wie zu Walldürn, beim heiligen Kreuz, wie in den der Mutter Maria geweihten Gnadenorten zu Engelsberg — Maria Buchen — Dettelbach, Retzbach rc. im altehrwürdigen Frankenlande, in der Nähe, wie aus der Ferne, aufzusuchen, und wird auf diese Weise die Fülle dieses Gnadenreichthums recht Vielen zugängig gemacht, was gewiß für den Verfasser nicht ohne Verdienst ist.

Der dritte Theil enthält Vespergesänge — dem Feste entsprechend — für die Sonn- und Feiertage des katholischen



... wir zu
tung noch einen V
bachtsbuches für K
bene, so liegt am T
Vorzügliches enthält,
sonders reich an Tröst
sofort eine wahre Sch
den Kranken, ein w
und Verstorbenen ist.

Blicken wir nun z
terials, auf die vielfach
der, 90 Psalmen und 7(
chen Geiste getragen, so
Anerkennung nicht versag
geben, daß dieses Andach
umfassendsten und brauchb
gen Clerus, dem geehrte
men Christen bei dem Wi
stens empfohlen wird.

Um dasselbe in jeder
gängig zu machen, hat der
sicht, die Ehre ...

Zur besondern Berücksichtigung wird noch schließlich bemerkt, daß dasselbe bereits sich der gnädigsten Approbation des hochwürdigen bischöflichen Ordinariates von Würzburg, Regensburg und Eichstädt erfreut, und mehrere theologische Zeitschriften sich sehr vortheilhaft darüber ausgesprochen haben, was diesem Andachtsbuche nur dient zu seiner Empfehlung für allgemeine Einführung in ganzen Gemeinden, so wie für Ankauf als Preisbuch — Weihnachts-, Communion-, Firmungs- und Wallfahrtsgeschenke, was wir in Folge dankenswerther Anerkennung dieser vieljährigen und mühevollen Leistung nur herzlich wünschen.

XLIX.

Die Regesten der Päpste.

Obschon aus der ältesten Zeit der christlichen Kirche bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts von den Briefen der Päpste nur der des heiligen Clemens an die Corinther auf die Nachwelt gekommen ist und man auch nur von sehr wenigen andern bestimmte Nachrichten hat, so kann es doch keinem gegründeten Zweifel unterworfen werden, daß auch damals schon die Päpste vielfache Veranlassung und Aufforderung gehabt haben, auf die verschiedenartigsten Anfragen und Appellationen, die an sie gerichtet wurden, Antwort und Entscheidung zu geben. Begreiflicher Weise verursachte dieser briefliche Verkehr, in welchen sie unmittelbar oder mittelbar mit allen Bischöfen traten, eine sehr große Geschäftsanhäufung. Davon spricht schon der heilige Hieronymus, welcher dem Papste Damasus zur Seite stand und für ihn eine beträchtliche Anzahl von Briefen geschrieben hat, insbesondere

des Herrn vor jedem Flecken und
sollen"; „wir tragen die Lasten Alle
vielmehr es trägt sie in uns der
wir vertrauen, den Erben seines
schützt"; ja, es dürfte schon auf je
seyn, was Alexander IV. von dem
schoß sagt: „Bei ihm fließen die
her zusammen, zu ihm gelangen die
den die Zweifel angebracht und von
sten Dinge entwirrt werden; und ni
gewaltige Strom zu fließen auf,
Meeres heftige und feindselige Stür
jetzt tobenden gewichen, so folgen i
auch mögen noch so viel Knoten
durch apostolische Entscheidung gelö
gleich wieder andere da, die mit r
wohlberechneter Entscheidung gelöst
dem nämlichen Augenblicke, wo er in
die Finsterniß des Zweifels durch da
verscheucht hat, drängen sich sofort
apostolischen Ausspruch erleuchtet un

wägung da ist; auch hört sie im Laufe der Zeit nicht auf, sondern sie dauert mit ihrer Dauer, weil die Geschäfte im Laufe der Zeit nicht enden, sondern in ihrer ununterbrochenen Aufeinanderfolge immer wieder von Neuem entstehen." —

Alle diese Dinge wurden aber auf dem Wege des brieflichen Verkehrs erledigt und es mußten eben daher die Schreiben der Päpste eine um so größere Bedeutung gewinnen, als ihr Inhalt nicht nur für diejenigen, an welche sie gerichtet wurden, maßgebend war, sondern sie auch in gleicher Eigenschaft die Bestimmung hatten, von dem Empfänger an alle ihm benachbarten Amtsbrüder mitgetheilt zu werden; auf diese Weise erlangten sie, als das vermittelnde Organ der päpstlichen Gesetzgebung, eine allgemeine Autorität. Es war daher für die Päpste um so mehr von Wichtigkeit, genaue Abschriften dieser Briefe anfertigen und aufbewahren zu lassen; zu diesem Zwecke diente das päpstliche Archiv, über dessen frühzeitige Existenz der zuvor genannte Kirchenvater ebenfalls ein Zeugniß giebt, indem er den Rufinus wegen der von diesem bezweifelten Echtheit eines päpstlichen Schreibens an jenes Archiv verweist. Diese hier aufbewahrten Abschriften wurden Regesten genannt; welch ein Schatz für die Wissenschaft wären diese schon in Betreff der ältesten Zeit, aber sie haben sich leider nicht erhalten; mit Ausnahme der Regesten Gregors I. und einiger wenigen andern, sind sie bis zu den Zeiten Innocenz III. verloren gegangen; von da an bis auf Pius V. sind sie vollständig erhalten und füllen nicht weniger als 2016 Bände.

Bei diesem Stande der Dinge mußte es natürlich der Wunsch aller Geschichtsfreunde seyn, theils diese unschätzbare Fundgrube mehr als es bisher geschehen für die Wissenschaft eröffnet zu sehen, theils in einer Zusammenstellung aus wirklichen päpstlichen Briefen und andern literarischen Hilfsmitteln einen Ersatz für die verloren gegangenen Regesten zu erhalten. In seinen Regesten der Kaiser hat Böhmer auch solche der Päpste von Innocenz III. bis Clemens VI. ausge-

gereicht. Daß dies Bu
jüdischen Verlegers gedr
jüdischer Herkunft ist, ist
möchte man sagen eine fi
Erscheinung. Das Werk
welche nach der ganzen
angefangen bis auf Cölesti
ger Innocenz III., mit gro
arbeitet sind. Es wurden
rücksichtigt, von deren Existe
eine Notiz erhalten hat; sie
wirklich vorhandenen Briefe
Die Gesammtzahl aber diese
wozu in einem Anhange no
mann wird die unsägliche M
nothwendig hat verursachen
zeichniß der benützten literarisc
wenigstens einen schwachen L
ein näheres Detail können wir
blicke; in welchem es uns nu
scheinen des Buches selbst

L.

Aphoristische Zeitläufte.

Den 4. November 1851.

VI.

Nutzen der Centralisation.

Ganz richtig ist, was Raudot über die Centralisation sagt. Wir erfahren hier nur, wie die Centralisation wirkt, aber nicht: wie sie selbst entstanden und von welchen Ursachen sie die nothwendige Wirkung ist?

Ursprünglich ist die Centralisation (in Paris) das Werk des Despotismus und der Eitelkeit der Könige. Späterhin ist sie als eine nothwendige Folge der omnipotenten Staatsidee eingetreten. Soll der „Staat" Alles regieren, beaufsichtigen, reglementiren und verwalten, so ist es ein nothwendiges Erforderniß, daß die regierende Staatsmaschine nicht in Widerspruch mit sich selbst gerathe; sie muß einen Mittelpunkt haben, von dem die Bewegung ausgeht, — folglich Einheit, folglich Centralisation.

Merkwürdig ist, was mir einst Einer meiner Freunde in Paris, namentlich in Beziehung auf die Freiheit der Kirche,

sagte: wenn einmal die Stellung der Kirche zum Staate eine falsche, und wenn die Hauptursache davon der herrschende Unglaube ist, und wenn dieses Uebel nicht durch ein paar Federstriche gehoben werden kann, sondern tief im Geiste und Charakter der Zeit wurzelt, so ist (namentlich für die Kirche) die Centralisation weit entfernt, ein Unglück zu seyn, eher noch eine Wohlthat.

Ein absoluter Minister im Centrum ist ein Correctiv für den Absolutismus der Maires und der Souspräfecten, der Kreishauptleute und Bezirksbeamten, der, wenn er keinen Höhern über sich hätte, vollends unerträglich seyn würde.

Seite 32. „Die Centralisation“ (richtiger der omnipotente Staat) „will Alles machen.“ Da sitzt der Knoten. Die Staatsgewalt will Vorsehung seyn. Dieß ist gewiß sehr absurd; wenn aber dieser Ausgangspunkt einmal feststeht, so kann man die Nothwendigkeit und Unerläßlichkeit der Centralisation aus denselben Gründen darthun, mit denen die Schule die Einheit Gottes beweist.

Auch das ist Centralisation, nur eine lächerliche und absurde, wenn die Freiheit der Provinzen und Communen, nach einem gewissen Muster, vom Mittelpunkte aus, decretirt wird.

VII.

Kunst und Natur.

Dieß ist die Maschine, sagte einst Blumenbach in Göttingen dem genialen Clemens Hügel, dem er sein Kabinet zeigte, mit welcher man die Scheintodten wieder lebendig macht. — Sehr schön! entgegnete unser verewigter Freund. Aber nun zeigen Sie mir auch die Maschine, mit welcher man die Scheinlebendigen todt macht. Hätte Blumenbach das Jahr 1848, und was ihm folgte, erlebt, so hätte er erwiedern können: eine solche Maschine gibt es nicht; es ist auch nicht nöthig, daß sie je erfunden werde. Die Scheinle-

bendigen bringen sich aus freier Hand sicherer, schneller, wohlfeiler um, als die kunstreichste Maschine es herzustellen im Stande wäre.

VIII.

Materielle Interessen.

Daran knüpfen sich eine Menge Irrthümer. „Die Regierung muß die Revolution durch Beförderung der materiellen Interessen besiegen." Darüber ist zu bemerken, daß 1) eine Regierung die materiellen Interessen des Einen nicht befördern kann, ohne die des Andern zu verletzen, ja daß die materiellen Interessen des Einen häufig die des Andern geradezu ausschließen; sie kann mit dem besten Willen nicht zugleich dem Schuster recht viele Kunden, und den Kunden recht dauerhafte Schuhe und Stiefel verschaffen. Dasselbe gilt von Apothekern und Kranken. 2) Sie hat gar nicht die Mittel und Möglichkeit, Jeden reich zu machen, denn auf diese praktische Spitze läuft am Ende doch die Beförderung der materiellen Interessen heraus. 3) Wenn sie es aber auch könnte, so lebt dennoch der Mensch nicht vom Brode allein, und es ist ein ungeheurer Fehlschuß, wenn man glaubt, daß Wohlstand, Ueppigkeit und Reichthum vor der Revolution bewahren. Die heutige Tendenz: die Revolution dadurch zu besiegen, daß man die Regierungen zu Markthelfern und Handelsfactoren macht, pflastert, wie die falsche Staatstheorie überhaupt, dem Communismus eine breite Straße. Nur das kann Jeder mit Recht verlangen, daß die Regierung seinem materiellen Interesse ohne Noth keine Hindernisse in den Weg lege, ihn dann aber für sich sorgen lasse. Fair play.

IX.

Letztes Ende.

C'est à l'épeé qu'aboutissent tous les débats humains.

X.

Unparteilichkeit.

Es ist ein Grund- und Hauptfehler im Kampfe gegen die Revolution, Ordnung und Empörung als gleichberechtigte Parteien behandeln zu wollen. Der Grundsatz, was dem Einen recht ist, dem Andern billig, die Seele der Civil-Proceßgesetzgebung, ist falsch und verderblich, wo es sich um dessen Anwendung auf die Revolution handelt; in diesem Falle gilt und muß gelten das Princip des Kriegs: ich muß den Gegner mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken suchen; mache ich mich zu seinem Advokaten, so arbeite ich meinem Zweck und Princip entgegen.

XI.

Der Kampf gegen die Revolution.

Mit Plan, Bewußtseyn und Absicht wird der Krieg gegen die Revolution in seiner durchgebildeten Consequenz nirgends geführt; wenn und wo die Zerstörung der Gesellschaft nicht gegen sich selbst Krieg führt, lebt sie mit der ganzen Welt im tiefsten äußern Frieden.

LI.

Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres.

Sechste Vorlesung.

Wir sahen, wie in Folge der Lösungen von Staat und Kirche und ihres immer zunehmenden Voneinanderbeugens auch die Lösungen in beide hineingekommen. Beide waren bestimmt, und ihre ursprüngliche Aufgabe war gewesen, einander gegenseitig zu tragen, in gemeinsamer Wirksamkeit ihren Einfluß auf alle Umgebung auszubreiten, und so in gegenseitiger Hülfeleistung, in Mitte der Gesellschaft, dem Guten nach allen Seiten hin Bahn zu machen, und das gegen dasselbe ankämpfende Böse niederzuhalten und zu bändigen. In sofern aber das Böse sich Bahn zu machen gewußt, war es irrend, verfinsternd, scheidend zwischen beide eingetreten, wie die Sünde überhaupt lösend und scheidend eintritt zwischen den Menschen und Gott.

Dadurch war also eine Spaltung in das gekommen, was in Einheit harmonisch verbunden seyn sollte. Was zueinander halten sollte, hatte voneinander gelassen, hatte in Gegensatz miteinander sich versetzt. Die unausbleibliche Folge davon war gewesen, daß in der Nachwirkung jener Spaltung

haben diese Lösungen
chie eingetreten, durch
wie sie vom Mittelpun
sich hin verbreitet.

Hatte diese Lösung
archie, die da geschirm
höhern Würdeträger, u
höhern Geistes, noch n
äußere Schiedniß hervor
Princip bisher nur ange
nern walte, und wie e
gelingen werde, auch hier
hervorzurufen, so war die
lichen Macht, im Kaiserthu
wesen.

Das Kaiserthum hatte
dem ersten Habsburger au
zurückgezogen.

Damit war Deutschla
Arena als leitender Staat a
dern zu einem Particular

demselben Maaße sich zersplittert, wie die alten conzentrirten Herzogthümer in Deutschland sich gelöst.

So hatten die Kaiser, auf Deutschland zurückgeworfen, auch hier sich eine andere Grundlage suchen müssen, auf der sie auf's Neue Wurzel fassen konnten, und so war naturnothwendig in den Kaisern das Streben nach Hausbesitz, nach unabhängiger Territorialherrschaft erwacht.

Damit fingen die Habsburger an, indem sie im Osten des Reiches sich festgesetzt; Adolf von Nassau war gefolgt, indem er in Thüringen Wurzel zu schlagen versucht. Die Luxemburger hatten darauf Böhmen in dieser Weise zur Basis ihrer Macht und das Kaiserthum in ihre Hände gebracht. Die Wittelsbacher hatten, als sie zur Kaiserwürde gelangten, bald in Brandenburg, Holland und anderwärts sich eine solche Unterlage gesucht.

Die Folge all dieser Bestrebungen war bei dem häufigen Wechsel des Kaiserthums unter den edlen Geschlechtern, daß Unruhe und Unsicherheit in jedes höhere Besitzthum im Reiche gekommen, die nun vielfältige Nachwirkungen in ihm hervorrufen mußten.

Die Kaiser, indem sie früher über dem Ganzen gestanden, auch im Ganzen ihre Wurzel hatten, die Kaiser, nachdem sie ihre Wurzel in eine besondere, in ihre eigene Erde versenkt, hatten eben innerhalb dieses engern Gebietes wiederholt, was mit Deutschland im weitern Umfange geschehen war.

Wie Deutschland, ausgeschlossen aus der Gemeinschaft aller europäischen Völker, nicht ferner die Hegemonie auf sich nahm, so waren die Kaiser in Mitte der Fürsten innerhalb ihrer Territorien wieder von der Gesammtheit ausgeschieden und auf den Particularismus zurückgeworfen.

Dieß mußte nun in den Fürsten das Bestreben erwecken, sich gegen die Kaiser und ihre Umgriffe zu sichern. Denn hatten die Kaiser, von ihrem höhern Standpunkte herniedersteigend, einen Theil des Ganzen zu ihrem Eigenthum er-

49 *

In der Opposition gegen die
unter den Fürsten diejenigen vora
am nächsten standen. Dadurch, da
Kurfürsten sich erhoben, war die e
jene wachsende Territorialmacht der
zu begränzen und zu beschränken.

Im Beginn des neuen Zeitrau
dieser Kurfürsten sich hervorarbeiten,
mehr Bedeutung im Gegensatze zu
wissen ihre Stellung vielfältig zu b
einer Art von Unabhängigkeit gelan
hatte Jeder in seinem Territorium s
beinahe unabhängiger Territorialfürst g
ein Collegium gebildet, in dessen M
mus inter pares, selbst Territorialhe
rialherrschaften dieses Collegiums sta

Hier war gelungen, was die K
Hierarchie versucht, was aber dort
ander gesetzten Gründen nicht geling

Was nun im Laufe der Zeit si
denen, die es sich erwarben, keinesf

nung umstanden, zur Nachahmung reizen. Denn was jene ersten bestimmt, sich zu festigen gegen des Kaisers wachsende Territorialmacht, bestimmte wieder die Fürsten zweiten und dritten Ranges sich zu festigen sowohl gegen die Kaiser, als gegen jene ersten Würdeträger, um nicht gefährdet zu werden in ihrem Besitzthum. Es war in Allen, und zwar in Jedem für sein Gebiet, das gleiche Streben erwacht, und so sehen wir aus diesem Zeitraume sich nach und nach alle die verschiedenen Territorialherrschaften, aus denen Deutschland sich gebildet hat, und den Ursprung der Unabhängigkeit der jetzt regierenden Geschlechter herleiten.

Alle suchten in ihren Gebieten Territorialrechte zu gewinnen; das konnte aber nicht geschehen, ohne frühere Rechte zu schädigen, und ohne den Versuch zu machen, Rechte der früher bestandenen Ordnung zu beseitigen. An dieser frühern Ordnung hatten aber viele Genossen Theil genommen, und in der Nachwirkung der früher lebendigen Ordnung hatten vielfache Rechte sich begründet gefunden.

Jetzt will die neue Ordnung gleichfalls Wurzel fassen, sie findet sich aber gegenüber jenen Rechten, die aus der alten Ordnung herüberströmen, und die keineswegs Willens sind, sich ihren neuen Ansprüchen als Opfer hinzugeben.

Die Folge dieser gegenseitigen Bestrebungen muß also ein sich erhebender Kampf der verschiedenen Territorien gewesen seyn, zwischen den Territorialmächten, die sich erheben wollen, und zwischen den verschiedenen Mächten der alten Ordnung, die dieses Erheben niederzuhalten sich bemühen.

Was nun der wachsenden Territorialmacht zunächst entgegengetreten, waren die den Territorialherren zunächst folgenden Würdeträger, also die dem Adel und der höhern Geistlichkeit angehörigen Gebiete. Der Adel war in der frühern Ordnung ein integrirender Theil des Ganzen und ihm untergeordnet, andererseits aber fühlte er sich in seiner Unabhängigkeit so independent, wie der Kaiser, an der Spitze. Jetzt sollte er sich dem Landesherrn fügen und ihm sich un-

mengethan, ein besonderes
gewählt, und unter diesem
schaften sich in Streit und

Bald ist die Lösung we
nisse theilten sich nach Vers
die Höhern andere, als die
wir nun auch Kämpfe zwisch

Nach dem Adel kam in
hängige Bürger, umhegt von
Reichsstädte in nicht geringe
wenigstens einen Theil ihre
Zeit sich erhalten. Auch die
Reichthum immer strebsamer
gerlichen Muth innerhalb ihre
Im Fortschritte des Bürgerth
Freiheitssinn in ihnen erwacht;
sie sich innerlich gegliedert, un
fache Formen angenommen.

Als die alte Ordnung zusa
derselben im Territorialsystem ei
suchte, mußte diese

minder gewaltthätig geworden, nachdem er vielfach Gelegenheit gefunden, nach Oben wie nach Unten und um sich her Gewalt zu üben.

Die Städte waren noch mehr vertheilt, als der Adel, und waren vereinzelt ihm und vollends der Territorialmacht gegenüber kraftlos. Sammelten sie sich und vereinigten sie sich nicht, verbanden sie nicht gemeinsam ihre Kräfte, so mochten sie unmöglich den Kampf bestehen. Und so sehen wir im Fortschritte des Zeitalters die Städtebündnisse hervortreten zum Schutz und Trutz gegen jeglichen Eingriff in ihre bürgerliche Freiheit, ihre politische Ordnung und in die Fortentwicklung ihres Handels und ihrer Industrie. Die rheinischen Städte hatten ein solches Bündniß gebildet. Wir haben gesehen, wie die nordischen Städte in der Hansa, über den ganzen Norden sich verbreitend, mächtig und gesetzgebend ja eine wahre kriegführende und erobernde Macht geworden.

Bei der allgemeinen Umwandlung, die sich begeben, fanden auch die Einwohner des Landes ihrerseits vielfältig in ihren Interessen sich verletzt. Auch sie konnten natürlicher Weise die Umwandlung der frühern Lehensmacht in eine unabhängige Territorialmacht mit ihren frühern Rechten nicht verträglich finden. Auch sie gesellten sich daher zur Abwehr zueinander, gesellten auch wohl den Bündnissen der Städte sich bei, und so ist zunächst der Aufstand der Schweiz und die Trennung derselben vom Reich daraus hervorgegangen. Eben als die Habsburger, dort begütert, jene Metamorphose der frühern Verhältnisse in neue geltend zu machen versuchten, hatten sie Obstand an den Bewohnern der Schweizerthäler gefunden, die dann Bundesgenossen in den Städten gesucht, mit gemeinsamer Hand den Habsburger Fürsten sich entgegengestellt, im Felde ihrer Meister geworden, und nun die eigene Selbstständigkeit in ihren Thälern sich begründeten.

So war also ein fortdauerndes Auseinanderweichen durch alle Gebiete der weltlichen Hierarchie im Reiche hindurchgegangen.

sie einmal mit Deutschland
Ganzen zusammengelebt; i
nisse obwalteten, nur daß
herrschender gewesen, als d
den Wirkungen, die gänzlic
nen Provinz vom Reiche he
früher entfremdet worden; a
Osten durch die Deutschritte
schaft anerkennen müssen.

So war das Reich in
im Verlaufe der Metamorpho
tend, im Innern auseinanderg
geschmälert worden, hatte sei
zen verengt, und war tiefer i

Staat und Kirche, und
thum, hatten also innerhalb i
zwischen ihnen selbst sich zuget
nen Fugen gewichen; was früh
der gewirkt, hatte jetzt mehr ob
getrennt, und gegeneinander sich

Die Folge davon auf die

Widerspruch sich zu erheben vermochte. Es war ein großes conservatives Mittel, um Gesundheit und innere Lebensfülle in der gesammten europäischen christlichen Genossenschaft zu erhalten.

Jetzt aber, wo der innere Zusammenhang auseinandergewichen, wo die Radien, die zuvor straff angezogen, die Peripherie mit dem Mittelpunkte fest verbanden, nachließen, und wie schlaffe Bänder sich zu lösen begannen, jetzt sehen wir schon in leisen Spuren das Streben zum Partikularismus auch innerhalb der religiösen Societät sich regen.

Früher war es eine Gesammtkirche gewesen, eins und einig von einer Gränze der Christenheit zur andern; jetzt gewahren wir aber schon die ersten Regungen zur Gestaltung von Particularkirchen. Wir sehen in Frankreich die Regung zu einer gallikanischen Kirche hervortreten, als die Parlamente sich anmaßten, die Bullen von Rom aus zuerst zu registriren, um ihnen dadurch erst Geltung und Autorität zu verschaffen. Wir sehen eben so eine anglikanische Kirche in ihren ersten Regungen sich zeigen; selbst von einer germanischen erscheinen schon einzelne vorbedeutende Spuren.

In Mitte dieser leisen Regungen, die keineswegs noch in irgend einer Weise die Orthodoxie angetastet wissen wollen, können aber nun schon förmlich ausgesprochene Häresien sich Raum verschaffen, können und müssen Anhang gewinnen, können anschwellend immer stärker und gefahrdrohender werden, während in der Mitte nicht mehr Kraft genug ist, ihnen entgegenzutreten und sie zu bekämpfen. Es müssen zum Theil, wie es in England der Fall gewesen, zufällige Umstände eintreten, um sie zurückzuwerfen; in Böhmen gelingt es nur nach blutigem, verheerenden Kriege, durch die Macht der Waffen, eine solche sich regende ernsthafte Opposition zu beschwichtigen.

Ernster und weitgreifender sind aber die Folgen, die sich in der politischen Societät aus jener Auflösung des Reichs entwickelt haben.

In den frühern Zuständen dieses Reiches war es unbestritten das erste, gesetzgebende in Mitte der europäischen Gesellschaft, ohne je im Ganzen und im Großen, dessen muß die Geschichte Zeugniß geben, Mißbrauch von dieser Präponderanz getrieben zu haben. Das deutsche Volk war während des vorigen Zeitalters weit das größte, stärkste und waffenmächtigste unter allen europäischen Völkern gewesen. Kriegerisch wie keines, in sich wohl um seinen Kaiser geschlossen, in vier oder fünf Herzogthümer in Massen getheilt, also, daß seine Kraft Raum hat, in der Vielheit sich auszubreiten; in seinem Lehensystem wohl gefügt und zusammengegliedert, dabei in seiner Ausbreitung vom fernen Osten bis tief in den Westen, vom Norden nach Süden reichend, mit Italien eng verbunden, dabei im Lande Burgund über den Rhein hinausreichend, so stand Deutschland in dieser Verfassung und Haltung in Mitte der europäischen Völker ehrfurchtgebietend da, und war darum der große Friedenshalter in Mitte aller vielfältigen und verschiedenen Leidenschaften, die andere Völker unter sich entzweien mochten.

Von diesen andern Völkern konnte keines mit seiner Macht sich vergleichen.

Die scandinavischen Reiche im Norden waren noch nicht zu einem bedeutenden Körper herangewachsen, und wären sie es auch gewesen, sie gehörten eben dem Blute nach, denn auch sie waren germanischen Stammes, dem germanischen Reiche an, wie sie auch in ihren Interessen mit ihm verbunden waren.

Der slavische Stamm im Osten war großentheils durch Gewalt der Waffen gebändigt; Böhmen war im Lehensverbande; Polen hatte, wenn auch unabhängig, in Mitte des slavischen Volks jene Bedeutung nicht gewonnen, die es später erreicht; Ungarn hatte dem Lehensverbande mit dem Reich sich fügen müssen, und die Ostgränze desselben war durch die, wenn auch in sich zerrüttete Macht des immer noch bestehenden byzantinischen Reichs geschirmt. Im Westen hatte Spa-

nien mit den Mauren zu kämpfen, und vermochte nur mit Mühe sich zu erwehren. So war allein Frankreich und England noch übrig, die mit dem Reiche sich vergleichen mochten.

So nun centrirt war die europäische Gesellschaft gehalten von diesem Reiche; sie ruhte auf ihm, und des Kaisers weit sehendes Auge konnte die Ruhe der gesammten Christenheit in dieser Weise überwachend handhaben.

Weiter noch als das Auge der Kaiser reichte das noch weiter schauende Auge der Kirchenfürsten, die zu den weltlichen Interessen der Kaiser nun auch die kirchlichen Interessen fügten.

Der Standpunkt war auf der Höhe der Gesellschaft, auf dem Gipfel, wo alle Verhältnisse im Großen sich überschauen lassen. Es war der Standpunkt der Kirchenfürsten und der Kaiser, eben so wie die alten Römer ihn aufgesucht, die in den verschiedenen Ländergebieten die höchsten Spitzen gesucht, dort, gleich den Adlern, ihre Horste aufgerichtet, und mit ihrem kriegsgeübten Auge die Länder, die zu ihren Füßen lagen, überschauten.

Es war ein großes, ein universalhistorisches Verhältniß, es waren auch große, universalhistorische Menschen, was die gewaltigen Päpste und Kaiser bewiesen haben, die es verstanden, über Welten zu gebieten, und ihre Herrscherkraft nicht auf eng begränzte Räume zu beschränken hatten. Die Kaiser waren geehrt als Häupter der gesammten Christenheit: waren sie auch nicht als Herren anerkannt, war doch der Ehrenplatz vor allen Andern ihnen eingeräumt, und keiner war stark genug, ihnen diesen Platz streitig zu machen. Ueber ihnen standen die Päpste, als große Friedenserhalter, als Schlichter der einzelnen Händel, die von Volk zu Volk sich erhoben, die in den Kaisern die bewaffnete Wehre hatten, um ihren Aussprüchen Gewicht zu geben.

So war die ganze Gesellschaft wohl centrirt, ihre Kraft geeint, und so war es möglich geworden, jene mächtigen

Kämpfe mit dem furchtbaren Muhamedanismus, der ganz Europa zu verschlingen drohte, siegreich zu bestehen, also, daß das Christenthum sein Panier aufpflanzen konnte in Mitte der Gebiete des Muhamedanismus, und in Jerusalem und den alten heiligen Orten ein christliches Reich aufzurichten vermochte.

Darum war es jetzt geschehen. Jene Centren in der Mitte hatten nachgelassen, ihre Kraft war gewichen; sie hatten sich getheilt und gegeneinander sich bewaffnet. Fortan konnte von einem mächtigen, nach Außen wirkenden Streben keine Rede mehr seyn. Die Anstrengungen, die man dazu noch gemacht, liefen beinahe auf's Lächerliche hinaus.

Der Verlust der heiligen Lande und das allmählige Nachrücken des Muhamedanismus war die nächste Folge gewesen.

Europa hat die Schmach erlebt, die Türken eine Brücke schlagen zu sehen an der Stelle, wo früher der Perser gewaltige Macht den Uebergang gesucht; sie waren über die Brücke gewandert, und hatten sich im Osten auf den Trümmern des byzantinischen Reiches angesiedelt; es war eine kleine Entschädigung, daß um dieselbe Zeit der Muhamedanismus eine frühere Eroberung auf der iberischen Halbinsel ganz verlor, und das Kreuz nun wieder in Granada auf den Moscheen sich aufrichtete, wo früher das Zeichen des Muhamedanismus seit Jahrhunderten geweht.

LII.

Zeitbetrachtungen.

Vorerinnerung.

Die nachfolgende Leichenrede auf die wurzellosen, nach französischem Muster, ohne Berücksichtigung der Geschichte und des Lebens, am Schreibtische fabricirten papierenen Constitutionen rührt aus der Feder eines ehrwürdigen, ergrauten staatsmännischen Beobachters der Zeit, dessen Jugend noch in die ersten Anfänge der Erschütterungen hinüberragt, die noch heute ihre Ruhe nicht gefunden; die Leser werden darin die Stimme eines der Begründer der neueren Staatswissenschaft mit Achtung vernehmen. Die große Hauptfrage aber für die Gegenwart ist die, was nach der Zerstörung der alten Verfassungen, Rechte und Verhältnisse, und nachdem die unbeschränkte Bureaukratie uns in dieß Labyrinth der eitlen Constitutions-Macherei hineingeführt und sich dadurch auch ihrer Seits ihr Urtheil gesprochen, was nun nach so vielen Ruinen und Trümmern an die Stelle treten soll? — Ein Neubau hat jedenfalls nur dann Aussicht auf Dauer, wenn der Staat ihn von unten auf, Hand in Hand mit der Kirche, auf die Familie, die Gemeinde, die Provinz, überhaupt auf die Wiedererweckung eines gesunden, corporativen Lebens gründet, — Grundlagen, die der unumschränkte bureaukratische Polizeistaat in seinem revolutionären Despotismus mißkannt und, so viel an ihm war, zerstört hat, indem er alle religiösen und sittlichen Bänder lockerte und

trennte, und Alles in gleich berechtigte, d. h. gleichmäßig administrirte Individuen auflöste, die sich zur gelegenen Stunde auf den Ruf der Demagogen wieder als Pöbel bei den Barrikaden zusammenrottiren, und ihren souverainen Willen durch Pflastersteine kund thun, also daß eine Revolution der andern folgt, wie der Wind mit den Sandhaufen der Wüste sein Spiel treibt.

Die Redaction der Hist.-polit. Blätter.

I.

Der Krebsgang der Revolution. Eine lehrreiche Rundschau.

Seitdem der Krieg mit Gewalt der Waffen einstweilen zu ruhen scheint, liefern die Zeitungen aller Länder beinahe nur Bulletins über die Wechselfälle des viel wichtigern geistigen Krieges, welcher jetzt lebhafter als sonst zwischen der Gleichmacherei und der Gerechtigkeit, der Einförmigkeit und der Mannigfaltigkeit, oder mit andern Worten, zwischen der Revolution und der natürlichen, auf wechselseitiges Bedürfniß, auf Dienst und Gegendienst begründeten Ordnung der menschlichen Gesellschaft geführt wird. Bisweilen scheint die erstere Partei, welche in ihrem Hochmuthe bereits zu triumphiren glaubte, bald hier, bald dort noch einige Vortheile zu erringen, aber sie schlagen meist zu ihrem Nachtheile aus, und im Allgemeinen geht es mit der Revolution den Krebsgang. Zwar hat man ihr aus Mangel an Muth, oder an festem Willen, oder an geistiger Kriegskunst noch keine entscheidenden Niederlagen beigebracht, ihre Hauptquartiere, d. h. die in Central-, Distrikts- und Ortsvereine förmlich organisirte, weitverbreitete Verschwörung nicht zersprengt, und selbst die erfochtenen Siege nicht zur vollen Unterwerfung des Feindes benutzt. Gleichwohl aber müssen diejenigen, welche sonst stets das Vorwärts predigten und sich des Fortschritts in ihrem weltumstürzenden Systeme rühmten, jetzt selbst den Rück-

zug antreten, und mit Leidwesen den Fortschritt ihrer Gegner anerkennen, von welchen wir nun aus den letzten drei Jahren einige Beweise liefern wollen.

Vor Allem schwindet allmählig der Aberglaube an die neuern, natur- und rechtswidrigen Constitutionen, welche die Wurzel alles weitern Unheils sind, und die man all zunachgiebigen Fürsten, bald durch Studententumult abgetrotzt, bald durch feige und treulose Rathgeber abgeschwatzet hat. Selbst ihre früher verblendeten Freunde fangen an einzusehen, daß diese sogenannten Constitutionen nichts weiter als Destructionen alles rechtmäßig Bestehenden sind, und daß sowohl ihr Zweck, als ihr Resultat nur allein darin besteht, nach kurzer Heuchelei die höchste und unbeschränkte Gewalt einer wahnsinnigen kirchen- und staatenstürmenden Secte zuzuwenden, und mittelst dessen nicht nur die Könige und Fürsten selbst zu entthronen, zu entehren und zu berauben, sondern auch Leib und Seele, Hab und Gut, natürliche und erworbene Rechte aller Klassen des Volks, der Willkür eben dieser Secte, oder ihrer wechselnden Factionen zu überliefern. Wir werden zum weiteren Beweise dieser Wahrheit in einem folgenden Artikel sogar die Geständnisse der entschiedensten revolutionären Blätter anführen.

Indessen geht es jetzt mit dergleichen Constitutionen allmählig zu Grabe. In Rom und, mit Ausnahme von Piemont, in ganz Italien ist davon keine Rede mehr. In Neapel begnügte sich der König, die neue, unheilbringende Constitution auf unbestimmte Zeit zu suspendiren, nachdem neun Zehnttheile aller Landesbewohner, durch 2283 meist in Gegenwart von Notarien abgefaßte Bittschriften, ihn um Abschaffung derselben gebeten hatten. Sie wird dort schwerlich wieder eingeführt werden, doch muß man sich billig darüber verwundern, daß, während man den trotzigen Forderungen einer rebellischen Faction nur zu sehr nachgibt, man hingegen auf die gerechten Wünsche der Treuen und Redlichen des

trennte, und Alles in gleich berechtigte, d. h. gleichmäßig administrirte Individuen auflöste, die sich zur gelegenen Stunde auf den Ruf der Demagogen wieder als Pöbel bei den Barrikaden zusammenrottiren, und ihren souverainen Willen durch Pflastersteine kund thun, also daß eine Revolution der andern folgt, wie der Wind mit den Sandhaufen der Wüste sein Spiel treibt.

Die Redaction der Hist.-polit. Blätter.

I.

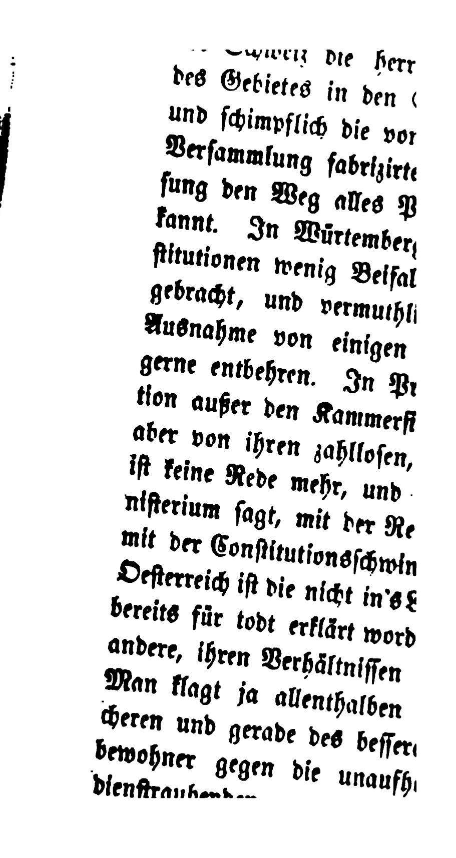
Der Krebsgang der Revolution. Eine lehrreiche Rundschau.

Seitdem der Krieg mit Gewalt der Waffen einstweilen zu ruhen scheint, liefern die Zeitungen aller Länder beinahe nur Bulletins über die Wechselfälle des viel wichtigern geistigen Krieges, welcher jetzt lebhafter als sonst zwischen der Gleichmacherei und der Gerechtigkeit, der Einförmigkeit und der Mannigfaltigkeit, oder mit andern Worten, zwischen der Revolution und der natürlichen, auf wechselseitiges Bedürfniß, auf Dienst und Gegendienst begründeten Ordnung der menschlichen Gesellschaft geführt wird. Bisweilen scheint die erstere Partei, welche in ihrem Hochmuthe bereits zu triumphiren glaubte, bald hier, bald dort noch einige Vortheile zu erringen, aber sie schlagen meist zu ihrem Nachtheile aus, und im Allgemeinen geht es mit der Revolution den Krebsgang. Zwar hat man ihr aus Mangel an Muth, oder an festem Willen, oder an geistiger Kriegskunst noch keine entscheidenden Niederlagen beigebracht, ihre Hauptquartiere, d. h. die in Central-, Distrikts- und Ortsvereine förmlich organisirte, weitverbreitete Verschwörung nicht zersprengt, und selbst die erfochtenen Siege nicht zur vollen Unterwerfung des Feindes benutzt. Gleichwohl aber müssen diejenigen, welche sonst stets das Vorwärts predigten und sich des Fortschritts in ihrem weltumstürzenden Systeme rühmten, jetzt selbst den Rück-

zug antreten, und mit Leidwesen den Fortschritt ihrer Gegner anerkennen, von welchen wir nun aus den letzten drei Jahren einige Beweise liefern wollen.

Vor Allem schwindet allmählig der Aberglaube an die neuern, natur- und rechtswidrigen Constitutionen, welche die Wurzel alles weitern Unheils sind, und die man all zunachgiebigen Fürsten, bald durch Studententumult abgetrotzt, bald durch feige und treulose Rathgeber abgeschwatzet hat. Selbst ihre früher verblendeten Freunde fangen an einzusehen, daß diese sogenannten Constitutionen nichts weiter als Destructionen alles rechtmäßig Bestehenden sind, und daß sowohl ihr Zweck, als ihr Resultat nur allein darin besteht, nach kurzer Heuchelei die höchste und unbeschränkte Gewalt einer wahnsinnigen kirchen- und staatenstürmenden Secte zuzuwenden, und mittelst dessen nicht nur die Könige und Fürsten selbst zu entthronen, zu entehren und zu berauben, sondern auch Leib und Seele, Hab und Gut, natürliche und erworbene Rechte aller Klassen des Volks, der Willkür eben dieser Secte, oder ihrer wechselnden Factionen zu überliefern. Wir werden zum weiteren Beweise dieser Wahrheit in einem folgenden Artikel sogar die Geständnisse der entschiedensten revolutionären Blätter anführen.

Indessen geht es jetzt mit dergleichen Constitutionen allmählig zu Grabe. In Rom und, mit Ausnahme von Piemont, in ganz Italien ist davon keine Rede mehr. In Neapel begnügte sich der König, die neue, unheilbringende Constitution auf unbestimmte Zeit zu suspendiren, nachdem neun Zehntheile aller Landesbewohner, durch 2283 meist in Gegenwart von Notarien abgefaßte Bittschriften, ihn um Abschaffung derselben gebeten hatten. Sie wird dort schwerlich wieder eingeführt werden, doch muß man sich billig darüber verwundern, daß, während man den trotzigen Forderungen einer rebellischen Faction nur zu sehr nachgibt, man hingegen auf die gerechten Wünsche der Treuen und Redlichen des



Schweiz die herr
des Gebietes in den (
und schimpflich die vor
Versammlung fabrizirte
sung den Weg alles P
kannt. In Würtemberg
stitutionen wenig Beifal
gebracht, und vermuthli
Ausnahme von einigen
gerne entbehren. In Pr
tion außer den Kammerst
aber von ihren zahllosen,
ist keine Rede mehr, und
nisterium sagt, mit der Re
mit der Constitutionsschwin
Oesterreich ist die nicht in's L
bereits für todt erklärt word
andere, ihren Verhältnissen
Man klagt ja allenthalben
cheren und gerade des bessern
bewohner gegen die unaufh
dienstraubenden

haben, dieselben nicht als einen Vortheil, sondern als drückende Last betrachten, und mithin den Königen und Fürsten zwar nicht den einzigen, aber doch nach dem Revolutionssysteme selbst, welches die Mehrzahl des Volks für das oberste Gesetz ausgibt, den entscheidensten Rechtsgrund an die Hand geben, besagte Constitutionen wieder abzuschaffen, zumal sie durch dieselben dem Wunsche des Volks zu entsprechen, ihm eine Wohlthat zu erweisen glaubten, nicht aber ihm wider seinen Willen aufdringen wollten, und man Niemanden unter dem Namen von Gunstbezeugungen Lasten und Beschwerden auflegt. Oder meint man etwa, daß die alten vormärzlichen Staaten, welche viele Jahrhunderte fortdauerten, und deren Verfassung nie revidirt werden mußte, auf keinen rechtlichen Grund gebaut, nicht durch die Natur der Dinge, und durch reelle Verträge constituirt und organisirt gewesen seien. Die Constitution oder das Fundamentalgesetz jedes Königreichs, jedes Fürstenthums, besteht in der Unabhängigkeit, oder vollkommenen Freiheit des Landesherrn in seinen eigenthümlichen Territorialbesitzungen, und in den natürlichen, oder vertragsmäßigen Verhältnissen zwischen ihm und den verschiedenen Klassen seiner Unterthanen, d. h. derjenigen, die in seinem Lande wohnen und unter seinem Schutze leben, oder in seinem Dienste stehen. Jene Unabhängigkeit nicht von natürlichen, d. h. göttlichen Gesetzen, noch von rechtmäßigen Verträgen, sondern nur von jedem menschlichen Obern, ist eine offenkundige Thatsache, ein hohes und dennoch mit vielen Beschwerden verbundenes Glücksgut; die Besitzungen werden in den üblichen Titulaturen aufgezählt, und letztere sollten daher weder ausgelassen, noch abgekürzt werden, weil sie stets an den Rechtsgrund und die Erwerbungsart der fürstlichen Macht und Herrschaft erinnern. Endlich sind die natürlichen Verhältnisse und die daraus entspringenden, gegenseitigen Rechte und Pflichten Jedermann bekannt, sie lassen sich in zweifelhaften Fällen sogar urkundlich beweisen, und in

der Regel werden sie besser beobachtet und heiliger gehalten, als von stürmischen sogenannten Volksrepräsentanten oder Volksfactionen, die in dem Dünkel ihrer vorgeblichen Allmacht oder ihrer erzwungenen Stimmenmehrheit keine Gesetze, als ihre wandelbare, brutale Willkür anerkennen, und gerade durch ihre Constitutionen und Decrete alles Eigenthum, alle Rechte und Verträge, alle wahre Freiheit mit Füßen treten.

II.

Radikale Geständnisse über die modernen Papier-Constitutionen.

Gründliche Gegner der Revolution haben es zwar schon vor mehr als dreißig Jahren geschrieben und gesagt, daß jede Constitution, in dem neuern Sinne des Wortes, ein Todesurtheil, oder doch einen Todeskeim für denjenigen König oder Fürsten sei, der sie annimmt, oder selbst ertheilt, denn ein Selbstmord tödtet so gut, als ein Vatermord, und man stirbt von einem Giftbecher, er mag nun freiwillig, oder gezwungen ausgetrunken werden. Dergleichen Constitutionen organisiren ihrer Natur nach einen Krieg auf Leben und Tod zwischen zwei einander entgegengesetzten angeblich obersten Gewalten, derjenigen der Könige, welche zwar die Gewohnheit und das alte Recht, aber zu dessen Handhabung keine Macht mehr hat, und derjenigen des sogenannten Volks, oder vielmehr Factionsrepräsentanten, die zwar auf keinen wahren, oder nur auf einem eingebildeten Rechte beruht, aber dagegen in den Besitz der reellen höchsten Gewalt gesetzt worden ist, und da nach der menschlichen Natur jede neugeschaffene Macht zu wachsen strebt, und auf die Dauer nur mit Widerwillen einen Nebenbuhler oder Mitgenossen duldet, wird sie bald frü-

her, bald später diejenigen leicht überwältigen, welche zuerst nachgegeben hat, aber durch Verlassung ihrer Grundlage ohnmächtig geworden, und in der That bereits vom Throne heruntergestiegen ist. Wenn jedoch die Könige und Fürsten, oder derselben redliche Rathgeber auf die Stimme ihrer Freunde nicht hören wollen, so sollten sie doch wenigstens ihren Feinden glauben, denen in unbewachten Augenblicken oft ähnliche Geständnisse entschlüpfen. So sagte die Tribune (ein äußerst revolutionäres Pariser Blatt im Jahre 1833): „Es gebe kein besseres Mittel, um eine Monarchie abzunützen und zu tödten, als dergleichen Constitutionsversuche. Sie seien der erste vergiftete Pfeil, der aus dem Köcher der Revolution hervorgehe und dessen Wunde nie zuheile." Der Schönschreiber Garat, welcher als Convents-Minister im Jahre 1793 dem König Ludwig XVI. sein Todesurtheil angekündigt hatte, tröstete im Jahre 1814 sich und seine Anhänger über die Charte Ludwigs XVIII. mit der Bemerkung: „daß ja dergleichen Constitutionen eine verschleierte Republik seien." Chateaubriand, der ihnen, seines sentimentalen Royalismus ungeachtet, im Allgemeinen gar nicht ungünstig war, nannte sie ebenfalls „das übliche Vorwort (le préambule obligé) zur vollständigen Republik." (Wohl verstanden, zu einer solchen, deren Großmeister, Bürger und Räthe nur aus den Mitgliedern der zeitgeistigen Secte bestehen soll.) Der National, ein anderes sehr revolutionäres Pariser Tagblatt äußerte sich am 29. August 1833, bei Anlaß der portugiesischen Revolution, mit bemerkenswerther Naivität: „das constitutionelle Königthum sei nichts weiter, als eine Art von Prüfung eines zeitlichen Noviziats zwischen der Monarchie und der Republik, mit welchen sich das Volk (d. h. die revolutionäre Faction) nach Umständen auf kürzere oder längere Zeit begnügen müsse;" dann fügt er zur ferneren Erläuterung bei: „man nehme jetzt die Donna Maria nur, um den viel gefährlicheren Don Miguel zu stürzen, jedoch unter dem Vor-

behalt, späterhin die Donna Maria ebenfalls zu stürzen, wenn diese kleine Königin sich je einbilden sollte, daß sie in den Händen der französischen und englischen Liberalen etwas anderes gewesen sei, als ein Werkzeug, um den Don Miguel bei Seite zu schaffen."

Diese Prophezeiung scheint gerade jetzt (1851) unter Saldanha, dem Haupte der Revolutionärs, in Erfüllung zu gehen. Im Frühling 1848, wo die Wienerrevolution noch nicht durch Waffengewalt gedämpft war, sagten in allen Kaffehäusern die italienischen Mazzinisten zu Mailand öffentlich: „Die Constitution solle und werde ihnen nur zum Stricke dienen, um damit sowohl den Kaiser, als den König Karl Albert, ihren damaligen provisorischen Hülfeleister, zu erwürgen." Ward ja selbst in der großen Frankfurter Constituante, die sich eine Reichsversammlung nannte, und in welche, auf daß doch die hochmüthige Unvernunft nicht ganz ohne Widerspruch bleibe, eine kleine Minderheit verständiger Männer hineingewählt wurde, von linker Seite öffentlich ausgesprochen: „daß ein constitutioneller König doch nur der Ueberrest eines wahren Königs, mithin ein entmannter und verstümmelter König sei." Mit Recht wundert sich daher ein deutsches Blatt, daß es noch Fürsten geben könne, die eine solche Stellung unter einer Constitution, welche die Volkssouverainetät an die Spitze stellt und die oberste Gewalt von unten, von des Volkes und seiner sogenannten Repräsentanten Gnaden delegirt, nicht allzu erniedrigend und verächtlich finden. „Kann man sich", sagt es, „einen Friedrich II. mit einer solchen Constitution denken — einen Löwen in einem Käfig!" In der That, was ist ein solcher König, der keinen Willen, keine Macht, kein Vermögen mehr besitzt; der kein Urtheil fällen, in eigener Person weder reden, noch schreiben, noch handeln darf, dessen zum Schein von ihm ernannte Minister im Grunde nicht seine Räthe und Diener, sondern seine Herren sind, und dem als einziger Trostpfen-

ning aus seinem vormaligen Eigenthume ein jährliches Leibgeding, eine Sinecur-Pension gereicht wird, die man ihm noch dazu täglich vorwerfen, wie dieß in Baden geschah, und jedes Jahr schmälern oder entziehen kann. Man nennt ihn dagegen, zum Spotte noch, unantastbar, unverletzlich; aber trotz dieser papierenen Unverletzlichkeit ward der constitutionelle König Ludwig XVI. zu Paris, auf öffentlichem Platze enthauptet; der ebenfalls als unverletzlich erklärte mexikanische Kaiser Yturbide mit Pulver und Blei erschossen; Carl X. aus dem Lande seiner Väter deportirt, und der noch constitutionellere König, Ludwig Philipp, nebst Weib und Kind, zu Fuß, verkleidet, mit dem Regenschirm in der Hand, zur Flucht genöthigt, bis er in einem Fiacker weiter fortkommen konnte; ein Schicksal, von welchem sie zuverlässig nie wären betroffen worden, wenn sie noch wahre Könige gewesen wären, und keine volkssouveraine Constitution weder octroyirt noch angenommen hätten. Ist das Alles noch nicht genug, um über solche Schmach die Augen zu öffnen, und sich mit Hülfe getreuer Truppen und der eben so getreuen, immensen Mehrheit des redlichen Volks von dem verderblichen Joche zu befreien. Aber das Wanken und Schwanken, das Zagen und Zaudern, Mangel an Selbstvertrauen und Vertrauen zu seiner eigenen Sache, und leider auch nicht selten das böse Gewissen, sind die Ursache des Verderbens.

LIII.

Preußische Zustände.

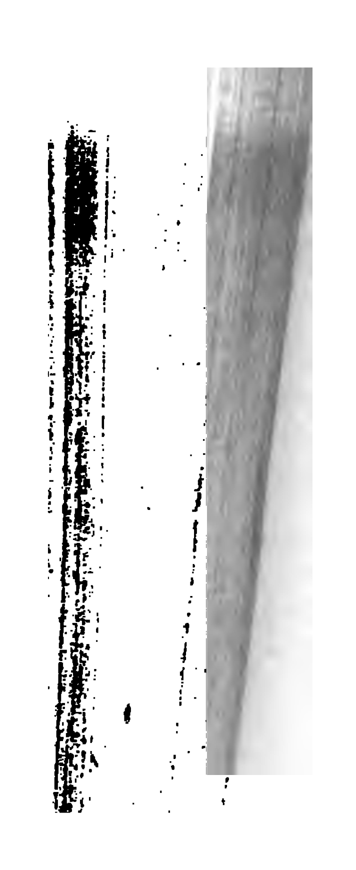
Erster Artikel.

Es gab eine Zeit, wo die Historisch-politischen Blätter den Bestrebungen und Entwicklungen in Preußen sowohl auf politischem, als kirchlichem Gebiete vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit schenkten. Der Grund davon lag nicht in der Ansicht, als wenn der Schwerpunkt der deutschen Angelegenheiten vorzugsweise in Preußen zu suchen sei; es galt vielmehr diesem Irrthume, der vor wenigen Jahren noch ziemlich allgemein gepredigt wurde, kräftig entgegenzutreten, um die Bewegungen in Preußen, sie mochten nun gut oder verwerflich seyn, in ihrer prätendirten Allgemeingültigkeit für das große Vaterland zu bestreiten. Jetzt, wo die unbestreitbare Bedeutung Preußens für das übrige Deutschland durch die Geschichte und die Thatsachen auf ihr rechtes Maaß zurückgeführt ist, und wo das Kaiserthum Oesterreich, dessen geschichtlicher Beruf für Deutschland aus bekannten Ursachen unverhältnißmäßig in den Hintergrund zurückgedrängt war, sich wie ein aus dem Schlafe erwachter Riese wieder erhoben, und durch freie Kraftentwicklung die ihm von Gott und Recht gebührende Stellung wieder eingenommen hat, jetzt liegt es ganz

in der Natur der Sache, wenn diese Blätter Preußen nicht mehr in dem Grade, wie früher, ihre Aufmerksamkeit schenken. Dennoch würde es der Bedeutung und dem Gewichte der zweiten Macht in Deutschland nicht entsprechend seyn, wenn man die Stadien und Entwicklungen der dortigen Zustände nun mit einem Male ganz außer Acht ließe, und den Standpunkt der Historisch-politischen Blätter zu denselben den Lesern nicht auch vor Augen führte. Die Geschicke Preußens greifen nach wie vor tief ein in die Zukunft Deutschlands, wenn dieselbe auch nicht ausschließlich von ihnen bestimmt wird.

In erster Linie steht in diesem Augenblicke die Reactivirung der frühern Provinzialstände durch die preußische Regierung. Der Streit über die Verfassungsmäßigkeit und über die politische Zweckmäßigkeit dieser Maßregel ist noch nicht zum Abschluß gekommen; er wird vielmehr wahrscheinlich in dem Augenblicke, wo dieses Heft gedruckt ist, in den preußischen Kammern mit neuer Heftigkeit entbrannt seyn.

Fassen wir zuerst den ersten Punkt, die Verfassungsmäßigkeit dieser Maßregel, in's Auge. Es ist freilich Thatsache, daß darüber die entgegengesetztesten Ansichten laut geworden sind; manche Mitglieder der früheren Provinzialstände haben sich in ihrem Gewissen verpflichtet geglaubt, dem Rufe ihres Königs nicht zu folgen, und auf den Provinziallandtagen nicht zu erscheinen; von mehreren Seiten sind sogar ausdrückliche Proteste erfolgt. Dagegen hat der größere Theil der Mitglieder sich unweigerlich auf den Provinziallandtagen eingestellt, und damit ein faktisches Zeugniß abgelegt, daß er jene Rechtsbedenken und Proteste für ungegründet halte. Ja es hat von manchen Seiten nicht an der Beschuldigung gefehlt, daß dieser Nichtbeschickung der Provinziallandtage eine böswillige, wo nicht verbrecherische Absicht zu Grunde läge. Aus diesen so sehr sich widersprechenden Ansichten sollte man schließen, daß es sich hier in der That um eine Controverse über eine äußerst schwierige Rechtsfrage handelte. Uns dage-

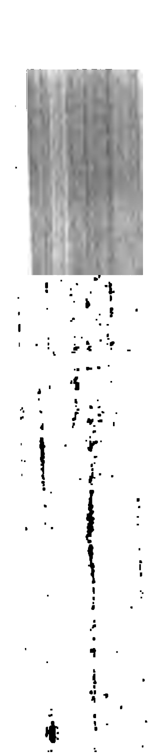


daß die preußischen beständen. Wir er Stimme, welche seit 3. December 1848 ir handenseyn der früher verlauten lassen. Alle es waren nicht die f Provinzialstände und Gesetzgebung in den aber Jedermann schien betrachten, daß die bis durch die Verfassung vo sei, und daß beide derg stünden, daß sie nicht ne ten; daß also mit der in 3. December die Provinzial Nur der gewichtigen Stim es mehrere Jahre später v ten zu gewinnen, daß Preu Zeit habe, eine ausdrücklich eine nichtaufgehoben

daß die Absicht des Gesetzgebers in dieser Beziehung keinem Zweifel unterworfen sei. Ganz anders verhielte sich freilich die Sache, wenn die Rechtsgültigkeit der Verfassung vom 3. December ebenfalls bestritten würde. Damit würde zu gleicher Zeit das rechtliche Erlöschen der provinzialständischen Verfassung, welche in dem positiven Inhalte der Verfassung vom 3. December lag, folgerichtig verneint.

Und der Verfasser dieser Zeilen kann nicht umhin, die Ueberzeugung auszusprechen, daß diese schärfere Consequenz, welche die Kritik rückwärts auch an die Rechtsgültigkeit der Verfassung vom 3. December legt, und vermittelst der sie zu der Verneinung der letzteren kommt, Vieles für sich hat. Auch haben wir für unsere Person nie ein Hehl daraus gemacht, daß wir sämmtliche Verfassungsveränderungen in Preußen, die seit den Märztagen 1848 datiren, in mehrfacher Beziehung für ungültig hielten; theils weil die Bestimmungen bei Verfassungsveränderungen, welche den Beirath der Provinzialstände und die Zustimmung der ersten Kurie des vereinigten Landtages voraussetzten, nicht eingehalten waren, theils aber auch, und ganz insbesondere, weil unläugbar ein ungesetzlicher Zwang auf die Entschließung der Staatsregierung eingewirkt hatte. Wer von diesem Standpunkte eine rechtliche Opposition gegen die Aufhebung der Provinzialstände hätte machen wollen, der würde freilich aller Wahrscheinlichkeit nach keine praktischen Erfolge davon gesehen haben, weil Niemand, und am allerwenigsten die Staatsregierung, geneigt gewesen seyn würde, das einigermaßen beschämende Zugeständniß zu machen, daß man sich schon von vorn herein auf dem Boden der Ungesetzlichkeit und einer unheilbaren Nichtigkeit bewegt hätte; aber wissenschaftlich und vor den Rechtsgewissen einzelner ehrlicher und scharfdenkender Männer wäre eine solche Deduction ohne Zweifel siegreich durchzuführen gewesen.

Die Rechtsgültigkeit der Verfassung vom 3. Dec. aber einmal



vinzialstände ein unheilbarer W
wenn kein Gesetz vorhanden w
gesammte frühere provinzialständ

Wenn eine neue Instituti
gesetzt wird, so pflegt freilich g
Beseitigung jedes Mißverständnis
zuzufügen, daß mit der neuen
welche mit der erstern im Wil
seyn sollten. Nöthig ist aber e
dem es sich ganz von selbst vers
setzgebers, durch spätere Bestimm
derogiren, klar und unzweifelhaf

Vielleicht können wir uns
Beispiel verständlicher machen.
der letzten Zeit auch eine neue
führt; es hat z. B. sämmtliche C
landesgerichte theils den neuen
gewissen Untergerichten überwies
erinnerlich, ob dabei ausdrücklic
ren Oberlandesgerichte aufgehobe
lich ist es der Fall: aber würde

Präsident des Oberlandesgerichtes, und Präsident des Oberappellationsgerichtes zu Magdeburg seyn, und würde eine rechtliche Forderung an den Gehalt beider Stellen haben. Wie aber die Amtsfunctionen dieses alten Oberlandesgerichtes mit denen des neuen Appellationsgerichtes sich ohne Collision vereinigen ließen, das sehen wir nicht ein, und müßten wir erst darüber um Belehrung bei dem Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten und dem Herrn Oberappellationsgerichtspräsidenten in einer Person bitten.

Ganz dasselbe Verhältniß findet zwischen den Kammern nach der Verfassung vom 3. December und zwischen den frühern Provinzialständen statt.

Es würde hier zu weitläufig seyn, nachzuweisen, wie diese beiden Institute ganz entschieden mit einander collidiren, und wie die den Kammern übertragenen Kompetenzen mit den Kompetenzen der Provinzialstände ganz unvereinbar sind. Wir werden im zweiten Artikel darüber sprechen. Ich rede hier natürlich nur de lege lata, nicht de lege ferenda.

Das Statut über den vereinigten Landtag hatte allerdings die Absicht, die Kompetenz der Provinzialstände mit der Kompetenz des vereinigten Landtages in organischen Einklang zu setzen. Beide sollten neben einander bestehen, und es kommt dabei auf die weitere Frage nicht an, wie weit dieses auf die Länge möglich gewesen wäre, weil es sich hier blos um die Ermittlung der Absicht des Gesetzgebers handelt. Ebenso mag es hier vorerst dahingestellt bleiben, ob sich nicht eine solche Modifikation in der Zusammensetzung und in der Kompetenz der Kammern denken ließe, vermöge der die früheren Provinzialstände in einem Theile oder in dem ganzen Umfange ihrer Befugnisse noch daneben bestehen könnten. Wie die Kammern aber gegenwärtig bestehen, schließen sie die Kompetenz der Provinzialstände aus, sowohl ihrem Wahlsysteme als ihren Befugnissen nach. Oder glaubt z. B. etwa Herr von Gerlach wirklich, daß es Absicht der Verfassung

eine solche baare Unmöglich
Dezember bezweckt habe? Ne
Appellationsgericht Alternati
andere aufhob, eine eben so
schen der Verfassung vom 3.
herigen Provinzialständen stat
levant, ob die Klausel von de
fassung ausdrücklich hinzugefü
fluß brauchte man nur die
3. Dezember, Herrn von M
und alle, die sonst daran gea
Absicht nicht gewesen sei, m
die bisherigen Provinziallands
Antwort wird jedenfalls beja
jeden halbverständigen Mensc
mals in Preußen mit diese
ob er die Sache nicht ganz
Antwort wird einstimmig b
lach könnte sich selbst fragen,
von 1851 könnte den Herrn

der erheiternde Zwischenfall ein, daß von entgegengesetzter Seite plötzlich die Entdeckung gemacht wurde, wie eben diese Prämisse, auf welche Herr v. Gerlach sein ganzes Gebäude aufgeführt hatte, überhaupt gar nicht vorhanden sei.

Es wurde nachgewiesen, daß in der Verfassung vom 3. Dezember ein besonderer Paragraph, ich weiß nicht mehr welcher, sich vorfinde, in welchem ausdrücklich und buchstäblich mit deutlichen Worten stehe: „Alle Gesetze über Provinzialstände sind hiemit aufgehoben.“

Und damit verstummte plötzlich die Deduktion über die rechtliche Forterxistenz der Provinzialstände. Wir legen durchaus kein großes Gewicht darauf, daß Herr v. Gerlach diesen Paragraphen der Verfassung vom 3. Dezember nicht gekannt hat; wohl wenige Menschen möchte es geben, welche ein starkes Gedächtniß für alle Bestimmungen der vielen Verfassungen besitzen, welche die neuere Zeit improvisirt hat. Aber daß man in der Hoffnung, ein solcher Paragraph sei nicht vorhanden, dergleichen Schlußfolgerungen künstlich aus diesem Umstande ziehen wollte, das ist es, was unser Kopfschütteln von vornherein erregt hat.

Somit wäre denn die rechtliche Aufhebung der Provinzialstände ausdrücklich und buchstäblich konstatirt und eine einseitige Reaktivirung derselben von Seite der Regierung wäre ohne offenen Verfassungsbruch nicht möglich gewesen. Trotzdem hat der Minister des Innern die Provinzialstände zusammenberufen, und wenn der größere Theil derselben diesem Rufe gefolgt ist, so lasse sich aus diesem Umstande von vornherein muthmaßen, daß noch ein anderer gesetzlicher Anhalt dazu, als die weggefallene Prämisse des Herrn v. Gerlach, aufgefunden seyn müsse.

Dieses ist nun allerdings wirklich der Fall. Herr von Manteufel, der bei seinem unläugbar patriotischen Willen und bei seiner großen administrativen Gewandtheit doch das eigene Schicksal hat, daß er seine gesetzgeberischen Vorschläge

bern auch das kleinste Dor
dadurch ganz dieselben Ge
demselben Wahlschema. Es
mokratischer Bureaukratie, o

Es muß der neuen pre
Gerlach zum Ruhme nachge
dauernder Energie und Ge
Gemeindegesetz gewarnt und
überhaupt, trotz unserer einz
lungen an diesem Blatte und s
daß es den Kern des eigentlich
sich unvergängliche Verdienst
sem Blatte zur Last legen, i
Charakter und der Geschich
sind die Nationalfehler, mit
chen kann; aber die großen
wickelt hat, und in denen es
Zeitung als Muster und Be
sind vorzugsweise Verdienst d
Rechnen wir dahin nament

Freunde? Was in Preußen zu retten war, das hat sie gerettet, und mehr gerettet, als selbst die kühnsten Wünsche zu hoffen wagen konnten. Wir fühlen uns zu dieser Anerkennung in diesem Augenblicke um so mehr gedrungen, da es fast scheint, als wenn auch für sie die Stunde des Undankes, dem kein Mensch entgehen kann, dessen Motive über dem großen Haufen erhaben sind, mit starken Schritten herannahte; und als ob eine andere Partei von ungleich zweideutigerem Charakter sich anschicke, die Früchte zu ernten, von denen jene den Saamen ausgestreut hat. — Doch kehren wir von dieser Abschweifung auf unsern eigentlichen Gegenstand wieder zurück, und versparen wir eine ausführlichere Würdigung der neuen preußischen Zeitung und ihrer Partei auf ein späteres Heft.

Die Gegenvorstellungen der neuen preußischen Zeitung hatten lange keinen Erfolg; Herr von Manteufel beharrte auf dem Gemeindegesetze länger, wie auf jeder andern seiner gesetzgeberischen Schöpfungen. Es schien das Lieblingskind zu seyn, auf welches er stolz war, und welches ihm vorzugsweise am Herzen lag. Indessen traten doch bei der Ausführung, die der neue Minister des Innern, Herr von Westphalen, mit großem Eifer vorbereitete, mit jedem Tage mehr Schwierigkeiten hervor, und es stellte sich immer mehr heraus, daß so ganz verschiedenartige Gemeindezustände, wie sie einmal historisch vorhanden waren, sich auch bei der größten bureaukratischen Kraftanstrengung doch nicht gleichmäßig in die einförmige Schablone hineinrecken und strecken ließen. Diese realen Unmöglichkeiten auf der einen Seite, und die unermüdlichen Predigten der neupreußischen Zeitungspartei auf der andern Seite brachten die Ausführung nach und nach in's Stocken, und fingen selbst an, den Willen des Herrn von Manteufel schwankend zu machen. Die liberalen und demokratischen Parteien, denen dieses Gemeindegesetz, gleich allen ursprünglichen Schöpfungen des Herrn von Manteufel,

die Verfassungsmäßigkeit e
hobenen Provinzialstände
scheine von Recht berufen

Aufrichtig gesagt, ha
gesetzgeberische Thätigkeit
Preußens in den letzten z
regelmäßig verfolgt; dieses
schaffen ermüdet zuletzt, zu
„letzten" Stadium doch m
daß es noch keineswegs das
daher in seiner Geschichtszäh
geben, in welcher Weise de
Recht zuerkannt wurde, Kom
oder wie der Ausdruck sonst
vinzen zusammenrufen zu dür
difikationen provinzieller Nat
erheische, wenn es zur Ausfü
und That behülflich seyn kön
daß solche Kommissionen Sac
ren Zwecke wohl schon an f

hung rechtlich in keiner Weise gebunden, und wenn sich ergab, daß eben dieselben Männer, aus denen im Jahre 1847 die letzten Provinzialstände bestanden, auch zu diesen Kommissionen die geeignetsten waren, so war es ganz in der Ordnung, wenn die Regierung diese dazu einberief. Auch ließ sich rechtlicher Seits nichts dagegen einwenden, wenn sie die Lücken, die in der Zahl dieser Männer eingerissen waren, nicht selbstständig ausfüllte, sondern das frühere provinzialständische Wahlgesetz als den zweckmäßigsten Modus dafür occupirte.

Dieses ist denn auch geschehen. Trotz dem aber können wir es uns sehr gut erklären, und wir stimmen ganz damit überein, wenn nicht bloß die liberalen Fractionen, auf deren Klagen wir weiter kein moralisches Gewicht legen, sondern wenn auch streng conservative, aristokratisch gesinnte und fromme Männer ihren Zutritt zu diesen Kommissionen aus Gewissensbedenken verweigert haben. Das Ministerium hat nämlich mehr gethan, als die Verfassung erlaubt; es hat nicht zu Kommissionen, sondern es hat ausdrücklich zu Provinziallandtagen wählen lassen; es hat ferner das altständische Wahlgesetz nicht als eine neue Maßregel für diesen besondern Fall publicirt, sondern es hat die Wahlen zu Folge eines noch bestehenden Gesetzes vornehmen lassen. Es war zur Zusammenberufung von Kommissionen, nicht aber zu Ausschreiben von Provinziallandtagen bevollmächtigt und berechtigt, und wir stimmen daher vollständig mit der Erklärung des edlen Grafen von Fürstenberg überein, der das Erscheinen auf dem Provinziallandtage verweigerte, weil sein auf die Verfassung geleisteter Eid ein solches Erscheinen untersage, so sehr er auch sonst ein Zurückgehen auf conservativere und geschichtlichere Grundlagen, im Gegensatze zu der jetzigen Verfassung, für zweckmäßig und politisch wünschenswerth hielte.

Die Zusammenberufung von Provinziallandtagen ist und

schied nicht aus bösem Will
im guten Glauben gehandel
inne zu halten glaubte,
Reactivirung der Provinzia
gens hat auch der Erfolg s
gen geöffnet. Da die Männ
einberufen waren, so setzten
ständigen Besitz ihrer frühern
tenz, und wenn ich nicht irr
Merseburg, welche sogar an
faßte, worin man sich beschw
zur Zusammenberufung des P
Zeit nicht inne gehalten sei
die Erwartung ausgesprochen
solche Unterlassung nicht mehr

Die neue preußische Zei
Klagen und Proteste gegen Be
auf die man weiter kein Gew
man die Märztage von 1848,
3. December, die kurz darauf

man leider zugeben, daß dieser Hohn, den die neue preußische Zeitung auf solche skrupulöse Gewissensbedenken schleudert, eben nicht ungerechtfertigt ist. Die Verfassung selbst steht in formaler Beziehung auf zu zweifelhaftem Boden, und ist in Bezug auf ihren Inhalt in der That zu wenig aus geschichtlicher Nothwendigkeit hervorgegangen, als daß die Heilighaltung derselben, sei es nun von Seiten der Regierung, als auch des Volkes, so tief in den Gewissen begründet seyn könne, wie z. B. in England; und es mag daher zugegeben werden, daß, subjectiv genommen, hier viel Declamation und Phrase bei solchen Protestationen mit unterläuft. Dieß gilt zumal von der tugendhaften Entrüstung, welche die liberale und demokratische Partei an den Tag legte. Diese Herren haben in den letzt verflossenen vier Jahren ganz andere Uebertretungen des positiven Staatsrechtes, sie haben geradezu den Umstoß des ganzen bisherigen Rechtes, sie haben Aufruhr und Hochverrath geduldet und auch gut geheißen, wenn es nur zu ihrem Zwecke paßte. Eine moralische Berechtigung zu solcher tugendhaften Entrüstung kann man diesen Herren daher bei dieser Veranlassung schwerlich zugestehen; aber ein Unglück, einen unseligen Zustand muß man es jedenfalls nennen, wenn die Sachen bereits so weit gekommen sind, daß das gehaltvollste Organ in Preußen objectiv wohlbegründete Bedenken über Verfassungsverletzung so leicht nehmen, und, der geschichtlichen Wirklichkeit gegenüber, öffentlich als hohle Phrasen bezeichnen kann und darf. Je mehr die Kreuzzeitung in dieser Beziehung Recht hat, ein desto schlimmeres Zeugniß legt sie für die Rechtszustände und für das in Preußen herrschende Rechtsbewußtseyn ab.

Abgesehen von der rechtlichen Seite hat die Sache auch noch eine sittliche und religiöse Seite. Bekanntlich ist die jetzige Verfassung in Preußen nicht nur als zu Recht bestehend eingeführt, sie ist auch von sämmtlichen Staatsbehörden, Kammermitgliedern u. s. w. beschworen. Eine Verfassungs-

will sich nicht blos vor de
binden, sondern auch vor
Daraus geht denn auch her
gen eines solchen Eides nur
abzumachen, und daß das
hat. Sehr häufig aber liegt
rischen Eides durchaus keine
Sünde wird durch Leistung
Alle Lehrer der christlichen L
darin überein, daß ein eidlich
gehung einer Sünde oder die
sich enthalte, an sich null und
allerdings schwer gegen Gott,
lichen oder unmöglichen Eid
ebenfalls zum zweiten Male v

Es ist daher immer ein
wenn neu fabrizirte Verfassun
stimmung der Majoritäten, un
denschaftlicher und revolutionär
mit einem Schwure bekräftigt

Sodann aber läßt sich bei solchen gleichsam auf Probe gemachten Verfassungen gar nicht vorhersehen, ob sie in allen Punkten auch nützlich, oder in der Ausführung auch nur möglich seyn werden. Stellt sich nun später heraus, daß die Verfassung schädlich oder unmöglich sei, so tritt in diesem öffentlichen Verhältniß ganz dieselbe moralische Regel ein, wie bei Privatverhältnissen: es war ein leichtfertiger, sündlicher und an sich ungiltiger Eid.

Die Erfahrungen von Frankreich hätten billigerweise darüber belehren sollen, und an Warnungsstimmen gegen die Beschwörung der jetzigen Verfassung in Preußen hat es auch zu seiner Zeit nicht gefehlt. Indessen war Herr v. Manteufel wie häufig von der Vortrefflichkeit der unter seiner Aegide ausgearbeiteten Verfassung in dem damaligen Momente aufrichtig durchdrungen. Er zweifelte nicht, daß sie rechtlich und politisch untadelhaft sei, wenn nur das Gesetz über die erste Kammer u. s. w. einige aristokratische Verbesserungen erhielt. Für diesen Preis, für ihre Einwilligung zu diesen Verbesserungen bot er den liberalen Mitgliedern der Kammern die Vereidigung auf die Verfassung, indem der König Gewissenbedenken habe, dieselbe in ihrer damaligen Gestalt zu beschwören. — Sollte Herr von Manteufel nochmals in die Lage kommen, eine neue Verfassung für Preußen vorzulegen, — was gar nicht unmöglich ist — so hoffen wir wenigstens, daß er den Eid auf dieselbe nicht wieder in Anregung bringen wird.

v. Fl.

Dr. Wilh

und sein hinterlassenes Werk: „
Lazer von und zu Alte

Vorwort d

Dr. Wilhelm Meinhold i
kum, insbesondere durch seine
here“ und „Sidonia von Bo
Als er jene Werke schrie
Pfarrer und festhaltend an d
stenthums, welche der reforma
großen Schiffbruch des Gla
hinübergerettet, da war es
Hyperkritik unserer Zeit auf d
selbe mit dem gelehrtesten Scha

heißt die göttliche Wahrheit für menschliche Fälschung der Geschichte erklärt: so war es jetzt die Absicht des protestantischen Doctors der Theologie, dieser Kritik in seiner Bernsteinhexe ein in der That fabricirtes Werk vorzulegen, das sie, die so vieles Aechte für falsch und unterschoben erklärt hatte, nun umgekehrt als alt und ächt hinnehmen sollte. Daß ihm dieß, bei seiner Meisterschaft in Darstellung vergangener Zustände in ihrem Geist und in ihrer Sprache, bis zu einem hohen Grade gelang, und daß Virtuosen der negativen Kritik, die Christus und die Acta seiner Apostel läugneten, an die Bernsteinhexe und ihre Acten glaubten, ist noch in gutem Andenken.

Allein je mehr der protestantische Dr. Meinhold durch solche Darstellungen, die ursprünglich gegen die negative Kritik gerichtet waren, veranlaßt wurde, näher auf die Unterschiede einzugehen, die den Protestantismus mit seinen Secten von der katholischen Kirche scheiden, je schärfer er einer Seits die letzten Principien, worauf beide ruhen, in's Auge faßte, und je unläugbarer sich ihm anderer Seits in seinen historischen Forschungen die Früchte, die beide getragen, aufdrangen: um so klarer mußte ihm von Tag zu Tag die Unhaltbarkeit seines eigenen protestantischen Standpunktes werden, und die Ueberzeugung in ihm erwachen, daß jene negative, Alles zerstörende Kritik des individuellen, keine höhere Autorität achtenden Verstandes, welche er bekämpfen wollte, mit den Principien des Protestantismus innigst zusammenhange, ja dessen eigentliche Seele sei.

Da trat nun für ihn eine Periode schmerzlicher innerer Kämpfe ein. Er mochte längst an seiner Confession zweifelhaft geworden seyn, ehe er noch einen vollen und lebendigen Glauben zur Kirche gewonnen, die er ja fast nur aus Büchern und theoretisch, nicht aber aus dem Leben kannte. Dazu war er für sich und den Unterhalt seiner Familie an sein Amt angewiesen; ein isolirter Uebertritt hätte ihn der bittersten Noth preisgegeben. So zögerte er, unter beständigem

... ..., unzählige Geist
nichts sehnlicher erwarten, ...
im Großen, die sie und ih...
Entblößung sicher stellen wür...
tritte, menschlicher Voraussic...

Indessen wurde die Sti...
mit dem fortschreitenden Studi...
Ueberzeugung mit seiner Stellu...
daher mit selbstverläugnendem ...
zog sich nach Charlottenburg zur...
begnügend, und auch diese, ...
mens, mußte er besorgen, zu ...
machend von der durch den Pr...
wissensfreiheit und freien Forsc...
Kirche zurückträte, wohin ihn ...
ner Söhne einer that auch wirk...
sich in Breslau, unter dem Fü...
katholischen Theologie. Er sel...
dessen mit dem unermüdlichsten ...
neu gewonnene Ueberzeugung...

Kämpfe jenes Zeitalters mit ihren Motiven und Resultaten historisch getreu schildern, und so die Kirche in ihrer Heiligkeit, Größe, Consequenz und Herrlichkeit, und den Abfall in seiner wahren Gestalt vor die Seele der Zeitgenossen rufen.

Rastlos arbeitete er an diesem Werke; wenn er gesund war täglich zwölf Stunden, und in der letzten Zeit mit steigender, verzehrender Hast, als fühle er im Herzen den Tod voraus, der ihn Sonntag den 30. November 1851, als er mit seiner Schrift, die dem Plane nach in seinem Geist vollendet war, und von deren Wirkung er sich so große Erfolge für die Aussöhnung versprochen, zum Abschluß des ersten Bandes gediehen war.

Ohne allen Zweifel war er in allen wesentlichen Punkten von der katholischen Wahrheit in seinem Inneren überzeugt; mit seinem Uebertritte zögerte er jedoch, wohl in Erwartung jener allgemeineren Vereinigung, zu der sein Werk beitragen sollte. Doch wollte er, wenn er auch mit dem letzten Schritte zauderte, seiner gewonnenen Ueberzeugung kein Hehl haben. Unter dem 22. November, also acht Tage vor seinem plötzlichen Hinscheiden, schrieb er, wie die deutsche Volkshalle Num. 284, 7. December, von guter Hand mittheilt, am Schluße eines Briefes:

. . . . . „Was nun mich selbst anbelangt, so ist meine Lage noch immer dieselbe. Ich arbeite fleißig, so viel es mein Befinden gestattet, an meiner neuen Schrift, und Sie werden die ersten Proben in den „„Historisch-politischen Blättern““ lesen.“

„Ob man mich aber zum Lohne dafür nicht auf der Stelle zum armen Manne machen wird, steht dahin. Nun, Gott wird helfen; ich habe den schweren Schritt gethan! Grüßen Sie rc. rc.

Charlottenburg, den 22. November 1851.“

...... ihm geboten. Er
einem Werke, das originell
sich als das Ergebniß des
tiren und der gelehrten, wie
friedigung gewähren wird.
Tod, arbeitete er die letzten
ten Tage seines Lebens, mit
ihn, das begonnene Werk zu
des zu früh Verstorbenen sich
lichkeit zu übergeben, das ein
eine passende Kost für die ge

Das Blatt fügt, das
kung bei: „Einige seiner Fre
herzlich correspondirte, setzten
ja, hofften sogar von seinem
strebungen die Conversion de
Ziele waren seine letzten Kräft
rer, warmer Königsfreund,
voll Begeisterung für Gott un
seine arme Wittwe! ...

Ausarbeitung über den Zustand der evangelischen Kirche im Norden ablehnte, ahnte ich nicht, daß bald so wichtige Ereignisse eintreten würden, welche meine jahrelange Sehnsucht einer Vereinigung der getrennten Confessionen zu verwirklichen, auf das unzweifelhafteste begünstigen dürften. Da dieß jedoch wirklich durch höhere Lenkung geschehen ist, wie die Einleitung zu den Proben aus meinem „„getreuen Ritter““ Ihnen sagen wird, so säume ich nicht, meine Haut furchtlos zu Markt zu tragen, und der verehrlichen Redaction zu geben, was sie wünscht, und noch mehr dazu.“

Das beiliegende Heft mit den Proben führte die Aufschrift: „Die Reise zu Dr. Martin Luther. Proben aus dem chronikalischen Epos, „„Der getreue Ritter““, oder Sigismund Hager von und zu Altensteig und die Reformation. Ein Versuch zur Vereinigung der getrennten Confessionen. In Briefen an die Gräfin Julia von Oldofredi — Hager in Tarnopol von Wilhelm Meinhold, Doctor der Theologie, Verfasser der chronikalischen Epopeen, „„Die Bernsteinhexe““ und „„Sidonia von Bork.““

Die uns mitgetheilten Auszüge haben das Treiben zu Wittemberg, worin natürlich Luther und seine Familie den Mittelpunkt bilden, zum Hauptinhalt, als Gegensatz dazu wollte er später in weiteren Proben die Beschreibung des Concils von Trient folgen lassen.

Wir theilen nun hier zunächst seine einleitenden Worte mit, worin er sich über seine Stellung und die Zustände der protestantischen Kirche und die Absicht bei seinem Werke ausspricht, und zugleich die Leser inständig um ihr Gebet in seiner bedrängnißvollen Lage bittet, eine Bitte, die wir ihnen für den so unerwartet vom Tode überraschten, unverdrossenen Mann, der seine Existenz seiner Ueberzeugung opferte, dringend an's Herz legen.

München, den 12. December 1851.

Die Redaction.

---

ersten Male der Zeitpunkt
mit der katholischen Kirche,
versucht werden dürfte.

Calixtus, Leibnitz, P
kanntlich diese Aussöhnung
beide Kirchen in der Lehre
war noch zu groß und ur
als fast die ganze deutsch
Rationalisten bestand, wäre
Aussöhnung nun vollends e
durch die Einwirkung der C
den allermeisten protesta
der Glaube an den lebendi
und eine Mischung von Lu
leitende Princip unserer neue
hält sich die Sache ganz and

Von allen diesen Männ
theraner, ist bereits jene
trennte, übersprungen. Denn
durch den Glauben alle

nicht bestehen, und nicht streiten wider den Satan und das Papstthum, viel weniger siegen" *).

Nichts destoweniger aber ist, wie gesagt, dieser Artikel heut zu Tage stillschweigend von fast allen protestantischen Geistlichen in seiner crassen symbolischen Fassung aufgegeben, und sie predigen mit den Katholiken einen Glauben, der durch die Liebe thätig seyn müsse, wofür sie der ewige Fluch Luthers mit seinen Mitreformatoren getroffen.

Ist dadurch schon der größte Schritt gegenseitiger Annäherung geschehen, so dürften die Ereignisse der neueren Zeit doch bei allen verständigen evangelischen Geistlichen geradehin eine Sehnsucht nach gänzlicher Versöhnung mit der katholischen Kirche erwecken, wie sie dieselbe denn in der That schon bei mehreren erweckt haben, und ich schriftlich und mündlich von ihnen um die kühne Verfolgung meines schon hin und wieder verlautbarten Zweckes ersucht worden bin. Denn mit dem Versprechen des Staates, „die evangelische Kirche frei zu geben", hat er zugleich das Damocles-Schwert über den Kopf ihrer Geistlichen gehängt, und nicht zehn Jahre nach jenem schrecklichen Zeitpunkt würden vergehen, und sie wären sämmtlich dem Bettelstabe und dem Hungertode verfallen.

Denn so wahr es ist, was der sonst so parteiische Ranke von den Anfängen der Reformation sagt: „die Geistlichkeit hätte sich ohne das Fürstenthum nimmer behaupten können" **), so wahr und wahrhaftig wird sie sich auch jetzt nicht ohne das Fürstenthum behaupten können, und die Lehrer der freien Gemeinde, wie die Geistlichen der protestantischen Kirche im Waadtlande und in Nordamerika, welche bekanntlich auf gewisse Zeiten gemiethet werden, gleich den Viehhirten, und Alles

*) Tischreden, Leipz. Ausg. Fol. 161.

**) Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. B. V. S. 443.

den Laien, der den wahren
können.

Wollte man hiegegen e
tung des Oberkirchenraths
Lande, in meinem Vaterla
äußernden Gelüste der Geme
schen Kirchengut vorgebeugt
ren durchaus der entgegenge
kannten „Grundzüge ein
deordnung für die östli
zu recensiren nicht der Ort is
nes besonderen Gemeinde-Ki
durch Urwahlen ergänzt werde
für der Massen frei, wogege
dentschaft wenig schützen wird,
sten der lächerliche Fall vorge
Bauer rc. Herr Kirchenrath
natürlich sich weit erhaben üb
wenn nun gar die verheißen
käme, auf welcher, dem Pla

Andere, worunter 29 pommersche Superintendenten, fechten die Gemeindeordnung an sich an, während 208 Kirchenpatrone sich ihnen später gewissermaßen angeschlossen und bei des Königs Majestät gegen ihre thatsächlich aufgehobenen Rechte protestirt haben. Denn der Kirchenpatron behält nach dem Statut nicht mehr Rechte, als sein Tagelöhner.

Trotz oder vielleicht in Folge dieser Protestation hat aber der Oberkirchenrath nach der Spenerschen Berliner Zeitung vom 8. Nov. dieses Jahres Num. 262 es sogar als ein Recht der Gemeinde erklärt, die neue Kirchenordnung selbst ohne den Willen des Kirchenpatrons einzuführen; und dasselbe Recht wird in der folgenden Zeitungsnummer nun sogar schon speciell der Gemeine zu Putzar bei Anklam gegen den Grafen von Schwerin von dem Consistorium in Stettin zugestanden, welcher letztere bekanntlich im Jahre 1848 als Minister des Cultus das eben errichtete Oberconsistorium aufhob, auf dessen Trümmern der nunmehrige Oberkirchenrath erwachsen ist. Freilich wird es Niemand dem Minister, Grafen v. Schwerin, verdenken, daß er consequent auf seinen Ansichten beharrt, und nebenher auch nicht als Präsident der zweiten Reichskammer von seinem Dorfpastor sich präsidiren lassen will.

So ist denn ein Krieg Aller gegen Alle in naher Aussicht, wenn nicht schon in vollem Gange; wie sich denn nach der Zeitung vom 13. Nov. auch in mehreren Superintenduren der Altmark bereits die Gemeinen gegen jene Neuerung aufgelehnt haben, der vielen Pommerschen zu geschweigen. Und überdies werden und müssen durch diese Zerwürfnisse bald so viele neue Secten entstehen, als im schwülen Sommer Insecten aus der Erde kriechen.

Käme zu dieser traurigen Ueberzeugung von der ihr drohenden Gefahr (welche ich anderswo motivirter ausspre-

...ßen verhaltet, auch
Fortbestehen ihrer ehelichen

Aber auf welche Weise
rige Schuld zur klaren und
bringen? Auf dem rein-wiss
mal versucht ist, wird es nic
serer evangelischen Geistliche
und, wenn sie es thun, habe
gegen, indem nichts wahrer i
wird so spitzig durch Vernun
durch Gegenvernunft widerleg

Noch viel weniger lesen
dere Gebildete solche Bücher,
den Katholicismus kaum besse

Da habe ich mich denn
Werke getragen, welches vers
zeit mit Stumpf und Stiel, n
gen, ihren Lehren und Einric
Charakter...

lichen Dichtung*), die ich zugleich deutsch, englisch und französisch erscheinen zu lassen beabsichtige, dem Leser plastisch vor Augen zu stellen. Von diesem meinem „Getreuen Ritter“ in Briefen an die geistreiche Gräfin Julia v. Oldofredi in Tarnopol, den letzten Sprößling meines historischen Helden, ist der erste Theil druckfertig, und wird die Dedication an die gesammte evangelische Geistlichkeit sich deutlicher und ausführlicher über die Nothwendigkeit ihrer Vereinigung mit der katholischen Kirche aussprechen, als dieß begreiflich hier geschehen kann.

Ich theile in dieser trefflichen und weitgelesenen Zeitschrift indeß die ersten Proben aus meinem Werke mit, und sollte es dem katholischen Leser scheinen, daß ich mit Gottes Beistand und Hilfe meinen jedenfalls löblichen Zweck erreichen könnte; so bitte ich demüthig um sein Gebet für mich und meine Brüder.

Denn der schonungslose Muth, mit dem ich mit den vereinten Kräften der Kunst und Wissenschaft, wie es vielleicht nie geschehen, in das Herz des Protestantismus gedrungen bin, wird mir eine solche Verfolgung zuziehen, daß ich, wenn ich mein eigenes Heil bedächte und mich meines täglichen und nächtlichen Seelendranges erwehren könnte, mich lieber in die äußerste Strandhütte Pommerns zurückzöge und das Brüllen des Meeres und das Geschrei des Sturmvogels zeitlebens anhörte, als das brüllende Zetergeschrei, welches insonderheit der Rationalismus (obgleich ich begreiflich gar nichts mit ihm zu schaffen habe) von unzähligen Seiten über mich und mein schonungsloses Werk erheben wird.

---

*) Ich habe diese Dichtungsform, welche ich das chronikalische Epos nenne, in der „Bernsteinhexe“ angewendet, und mich in der Vorrede zum dritten Theil der „Sidonia“ ausführlicher über ihre ästhetische Bedeutung geäußert.

Aber in dieser schwächlichen, heuchlerischen, vermittelnden, rücksichtsvollen, Alles bemäntelnden, Tugend und Laster, Wahrheit und Lüge gleich belächelnden niederträchtigen Zeit, kann Nichts uns helfen, als den Schaden Josephs offen und rücksichtslos aller Welt vor Augen zu legen.

Wahrheit und Gerechtigkeit und Nichts als Wahrheit und Gerechtigkeit ist das Ziel, das ich verfolge. Und, um dieß desto freier zu können, habe ich bereits seit Jahr und Tag mein reichlich nährendes Amt aufgegeben, mich aus den Armen meiner Freunde, ja meiner eigenen leiblichen Kinder gerissen, und mich in die Nähe der großen Hauptstadt und ihrer literarischen Quellen nach Charlottenburg mit kargem Bissen zurückgezogen, selbst auf die Gefahr hin, daß man mir auch noch diesen für meine unerhörte Kühnheit nehmen dürfte.

Denn noch einmal: ich schlage mit dem Schmiede- und nicht mit dem Zucker-Hammer!

Möchte ich bald zahlreiche, starke Gesellen finden, die mir die starren Herzen erweichen helfen, daß sie in unserm großen, weiten, herrlichen, so schmählich zerrissenem Vaterlande bald wieder warm und liebend zusammensänken, die theuern katholischen und evangelischen Bruderherzen. Amen!

(Proben aus dem Werke selbst werden folgen.)

LV.

Aphoristische Zeitläufte.

XII.

Der moderne Geist der Revolution seinem Ursprung und Ziele nach.

Man kann den Charakter der französischen Revolution nicht verstehen, wenn man sie nicht in ihrem Zusammenhange und als welthistorisches Factum faßt. Sie ist kein bloß französisches, auch nicht einmal ein europäisches Factum, sondern eine große Periode in der Weltgeschichte, einer der Wendepunkte der Zeit, wo der tausendjährige Lauf der Dinge eine andere Richtung nimmt. Uebrigens hat es schon oft einen Umschwung der Geschicke in der Welt gegeben, doch zeichnet sich das, was wir die Revolution nennen, vor allen anderen Zeitaltern und ihren Umwälzungen aus. Jene betreffen höchstenst die äußere Thatsache; die Revolution, deren wir Zeuge sind, geht in die Tiefe. Dieß bedarf einer kurzen Auseinandersetzung.

Das Grundprincip der revolutionären Staats- und Rechtsphilosophie ist die falsche Freiheit. — Freiheit ist an sich das Recht, zu seyn, was der Mensch seyn soll; im re-

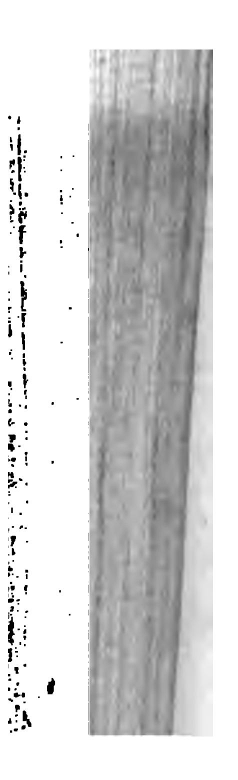


unabweislich zu dem Satze,
Geheimniß der revolutionäre
Mensch ist sein eigener Got
Grundsatz, der nicht mit Unr
betrachtet worden ist. Die G
Luther, Kalvin und Karlsstat
hüllt, den Aposteln und Träg
verkündigt wurde, und pflanzt
wickelter fort bis auf die jüng
man die Einwendung eines unl
Unrechte entgegen setzen würde.
lution in ihrem kirchlichen, wi
läuft also ein rother Faden, u
stem, welches immer vorhanden,
logisch entwickelt und ausgebild
Entsetzens, Staunen und Bewu

Nach zwei Seiten hin ist
zwei Seiten her wird er getrage
in Gott, in dem wir

schlechte gaben. Er findet eine Welt und eine menschliche Gesellschaft vor, der er sich unterwerfen muß. Nach beiden Seiten hin erklärt ihn aber die Revolution für unabhängig, und fordert ihn auf, beiderlei Abhängigkeit, in die er sich nicht freiwillig begeben, von sich zu werfen, nach beiden Seiten hin die Fahne der Empörung aufzupflanzen.

Auf der Seite der Religion geht diese Unabhängigkeitserklärung noch über den Atheismus hinaus, so wie in der Lossagung vom Capitale der bisherigen Erfahrungen der Gesellschaft die Auflösung der letzteren liegt. Der sociale Zustand einer Gesellschaft ist nämlich die Art und Weise, wie eine solche lebt, mit inbegriffen die Art der Vertheilung und Uebertragung des Eigenthums. Natürlich ist diese Lebensform für die, welche darin leben, zugleich eine Lebensschranke, eine Regel, ein Gesetz, welches der, der ihm gehorchen muß, nicht selbst gemacht hat. Somit hat die Revolution den unversöhnlichen Krieg gegen alle Lebensformen, die sie vorfindet, in ihrem nothwendigen Gefolge. Wird nun diese Lebensweise geändert, und zwar ohne Rücksicht auf die bisherigen Erfahrungen der Gesellschaft, so ist es klar, daß der bisherige Zustand aufhört, ohne daß mit Sicherheit zu bestimmen wäre, welcher neue an seine Stelle tritt. Sicher ist also nur, daß die Revolution zerstört. Die Zustände, die thatsächlich aus ihr hervorgehen, sind größtentheils der Berechnung entzogen. Auf diese beiden Zielpunkte: Abolition aller positiven Religion (das heißt Indifferentismus), und Abschaffung aller ererbten socialen Einrichtungen, arbeitet nun die Revolution los, und die Gesetzgebung hat ihr fast ohne Ausnahme in ganz Europa gedient.



... Bildung das
eigentliche Zweck des S
große Mittel aufgeboten,
setzt, als Preußen, unter
Altenstein, um Volks- u
ben. Was Preußen, so
ausging, 1807 auf den
auf der Schulbank wieder
des Königs Friedrich Wil
täten, hundert und zwanz
Zahl Real- und höhere B
lehrer-Seminarien und ge
Wirksamkeit; der sechste M
Kind; Preußen war sonach
Aber, wenn wir unparteiisch
künstliche Hyperkultur bitter
dieser Zeugen ist Herr Eil
Preußenthums am Rhein,
Begünstigung des Rheinische
aere perennius gebaut. ...

Herr Eilers, ist ein Thor, wenn er glaubt, Gleichheit und Brüderlichkeit auf dem Wege der Erziehung und des Unterrichts einführen zu können. Das lautet freilich anders, als die Lehre, die früher in Preußen Jahrzehnte lang als die halbofficielle galt.

Um mit der Volksbildung und der Bildung zu Volkslehrern anzufangen, so hat diese keinen geringen Antheil an der großen Katastrophe von 1848 gehabt. Die Natur und das Wesen jener modernen Seminarbildung brachte zunächst ein bitteres und scharfes Gefühl der Unzufriedenheit mit äußeren Verhältnissen, Wohnung, Besoldung, Schulstuben, bäuerischen Sitten, Kleidung der Kinder u. s. w. mit sich. Es wäre, sagt Herr Eilers, der Mühe werth, die Zeitungsartikel zu sammeln, welche von Schullehrern mit dem Zeugnisse No. I. herrühren; hieraus würde man sich überzeugen, daß die Schullehrerseminarien mit ihren übermäßigen wissenschaftlichen Bildungsbestrebungen das Gegentheil von dem bewirkt haben, was die Königin Louise und die Träger ihrer menschenfreundlichen Ideen beabsichtigten.

Noch interessanter ist das, was Herr Eilers über die innere und geheime Geschichte des preußischen Gymnasialwesens sagt. „Ich stehe vor der betrübenden Thatsache, daß, nachdem diese Anstalten 30 Jahre lang mit einem ungeheuren Aufwande von Mitteln und Kräften gewirkt haben, die Bildung, welche sie zu erstreben suchten, in geringerem Maaße vorhanden ist, und die Nation auch weniger Werth darauf legt, als am Anfange dieser Periode." Der Grund dieser betrübenden Erscheinung mag wohl hauptsächlich darin liegen, daß das Streben nach einer freien und edleren Bildung nicht, wie in England, aus der Sitte der Nation, sondern doch wieder aus eigennützigen Nebenabsichten hervorging und überhaupt nicht als reines Naturprodukt entstanden, sondern durch die Treibhaussonne von Staatsmaßregeln hervorgelockt war. Daher kamen die Gymnasien in Mißkredit und im Publico

benützen lassen, etwas Ti
Söhne Französisch, Engl
Physik, Geschichte, Geog
Rechen- und Buchhalterku
türlich den Mützenhandel i
suchten Dienste in großen
Der intelligentere Theil de
besteht aus diesen Unglückli
Gymnasien und Universitäte
kommen konnten." Dabei d
den, daß die Gymnasien, n
bei der studierenden Jugend
als eben so viele Missioni
Systems wirkten. Die Folg
für Alles, was die Vergang
waren unberechenbar.

Daß die Rückwirkung d
und Volksschulen auf die Univ
begreift sich leicht. Waren die

frei gesprochen werden können. Sie müssen es sich gefallen lassen, nach ihren Früchten beurtheilt zu werden." Herr Eiler's gibt zu: „daß der in den Tiefen wühlende Geist, der, wenn er dauernd zur Herrschaft kommt, wie allem Bestehenden, so auch ihnen selbst, und zwar binnen Kurzem, den Untergang bringen wird, daß dieser Geist in ihrem Schooße gezeugt und durch ihre historischen und politischen Lehren groß gezogen sei." Gegen diese drohende Stellung waren die Bundestagsbeschlüsse vom Jahre 1819 gerichtet. Es ist charakteristisch für die Urtheilsfähigkeit des Herrn Eilers zu sehen, wie er den zermalmenden Klagegrund zugibt, dagegen aber das Heilmittel, nach welchem die Regierungen griffen, mit allerlei oberflächlichem und albernem Gerede bekämpft. Wenn die Regierungen „eigene Beamten bestellten, die den Geist sorgfältig beobachten sollten, in welchem die akademischen Lehrer bei ihren öffentlichen Vorträgen auf die Jugend einwirkten," so hätte diese Maßregel, weit entfernt, im Princip den Tadel des Herrn Eilers zu verdienen, eine weise und wahrhaft wohlthätige werden können. Aber sie scheiterte in der Ausführung durch die Wahl der Menschen, denen die Vollstreckung anvertraut war. Wenn man bedenkt, daß der bekannte Rehfues viele Jahre hindurch Regierungsbevollmächtigter in Bonn war, so wird man begreifen, was aus dem Bundestagsgesetze im praktischen Leben werden mußte; „Buchstaben tödten nicht, sie finden keine Hände." Herr Eilers meint nun freilich: „war es wirklich so weit mit den Universitäten gekommen, so wäre es besser gewesen, sie ganz aufzuheben, und Anstalten anderer Art an ihre Stelle zu setzen." Aber bei einigem Nachdenken mußte dieser Advokat des preußischen Liberalismus von 1819 finden, daß beides in Deutschland unmöglich erscheint. Daß Herr Eichhorn gerade an der Verbesserung und Umwandlung der Universitäten scheiterte, daß er von dem in diesen lebenden Geiste ein wohlverdientes aber vollgerütteltes Maaß der Züchtigung empfing und

unverrichteter Sache seine Mission im Stiche lassen und abziehen mußte, dieß, wir läugnen es nicht, erregt in uns dasselbe Gefühl der Befriedigung, wie wir es immer empfinden, wenn wir die Nemesis ihr Amt vollziehen sehen. „Der Minister Eichhorn hatte schon in seiner früheren Stellung Alles aufgeboten, die Bundesbeschlüsse vom 20. September 1819 zu verhüten, die damals allgemein als eine Maßregel aufgenommen wurden, welche nur dazu dienen könne, die herrschende Achtung vor der Würde der Wissenschaften und ihrer Träger aus dem Gefühle des Volks zu verdrängen; und als dieses gegen das Uebergewicht und die Entschiedenheit der österreichischen Stimme nicht möglich war, ihre Ausführung gemildert. Nachdem er das Ministerium übernommen, dachte er ernstlich daran, die Universitäten vor der Schmach einer solchen polizeilichen Aufsicht zu befreien, mußte sich aber bei näherer Erwägung der Verhältnisse bald überzeugen, daß die dazu erforderliche Aufhebung der gedachten Bundestagsbeschlüsse zur Zeit noch nicht zu erlangen sei. Er sann daher auf andere Auswege und beschloß, die Instruction auf die außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten, die ohnehin schon in eine mildere Praxis übergegangen war, nach und nach so außer Uebung kommen zu lassen, daß der polizeiliche Charakter wegfalle, und nur übrig bleibe, was mit einer würdigeren und freieren Stellung der Universitäten überhaupt und insbesondere ihrer Rectoren und Senate vereinbar sei. Eine förmliche Abänderung der Instruction in diesem Sinne konnte noch nicht ausgeführt werden; aber die Regierungsbevollmächtigten wissen, wie weit auf dem bezeichneten Wege fortgeschritten worden. Auch der Titel „„außerordentliche Regierungsbevollmächtigte““ sollte außer Gebrauch gesetzt werden und nur der Titel „„Kuratoren““ stehen bleiben.“

Man sieht, Herr Eichhorn wollte mit den Mitteln von 1819 im Jahre 1840 wohlfeilen Liberalismus machen, und hat darüber, in einer kaum mit Worten auszudrückenden Weise schimpflich ausgepfiffen, die Bühne räumen müssen.

Die Moral dieser Geschichte ist: Preußen hat bei seiner Treibhausbeförderung der öffentlichen Bildung nach dem eigenen Geständnisse seiner Agenten und Vertrauten schlechte Geschäfte gemacht. Hüte sich Jeder, der im Begriffe steht, in Preußens Fußstapfen zu treten, daß er nicht in die nämliche Grube falle.

LVI.

Die Geschicke Frankreichs

und der achtzehnte Brumaire des Napoleoniden Louis Bonaparte.

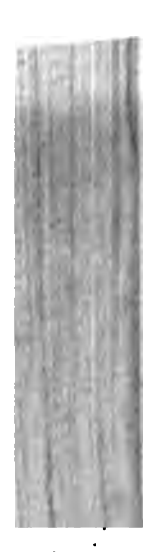
München, den 13. December.

Was längst wie ein drohendes Gewitter am Horizonte stand, hat sich unter Donner und Blitz in der Nacht vom ersten auf den zweiten December 1851 plötzlich entladen. Das revolutionäre Fieber, welches mit seinem zerstörenden Feuer seit zweiundsechzig Jahren in den Adern des todtkranken Frankreichs brennt, ist durch eine große Katastrophe in ein neues Stadium getreten.

Wieder ist in Paris eine französische Verfassung, die Republik des Februars, von den Kanonen zusammengeschossen worden und in Dunst zerronnen.

Wie sie begann, so endete sie auch, und die Fortsetzung folgt.

In den Faubourgs und auf den Boulevards hat wieder das grobe Geschütz gedonnert und das Rottenfeuer geknarrt; eine Armee von hunderttausend Mann hat die republikanische



...; die bewaffnete
gen- und Proletarier-R
sie entwaffnet wurde, ge
gen die von dem souver
Versammlung gekreuzt;
Februar-Ordnung, zerst
Reihen des souverainen
niedergeschossen; wer pro
spruch zu fürchten war, w
seines Amtes entsetzt; und
zen Rechtsbestande auch d
einem Handstreich suspendi

Mit einem Worte:
mal um eine Revolution re

Ein Nebelgebild, das
walt brüstete, ist durch ei
Nichts zerflossen, und eine
Geschützdonner erhoben.

Wie im Februar 184
thums ...

Spitze wilder Massen, geschaffen, das hat, an der Spitze disciplinirter Soldaten, das Machtgebot eines Soldaten, dem die neue Ordnung durch ihr allgemeines Stimmrecht die höchste Gewalt in die Hand gegeben, durch einen Staatsstreich vernichtet. Ein fait accompli ist an die Stelle des früheren getreten und erwartet das folgende.

Das ist die Nemesis der ewigen Ordnung, welche durch alle Geschichte geht. Der blutigen Saat zügelloser Freiheit entsproßt die blutige That unumschränkter Despotie; und die von unreiner und unrechtmäßiger Hand verübte blutige That findet dann wieder ihren strafenden Rächer. Nach diesem Gesetze hat L. Napoleon ausgemessen, und nach dem gleichen Gesetze wird ihm wieder eingemessen werden; das bezeugen die zweiundsechszig Revolutionsjahre der Geschichte Frankreichs mit ihrer fortlaufenden Verkettung von Verbrechen und Züchtigungen.

Ein kläglicherer Zustand als der, unter welchem Frankreich seit seiner letzten republikanischen Befreiung seufzte, kann wohl nicht gedacht werden.

Die Unhaltbarkeit der aus dem Umsturz von 1848 hervorgegangenen Verfassung, die in der That nichts war, als die legalisirte Anarchie, der sanctionirte Widerstreit der Gewalten, der endlose Parteikampf, die permanente Revolution, war Allen so fühlbar, daß nicht leicht Jemand, der es mit seinem Vaterlande wohl meinte oder nur das Geringste zu verlieren hatte, ohne bange Besorgniß Abends zu Bett ging; denn er wußte auch nicht im entferntesten voraus, was morgen das Schicksal Frankreichs seyn könne, und unter welchem neuen Herren oder Gesetz er vielleicht aufwachen würde.

Nur das Eine wußte Jeder mit Gewißheit, daß es auf die Dauer nicht so bleiben könne, daß eine Veränderung eintreten müsse, und daß diese eine mehr oder minder gewaltsame, also eine Revolution seyn würde, da die Verfassung selbst in ihrer revolutionären Schwindelei, in ihrer Eifersucht

gegen jede dauerhaftere, einheitliche, oberste Gewalt, nahezu alle legalen Wege einer nothwendigen und heilsamen Reform verbaut und verrammelt, und die Acht des Hochverrathes darauf gesetzt hatte. Sie hatte die Majorität unter das Joch der Minorität gestellt, und sich eine unverletzliche Heiligkeit zuerkannt, sie, die selbst aus dem improvisirten Umsturz der Summe aller Gewalten und Gesetze, aus der Ueberrumpelung durch einen Handstreich der Revolution, aus einem großen Volksbetruge entsprungen war; denn am Abend vor dem 24. Februar 1848 ahnte Niemand in Frankreich, was der folgende Tag durch eine Straßen-Emeute über Frankreich und Europa bringen würde. So wenig war diese Revolution ein Werk des freien Willens der Nation gewesen.

Die Angst stieg in der letzten Zeit von Tag zu Tag, je näher mit dem Ende dieses Jahres 1851 der verhängnißvolle Tag der neuen Präsidentenwahl heranrückte, da das, was keine gesetzliche und friedliche Lösung zuzulassen schien, zur Entscheidung kommen sollte. Wie ein schwerer Alp lastete die nächste Zukunft auf jeder Brust der unfreiwilligen Republikaner. Scandal über Scandal! Die von der Verfassung getrennten und eifersüchtig einander gegenübergestellten Souverainetäten lagen beständig einander in den Haaren: die gesetzgebende Assemblee bekämpfte mit tödtlichem Haß den Präsidenten; der Präsident, Inhaber der Vollzugsgewalt, feindete mit höhnischer Verachtung die Assemblee an; dem Präsidenten genügte die Gewalt nicht, welche ihm die Verfassung zuwies, er suchte sie über die Gesetze zu vermehren; die Assemblee dagegen trachtete, die ihm gesetzlich zukommende zu vermindern und wo möglich zu entreißen; während hinwiederum in ihrem eigenen Schooß die verschiedenen Parteien: Bourbonisten, Orleanisten, Bonapartisten, weiße und rothe Republikaner gegen einander mit rücksichtslosem, sich selbst entwürdigendem Grimme, unter steten Intriguen und Scan-

balen, haderten, da jede die Summe der Gewalt für sich gewinnen wollte, und so alle zusammen die ganze Versammlung und die parlamentarische Regierung um jedes Ansehen in den Augen des Volkes brachten.

Die letzten Gesetzesvorschläge trieben den Zwiespalt der Gesetzgeber und des Präsidenten auf die höchste Spitze, und zeigten zugleich das elende Parteigezänke in der zerrissenen Versammlung, und ihre gänzliche Ohnmacht, den Interessen des Volkes zu entsprechen, in der traurigsten Blöße.

Während der Präsident, den Principien der Rothen sich scheinbar annähernd, durch die geforderte Wiederherstellung des uneingeschränkten Stimmrechtes die Gesetzgebende mit einer Berufung an die Massen bedrohte, suchte ihrer Seits die Assemblee durch das Verantwortlichkeits-Gesetz ihm die Hände zu binden und seine Wiedererwählung abzuschneiden, und zu gleicher Zeit durch den Quästoren-Vorschlag dem Gebundenen auch die Waffen zu entwinden. Sie wollte in dem richtigen Instinkt, daß in einer Zeit, worin durch Revolution von unten und Despotismus von oben das Rechtsbewußtseyn gänzlich erloschen ist, die einzig entscheidende und wirkliche Macht das Schwert sei, die Armee unter ihren Befehl stellen. Bei diesen Verhandlungen zeigte sich der Wahnsinn der anarchischen Februar-Verfassung in seinem ganzen verderblichen Umfange, indem er die tapferen Generale, die in der Assemblee saßen, verleitete, die Advokaten zu spielen und gegen das Oberhaupt des Staates, ihren höchsten Chef, zu haranguiren und zu intriguiren; während umgekehrt die Advokaten und Kammerschwätzer ihre Hand nach dem Commandostabe über die Truppen ausstreckten. Das heldenmüthige italienische Heer Radetzky's hat sich im Jahre 1848, klüger als die afrikanischen Generale, von einer ähnlichen Rolle, welche ihm die Souveraine von Kremsier zugedacht, mit edler Entrüstung abgewendet.

Der Vorschlag hatte auch für die Versammlung den ent-

Ehre, und verderblich für i
ihn sollte der heillose Zwiesp
zerrüttete, nun auch in ihre
Weise eingeführt werden. Die
aufhören; sie sollte zwei H
und die Assemblee. Diese bei
nur mit einander in tödtliche
entwürdigten sich gegenseitig,
zwiespaltigen Assemblee, die A
machte, schändete Einer auf's
Commando der Armee wäre da
Präsidenten und der Versammlu
wieder der verschiedenen, sich geg
geworden. Während die eine das
ter und siegreich aus den mörd
heimgekehrter Soldaten in die
Parlamentsschwätzers gelegt hät
damit einen unbekannten Gener
angehörte, betraut. Ueber ein

volution Frankreich beglückt hatte; es war ganz dieselbe, welche die Frankfurter endgültige Reichsverfassung mit ihren kühnen Griffen, ihrem allgemeinen Stimmrecht und ihrem oberherrlichen Parlamente Deutschland octroyiren wollte.

So rieb sich Alles in dem trostlosesten Zwiespalte auf, und der geistige Bürgerkrieg loderte fortdauernd in hellen Flammen, während die Gewalt des Präsidenten schnellen Schrittes ihrem Erlöschen sich näherte, und die verhängnißvolle Neuwahl heranrückte.

Niemand wußte Rath, wie der frevelhaft geschürzte Knoten sich friedlich lösen sollte; Alles stand erschrocken und mit klopfendem Herzen vor dem schwarzen verschlossenen Thore einer drohenden Zukunft. Jede gesetzliche Lösung schien durch das wahnsinnige, mit den Bedürfnissen des Landes in schreiendem Widerspruche stehende Gesetz selbst vermauert und verriegelt. Da erwachte in Allen, die etwas zu verlieren hatten, der schreckliche Gedanke, wenn bei diesem zerrüttenden Parteikampf zur Zeit der Neuwahl Alles in voller Auflösung und Verwirrung auseinander fallen würde, dann werde die rothe, in den Juniuskämpfen nur mit Mühe niedergeschlagene Hydra des Socialismus und Communismus, mit ihren europäischen Verbündeten, unter Ledru Rollin, Mazzini und ihren Genossen, wieder siegreich ihr hungriges, blutlechzendes Haupt erheben, und Alles mit ihrem Feuerrachen verschlingen.

Die Unhaltbarkeit, die Unsicherheit und innerliche Verwirrung des politischen Rechtszustandes, die gänzliche Ungewißheit der Zukunft lähmten, neben den steigenden Auflagen und Lasten, schon lange allen Verkehr, und störten durch Furcht und Mißtrauen Handel und Wandel. Längst waren die Illusionen der Revolution verschwunden; das Volk war müde, und verlangte um jeden Preis nach Ruhe. Wie schweres Blei lag daher dem Bürger von Paris die Angst in den Knochen, eines Nachts würden die Rothen die Sturmglocke läu

…, suchte w
sich, diese Gefahr zu best
Nationalgarde mit Schreck
scheuem Blicke nach der Ar
das entschied, wenn ihr obe
gebrauchen; die Saat war

Mit solchen sorgenvolle
kanischen Bürger von Paris
als sie am folgenden Morge
rieben, da verkündeten ihnen
klamationen des Präsidenten
unter Anrufung von „Freiheit
daß in der Nacht der entscheid
Armee, die mit brennenden L
von allen Seiten einrückte, di
kein Traum aus der Kaiserzeit
dieser Pariser Philister, der so
glauben sollte, mit erleichterten
daß der Teufel endlich die verfl
gen Gezänk genommen, da der …

Auge!" Die Börse und die Judenschaft ist gar überselig; nie standen seit 1847 die Curse höher, als seit die Kanonen des Prätendenten die Stimme der Gesetze und der zersprengten Gesetzgeber zum Schweigen gebracht! So weit ist es mit unserm Rechtsbewußtseyn gekommen!

Joinville hatte die Asche des Kaisers von der fernen Insel im Weltmeer herbeigeholt, Louis Philipp, der Bürgerkönig, hatte sie mit Pomp bei den Invaliden beigesetzt und damit den Bonapartismus begraben gemeint; jetzt schien er wieder vom Tod erstanden. Und wie der Oheim in seinem bekannten Bulletinstyl verkündet hatte: „Das Königreich N. N. hat aufgehört zu existiren und sein altes Königshaus aufgehört zu regieren:" so verkündete jetzt der Neffe: „Die Assemblee ist aufgelöst, der Staatsrath existirt nicht mehr."

Die Furcht der Besitzenden vor den communistischen Schnapphähnen und rothen Gurgelabschneidern und der Zorn der Armee über ihre Erniedrigung durch das Regiment der souveränen Kammer-Advokaten und das Gaukelspiel der Parlaments-Regierung, das waren die beiden Flügel, auf denen sich der napoleonische Adler erhob. Und als den stärkeren der beiden Flügel nannte er die Armee „die Elite der Nation" und forderte zuerst ihr entscheidendes Votum über das nachfolgende Plebiscitum, ihr damit das Adelsdiplom einer künftigen Aristokratie seiner Militärherrschaft ertheilend. Zur Ausführung aber wählte er denselben Tag, an dem die Glocken von Notre Dame 1804 der französischen Republik zur Kaiserkrönung geläutet, und 1805 die Kanonen von Austerlitz im Dienste des triumphirenden Erben der Revolution gedonnert, der den eisernen Fuß seines nimmersatten Ehrgeizes auf den Nacken der Fürsten und Völker gesetzt.

Nach verhältnißmäßig geringem Widerstande fügte sich Alles dem mit Muth, Energie und Verschwiegenheit geführten Gewaltstreiche, und war die Republik des Februars die Ueberraschung eines Tages, so fiel sie durch die Ueberrumpelung

... sagen, Frankreichs oder
anderwärts sieht es nicht viel
Meuchelmorde von 1848 haben

Und so hat das französisch
stenthume und mit dem Rechte
hergehenden, wieder eine neue,
fahren; es ist abermal der We
den Völkern zu einer warnenden

Gedemüthigt wurde die Ass
sung sterben wollte; gedemüthigt
vergeblichem Proteste verschwand;
terstand, der schweigend das Nied
sehen mußte; gedemüthigt alle Il
auf einen Wink ihrer Freiheit be
die Armee in ihren eingekerkerten
demüthigt die Presse, die auf Co
müthigt die rothen Demagogen u
die in ihrer kläglichen Ohnmacht
Parteien, außer der siegenden, u
rascht, denn der ...

Paris zu unterwerfen, wie sie sich allen früheren, dort vollführten Revolutionen, ohne Ausnahme, unterworfen hatten; gedemüthigt endlich ganz Frankreich, das gegen die rothen Hyänen kein anderes Rettungsmittel weiß, als sich unter den Schutz des Säbels eines Dictators zu stellen, den es unter dem Bürgerkönig, wegen der Attentate von Straßburg und Boulogne, als einen abenteuerlichen Flibustier verlachte und ruhig in den Kerker werfen ließ, und der jetzt zu ihnen spricht: „Du bist der Souverain; ich aber befehle dir, wähle zwischen mir und dem Chaos," denn das ist der Sinn des großen Wahltages vom 20. December, an welchem Frankreich durch das allgemeine Stimmrecht seine Souverainetät ausüben soll!

Nach zweiundsechszig Revolutionsjahren hat das unglückliche, zerrissene, von Steuern erdrückte Land nicht nur keine Freiheit, sondern nicht einmal die Grundlagen einer Verfassung gewonnen; es glaubt sich vielmehr gezwungen, einem Soldaten Vollmacht zu ertheilen, ihm die zu octroyiren, die er noch in der Tasche hat! Wahrlich ein Berg, der weniger als eine Maus geboren!

Wird aber das französische Volk den Sinn einer so scharfen Demüthigung, einer so tragischen Ironie verstehen? Wird es von seinem politischen Atheismus, von seiner revolutionären Hoffart zu seinem Gott, zu seinem Recht und zu seinem rechtmäßigen Fürsten zurückkehren? — und so endlich die zerstörenden Revolutionen und die erniedrigenden Handstreiche schließen? — Leider ist dazu wenig Hoffnung vorhanden!

Es ist wohl wahr, Louis Napoleon verspricht ihm als Preis für diese Schmach, das rothe Ungeheuer der Revolution zu zermalmen. Er läßt fusiliren und deportiren. Allein wird er sein Versprechen lösen können, er, der selbst die Revolution seine Mutter und den Despotismus seinen Vater nennt; der in seinen eigenen Proklamationen sich als den Fortsetzer „des durch die Revolution regenerirten

... Monarchie
Das ist menschlicher V...
Dezembers 1851.

Es sind catilinari...
corrupten Civilisation,
Freiheit unwürdig ist.
Wir beklagen diese Zuku...
ruhigtes und in sich befe...
Sicherheit, keine Entwaffn...
sten, kein beruhigtes Euro...

Wohl mag die Erwa...
große Masse von den Prin...
will, eine Nothwendigkeit,
allein welche traurige Altern...

Da inzwischen bereits ...
Spiegel ihre Toilette für da...
Höflingsmanieren des Imperi...
den wir nach der erfolgten V...
seine Person, seine Stellun...
Auge fassen.

